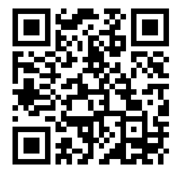
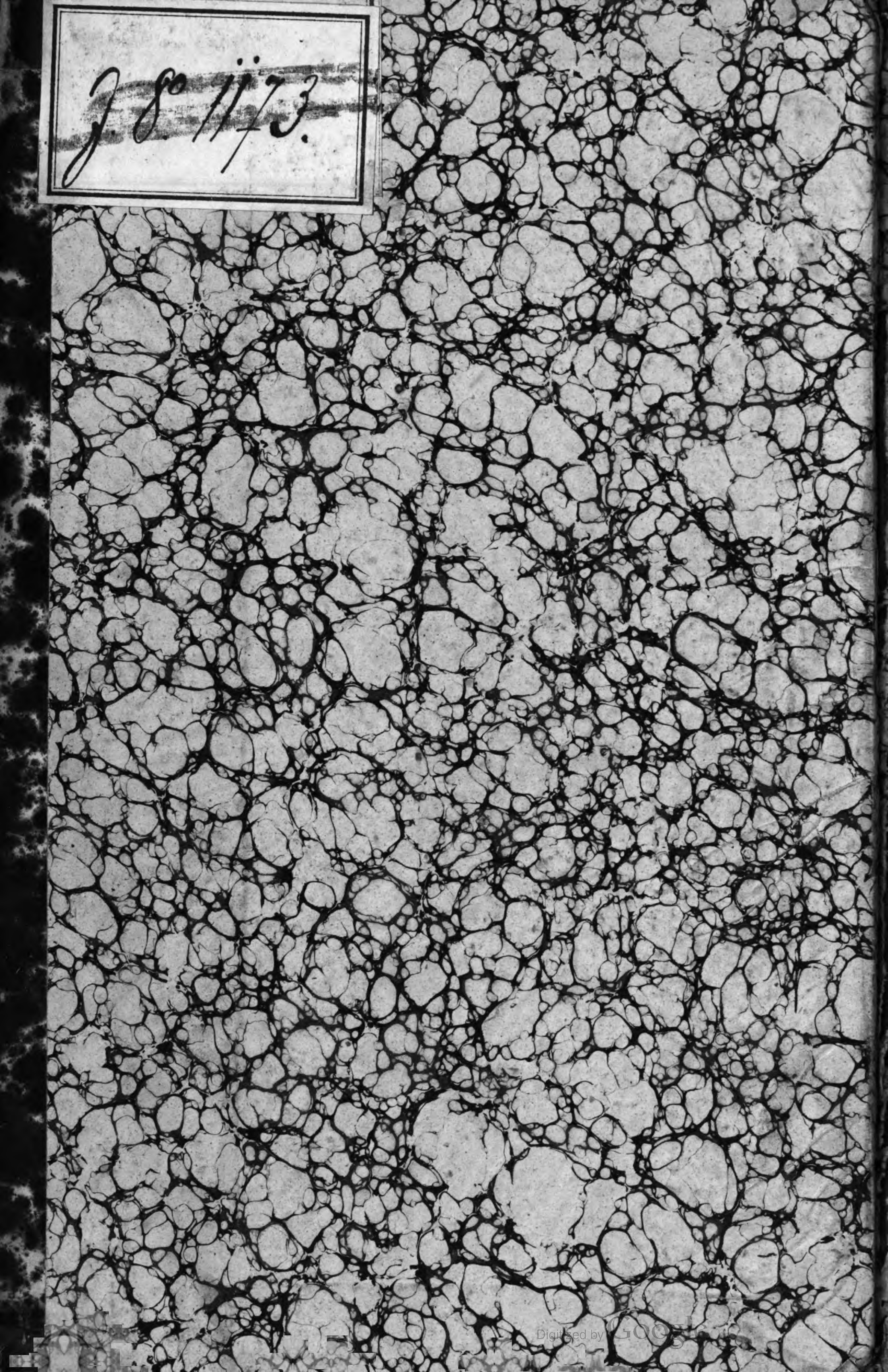
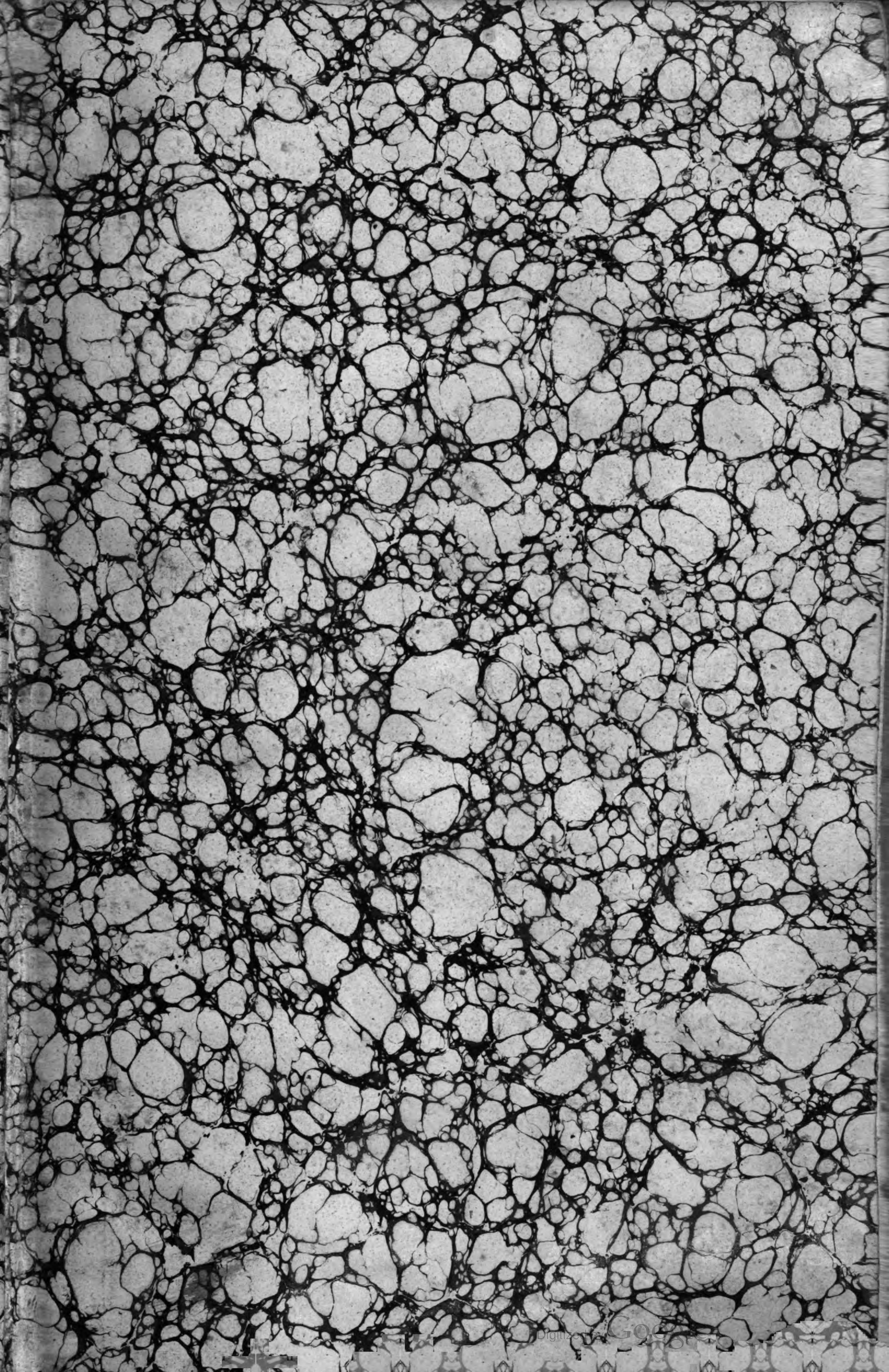






Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal.

Sechster Band.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Goßmann.

1869.


K. K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Heft.

Zur Moralstatistik. Der Einfluß der Wohnung auf das Betragen von Dr. Etienne Laspeyres . . . . 1—112

Einleitung: §. 1. Die Wohnungsreform von ihrer ethischen und wirthschaftlichen Seite 1—3.

I. **Das statistische Verarbeitungsmaterial:** §. 2. Untersuchung der Handelskammer von Paris im Jahre 1849, 3. §. 3. im Jahre 1860, 7.

II. **Die aus dem statistischen Material gewonnenen Resultate:** §. 4. Einfluß der Güte und der Schlechtigkeit der Wohnung 10. §. 5. Das Wohnen in eigenen Möbeln oder in Chambregarnie oder beim Meister 15. §. 6. Die Gewerbe 26. §. 7. Gewerbe und Wohnungsarten 29. §. 8. Indirecte Ermittelung des Betragens 32. §. 9. Zutreffen der gefundenen Procentsätze für die einzelnen Gewerbe 41. §. 10. Vergleichung der Jahre 1860 und 1847, 45.

III. **Die Gründe für den Einfluß der Wohnung auf das Betragen:** §. 11. Abweisung des Zufalls 49.

1) §. 12. Gründe für den guten Einfluß des Wohnens in eigenen Möbeln 52. 2) Gründe für den schlimmen Einfluß des Wohnens in Chambregarnie 58.

A. Auf beide Geschlechter: §. 13. Das Beisammenwohnen vieler Chambregarnisten in demselben Stadttheil 59, im Verhältniß zum Flächenraum 62, zur gesammten Einwohnerzahl eines Stadttheils 68, zur Bevölkerungsdichtigkeit 69. §. 14. Das Zusammenwohnen vieler Chambregarnisten in einem Hause 71.

B. Auf die Frauen: §. 15. Der Einfluß ist schlimmer auf die Frauen als auf die Männer 74.

3) Gründe für den guten Einfluß des Wohnens beim Meister §. 16. 81.

IV. **Einfluß des Betragens auf die Wahl der Wohnung** §. 17. 86.

V. **Anmerkungen:** Ueber eine genaue Darstellung von Durchschnittszahlen 91. Die historisch-physiologische Methode steht der statistischen nach 95. Beweis, daß die in eigenen Möbeln woh-

Seite

nenden Pariser Arbeiterinnen zu einem großen Theile ledig sind 102. Einfluß der Einnahmequellen des Arbeiters auf das Betragen und des Betragens auf die Einnahmequellen 104. Einkommen aus Arbeit 105, aus Almosen 106, aus Prostitution 107, aus unbekannten Quellen 108, aus Credit 108.

Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele, psychologisch entwickelt von Hermann Cohen, Dr. phil.

I. s. Band V. S. 396—434.

II. **Apperception der Menschenzeugung als Feuerbereitung und die Vorstellung Seele** . . . . 113—131

Die Zeugung eine Feuerbereitung, der Feuergott Menschenschöpfer, der Mensch blitzgeboren, bei Indern, Griechen, Germanen und Semiten 113. Der Mensch als Feuergeburt stammt vom Holze oder Baume 115. Die Seele ein Feuerathem, das Leben ein Licht 117. Die Seele ein Vogel 121. Die Seele Baum und Blume 122. Die Seelen in Wuotans Heer 123. 125. Der Stab des Hermes Psychopompos, Ueberfahrt der Seelen, Verbrennen der Leichname 124. Der Unsterblichkeitstrank 126. Schluß 131.

Das russische Volksepos von W. Bistrom . . . . . 132—162

Zweiter Artikel. (Erster Artikel s. Band V. S. 180.)

Der Haupt-Held Il'ja Muromets aus dem Bauernstande 132. Seine Abfahrt und Abenteuer auf dem Wege 133. Ankunft in Kiew 136. Kampf mit seinem Sohne 137, mit den Tataren und Ungeheuern 138. Seine Begegnung mit Swjatogor, sein Tod 140.

Der Held Dobrinja 142. Al'oscha und andere Helden in Kiew 144. Die Helden von Nowgorod 150. Noch ältere Helden 152.

Schluß: Die russische Epik bewegt sich in isolirender Form 154. In wie fern Züge der Einheit in ihr nachweisbar 155.

Anzeige von Adolf Tobler Pr. Dr. . . . . 163—172

Otto Hölder, Grammatik der französischen Sprache, und Bernhard Schmitz, französische Grammatik. 2. Aufl.

Unsicherheit in den Grenzen wie in der Betrachtungsweise der Grammatik 163. Vergleichende Charakteristik der beiden angezeigten Grammatiken 164. (Die Lautlehre 165. Formenlehre 166.) Die Stellung des Adjectivs 167. Noch Einiges aus der Syntax 171.

Zweites Heft.

Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins von Hermann Cohen, Dr. phil. . . . . . . 171—263

Was der richtigen Erfassung der Aufgabe im Wege stand? 173. Die mythische Ansicht von der Poesie 175. Das

Seite

Gedächtniß: Simonides und Plato 176. Wie unsere Aesthetik die mythische Ansicht umgestaltet hat 177. Die Phantasie (nach Vischer und nach Drobisch) 179. Buckle über Wesen und Ursprung der Dichtung 183. Bacon's Ansicht 191. Plato 194. Ergänzung seiner Ansicht 195. (Ein Gedicht Heinrich Heine's und eine Aeußerung Wilhelm's von Humboldt über Dichtung) Vischer; Schelling 197. — Die Fragestellung 198. (Dichtung und Hallucination 203.)

Stoff der Dichtung 206. Er ist dem Mythos entlehnt (z. B. Hamlet) 207. Die Phantasie in Mythos und Sprache 208. wird zurückgewiesen 211. Ursprung der Poesie 215. (Das Drama aus dem religiösen Cultus 217.) Der Fortbestand der Poesie 219. Gefühl und Vorstellung 220. Das inhaltige und das formale Element der Vorstellung 225. Das letztere ist dem Mythos und der Poesie gemeinsam 226. Die Plastik und das Erhabene 229. Die Dichtkunst 230.

Wie kann der bildende Künstler eine Göttergestalt bilden? 231. Wie kann der Dichter dichten? 232. Wie fügt sich ihm die Sprache? 233. Hat er noch Mythen bildende Kraft? 237. Rhythmus, Metrum und Harmonie 241. Die Sprache der Mathematik und Philosophie 242. Die Phantasie Newton's und Shakespeare's 243. Wissenschaftliche Dichtung 244. Kunst der Darstellung 245. Ob die Poesie in der Menschheit ersterben wird? 247. Der Dichter und der objective Geist 248. (Verdichtung und Vertretung der Vorstellungen 251.) Z. B. Göthe 253. Die griechische Poesie 255. Nachahmung 256. Genialität 257. Einfluß der alten Prototypen 261. Schluß 263.

Anzeigen von Steinthal . . . . 264—280

1) Ludwig Tobler, Ueber die Wortzusammensetzung.

Einleitung 264. Unterschied zwischen Zusammensetzung und Ableitung 266. Die Dvandva-Composita 270. Höhere und niedere Compositionsformen 274. Der Accent der Composita 275. Psychologische Betrachtung des Vrf.s 276. Deren Mangel 278. Drei Arten der Composita 279.

2) Michel Bréal, Les idées latentes du langage . . . 281—284

Einiges über den heutigen Zustand der Psychologie 281. Wie viel im Worte nicht ausgedrückt ist 283.

Drittes und viertes Heft.

Poesie und Prosa von H. Steinthal . . . . 285—352

Einleitung 285.

I. **Von Kunst und Schönheit überhaupt** 286—301:

Körperliche und geistige Gefühle 286. Kunst und Schönheit

Seite

289. Drei Grundtriebe des menschlichen Wesens zu künstlerischer Darstellung 290. Reiner Schein 295. Die besondern Künste 297. Inwiefern die Wirklichkeit schön ist 298. Werth der Kunst 299 (vergl. 349).

II. **Mythos und Poesie** 301—314.

Wesen der Phantasie 301 (vgl. 297—323). Das psychologische Problem der Dichtung 304. Ihr Ursprung aus dem Mythos und der Grund ihres Fortbestandes 305. Gegensatz der Poesie zum Mythos 310.

III. **Die Factoren der Poesie** 314 - 317.

Material, Gegenstand, Stimmung oder Idee, Form der Kunst und Poesie 314. Wichtigkeit des Materials und des Gegenstandes 315.

IV. **Poesie und Prosa nach ihren Zwecken und Stoffen** 318—323

Prosa nicht Noth- und Verkehrs-Sprache 318. Beredsamkeit und Darstellung der Wissenschaft 319. Prosa ist bloß anhängende Kunst (Praxis, Kunst und Wissenschaft unterschieden) 320.

V. **Poesie und Prosa in ihren psychologischen Formen und Processen** 323—339.

Die Producte: Anschauung, Idee, Begriff und dagegen Bild, Ideal; Verstand, Phantasie 323. Die Processe: Verschiedenheit des Sehens 325. Vier verschiedene Weisen, die Natur poetisch zu appercipiren 328. Das geistige Leben als Gegenstand der Poesie 329. Poesie und Geschichtswissenschaft 332.

VI. **Dichtung in Prosa.**

Romane und Novellen eine wesentliche Form der Poesie 340—343

VII. **Anhängende Schönheit der Redewerke** 343—348.

Inwiefern sich auch in der Wissenschaft Elemente der Schönheit geltend machen können 343. Inwiefern Darstellung der Wissenschaft wesentlich 344. Was anhängende Schönheit überhaupt und besonders in der wissenschaftlichen Darstellung ist 345. Die Bewegung der Begriffe eine Quelle von Gefühlen 346. Warum die rhetorische Prosa niedriger steht als die wissenschaftliche 348.

VIII. **Schönheit in der Natur und im Leben.**

Die Wirklichkeit aus dem Gesichtspunkte des Schönen betrachtet 348—352. Schluß 352.

Zur Theorie der Geberdensprache von Dr. Kleinpaul . 353—375

I. Entwicklungsfähigkeit und Umfang der Geberdensprache 353. II. Zeichen zur Erweckung der Aufmerksamkeit 357. III. Geberdensprache verschieden von bloßer Bewegung und Handlung 359. IV. Bewegungen und Haltung des Kopfes; Verbeugung; Abnehmen und Tragen des Hutes; sonstige Formen von Bewegung und Haltung

Seite

des Körpers 362. V. Die Hand, Umarmung und Kuß, Streicheln u. A. 367. VI. Absichtliche Verwendung der Reflexbewegungen 369. VII. Zeichen der Verachtung 370. VIII. Der Zeigefinger; Zeichen des Kutschers 372. IX. Rübchen schaben 373.

Ideen zu einer vergleichenden Syntax. Wort- und Satzstellung. Von Georg von der Gabelentz . . . . 376—384

§. 1—3. Vorbemerkung und Einleitung 376. §. 4. Einfachste Form der Mittheilung 378. §. 5. Subject und Prädicat in psychologischer und grammatischer Rücksicht 378. §. 6. Stellung beider das. §. 7. Wort und Satz das. §. 8. Die Bestandtheile des Satzes haben psychologisch nicht immer den Werth, welchen sie grammatisch haben: Stellung der Adverbien 380. §. 9. Das Prädicat vor dem Subject 381. (Die Personalendung 382.) §. 10. Nebenprädicate (Attribute) 382. §. 11. Das Object 383. §. 12. Es kann psychologisches Subject sein 384.

Aesthetisches und Ethisches im Sprachgebrauch von L. Tobler . . . . 385—428

Eingang: Bestimmung der vorliegenden Erscheinung 385 bis 389. (Der Sprachgebrauch klassischer Schriftsteller abhängig von objectiven Verhältnissen 387.)

In ästhetischer Rücksicht Pferd und seine Synonyme 389. Thräne und Zähre 390. Athem und Odem; Kopf und Synonyme 391. Andre Theile des Leibes 392. Jungfrau 392. Frau und Weib 393. Heirath 394.

Edel und gemein 395.

In ethischer Rücksicht 406. Mähre, frech, engl. weeds, saufen 408, stinken, Wampe, elend, böse, engl. wretch, altd. Recke, frz. chétif, frivol, eitel, Sucht, feig 409, fluchen, arg, engl. wanton, harlot, lecher, vogue, Laster und lästern, Knecht, Magd, Bube 410. Kerl, Bauer, Volk u. a. 411, trügen 416. — fromm u. a. 417, it. vezzo von lat. vitium u. a. 418. Muth u. a. 419.

Erklärung dieser Erscheinung: gegen den Pessimismus 420. Erklärung aus dem Wesen der Sprache 423. Verhalten der Fremdwörter 424. Euphemismus 425. Allgemeines Schicksal des Wortes das. — Die Ableitungssilben 427. Flexionsformen 428.

Beurtheilungen.

G. B. Vico. Studii critici e comparativi di Carlo Cantoni. 1767. Besprochen von Dr. Gustav Eberty . . . . . 429—464

§. 1. Göthe und Gans über Vico 429. §. 2. Cantoni 430. §. 3. Vico's Leben 431. §. 4. Seine philosophische Bedeutung 434. §. 5. Seine Methode und Maximen das. §. 6.

Seite

Seine Rechtsphilosophie 436. §. 7. Seine historisch-philologischen Untersuchungen, besonders in Bezug auf Jurisprudenz 442. Metaphysisches 444. Vico's Geschichtsphilosophie 446. §. 8. Die Methode und der psychologische Kanon der Geschichtsphilosophie Vico's 448. §. 9. Seine Principien der Civilisation 449. §. 10. Seine Principien der Sprachwissenschaft 453. §. 11. Ursprung der Poesie und Mythologie (Urgeschichte Roms) 454. §. 12. Vico über Homer 456. §. 13. Kritik der inneren römischen Geschichte 457. §. 14. Rückschritte und Fortschritte in der Geschichte 460. §. 15. Cantoni's Urtheil über Vico 461. §. 16. Urtheil über Cantoni's Werk 462.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Erster Band. Besprochen von H. Steinthal . . . . 465—481

Verhältniß des ersten Bandes zum ganzen Werkes 465. Des Vrf.s Befähigung zu seiner Aufgabe 466.

Bestimmung der Aufgabe: Die Vernunft ist geworden 467. Ihre Verbindung mit der Sprache 468. Wesen der Sprache 469. Ursprung der Begriffe und der Sprache 470. Mangel an Psychologie 472. Laut und Begriff 473. Ursprung der Sprache 475. Entwicklung derselben 476. Allbeutigkeit der Laute und Wirksamkeit des Zufalls 478. Vom Zufall überhaupt 479. Worin die Sprachen mit einander übereinstimmen und worin sie abweichen 480. Schluß 481.

Westphal, philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache, besprochen von L. Tobler . . . . 482—488

Westphal und Scherer 482. Die Entstehung der Flexion 483. Das Pronomen der 1. Person 486. Die Personal-Endungen des Verbum 487. Einzelnes 488.

Dr. Georgius Autenrieth. Terminus in quem. Syntaxis comparativae particula, besprochen von Dr. Holzmann . . 488—492

Methode des Vrf.s 488. Grundbedeutung des Casus 489. Uebersicht 490.

Zur Moralstatistik.

Der Einfluß der Wohnung auf das Betragen.

Von

Dr. Etienne Laspeyres.

---

§. 1.

Einleitung.

Unter den vielfachen Bemühungen unserer Zeit, die Lage der unteren Volksklassen zu verbessern, steht bei denen, welche nicht Hirngespinnsten nachjagen und nicht politische Zwecke verfolgen, mit Recht in einer der ersten Reihen die Agitation für Wohnungsreform. Sie ist auch obenan zu stellen, weil hier schon mehr als in anderen Versuchen die unteren Volksklassen zu heben der richtige Gedanke durchgedrungen ist, daß das Hauptübel, an dem die unteren, nur nicht die allerunterſten Schichten der Bevölkerung kranken, nicht der mangelnde Erwerb, sondern der verkehrte Consum ist.

Seneka sagt: Si quem volueris esse divitem, non est, quod augeas divitias, sed minuas cupiditates. Wir halten weder den von Seneka bekämpften, noch den von ihm aufgestellten Satz für unbedingt richtig, das Wichtigste ist weder Vermehrung der Reichthümer, noch Verringerung der Bedürfnisse, sondern Steigerung gewisser Bedürfnisse, nämlich der vom sittlichen Standpunkte wünschenswerthesten. Unter diesen zu steigernden Bedürfnissen steht das Wohnungsbedürfniß obenan oder unter den zu weckenden Bedürfnissen das nach guter Wohnung, denn eine angenehme Häuslichkeit ist die Mutter aller häuslichen und öffentlichen Tugenden.

Ganz richtig erstrebt die Humanität unserer Tage nicht, den untersten Volksklassen eine Wohnung, wie dieselben bisher hatten, nur für einen billigeren Preis zu verschaffen, damit wäre wenig gewonnen, sondern sie bemüht sich, ihnen Lust an Wohnungen zu verschaffen, welche zwar theurer sind als die bisherigen, aber in weit höherem Grade besser sind, als sie mehr kosten. Die erzielte Ersparniß liegt darin, daß eine gute Wohnung die Bewohner von einer Menge Ausgaben außerhalb des Hauses zurückhält, zu denen bisher die Unbehaglichkeit des eignen, kaum den Namen verdienenden „Daheim" trieb.

Darum kann auch die Wohnungsreform nicht da ihre Hebel ansetzen, wo es am wichtigsten wäre, bei den alleruntersten Schichten der Bevölkerung, sondern muß auf einer etwas höheren Stufe beginnen. Auf der untersten Stufe fühlen die Menschen das Bedürfniß nach einer Wohnung, die über ein Obdach gegen Kälte und Nässe hinausgeht, nicht, fast möchte man sagen Gott sei Dank, denn wenn sie es fühlten, fehlten ihnen doch die Mittel, dasselbe zu befriedigen, die Nahrungssorgen und Nahrungsausgaben überwuchern Alles. Bei den Ständen, welche ihre Bedürfnisse mancherlei Art schon reichlicher befriedigen können, muß die Bemühung, das Wohnungsbedürfniß auf Kosten der anderen Bedürfnisse zu erweitern, angreifen, die Befriedigung anderer dringender und wünschenswerther Bedürfnisse wird darunter nicht lange, wenn überhaupt leiden, denn den schädlichen Bedürfnissen des Lebens, deren Befriedigung man in der Kneipe oder in schlimmeren Häusern sucht, wird dadurch Abbruch gethan. Meiner innersten, auch wirthschaftlichen Ueberzeugung nach tritt aber diese ethische Seite der Bemühungen für die unteren Klassen nicht nur bei der Wohnungsreform in den Vordergrund, sondern bei allen Bemühungen, die sich an den Namen des großen Volksfreundes Schulze-Delitzsch knüpfen. Hebung der Sittlichkeit steht mir bei allen Associationen, mögen sie Rohstoffvereine, Consumvereine, Volksbanken oder wie immer heißen, in erster Linie. Damit verglichen sind die freilich auch nicht zu unterschätzenden wirthschaftlichen Vortheile gering und werden immer geringer werden, je mehr die Association durch ihre Concurrenz die anderen Geschäfte treibt, den

ärmeren Klassen ebenso günstige Kaufs- und Verkaufsbedingungen zu stellen, als die Association ihnen gewährt. Dadurch schafft die Association sich selbst wieder Concurrenz, um, nachdem sie vielleicht Jahrzehnte lang ihre guten Dienste geleistet hat, sich selbst überflüssig zu machen. Auch diese Associationen sind bisher vorzugsweise noch nicht für die allerunterste Klasse, die sog. Arbeiterklasse berechnet, oder selbst wo sie es sind, wie die Consumvereine, werden doch die von ihnen gebotenen Vortheile noch mehr von den oberen Klassen des Arbeiterstandes, sowie von dem Handwerker- und kleinen Beamtenstande benutzt.

Sittliche Hebung des Volkes steht mir, wenn es auch der weiteste Weg zum Ziele scheint, am höchsten, der Weg ist jedenfalls der sicherste. Sittliche Hebung erreicht man meiner Ueberzeugung nach jedoch selten durch bloßes Moralpredigen, sondern durch äußere Vortheile, und ein solcher äußerer Vortheil, durch den man einen inneren anstreben soll, ist die Beschaffung menschenwürdiger Wohnungen.

Ist denn aber, so könnte man fragen, der Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit wirklich so sicher, als diejenigen annehmen, welche für die Wohnungsverbesserung allerwärts so sehr agitiren? Zur Beantwortung dieser Vorfrage der Wohnungsfrage will ich in Folgendem einen kleinen statistischen Beitrag liefern.

I. Theil.

Das statistische Verarbeitungsmaterial.

§. 2.

Im Jahre 1849 wurde zu Paris in Folge der großen Noth unter den Arbeitern von der Handelskammer eine Enquête veranstaltet über die Chambres garnies, in welchen viele der Pariser Arbeiter und zwar zum überwiegenden Theil die der untersten Schichten lebten. Die Untersuchung erstreckte sich einmal auf die Güte der Wohnungen und wurde hier nach folgenden Gesichtspunkten unterschieden: „Man kann unter den Leuten, welche an Arbeiter möblirte Wohnungen vermiethen, drei Hauptklassen unterscheiden. Die erste ist die der Unter-

nehmer oder Arbeiter, welche einen Theil ihrer Wohnung in Aftermiethe an Arbeiter desselben Gewerbes geben, und diese Aftermiether auch zuweilen selbst beschäftigen. Die zweite Hauptklasse ist die der **Gargotiers** und der **Marchands de vin**. Die dritte Hauptklasse ist zusammengesetzt aus Individuen, deren einziger oder Haupterwerb im Vermiethen von möblirten Wohnungen besteht. Die von den Unternehmern und Arbeitern vermietheten Wohnungen sind gewöhnlich die am besten gehaltenen, darauf folgen die der **Marchands de vin** und in dritter Linie die der Vermiether von Profession. Um die Wohnungen nach ihrer Güte beurtheilen zu können, hat man die 2360 Wohnungen dieser Art in 4 Kategorien getheilt. Die erste „gute" vereinigt die ordentlich gehaltenen Zimmer, reinlich, gesund, von guter Luft, das nöthige Mobiliar in gutem Stand. Ihre Zahl beträgt 922. Die zweite Kategorie „passabel" umfaßt die, welche zu wünschen übrig lassen nach Seite der Reinlichkeit, Gesundheit und Möblirung, aber welche nichtsdestoweniger in Rücksicht auf Lebensstellung und Gewohnheiten ihrer Bewohner in erträglicher Verfassung sind. Ihre Zahl beträgt 958. Die dritte Kategorie „schlecht" enthält schlecht gelüftete, schlecht erleuchtete, schlecht gereinigte, mit wurmstichigen Meubeln oder Lumpen ausgestattete Wohnungen. Es sind ihrer 230. Die vierte Kategorie endlich „sehr schlecht" ist zusammengesetzt aus wahren Löchern, zuweilen allen Lichtes und aller Luft beraubt, voll Schmutz und Ungeziefer, mit keinem anderen Mobiliar als Fetzen und Lumpen, und mit einem pestartigen, erstickenden Gestank, den nur eine lange Uebung ertragen lehrt. Die Zahl dieser ist 250." *) Außerdem wurde in derselben

*) Statistique de l'industrie à Paris résultant de l'Enquête faite par la Chambre de commerce pour les années 1847 et 1848. Seite 980. Tableau No. 11.

Für alle nachfolgenden statistischen Angaben, namentlich für die Tabellen sei bemerkt, daß eine auf die Ziffer genaue Uebereinstimmung der Zahlen in den verschiedenen Tabellen nicht zu erreichen war. In den Tabellen über den Einfluß des Wohnens in Chambregarnie, beim Meister und in eigenen Meubeln nicht, da, um die Zahl der Gewerbe auf die runde Zahl 270 für die Männer und 230 für die Frauen zu bringen, jedesmal einige unbedeutende Industrien ausgelassen werden mußten und zwar nicht

Enquête erhoben, wie das Betragen der in diesen möblirten Wohnungen sich aufhaltenden männlichen und weiblichen Bevölkerung war. Die Gesichtspunkte für die Klassifikation des Betragens sind die folgenden: „Man hat 4 Klassen gemacht. Die erste enthält die Arbeiter, die in ihrer Aufführung regelmäßig sind, arbeitsam, sparsam, nüchtern und sich selten von ihrer Arbeit abziehen lassen. In der zweiten Kategorie hat man zusammengefaßt die Individuen, deren Betragen, ohne besonders regelmäßig zu sein, doch nicht eingewurzelte lasterhafte Gewohnheiten und sehr häufige Unordnungen zeigt, z. B. Arbeiter, welche zuweilen feiern, um sich zu vergnügen (aller à la barrière), die Frauen, welche, ohne in ihren Sitten tadellos zu sein, doch nicht Anstoß erregen und zu arbeiten pflegen. Die dritte Kategorie umfaßt die Individuen, welche sich häufig der Faulheit, Trunkenheit und Ausschweifung überlassen, die Frauen, welche offen von Prostitution, Schuldenmachen und Betrügereien leben. Die vierte Kategorie endlich umfaßt den gesunkensten, verworfensten und gefährlichsten Theil der Chambregarnisten, die Individuen, welche von schändlichen oder unbekannten Mitteln leben, welche offenbar fast niemals arbeiten und die größte Zeit verbringen mit Trinken, Zanken, Raufen, mit einem Wort, Individuen, deren Leben nichts als eine Reihe von Schlechtigkeiten und Excessen aller Art ist." *) Die Enquête enthält

---

jedesmal dieselben. In den Tabellen, die aus der Chambregarnieenquête des Jahres 1847 berechnet wurden, stimmt das Endresultat nicht immer genau, da einige dieser Tabellen berechnet und verarbeitet waren, ehe die mangelnde Uebereinstimmung in den Hauptsummen bei verschiedener Berechnung mich eine Reihe von Druckfehlern in dem französischen Werk finden ließ. Außerdem mögen noch andere, nicht so bedeutende Druckfehler existiren, welche die Uebereinstimmung nicht zuließen. Die wichtigsten Druckfehler, die ich finden konnte, sind:

Seite	Arrd.	Quartier		lies	statt
Seite 952.	12. Arrd.	Quartier	St. Jacques	lies 1360	statt 1260.
„	„	„	de l'Observatoire	„ 99	„ 199.
„	„	„	de l'Observatoire	„ 212	„ 312.
Seite 954.	13. Arrd.	Quartier	St. Jacques	„ 1556	„ 556.
„	„	„	de l'Observatoire	„ 85	„ 185.

Seite 958 unten dritte Spalte lies 1317 statt 1319.

*) Am angeführten Orte S. 979 zu Tabellen 7 und 8.

nun in Tabellen den Antheil jeder Wohnungs= und Betragens=Kategorie in jedem der 12 Arrondissements, welche Paris bis zum Jahre 1860 umfaßte, leider ist aber nicht publicirt, wie jede der vier Betragenskategorien sich auf die vier Wohnungsarten vertheilt. Wir wissen also nicht, wie viel betrugen sich gut, passabel, schlecht, sehr schlecht in guter Wohnung, wie viele gut, passabel, schlecht, sehr schlecht in passabler Wohnung, in schlechter Wohnung, in sehr schlechter Wohnung. Den Einfluß der Wohnung auf das Betragen können wir nur dadurch ermitteln, daß wir gegenüber stellen die Arrondissements mit vielen Wohnungen einer Gattung und wenigen, und damit vergleichen, wie viele Arbeiter jeder Betragensart auf jedes dieser Arrondissements kommen. Haben z. B. die Arrondissements mit den meisten guten Wohnungen auch die meisten sich gut aufführenden Arbeiter und die Arrondissements mit den meisten schlechten Wohnungen die meisten Arbeiter schlechten Betragens? Wäre das Material in der von uns oben gewünschten Art publicirt, dann würden die Aufschlüsse frappant sein, denn sie sind schon interessant genug bei der so ungenauen Vergleichung, welche das Material in seiner jetzigen Gestalt erlaubt (Tabelle I). Das Material wird noch werthvoller dadurch, daß für jedes der 12 Arrondissements und mit der einzigen Ausnahme leider gerade der Wohnungsqualität auch für die 48 kleineren Pariser Bezirke, die Quartiers, ermittelt ist, ob die Miether nur auf Tage resp. Nächte mietheten oder auf länger, ob sie dem Vermiether die Miethe schuldig waren oder nicht, ob sie verheirathet waren oder nicht, ob sie augenblicklich Beschäftigung hatten oder nicht, ob sie von ihrer Arbeit, von öffentlicher Unterstützung, von Prostitution, von Darlehen ihrer Vermiether, von Bettel und Diebstahl lebten, und endlich welchen Gewerben dieselben angehörten, alles Umstände, welche auf das Betragen Einfluß üben oder ihrerseits vom Betragen beeinflußt werden, ja welche vielfach indirect Aufschluß darüber geben, wie die Wohnung auf das Betragen wirkt.

§. 3.

Für unsere Untersuchung liegt außer dem eben beschriebenen Material noch ein anderes quantitativ zwar überreichliches vor, das sich über fast 400,000 Menschen erstreckt, welches aber qualitativ noch Vieles zu wünschen übrig läßt. Wenn es nun im Folgenden gelingt, mit diesem wenig brauchbaren Material die interessantesten Aufschlüsse zu erhalten, wie viel schöner müssen die Resultate dermaleinst bei brauchbarerem Material zu Tage treten. Diese Arbeit kann, wie die meisten der jetzigen statistischen Arbeiten auf ethischem Gebiet, nur andeuten, wie sehr die statistische Untersuchungsmethode gerade auf diejenigen Seiten des Menschen angewendet werden kann, welche der Fassung in Zahlen, also der quantitativen Messung am meisten zu spotten scheinen. Sehen wir uns auch das weitere Material an, mit dem wir zu arbeiten haben. In einer zweiten Enquête, welche die Pariser Handelskammer im Jahre 1860 über die Pariser Industrie anstellte, sind von den Fabrikherren, Handwerksmeistern und sonstigen Arbeitsgebern auf industriellem Gebiet unter vielem anderen auch darüber Angaben gemacht worden, wie viele der von ihnen beschäftigten Arbeiter in Chambregarnie wohnen, wie viele in eignen Meubeln, wie viele bei ihrem Arbeitgeber. Diese drei Kategorien von Arbeitern muß ich im Folgenden, so ungeschickt zwei der drei Namen sind, bezeichnen als Chambregarnisten, Eigenmeubler und Meisterwohner. In dem schönen statistischen Werk, das 1864 über die genannte Enquête erschien, Statistique de l'Industrie à Paris resultant de l'Enquête faite par la chambre de commerce pour l'année 1860, sind leider nur für jedes der 274 Gewerbe, in welche die Industrie für die Enquête getheilt wurde, die Resultate zusammengestellt. Z. B. von den 3355 Bäckergesellen, welche von den 930 Bäckermeistern beschäftigt wurden, wohnten 1234 beim Meister, 2056 in eignen Meubeln, 65 in fremden Meubeln. Die detaillirten Angaben der einzelnen Meister sind nicht publicirt.

Neben diesen Angaben jedes Arbeitgebers über die Wohnung ihrer Arbeiter sind Angaben gemacht über das Betragen nach den drei Kategorien „gut", „zweifelhaft", „schlecht".

Auch diese Angaben sind für jedes Gewerbe publicirt; z. B. unter den 3355 Bäckergesellen hatten 2909 ein gutes, 375 ein zweifelhaftes und 71 ein schlechtes Betragen. Eben solche Angaben liegen getrennt vor für die weiblichen Arbeiter.

Dieses quantitativ so reiche Material ist für die Frage nach dem Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit aus mehreren Gründen mangelhaft. Wir wissen von jedem Gewerbe nur, wie viele auf jede der angegebenen Arten wohnen und daneben ganz unabhängig davon, wie viele in jedem Gewerbe sich gut, zweifelhaft oder schlecht benahmen, wir wissen aber nicht, wie viele von den Chambregarnisten betrugen sich gut, zweifelhaft oder schlecht, wie viele der Eigenmeubler und wie viele der Meisterwohner. Das erschwert die Untersuchung ganz wesentlich, und wir können nur auf Umwegen (s. S. 32—41) für alle Gewerbe zusammen ermitteln, wie innerhalb jeder Wohnungsart das Betragen procentweise sich vertheilt. Die obigen dürftigen Angaben sind nicht einmal tabellarisch zusammengestellt, sondern finden sich über das ganze Werk zerstreut in den Noten zu den 274 Tabellen, ebenso sind dieselben nirgends in Procenten berechnet, wie überhaupt das ganze schöne Werk fast gar keine Procentberechnung enthält, wodurch die weitere Verarbeitung durch den Privatstatistiker wesentlich erschwert wird. Darum habe ich die absoluten Zahlen und die berechneten Procente in der großen Tabelle 1 zusammengestellt für die männlichen und weiblichen Arbeiter jedes Gewerbes. Wo die Reihe ausfällt, sind entweder keine Männer oder keine Frauen in dem Gewerbe beschäftigt. Diese Tabelle ist geordnet nach den 15 Hauptgruppen, in welche die 275 Gewerbe durch die Enquête vereinigt sind. (Siehe die große Tabelle II a. b.)

Selbst wenn wir aber das Material so detaillirt hätten, daß wir die Wohnungsart und das Betragen jedes einzelnen Arbeiters kennten, so bliebe das Material für eine moralstatistische Untersuchung doch noch ungenau. Einmal ist die Güte der Wohnung gar nicht immer charakterisirt durch die Bezeichnungen, die uns vorliegen, ein Chambregarnie kann sehr gut, eine Wohnung, in der man seine eigenen Meubel aufstellt, sehr schlecht sein, ebenso besagt, daß Jemand beim

Meister wohnt, noch gar nicht, ob die Wohnung gut oder schlecht ist. Welche Qualität jede der drei Wohnungsarten durchschnittlich hat, müssen wir auch indirect ermitteln. Ein Vorzug dieser Angaben ist wenigstens, daß nicht jeder Arbeitgeber unter den drei Wohnungsarten etwas Verschiedenes verstehen konnte. Dieser Vorwurf, daß mit ungleichem Maßstabe gemessen wurde, trifft in jedem einzelnen Fall die Angabe über das Betragen. Die Beurtheilung des Betragens ist eine andere je nach der Subjectivität desjenigen, der darüber sein Urtheil abzugeben hat. An einem Arbeiter, dessen Betragen der eine Fabrikant lobt, findet ein anderer Vieles auszusetzen, ja derselbe Fabrikant hätte an einem anderen Tage, an dem er anders gestimmt war, sein Urtheil vielleicht wesentlich anders gefällt. Die Anhaltepunkte für Bestimmung des Betragens, welche der Fragebogen an die Hand gab, sind sehr unvollkommen. Es heißt in den auszufüllenden Bulletins wörtlich nur: On demandera s'ils sont économes ou dépenseurs — rangés ou dissipés, tranquilles ou turbulents, laborieux ou non laborieux, combien ils travaillent de jours par semaine, et si leurs chômages sont volontaires ou habituels.*)

Nach welchem Maßstabe dann die Beurtheilung in die drei Ausdrücke bon, douteux und mauvais concentrirt ist, findet sich nirgends gesagt, ja ich bin mir nicht einmal darüber klar, ob dieses Resumé des Urtheils von dem Arbeitgeber oder von der Handelskammer gemacht wurde. Aber wir stoßen noch auf weitere Schwierigkeiten: das Betragen wird ganz anders beurtheilt werden und beurtheilt werden müssen nach den verschiedenen Gewerben. Ein Betragen, das bei einem gewissen Handwerk als schlecht gilt, kann in einem anderen Gewerbe, das eine gewisse Rohheit naturgemäß erzeugt, noch als leidlich oder gar als gut gelten. Ein unregelmäßiger Arbeiter aus Arbeitsunlust ist weniger zu tadeln bei Gewerben, in welchen periodische oder zufällige Unterbrechungen gegen den Willen der Arbeiter oft vorkommen, denn der Arbeiter muß dadurch liederlich werden. Das Betragen der weiblichen Arbeiter muß ganz anders beurtheilt werden als das der männlichen.

---

*) Statistique de l'Industrie 1860 S. XIV.

Allein trotz allen diesen Schiefheiten in der Beurtheilung müssen wir doch immer die moralische Stellung eines Arbeiters nach Angabe „gut", „zweifelhaft" und „schlecht" zu beurtheilen für leichter halten als die Güte der Wohnung nach den obigen drei Angaben, besonders da die Beurtheilung des Betragens, welche in einer Reihe von Fällen zu streng ist, durch die zu milde auf der anderen Seite bei der großen Anzahl von circa 120,000 ausgefüllten Bulletins über fast eine halbe Million Menschen aufgewogen wird.

II. Theil.
Die aus dem statistischen Material gewonnenen Resultate.
§. 4.
Hauptresultat der Tabelle Ia.*)

Stadttheile.	pCt. gut Logis.	Betragen. Männer. gutes Betragen. pCt.	Betragen. Männer. sehr schlechtes Betragen. pCt.	Betragen. Frauen. gutes Betragen. pCt.	Betragen. Frauen. sehr schlechtes Betragen. pCt.
Die 6 Arrondissements mit den wenigsten guten Logis	35	46	10	20,4	19
Die 6 Arrondissements mit den meisten guten Logis	44,5	50	2,5	21,7	14
Alle 12 Arrondissements	39	48	6,4	21	16,6
Die obigen Zahlen im Verhältniß zu ganz Paris = 100.	89	96	156	97	114
	114	104	39	103	86
	100	100	100	100	100

*) Die ausführlichen Tabellen finden sich alle im Anhang; in den Text sind immer nur die Hauptresultate aufgenommen und zwar meist zu Anfang eines Abschnittes. Nur, wenn ein solches „Hauptresultat" durch den Seitenschluß hätte abgebrochen werden müssen, ist die kleine Tabelle auf den Anfang der nächsten Seite hinübergenommen worden.

Die Untersuchungen an den Daten, welche die Chambregarnieenquête des Jahres 1849 zur Beurtheilung unserer Frage darbietet, ergaben folgendes Resultat: Auf Tabelle **Ia.** sind die 12 Pariser Arrondissements in einer Reihe geordnet, von dem **XII.** Arrondissement mit dem geringsten Antheil guter Chambregarnies, 98 oder 30 pCt. aller 325 Chambregarnies bis zu dem **VI.** Arrondissement mit dem größten Antheil 117 oder 49 pCt. aller 239 Chambregarnies dieses **VI.** Arrondissements. Zu dieser in der Reihe wachsenden Procentzahl ist gestellt der Antheil der männlichen Chambregarnisten, welche in jedem Arrondissement sich gut aufführen und derer, welche sich sehr schlecht betragen; ebenso der Antheil der weiblichen Einwohner solcher Wohnungen. Genau dieselbe Anordnung ist auf Tabelle **Ib.** gemacht nach der tiefsten Stufe der „sehr schlechten" Chambregarnies. Endlich ist Tabelle **Ic.** zusammengestellt nach der procentalen Menge von guten und mittelmäßigen Wohnungen, und dazu die Männer und Frauen, welche sich gut und mittelmäßig aufführen. Diese letzte Tabelle zeigt durch Subtraction von der Gesammtzahl zugleich die Zahl der schlechten und sehr schlechten Logis mit der Zahl der schlecht und sehr schlecht sich betragenden Männer wie Frauen.

Die Tabellen lehren uns Folgendes:

1) Zu Tabelle **Ia.** Je mehr in jedem Arrondissement die guten Wohnungen mehr Procente aller ausmachen, als im Durchschnitt von ganz Paris, um so öfter oder wenn das nicht, in um so höherem Grade ist auch der Procentsatz der Männer und Frauen, die sich gut betragen, über dem Durchschnitt, je weniger Procent die guten Wohnungen ausmachen, um so öfter oder um so mehr ist das gute Betragen unter dem Durchschnitt. Auch der Procentsatz derer, welche sich sehr schlecht betragen, steht im Verhältniß zur Güte der Wohnung aber im umgekehrten: Je mehr gute Wohnungen, um so seltener oder um so weniger stark ist das sehr schlechte Betragen über dem Durchschnitt; je weniger gute Wohnungen, um so mehr oder um so stärker ist das sehr schlechte Betragen über dem Durchschnitt.

2) Zu Tabelle **Ib.**

Hauptresultat der Tabelle Ib.

Stadttheile.	Logis sehr schlecht. pCt.	Betragen. Männer. sehr schlecht. pCt.	Betragen. Männer. gut. pCt.	Betragen. Frauen. sehr schlecht. pCt.	Betragen. Frauen. gut. pCt.
Die 6 Arrondissements mit den meisten sehr schlechten Logis	13,6	9	45	20,2	21,3
Die 6 Arrondissements mit den wenigsten sehr schlechten Logis	6	2,2	52	11,7	21
Alle 12 Arrondissements	11	6,4	48	16,6	21
Die obigen Zahlen im Verhältniß zu ganz Paris = 100.	124	141	94	122	101
	55	34	108	70	100
	100	100	100	100	100

Hauptresultat der Tabelle Ic.

Stadttheile.	Logis gut und erträglich. pCt.	Betragen. Männer. gut und erträglich. pCt.	Betragen. Männer. schlecht und sehr schlecht. pCt.	Betragen. Frauen. gut und erträglich. pCt.	Betragen. Frauen. schlecht und sehr schlecht. pCt.
6 Arrondissements mit den wenigsten guten und erträglichen Logis	75	70	30	50	50
6 Arrondissements mit den meisten guten und erträglichen Logis	86	81	19	58	42
Alle 12 Arrondissements .	80	74,5	25,5	53	47
Die obigen Zahlen im Verhältniß zu ganz Paris = 100.	94	94	118	96	106
	107	109	71	109	91
	100	100	100	100	100

Je mehr die Zahl der sehr schlechten Wohnungen über dem Durchschnitt ist, um so öfter oder in um so höherem Grade ist das sehr schlechte Betragen über und das gute unter dem Durchschnitt und umgekehrt.

3) Zu Tabelle Ic.

Je mehr die guten und passabeln Wohnungen über dem Durchschnitt von ganz Paris stehen, um so öfter oder in um so höherem Grade stehen auch die Arbeiter, welche sich gut und erträglich aufführen, darüber, und natürlich der Rest, d. h. die sich schlecht und sehr schlecht betragen, darunter. Diese Erscheinung dürfen wir nun nicht so ausdrücken, daß in demselben Verhältniß, in welchem die Wohnungen eines Arrondissements besser sind, auch das Betragen besser ist, und je schlechter die Wohnungen, in demselben Verhältniß das Betragen schlechter, denn wir finden eine Reihe von Fällen, in denen ein Arrondissement, das in Güte der Wohnung über dem Durchschnitt steht, in der Güte des Betragens dahinter zurückbleibt. Der Grund ist der: Auf das Betragen wirken so viele Umstände ein, daß das bessernde Moment, welches in einer guten Wohnung liegt, durch ein oder mehrere Momente, welche schlecht darauf influiren, aufgewogen oder sogar überwogen werden kann. Trotzdem übt die Wohnung, wie manches andere Moment, ihren Einfluß aus, ohne in dem Endresultat jedes einzelnen Falles in Zahlen hervorzutreten; in der Mechanik sieht man ja auch im Endeffect manche Kraft, welche nachweislich neben anderen parallelen oder entgegen wirkenden Kräften mitgewirkt hat, nicht direct.

Um den Einfluß eines Momentes rein zu finden, giebt es an sich mehrere Wege. Einmal könnte man die Fälle heraussuchen, in denen nachweislich nur eine Ursache thätig gewesen ist, also hier die Fälle, in welchen nur die Beschaffenheit der Wohnung auf das Betragen wirkte. Das ist aber bei socialen, namentlich bei ethisch-socialen Erscheinungen nicht möglich, da fast niemals nur eine Ursache wirkt, und ganz unmöglich wird es in unserm Fall bei qualitativ wie quantitativ unzureichendem Material. Ein anderer Weg ist der, so viele Fälle complexer Wirkung zusammenzunehmen, daß nach der Größe nur der einen Ursache geordnet, alle anderen selbstständigen Ursachen in sehr

großen Gruppen von Fällen einander aufheben. Das können wir hier thun. Zu dem Behuf sind weiter unten auf den Tabellen Ia. b. c. die Wohnungsgattungen von immer 3 Arrondissements zusammengenommen und dazu die Betragensgattungen eben dieser drei Arrondissements gestellt. Da zeigt sich schon eine gewisse Uebereinstimmung in dem Betragen und der Wohnung.

Endlich sind wieder je 2 dieser 4 Gruppen vereinigt, also 6 Arrondissements mit den wenigsten guten Wohnungen den 6 mit den meisten gegenüber gestellt, ebenso für die sehr schlechten Wohnungen und endlich für die guten und passabeln Wohnungen zusammen. Die Aufschlüsse dieser kleinen Tabellen sind sehr charakteristisch, sowohl was die Wirkung der guten und schlechten Logis auf das Betragen aller Einsassen betrifft, als was die Verschiedenheit der Wirkung bei Männern und Frauen angeht. Gute Wohnung bewirkt unter sonst gleichen Umständen gute Aufführung und zwar bei den Männern etwas mehr als bei den Frauen. Ein weiterer Effect ist, daß die gute Wohnung das sehr schlechte Betragen bedeutend verringert, aber bei den Männern wieder mehr als bei den Frauen, und zwar in ungleich höherem Maße, als es die gute Aufführung bei Männern vermehrt. Die Verschiedenheit der Wohnung ruft nur in geringem Grade gutes Betragen (96 : 104 bei Männern, 97 : 103 bei Frauen) hervor, denn die 6 Arrondissements mit den meisten guten Logis differiren nur wenig von den 6 Arrondissements mit den wenigsten guten Wohnungen, 89 gegen 114. Größer ist die Differenz der Wohnungen in Bezug auf die sehr schlechten Wohnungen, 55 : 124, wenn man hier überhaupt noch von „Wohnen" reden kann. Sehr schlechte Wohnung wirkt sehr schlecht auf das Betragen, aber bei Männern in viel höherem Maße (34 : 141) als bei Frauen (70 : 122). Betrachten wir nun aber auch umgekehrt die indirecte oder negative Wirkung der Wohnung, das will sagen, wie gute Wohnung sehr schlechtes Betragen und sehr schlechte Wohnung gutes Betragen verhindert, so finden wir den negativen Einfluß der guten Wohnung sehr bedeutend, bei den Männern Differenz 156 : 39, bei den Frauen 114 : 86. Der negative Einfluß der sehr schlechten Wohnung ist unbedeutend, die Männer mit gutem

Betragen bei viel und bei wenigen sehr schlechten Wohnungen verhalten sich wie 94 : 108, bei den Frauen gar ist kein impeditiver Einfluß bemerkbar, das gute Betragen ist bei vielen schlechten Wohnungen sogar um 1 pCt. über dem Durchschnitt (101 : 100).

Wir nehmen endlich nicht die beiden Extreme von Wohnung, gut und sehr schlecht, sondern gut und passabel gegen schlecht und sehr schlecht. Dann haben die besseren Wohnungen (94 : 107) auf Männer fast den gleichen Effect im guten Sinne (94 : 109), wie auf Frauen (96 : 109) und ist er bei beiden Geschlechtern stärker ausgeprägt, ein Zeichen, daß auch die passabeln Wohnungen, welche einen sehr großen Bruchtheil aller Wohnungen ausmachen, noch wohlthätig auf den Menschen wirken. Dahingegen ist der Effect der schlechten und sehr schlechten Wohnungen nicht so bedeutend, als der Effect nur der allerschlechtesten, ein Indicium, daß die dritte Kategorie der Wohnungen „schlecht" auf das Betragen wenig influirt, die vierte Kategorie „sehr schlecht" aber um so mehr. Der Effect der schlechten und sehr schlechten Wohnungen ist bei den Männern wieder größer, 71 : 118, als bei den Frauen, 91 : 106. Die Gründe dieser zunächst auffallenden Ungleichheiten betrachten wir erst weiter unten.

Schon der Umstand, daß gute Wohnung weniger stark im guten Sinn auf das Betragen wirkt, als schlechte Wohnung im schlechten Sinn, führt uns auf den Gedanken, daß außer der Güte der Wohnung noch etwas Besonderes auf das Betragen einwirkt, oder daß schon in dem Chambregarniewohnen etwas liegt, was die Güte der Wohnung nicht so stark auf das Betragen wirken läßt, als die Mangelhaftigkeit derselben. Zur Ermittelung dieses besonderen Etwas ziehen wir anderes Material in Betracht, das Wohnen in eignen Meubeln und in fremden Meubeln, das Letztere als Chambregarnist oder verbunden mit Leben auch in fremder Kost, beim Meister.

§. 5.

Die Industrie-Enquête des Jahres 1860 unterscheidet 15 Hauptgruppen der Industrie (Tabelle III.).

Hauptresultat der Tabelle III.

Gewerbe.	Männer.		Frauen.		Männer.		Frauen.		Männer.		Frauen.	
	Chambregarnie. pCt.	zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.	Chambregarnie. pCt.	zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.	beim Meister. pCt.	zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.	beim Meister. pCt.	zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.	in eignen Meubeln. pCt.	gut Betragen. pCt.	in eignen Meubeln. pCt.	gut Betragen. pCt.
5 Hauptgruppen . . .	11	7	3	4	39	6	13	7	51	91	66	89
5 Hauptgruppen . . .	17	11	6	9	1	10	1	13	76	92	89	92
5 Hauptgruppen . . .	27	10	10	12	0,4	11	0,5	7	84,6	89	96	94
15 Hauptgruppen von ganz Paris	20	9	7	9	10	9	9	9	70	91	84	91
Verhältniß gegen den Durchschnitt von ganz Paris = 100.												
5 Hauptgruppen . . .	55	78	44	45	390	67	141	79	73	100	79	99
5 Hauptgruppen . . .	85	122	88	101	10	111	12	146	109	101	107	102
5 Hauptgruppen . . .	135	111	147	135	4	122	5	79	121	98	115	104
15 Hauptgruppen v. ganz Paris	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100

Ordnet man diese 15 Hauptgruppen danach, wie viel Procent der Arbeiter im Chambregarnie wohnen, in drei Theile von je 5 Hauptgruppen (Tabelle III.), so findet man, daß in den 5 Hauptgruppen mit durchschnittlich 11 pCt. männlicher Chambregarnisten sich nur 7 pCt. der Männer schlecht auf=

führen, bei 17 pCt. Chambregarnisten aber 11 pCt., also je mehr Chambregarnisten, um so schlechter das Betragen. In den dritten 5 Hauptgruppen mit noch mehr Chambregarnisten, nämlich 27 pCt., ist eine fernere Verschlechterung des Betragens nicht zu finden, sondern eine unbedeutende Verbesserung von 11 pCt. auf 10 pCt. Hiernach scheint das Betragen nicht stark von dem Wohnen in Chambregarnie beeinflußt zu sein. Stärker scheint sich der Einfluß bei den Frauen zu erweisen. Bei 3 pCt., 6 pC., 10 pCt. weiblicher Chambregarnisten betrug sich schlecht und zweifelhaft 4 pCt., 9 pCt., 12 pCt., also beide Reihen sind ziemlich gleich steigend.

Gerade umgekehrt findet sich ein Zusammenhang zwischen dem Betragen und dem Wohnen beim Meister unter den männlichen Arbeitern, nicht aber unter den weiblichen. Bei 39 pCt., 1 pCt., 0,4 pCt. beim Meister wohnender männlicher Arbeiter betrugen sich 6 pCt., 10 pCt., 11 pCt. schlecht und zweifelhaft, also mit abnehmender Zahl der Meisterwohner steigendes schlechtes und zweifelhaftes Betragen. Bei den Frauen steigert die abnehmende Procentzahl Meisterwohner 13 pCt., 1 pCt., 0,5 pCt. das schlechte Betragen nicht, denn bei 13 pCt. ist es 7, bei 1 pCt. 13 und bei 0,5 pCt. wieder 7. Für die dritte, die Hauptart der Wohnung in eigenen Meubeln, dreht sich das Verhältniß wieder um. Ein Zusammenhang zwischen dieser Wohnungsart und dem Betragen zeigt sich bei den Männern nicht, denn bei 51 pC., 76 pCt., 84 pCt. Eigenmeubler sind gute Aufführung 91 pCt., 92 pCt., 89 pCt. Bei den Frauen hingegen steigt mit der Wohnung in eignen Meubeln 66 pCt., 89 pCt., 96 pCt. das gute Betragen mit 89 pC., 92 pCt., 94 pCt.

Der Einfluß dieser drei Wohnungsarten könnte hiernach für die beiden Geschlechter ein verschiedener erscheinen, das Wohnen in fremden Meubeln von Einfluß auf das Betragen der Frauen, ohne Einfluß auf das der Männer, das Wohnen in fremden Meubeln und fremder Kost von Einfluß auf das Betragen der Männer, ohne Einfluß auf das der Frauen, endlich das Wohnen in eignen Meubeln von Einfluß auf das Be-

tragen der Frauen, ohne Einfluß auf das der Männer. Allein diese Unterschiede oder Gegensätze existiren in der Wirklichkeit nicht, die gleiche Wohnungsart wirkt bei beiden Geschlechtern in der Art gleich, nur ungleich in der Stärke. Einzig und allein die Gruppirung der Industrie in die 15 Abtheilungen macht es unmöglich, den Zusammenhang klar zu legen. In jeder dieser 15 Abtheilungen, welche nach rein äußerlichen, weder wirthschaftlichen noch ethischen Gründen zusammengestellt sind, finden sich Gewerbe mit zu verschiedener Wohnungsart und Leute mit zu viel verschiedenem durchschnittlichem Betragen zusammen, so daß das zahlreiche Wohnen einer Art in dem einen Gewerbe durch ebenso zahlreiche Wohnungen anderer Art in den andern Gewerben ausgeglichen wird. Dieselbe Vermischung findet statt im Betragen. Nur bei den in fremder Wohnung und Kost befindlichen Leuten weichen die drei Hauptgruppen überhaupt bedeutend von einander ab, weil solche Wohnungsart fast nur bei Gruppe I. Alimentation und den Industries non groupées vorkommt. Wir müssen die 15 Hauptindustriegruppen wieder auflösen, müssen alle 275 Gewerbe einzeln nehmen und diese alle nach den verschiedenen Gesichtspunkten ordnen.*)

*) Ganz ähnlich erscheint auch, worüber Roscher im I. Bande seiner Nationalökonomie, auf die Löhne nach der Enquête von 1847 Bezug nehmend, sich wundert, der Lohn für die verschiedenen Gewerbe nicht bedeutend verschieden, wenn wir, wie Roscher thut, nur den Durchschnittslohn dieser Hauptgruppen mit einander vergleichen. Der niedrigste der durchschnittlichen Löhne unter den 15 Hauptklassen war (mit Weglassung der zum großen Theil in natura ausgelöhnten Gruppen Alimentation und Industries non groupées) im Jahre 1860 für die Männer 3,70 Frs. in der Gruppe Brosserie, Vannerie, Boisellerie, der höchste 5,31 Frs. in der Gruppe Instruments de précision, de musique etc. Die Abweichung vom mittleren Lohn = 4,21 Fr. betrug also 12 pCt. nach unten und 26 pCt. nach oben; bei den Frauen Minimum 1,61 Fr. Gruppe Peaux et Cuirs, Maximum 2,51 Fr. Gruppe Métaux précieux, Or, argent, platine etc. Abweichung vom Mittel = 2,02 Fr., 20 pCt. nach unten, 25 pCt. nach oben. Ganz anders die Differenzen, wenn man alle 274 Gewerbe einzeln nimmt. Bei den Männern wieder mit Auslassung der theilweise in natura bezahlten Gewerbe Minimum 2,14 Alumettes, Maximum 5,87 Eventails (und zwar nach Auslassung der noch höher bezahlten, aber schon in das Bereich der Kunst fallenden Graveurs

I. In Chambregarnie.

1. Männer.

Hauptresultat der Tabelle IVa.

	Männer.	
	Chambregarnie. pCt.	Zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.
90 Gewerbe	5	3
90 Gewerbe	14	9
90 Gewerbe	28	12
270 Gewerbe	20	9
Verhältniß gegen alle 270 Gewerbe = 100.		
90 Gewerbe	25	13
90 Gewerbe	70	100
90 Gewerbe	140	133
270 Gewerbe	100	100

Wir stellen alle 275 Gewerbe zusammen, anfangend mit den meisten Procenten Chambregarnisten und endigend mit den wenigsten. Bei solcher Gruppirung zeigt sich für die Männer, daß mit dem Fallen dieser Reihe die Procente des zweifelhaften und schlechten Betragens im Großen und Ganzen sich mindern, allein auch bei wenigen Chambregarnisten kommt viel und bei viel Chambregarnisten wenig schlechtes Betragen nicht

sur bois 7,44, Graveurs de camées 6,67, Lapidaires 6,39 und Dessinateurs industriels 6 Fr.). Das ist eine Abweichung vom Mittel = 4,21 Fr., 49 pCt. nach unten, 40 pCt. nach oben Für die 231 Gewerbe mit weiblicher Arbeit war das Minimum 1,02 Fr. Fabricants de peaux, das Maximum (nach Weglassung der künstlerischen Gewerbe und der drei sehr exceptionellen Préparatrices d'animaux mit 5 Fr.) 3,15 Fr. Doreurs sur bois Abweichung vom Durchschnitt = 2,02 Fr., 50 pCt. nach unten, 56 pCt. nach oben. Also ganz gewaltige Differenzen in den wahren Durchschnittslöhnen (die Summe aller täglich gezahlten Löhne dividirt durch die Zahl der täglich ausgelöhnten Arbeiter), nicht einzelner Arbeiter, sondern aller Arbeiter in einem Gewerbe.

selten vor. Selbst in Linien statt in Zahlen ausgedrückt war der Zusammenhang nur einem sehr geübten Auge sichtbar. Wir lassen der Raumersparniß halber diese Gruppirung fort. Viel deutlicher wird der Zusammenhang schon, wenn wir in dieser Anordnung immer 10 Gewerbe zu einer kleinen Gruppe zusammenfassen. Die 275 Gewerbe sind zu dem Zwecke auf 270 reducirt. Es fallen fort: 1) die Maurer, weil für diese als zu schwankend in der Beschäftigung die Ermittelungen von Wohnung und Betragen unterblieben; 2) die kalten Bäder gleichfalls, weil die Angaben fehlen; 3) die Weißzeugunter-unternehmer, Sous-Entrepreneurs de linge, weil diese nur durch das schönere Geschlecht vertreten sind; 4) und 5) zwei Gewerbe mit keinen Chambregarnisten, welche durch das Loos ausgeschieden wurden. Die übrig bleibenden 270 Gewerbe finden sich in 27 Gruppen auf Tabelle IV a.

Das Aufsteigen der Zahlen des Betragens ist bei dieser Zusammenstellung schon viel gleichmäßiger, allein sie ist noch immer keine constant aufsteigende, die störenden Ursachen neben dem Einfluß der Wohnung heben in den verschiedenen Gruppen einander noch nicht völlig auf, denn die Gruppen sind noch zu klein. Die Ausgleichung findet erst statt, wenn man diese Gruppen in eine noch geringere Zahl concentrirt. In Tabelle V. ist die Zusammenstellung gemacht in Gruppen von je 30, 40, 60, 80 und endlich 90 Gewerben. Je mehr Gewerbe zusammengefaßt sind, um so gleichmäßiger steigt die Zahlenreihe oder die Linie des Betragens auf mit der Chambregarniezahl.

2) Frauen.*)

Wie gestaltet sich das Verhältniß des Betragens zur Wohnung bei den Frauen? Frauen beschäftigt die Pariser Industrie nur in 231 Gewerben, und auch in diesen 231 Gewerben arbeiten meistens neben sehr vielen Männern sehr wenig Frauen oder es sind neben sehr wenigen Männern sehr viele Frauen angestellt, doch ist die Zahl dieser Gewerbe nicht groß. Diese 231 Gewerbe wurden nach Auslosung eines wie oben in 23 Gruppen zu je 10 Gewerben getheilt (Tabelle IV b.). Der

*) Vergleiche auch die ausführliche Anmerkung 1 und 2 im Anhang.

Hauptresultat der Tabelle IVb.

Gewerbe.	Frauen. Chambregarnie. pCt.	Frauen. zweifelhaftes und schlechtes Betragen. pCt.
110 Gewerbe	—	3
60 Gewerbe	4	6
60 Gewerbe	14	15
Alle 230 Gewerbe	7	9
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 230 Gewerbe = 100.		
110 Gewerbe	0	33
60 Gewerbe	59	68
60 Gewerbe	206	169
Alle 230 Gewerbe	100	100

Zusammenhang zwischen den beiden beobachteten Erscheinungen ist hier noch kein sehr leicht erkennbarer. Für eine weitere Concentrirung der Tabelle sind die ersten 11 Gruppen, welche gar keine Chambregarnisten aufweisen, also 110 Gewerbe zusammengefaßt, die andern 12 Gruppen aber in 4 Hauptgruppen zu je 30 Gewerben (Tabelle V.). Schon bei diesen sehr kleinen Gruppen zeigt sich neben der constant aufsteigenden Reihe der Chambregarnisten mit 0, 2,5, 5, 9,5, 22 pCt. die Reihe des Betragens gleichfalls ununterbrochen steigend mit 2,7, 5,5, 6,5, 10, 26 pCt., während bei den Männern erst Gruppen von je 90 Gewerben diese Erscheinung rein zeigen. In drei Hauptgruppen von 110, 60 und wieder 60 Gewerben ist der Zusammenhang viel enger als bei den Männern in drei Hauptgruppen.

II. Beim Meister.

1) Männer.

Tabelle VIa. enthält wieder die 270 Gewerbe mit Männer-

Hauptresultat der Tabelle VIa.

Gewerbe.	Männer. beim Meister. pCt.	Männer. zweifelhaftes und schlechtes Betragen. pCt.
120 Gewerbe	—	14
80 Gewerbe	0,7	8,6
70 Gewerbe	51	5
Alle 270 Gewerbe	10	9
Verhältniß gegen alle 270 Gewerbe = 100.		
120 Gewerbe	—	156
80 Gewerbe	7	95
70 Gewerbe	510	56
Alle 270 Gewerbe	100	100

arbeit in Gruppen von je 10. Dieselbe zeigt schon hier den günstigen Einfluß dieser Wohnungsart, eine bedeutende Ausnahme macht nur die 23. Gruppe, welche bei 7 pCt. Meisterwohnern, d. h. einer überdurchschnittlichen Zahl, 24 pCt. zweifelhaftes und schlechtes Betragen constatirt, also ein sehr bedeutend überdurchschnittliches. Charakteristisch ist ferner, daß die Gewerbe, nach Gruppen von 10 geordnet, noch so gewaltige Differenzen in der Wohnungsart zeigen: 120 Gewerbe haben gar keine Meisterwohner, weitere 80 Gewerbe nur 0,7 pCt. durchschnittlich, die letzten 70 Gewerbe aber 51 pCt. Solche Unterschiede existiren bei keiner anderen Wohnungsart der Pariser Arbeiter, das Wohnen beim Meister ist eben in Paris wie in allen großen Städten die Ausnahme und kommt in größerem Maße fast nur bei den Gewerben vor, welche für den menschlichen Magen im gesunden und kranken Zustande sorgen, sei es, daß sie über die Straße verkaufen, sei es, daß sie bei sich verzehren lassen. Da der Magen nur ein paar Nachtstunden nicht Nachfrage hält, müssen die Verkäufer immer parat sein, und da in vielen Fällen das Product jeden Tag

ein oder viele Male neu gemacht sein will, auch die Arbeiter immer an Ort und Stelle sein. Diese Gewerbe sind außer in der Gruppe Alimentation unter den Industries non groupées die Hôtels, Bals et Concert u. s. w. und die Apotheker. Bei diesen den Gewerben eigenthümlichen großen Differenzen in der Wohnungsart fallen die großen Differenzen in dem Betragen auch nicht auf, der Einfluß dieser Wohnungsart auf das Betragen ist ein großer bei den Männern

0, 0,7, 51 pCt. beim Meister,

14, 8,6, 5 pCt. zweifelhaft und schlecht Betragen.

2) Frauen.

Hauptresultat der Tabelle VIb.

Gewerbe.	Frauen.	
	beim Meister. pCt.	zweifelhaft und schlecht Betragen. pCt.
130 Gewerbe	—	9,5
50 Gewerbe	1,6	9,5
50 Gewerbe	40	6
Alle 230 Gewerbe	10	9
Verhältniß gegen alle 230 Gewerbe = 100.		
130 Gewerbe	—	107
50 Gewerbe	17	107
50 Gewerbe	435	67
Alle 230 Gewerbe	100	100

Das Wohnen beim Meister hat auch hier einen guten Einfluß, denn je mehr bei anderen Leuten Kost und Wohnung nehmen, um so besser ist das Betragen (Tabelle VIb.), aber der Einfluß ist nicht so groß als beim männlichen Geschlecht, denn gleiche Unterschiede in den Procenten der Meisterwohner bei verschiedenen Gewerben bewirken in der Aufführung einen geringeren Unterschied als bei den Männern.

Bei 0, 1,6, 40 pCt. weiblichen Meisterwohnern ist das Betragen 9,5, 9,5, 6 pCt. zweifelhaft und schlecht.

Bei der überwiegenden Zahl von Gewerben, nämlich bei 130, sind gar keine wirklichen Kost- und Logisgänger vorhanden, so daß auf die erste Hauptgruppe diese 130 Gewerbe und auf jede der beiden anderen nur 50 kommen. Bei einem viel größeren Wohnungsunterschiede zwischen der ersten und zweiten Gruppe als oben bei den Männern ist hier ein Betragensunterschied noch nicht ersichtlich, sondern erst bei der sehr großen Zahl von 40 pCt. Meisterwohnerinnen.

III. In eigenen Meubeln.

1) Männer.

Hauptresultat der Tabelle VIIa.

Gewerbe.	Männer.	
	in eigenen Meubeln. pCt.	gut Betragen. pCt.
90 Gewerbe	56	91
90 Gewerbe	80	88
90 Gewerbe	90	93
270 Gewerbe	70	91
Verhältniß gegen alle 270 Gewerbe = 100.		
90 Gewerbe	80	100
90 Gewerbe	114	97
90 Gewerbe	129	102
270 Gewerbe	100	100

Die Männer in 27 Gruppen geordnet zeigen wenige Ausnahmen von der Parallelität des guten Betragens und dieser Wohnungsart, eine auffallende Ausnahme ist in der 13. Gruppe bemerkbar: obwohl mehr als durchschnittlich, nämlich 80 pCt., in eigenen Meubeln wohnen, ist doch weit unter dem Durchschnitt das gute Betragen mit nur 62 pCt. Das schlechte Be-

tragen dieser ganzen Gruppe kommt ausschließlich auf ein Gewerbe, die Tapetenfabrikation. Von den 2685 Tapetenarbeitern haben nur 26 pCt. gutes Betragen, obwohl 79 pCt. in eigenen Meubeln und 21 pCt. Chambregarnie wohnen. Mit diesen 2685 Tapetenarbeitern sind 9 Gewerbe von zusammen nur 4366 Arbeiter in Gruppe 13 vereinigt, so daß die Tapetenarbeiter den Grundton dieser Gruppe bestimmen. Außerdem weichen aber auch die beiden ersten Gruppen sehr ab. Bei nur 54, resp. 18 pCt. Eigenmeublern in der 1. und 2. Gruppe ist das Betragen brillant, beide Mal 98 pCt. gut Betragen. Diese Erscheinung erklärt sich einzig daraus, daß, wo so wenig Eigenmeubler sind, noch viel weniger Chambregarnisten existiren, nämlich 1 resp. 9 pCt., und fast alle beim Meister wohnen, 94 pCt. in der ersten und 73 pCt. in der zweiten Gruppe. Also nicht, weil so *wenig* in eigenen Meubeln wohnen, ist das Betragen gut, sondern weil so *sehr viel* beim Meister und so sehr wenig in Chambregarnie wohnen. Dieser gute Einfluß des Wohnens beim Meister ist so bedeutend, daß selbst, wenn wir nur 3 Hauptgruppen von je 90 Gewerben machen, neben der aufsteigenden Reihe des Wohnens in eigenen Meubeln das Betragen noch nicht sich bessert. Erst wenn in nur zwei Hauptgruppen unterschieden wird, „*viel*" und „*wenig*" *Eigenmeubler*, dann ist das Betragen um so besser, je größer die Zahl der Eigenmeubler ist.

2) Frauen.

Bei der Gruppirung nach je 10 Gewerben haben wir dieselbe Erscheinung wie bei den Männern. Die erste Gruppe von 10 Gewerben hat bei nur 7 pCt. in eigenen Meubeln 95 pCt. gutes Betragen, die zweite bei nur 16 pCt. sogar 99 pCt. gutes Betragen, dafür sind aber auch wieder in der ersten Gruppe 93 pCt. beim Meister, keine in Chambregarnie, in der zweiten Gruppe 80 pCt. beim Meister und nur 4 pCt. Chambregarnie. In der dritten Gruppe ist bei nur 59 pCt. Eigenmeubler das Betragen schon recht schlecht, denn die Zahl der Meisterwohner mit 28 pCt. tritt sehr entschieden gegen die der Eigenmeubler (59 pCt.) und Chambregarnisten (13 pCt.)

Hauptresultat der Tabelle VIIb.

	Frauen.	
	in eigenen Meubeln. pCt.	gut Betragen. pCt.
80 Gewerbe	69,5	87,5
80 Gewerbe	94,2	94
70 Gewerbe	100	97
Alle 230 Gewerbe	84	91
Verhältniß gegen alle 230 Gewerbe = 100.		
80 Gewerbe	83	96
80 Gewerbe	112	103
70 Gewerbe	119	107
Alle 230 Gewerbe	100	100

zurück. Abgesehen von der Abweichung in den beiden ersten Gruppen stimmt übrigens die Reihe des Betragens merkwürdig genau mit der des Wohnens in eigenem Mobiliar. Hier genügt auch die Theilung in drei Gruppen vollständig, um die Parallelität zu zeigen, da der Einfluß des Wohnens beim Meister für die Frauen nicht so ausgesprochen günstig ist, als für die Männer, und außerdem der Einfluß des Wohnens in eigenen Meubeln auf das weibliche Geschlecht stärker wirkt, als auf das männliche.

§. 6.

Zutreffen der Erscheinung in einzelnen Fällen.

(Tabelle VIIIa. und VIIIb.)

In dem Obigen sind für jede Wohnungsart und für jedes Geschlecht die gesammten Gewerbe in drei Hauptgruppen zusammengelegt. Bei diesen zeigt sich mit der einzigen unbedeutenden Ausnahme der Männer in eigenen Meubeln (wo erst die Trennung in nur zwei Hauptgruppen genügt), daß mit der Zunahme der Procente, welche auf eine bestimmte Wohnungs-

art kommen, auch das Betragen in einer bestimmten Richtung ab- oder zunimmt. Bei Zunahme der Chambregarnisten Abnahme des guten Betragens, bei Zunahme der Eigenmeubler und Meisterwohner Zunahme des guten Betragens! Für jedes einzelne Gewerbe stimmt verhältnißmäßig selten das Betragen mit der Wohnungsart, weil außer der Wohnung noch zu viel andere Momente das Betragen beeinflussen. Es wäre nun zu weitläuftig, für alle einzelnen Gewerbe zu untersuchen, wie viel oder wie wenig das Betragen in jedem Gewerbe bei einem bestimmten Verhältniß der Chambregarnisten von dem durchschnittlichen Betragen bei solchem Chambregarnistenverhältnisse abweicht. Wir wollen darum nur untersuchen, in wie vielen Gewerben das Betragen mit der Wohnung übereinstimmt, in wie vielen das Betragen vom Durchschnitt nach oben abweicht und in wie vielen nach unten. Auf der Tabelle VIIIa. sind die Wohnungsarten für beide Geschlechter nach den drei Hauptgruppen der Tabellen IVa. b., VIa. b., VIIa. b. der Art geordnet, daß z. B. für die Männer die erste Abtheilung gebildet ist aus allen Gewerben unter 5 pCt. Chambregarnisten, die zweite Abtheilung von 5 bis 28 pCt. Chambregarnisten, die dritte über 28 pCt. Chambregarnisten. Diesen drei Abtheilungen entsprechen nach den obigen Tabellen die Betragenscategorieen unter 3 pCt., 3 bis 12 pCt., über 12 pCt. schlechtes Betragen. Dazu ist gestellt, bei wie viel Gewerben, die unter 5 pCt. Chambregarnisten haben, auch das durchschnittliche Betragen von weniger als 3 pCt. schlecht eingehalten wird. Da finden wir, daß in den 33 Gewerben mit noch nicht 5 pCt. Chambregarnisten in 26 Fällen das Betragen stimmt, nur in 7 nicht, in denen das schlechte Betragen mehr als 3 pCt. ausmacht. Die Abweichung des Betragens nach unten existirt hier natürlich nicht, also existirt eine Abweichung nach oben nicht bei den Gewerben mit mehr als 28 pCt. Chambregarnisten, bei denen unter 35 Handwerkern 14 im Betragen den Durchschnitt von mehr als 12 pCt. schlechtes Betragen erreichen, 21 aber dahinter zurückbleiben. Endlich in der mittleren Abtheilung durchschnittlich 5 bis 28 pCt. Chambregarnisten stimmen von 202 Gewerben 77 mit dem durchschnittlichen Betragen von 3 bis 12 pCt.

„schlecht“ überein, während 49 die 12 pCt. überschreiten und 76 hinter den 3 pCt. zurückbleiben. In allen drei Abtheilungen stimmen 117 Gewerbe mit dem Durchschnitt der Hauptgruppe überein, 56 sind zu hoch im schlechten Betragen und 97 zu niedrig. Diese so für die beiden Geschlechter in allen drei Wohnungsarten gemachte Tabelle VIIIa. giebt viel Stoff zur Ueberlegung, eine Erforschung der Gründe, aus denen bald das Mittel, bald die Abweichung nach oben oder unten stark vertreten ist, würde aber hier zu weit führen; es sei daher neben der Empfehlung dieser Tabelle nur auf das eine Resultat aufmerksam gemacht, wie für die beiden Geschlechter Uebereinstimmung und Abweichung des Betragens mit der Wohnung sich vertheilt.

	Männer.			
	Richtig.	Zu viel.	Zu wenig.	
Chambregarnie	117	56	97	
Eigene Meubel	97	108	65	
Beim Meister	99	37	134	
Summa	313	201	296	
Verhältniß:	= 39 pCt.	= 25 pCt.	= 36 pCt.	=100pCt.

	Frauen.			
	Richtig.	Zu viel.	Zu wenig.	
Chambregarnie	138	34	58	
Eigene Meubel	120	76	34	
Beim Meister	43	24	163	
Summa	301	134	255	
Verhältniß:	= 44 pCt.	= 19 pCt.	= 37 pCt.	=100pCt.

§. 7.

Vertheilung der sich gut, zweifelhaft und schlecht Betragenden auf die drei verschiedenen Wohnungsarten.

Hauptresultat der Tabelle IX a. b.

Gewerbe.	Männer.				
	Beim Meister. pCt.	In eigenen Meubeln. pCt.	In Chambre-garnie. pCt.	Gutes Betragen. pCt.	Zweifelhaftes und schlechtes Betragen. pCt.
90 Gewerbe	1	74	25	82	18
90 Gewerbe	13	68	19	95	5
90 Gewerbe	28	61	11	100	—
Alle 270 Gewerbe	10	70	20	91	9
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller Gewerbe = 100.					
90 Gewerbe	10	106	125	90	200
90 Gewerbe	130	97	95	104	56
90 Gewerbe	280	87	55	110	—
Alle 270 Gewerbe	100	100	100	100	100

Gewerbe.	Frauen.				
	Beim Meister. pCt.	In eigenen Meubeln. pCt.	In Chambre-garnie. pCt.	Gutes Betragen. pCt.	Zweifelhaftes und schlechtes Betragen. pCt.
50 Gewerbe	3,3	86,2	10,5	83,7	16,3
50 Gewerbe	13,7	82	4,3	95,7	4,3
130 Gewerbe	13,2	83,7	3,1	100	—
Alle 230 Gewerbe	9	84	7	91	9
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller Gewerbe = 100.					
50 Gewerbe	37	103	154	93	183
50 Gewerbe	149	98	63	106	48
130 Gewerbe	143	100	46	111	—
Alle 230 Gewerbe	100	100	100	100	100

Statt am Ende dieses Abschnittes die drei Wohnungsarten für Männer und dann für die Frauen übersichtlich zusammenzustellen, nachdem wir soeben jede Wohnungsart für sich betrachtet haben, wählen wir einen anderen Weg, der uns diese Uebersicht an einer Gegenprobe giebt. Bei jeder Wohnungsart sahen wir, daß zwar in vielen Fällen eine bestimmte Wohnungsart mit einer bestimmten Betragensstufe nicht stimmt, dafür aber in den anderen Fällen um so besser. Da liegt der Gedanke nahe, zu forschen, wie vertheilen sich umgekehrt die Arbeiter des männlichen und weiblichen Geschlechtes auf die verschiedenen Wohnungsarten, wenn wir die 270 resp. 230 Gewerbe nach dem Betragen ordnen, anfangend mit dem, welches am wenigsten ordentliche Arbeiter hat, bis zu demjenigen, das sich der meisten erfreut? Für die Männer zeigt das die Tabelle IXa.

Von den Arbeitern, die sich gut aufführen, kommen die Meisten auf die beim Meister wohnenden, Verhältniß 280 : 100 als Durchschnitt, die wenigsten auf die Chambregarnisten, 55 : 100 als Durchschnitt. Von den mit schlechtem und zweifelhaftem Betragen kommen die Meisten auf die Chambregarnisten, Verhältniß wie 125 : 100, die Wenigsten auf die Meisterwohner, 10 : 100, also genau dasselbe, was oben gefunden wurde. Endlich zeigt sich die Uebereinstimmung auch darin, daß von den sich gut Betragenden nicht viele auf die in eigenen Meubeln zu kommen scheinen, sondern nur wenig, 87 : 100, und von den sich schlecht Betragenden scheinbar viel, 106 : 100. Dieser Schein darf uns jedoch auch hier nicht irre führen; die Zahlen zeigen weder, daß von den sich gut Betragenden wenig in eigenen Meubeln wohnen, sondern nur, daß ungeheuer Viele beim Meister Kost und Logis haben, noch beweisen sie, daß von den sich schlecht Betragenden viele Eigenmeubler sind, sondern nur, daß wenig Meisterwohner darunter sind. Aehnlich, wenn auch in geringerem Maße, tragen die Chambregarnisten Schuld an diesem Schein; die Resultate für das weibliche Geschlecht werden sogleich für diese Behauptung eine Stütze bieten. Von den Arbeiterinnen schlechter Aufführung fallen nach Tabelle IXb. sehr viel, 154 : 100 als Durchschnitt,

auf die Chambregarnisten, also, wohl zu beachten, in stärkerem Grade, als bei den Männern (nur 125 : 100), ebenso fallen sehr wenig auf die Meisterwohner, 37 : 100, also, wohl zu beachten, ist die Abweichung geringer als bei den Männern (10 : 100). Den größeren guten Einfluß des Wohnens beim Meister auf die Männer und den größeren schlechten Einfluß des Wohnens in Chambregarnie auf die Frauen sahen wir oben schon. Andererseits sind unter den Weibern guten Betragens wenig Chambregarnisten, 46 : 100, d. h. ungefähr so viel als bei den Männern (55 : 100) und viele Meisterwohner (143 : 100), aber viel schwächer als bei den Männern (280 : 100). Der Zusammenhang zwischen gutem Betragen und dem Wohnen in eigenen Meubeln tritt bei dieser Gegenprobe für die Frauen zwar eben so wenig hervor als bei den Männern, er wird aber doch wenigstens nicht scheinbar in das Gegentheil verkehrt wie bei den Männern, aus dem doppelten Grunde, daß überhaupt etwas weniger Weiber beim Meister wohnen, 9 pCt. gegen 10 pCt. Männer, und daß das Betragen dieser weiblichen Meisterwohner nicht in dem Grade vor dem der anders Wohnenden sich auszeichnet, als es bei den Männern der Fall ist, der Einfluß dieser einen Erscheinung tritt also nicht so dominirend in den Vordergrund bei den Weibern als bei den Männern. Bei sehr verschiedenem Betragen der drei Hauptgruppen mit 16,3, 4,3 und 0 pCt. schlechten Betragens sind in der ersten Gruppe von 130 Gewerben bei 0 pCt. schlechten Betragens genau die gleiche Menge in eigenen Meubeln, als im Durchschnitt aller 230 Gewerbe, die 50 Gewerbe mit 16,3 pCt. schlechter Aufführung haben nur 3 pCt. Eigenmeubler über dem Durchschnitt und die letzten 50 Gewerbe mit 4,3 pCt. schlechter Aufführung nur 2 pCt. Eigenmeubler unter dem Durchschnitt, man kann also wohl sagen, daß hier die Wohnungsart in eigenen Meubeln in allen drei Betragensstufen gleich vertreten ist, d. h. nicht scheinbar wie bei den Männern auf die vielen sich gut Betragenden wenig Eigenmeubler kommen.

Welchem der Leser hier die Frage aufstoßen sollte, ob die soeben geschilderten Arten zu wohnen nicht etwa die Wirkung

des Betragens wären, den müssen wir auf das Ende dieses Aufsatzes verweisen, wo dieser Punkt behandelt werden wird.

§. 8.

Indirecte Ermittelung der sich gut, zweifelhaft und schlecht betragenden Meisterwohner, Eigenmeubler und Chambregarnisten.

Nach Vorführung und Verarbeitung dieses Materials handelt es sich nun vor Allem um Beantwortung der Frage: Können wir aus den ziffermäßigen Angaben, daß bei bestimmten Procenten einer Wohnungsart bestimmte Procente guten oder schlechten Betragens sich zeigen, auf irgend eine Art ermitteln, wie viele der Chambregarnisten sich gut oder schlecht aufführen, wie viele der Meisterwohner und wie viele der Eigenmeubler? Ein wichtiges Hülfsmittel für diese Forschung scheint die zuerst besprochene Wohnungsenquête des Jahres 1849 über die Chambregarnies zu bieten, um eine der drei „Unbekannten", nämlich das Betragen der Chambregarnisten, durch eine Bekannte zu ersetzen und so leichter die beiden anderen Unbekannten zu finden. Diese Chambregarnies-Enquête hatte ergeben, daß von den 21,567 männlichen Arbeitern, welche in den untersuchten Chambregarnies wohnten, 48 pCt. gutes, dagegen 52 pCt. passables, schlechtes und sehr schlechtes Betragen hatten. Ebenso waren von den Frauen nur 21 pCt. in der Aufführung zu loben. Leider können wir die Angabe, daß 52 pCt. dieser männlichen Chambregarnisten kein gutes Betragen hatten, nicht in der Art auf die Zahlen unseres Jahres 1860 anwenden, daß wir auf die 50,369 männlichen Chambregarnisten 52 pCt. nicht gutes Betragen, d. h. 26,192 rechnen, denn nach der Enquête des Jahres 1860 hatten von allen männlichen Arbeitern nicht einmal so viel schlechtes Betragen, sondern nur 24,439. Auf die 175,438 Männer in eigenen Meubeln und die 26,171 beim Meister müßten dann 1753 weniger als gar keine sich schlecht aufführen. Das ist ein Unding, ganz abgesehen davon, daß allein die Charcutiers, Cremiers, Boyaudiers und Vanniers 62 Leute schlechten Betragens haben, während gar keiner Chambregarnie wohnt, und in andern 33 Gewerben also zusammen in

37 Gewerben, d. h. im siebenten Theil aller Gewerbe 7567 Arbeiter schlechtes Betragen haben, von denen nur 4496 Chambregarnie wohnen. In diesen 37 Gewerben kommen also mindestens 3133 mit schlechtem Betragen auf Arbeiter beim Meister und in eigenen Meubeln. Aus diesen Zahlen darf man mit Fug und Recht schließen, was auch aus anderen Gründen einleuchtet, daß in den anderen Gewerben unter den Arbeitern schlechter Aufführung sich ebenfalls Mancher befindet, der beim Meister oder in eigenen Meubeln wohnt. Aus dem Obigen ergiebt sich jedenfalls, daß auch nicht entfernt 52 pCt. der männlichen und 79 pCt. der weiblichen Chambregarnisten schlechte Aufführung vorzuwerfen ist. Die Angabe der Enquête von 1849 können wir nicht einmal brauchen, wenn wir von ihren vier Betragenscategorieen No. II. „passabel" mit zu gut rechnen wollten, wo dann in den beiden Categorieen schlecht und sehr schlecht die Deckung für zweifelhaftes und schlechtes Betragen der Enquête von 1860 gesucht werden müßte, während aller Wahrscheinlichkeit nach die Categorie „passabel" mehr mit der Categorie „zweifelhaft" übereinstimmen wird. Selbst wenn aber passabel gleich gut wäre, würden schlecht und sehr schlecht 25,5 pCt. der Chambregarnisten sich betragen müssen, während wir auf anderem, sogleich zu bezeichnendem Wege nur 13 pCt. schlecht und sehr schlecht finden. Die 52 pCt. Chambregarnisten mit nicht gutem Betragen könnten darum für 1849 und für die Wohnungen, welche untersucht wurden, doch richtig sein, entweder wenn damals das Betragen durchschnittlich schlechter gewesen wäre, oder wenn unter „gutem" Betragen damals etwas Anderes verstanden wäre, als 1860, oder endlich, wenn die der Enquête unterworfenen Chambregarnies, da es nicht alle waren, gerade die schlimmsten, d. h. diejenigen, welche Chambregarnisten in Menge professionsmäßig aufnehmen, gewesen wären, während die vielen einzeln in Chambregarnies wohnenden Leute nicht ermittelt worden sind. Daß der letztgenannte Umstand die Differenz mit 1860 hauptsächlich erklärt, läßt sich z. B. daraus abnehmen, daß die Industrieenquête des Jahres 1847—1848 unter ¾ der gesammten Pariser Arbeiter-Bevölkerung 34,311 männliche Chambregarnisten ergab, was

auf die ganze Arbeiterbevölkerung circa 46,000 ausmachen würde, während die Chambregarnie-Enquête Anfangs 1849 nur 21,567 ermittelte, unter denen noch manche nicht der Industrie Angehörige sich befanden. Im Januar 1849 war nun allerdings durch die allgemeine Geschäftsstockung die Zahl der Chambregarnisten kleiner als im Jahre 1848 am 5. Januar, also vor der Revolution, nämlich 21,567 gegen 27,665, d. h. nur um 6098, welche Arbeiterzahl von 1848 ein Unbedeutendes die des Jahres 1847 übertroffen haben mag. Also von den 46,000 Chambregarnisten des Jahres 1847 resp. 1848 mögen nach demselben Verhältniß (27,665 : 21,567) noch circa 36,000 in Paris Beschäftigung gefunden haben, während die Enquête in den von ihr durchforschten Chambregarnies nur 21,567 fand. 14—15,000 Chambregarnisten sind der Enquête nicht unterworfen worden, folglich auch nicht ihre Wohnungen. Diejenigen 14—15,000 Chambregarnisten oder Arbeiter nun, welche nicht in den Höhlen wohnten, welche die Wohnungsenquête uns beschreibt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die besseren, welche derartige meist spelunkenähnliche Aufenthaltsorte fliehen, ebenso wie die nicht untersuchten Chambregarnies auch die besseren sein mögen. Es sind die große Anzahl von Wohnungen für ledige Leute, welche durch Aftervermiethung überflüssiger Wohnungsräume erster Miethe überall zu finden sind. Mögen dieselben auch oft recht schlecht sein, auf gleicher Stufe mit den der Enquête unterworfenen Wohnungen können sie durchschnittlich nicht stehen; diese Chambregarnies sind sämmtlich von der Enquête eximirt, denn sie fallen unter keine der drei Categorieen Garnis speciaux, Garnis au mois, Garnis à la nuit,*) sie können auch kaum in einer solchen Enquête Raum finden. Die Bewohner dieser einzelnen meublirten Zimmer gehören unstreitig zu den besseren Arbeitern, das kann man aus der Zahl gewisser Arten von Menschen ableiten, welche die Garnis speciaux, au mois und à la nuit fliehen. Es sind das diejenigen Chambregarnisten, deren Betragen mit dem Maßstab des Vermiethers bemessen, Ausnahmen zugestanden, zu dem

*) Statistique de l'Industrie à Paris 1849, S. 980—982.

besseren gehört, nämlich die Chambregarnisten, welche zwar auf mehrere Monate oder Jahre, aber doch vorübergehend in Paris sich aufhalten, oder welche niemals heirathen wollen, alte Junggesellen, oder noch nicht heirathen können, natürliche Junggesellen. Zu diesen Leuten sind in großer Anzahl für Paris zu rechnen die Employés et Commis, die Militaires (Mobiles, Ex-militaires, Officiers), die Professions libérales diverses, die Rentiers et Propriétaires und vor Allem die Etudiants aller Art, Juristen, Mediciner, Techniker, Künstler u. s. w. Von solchen Leuten müssen doch eine gewaltige Zahl in Chambregarnies wohnen, allein in den untersuchten Chambregarnies finden sich nur wenig Leute der Art, z. B. Commis 866, Militaires 538, Professions libérales 267, Rentiers et Propriétaires 208 und gar Etudiants aller Art nur 207.*)

Das Bild, welches uns die Enquête des Jahres 1849 entwirft, ist aus all' diesen Gründen, Gott sei Dank, nur richtig für 21,567 Chambregarnisten, nicht auch für die anderen circa 14—15,000 Chambregarnisten aus den sog. arbeitenden Klassen.

Desgleichen dürfen wir auch bei den Frauen nicht darauf rechnen, aus der Wohnungsenquête des Jahres 1849, welche 79 pCt. aller weiblichen Chambregarnisten als nicht guter Aufführung ergab, zu finden, daß von den 7145 Chambregarnistinnen auch 79 pCt., d. h. 5644 sich nicht gut aufführten, denn dann verblieben von den gesammten 9276 sich schlecht Betragenden nur 3632, d. h. 3,7 pCt. der 97,781 beim Meister und in eigenen Meubeln Wohnenden. Das wäre, wie wir sogleich sehen werden, viel zu wenig. Wollte man meinen, daß die übrigbleibenden 3632 sich hauptsächlich auf die beim Meister Wohnenden vertheilen, indem unter den in eigenen Meubeln Wohnenden keine oder nur sehr wenige sich schlecht betrugen, so kann das aus der Tabelle Xa. widerlegt werden. In acht Gewerben nämlich, welche unter 659 Arbeiterinnen nur Eigenmeubler haben, sind 83 oder 13 pCt., d. h. mehr als im Durchschnitt von nicht gutem Betragen. Ebenso sind in ferneren

*) Statistique de l'Industrie à Paris 1849, S. 959—975.

27 Gewerben (Tabelle Xc.), welche zusammen nur 602 beim Meister und 2253 Chambregarnisten haben, 4058 von nicht gutem Betragen, folglich sind in den 35 Gewerben 1276 Frauen schlechten Betragens in eigenen Meubeln, was schon 4,3 pCt. ausmacht, wenn man von der unhaltbaren Annahme ausginge, daß in diesen 27 Gewerben alle Chambregarnisten und alle Meisterwohner sich schlecht betragen. Wir hätten alsdann schlechtes Betragen bei sämmtlichen 2855 Chambregarnisten und Meisterwohnern der 35 Gewerbe, außerdem 3810, d. h. 79 pCt. der übrigbleibenden 4892 Chambregarnisten, Summa 6665 Chambregarnisten in allen Gewerben und Meisterwohner in den genannten 35 Gewerben, für alle 93,579 Meisterwohner und Eigenmeubler in den übrigen 199 Gewerben blieben also nur 2611 oder 2,8 pCt., schlechten Betragens, was allein schon durch die genannten 35 Gewerbe widerlegt wird, in denen mindestens noch einmal so viel Procent der Eigenmeubler sich schlecht aufführen, selbst wenn alle Chambregarnisten und Eigenmeubler ausnahmslos schlechtes Betragen hätten.

Die Enquête über das Betragen einer Anzahl Chambregarnisten im Jahre 1849 kann uns nach dem Vorausgehenden direct zur Erforschung des Betragens aller Chambregarnisten im Jahre 1860 nicht verhelfen, indirect können aber einige Daten aushelfen bei einem anderen Wege, den wir zur Erforschung des Betragens aller drei Wohnungsarten einschlagen.

Wir lernten soeben 35 Gewerbe kennen (Tabelle Xa. und d.), welche zusammen 4131 Frauen nicht guten Betragens haben, während in Chambregarnie und beim Meister nur 2855 wohnen, ein namhafter Theil muß also auf die Eigenmeubler fallen, selbst wenn wir annehmen, daß in diesen 32 Gewerben alle Chambregarnisten und Meisterwohner sich schlecht aufführen. Diese letztere Annahme ist selbstredend falsch. Nehmen wir an, daß $\frac{1}{3}$ oder 33 pCt. der Chambregarnisten und $\frac{1}{8}$ oder 12,5 pCt. der Meisterwohner sich schlecht aufführen, so sind das 750 Chambregarnisten und 75 Meisterwohner, zusammen 825. Diese gehen ab von den 4131 mit schlechtem Betragen und bleiben 3306 auf 29,441 Eigenmeubler, d. h. 11 pCt. Diese Annahmen stimmen nicht übel mit unserer obigen Zahlenreihe, daß

je mehr Chambregarnisten, um so schlechter das Betragen, und zwar in hohem Grade, daß je mehr beim Meister und in eigenen Meubeln wohnen, das Betragen um so besser ist, und zwar bei den Eigenmeublern in etwas höherem Grade als bei den Meisterwohnern, was ungefähr heißen würde: die Eigenmeubler sind etwas unter dem Durchschnitt schlecht, die Chambregarnisten bedeutend über dem Durchschnitt schlecht und die Meisterwohner weder unter, noch über dem Durchschnitt.

Chambregarnie .	33	pCt.	schlechtes und zweifelhaftes Betragen.
In eigenen Meubeln	11	„	
Beim Meister .	12,5	„	
Durchschnitt Aller	11,8	pCt.	

Mit diesen Zahlen gehen wir an die anderen Gewerbe. Nach Tabelle Xe. haben wir fernere 29 Gewerbe, in denen 2455 schlecht sich aufführen, d. h. 830 mehr als Chambregarnie wohnen (1625), es fallen also wieder Viele auf die beim Meister und in eigenen Meubeln. Wir vertheilen das schlechte Betragen wieder in dem Verhältniß wie oben, nur müssen wir alle Procente gleichmäßig kürzen, denn das durchschnittlich schlechte Betragen der ersten 35 Gewerbe war 12,8 und in den letzten 29 Gewerben nur 8,5, also sind alle Procentsätze auf circa ⅔ zu kürzen.

Das giebt für

Chambregarnisten	22	pCt.,	d. h.	358	von	1625,
Meisterwohner .	8,3	„	„	521	„	6284,
			Summa	879	von	8909.

Diese 879 gehen ab von den 2455 schlechten Betragens und bleiben 1576, welche auf die 20,932 in eigenen Meubeln fallen. Auch das ist fast genau ⅔ des obigen Procentsatzes von 11 pCt., nämlich 7,5 (statt genauer 7,3). Nun bleiben noch übrig 167 Gewerbe, in denen nicht mehr Leute sich schlecht aufführen, als Chambregarnisten sind. In diesen 167 Gewerben ist das schlechte Betragen durchschnittlich nur halb so groß als bei den ersten 32 Gewerben, nämlich 6,1 pCt. statt 12,8 pCt. Alle Procentsätze sind darnach zu reduciren auf ½.

Das giebt

für Chambregarnisten	16,5	pCt.	von	3267	= 530
= Meisterwohner .	6,3	=	=	2899	= 182
= Eigenmeubler .	5,5	=	=	37,421	= 2058
Summa	6,1	pCt.	von	43,587	= 2770.
Dazu aus den ersten 35 Gewerben Summa	12,8	=	=	32,296	= 4131
Dazu aus den zweiten 29 Gewerben Summa	8,5	=	=	29,043	= 2455
Summa	8,8	pCt.	von	104,926	= 9356.

Die wirkliche Zahl aller sich schlecht Betragenden stimmt damit fast genau, es sind nach Tabelle IXb. 9276 statt der berechneten 9356. Im Gesammtresultat erhalten wir:

	Beim Meister. pCt.	In eigenen Meubeln. pCt.	In Chambre-garnie. pCt.	Summa. pCt.
Erste 35 Gewerbe	12,5 = 75	11 = 3575	33 = 765	12,8 = 4415
Zweite 29 Gewerbe	8,3 = 521	6,7 = 1402	22 = 358	8,5 = 2281
Dritte 167 Gewerbe	6,3 = 182	5,5 = 2058	16,5 = 530	6,1 = 2770
S. 231 Gewerbe	7,9 = 778	7,6 = 7035	22,7 = 1653	8,8 = 9466

Hiernach kämen 9466 mit zweifelhaftem und schlechtem Betragen heraus, in Wahrheit sind es, wie gesagt, 9276, es stimmt also die Zahl bis auf circa 1,2 pCt.

Bei den Männern können wir füglich nicht auf dieselbe Weise berechnen, wie viele der sich schlecht Betragenden auf jede Wohnungsart fallen, denn während wir bei den Frauen unter nur 231 Gewerben 64, also 28 pCt. hatten, in denen die Chambregarnisten von den Weibern schlechter Aufführung übertroffen wurden, haben wir bei 274 Gewerben nach Tabelle XId. nur 39, d. h. nur 14 pCt., in denen dasselbe stattfindet, und von diesen 39 Gewerben sind es sogar nur 10, d. h. noch nicht 3 pCt. aller, in denen die sich schlecht Betragenden mehr sind als Chambregarnisten und Meisterwohner zusammen, bei den Frauen betrugen diese Gewerbe aber 32, d. h. 14 pCt. Aller.

Von den 39 Gewerben, welche nur 14 pCt. aller 274 ausmachen, oder von den 34,851 Arbeitern, welche gleichfalls genau 14 pCt. aller 251,119 betragen, dürfen wir nicht auf die übrigen 86 pCt. mit derselben Sicherheit schließen, wie von 28 pCt. auf 72. Für die Berechnung der Männer haben wir andere Anhalte.

1) Wir wissen aus Tabelle IXa., daß die Männer, welche beim Patron wohnen, sich besonders gut aufführen, denn das schlechte Betragen stimmt sehr genau mit der geringen Anzahl Meisterwohner und umgekehrt.

2) Aus der Wohnungsenquête von 1849 wissen wir, daß das Betragen der Männer in den Chambregarnies sehr viel besser ist als das der Weiber.

Männer mit gutem Betragen 48 pCt.,
Weiber " " " 21 pCt.

Allein so groß dürfen wir denn doch nicht den Gegensatz für alle Chambregarnisten annehmen, da die Wohnungsenquête 4 Stufen des Betragens hat, bon, passable, mauvais, très mauvais. Von denen, die passable genannt sind, werden manche sein, die in der Dreitheilung des Jahres 1860 bon, douteux, mauvais unter „bon" fallen.

Das Betragen der Männer war 1849 in den Chambregarnies 48 pCt. bon, 26,5 pCt. passable, Summa 74,5 pCt.

Das Betragen der Frauen war 1849 in den Chambregarnies 21 pCt. bon, 32 pCt. passable, Summa 53 pCt.

Das gute und passable Betragen der Männer verhält sich zu dem der Frauen wie 74,5 : 53 oder wie 100 : 71, oder das schlechte und sehr schlechte Betragen der Männer zu Frauen = 25,5 : 47 = 54 : 100. Nach unserer obigen Berechnung fanden wir, daß im Jahre 1860 von allen den Frauen in Chambregarnies 22,7 pCt. sich schlecht betrugen, darnach würde unter den Männern in Chambregarnies 12,5 pCt. (genau: 12,3 pCt.) sich schlecht aufführen 100 : 54 = 22,7 : 12,3. Von den 48,769 Chambregarnisten wären mit 12 pCt. 6096 schlechter Aufführung, dann blieben von den gesammten sich schlecht Betragenden 23,439 Männer, für die 202,350 in eigenen Meubeln und die 17,343 beim Meister Wohnenden. Wie viel sollen

wir davon auf die beim Meister Wohnenden rechnen? Jedenfalls nur ein paar Procent, denn nach allen obigen Ausführungen betragen sich die beim Meister wohnenden Arbeiter männlichen Geschlechts ganz besonders gut. Nehmen wir nur 2 pCt. an, so sind das 518, es bleiben also für die in eigenen Meubeln 16,825 oder 9,5 pCt. der 176,438, nehmen wir aber 4 pCt. auf die Meisterwohner, so bleiben für die in eigenen Meubeln Wohnenden 16,307 oder 9,2 pCt. Ob wir die sich schlecht aufführenden Meisterwohner hoch oder niedrig annehmen, macht hiernach für die Eigenmeubler wenig aus, da ja die Zahl der letzteren siebenmal so groß ist als die der ersteren. Selbst gesetzt, wir wollten die sich schlecht betragenden Meisterwohner so hoch nehmen als bei den Frauen, mit 7,9 pCt., so wären das 2070 und blieben für die Eigenmeubler 15,273 oder 8,7 pCt., allein so hoch dürfen wir das schlechte Betragen der männlichen Meisterwohner nicht taxiren als das der Weiber, da nach Tabelle VIa. b. die Unterschiede im Betragen mit den Unterschieden dieser Wohnungsart bei den Männern bedeutender als bei den Frauen wachsen.

Bleiben wir bei 4 pCt. sich schlecht betragender Meisterwohner stehen, so finden wir den Antheil der schlechten Eigenmeubler bei den Männern höher als bei den Frauen (nämlich 9,2 gegen 7,6 pCt.), was vortrefflich mit dem anderen oben gefundenen Resultate stimmt, daß mit Zunahme des Wohnens in eigenen Meubeln das gute Betragen nicht so schnell wächst als bei den Frauen, es muß ja auch, was im Betragen der männlichen Chambregarnisten und Meisterwohner besser ist als in dem der Frauen bei gleichem Durchschnittsbetragen beider Geschlechter, im Betragen der Eigenmeubler schlechter sein, natürlich nur um wenige Procente, da die vielen Eigenmeubler mit geringem Unterschiede im Betragen den großen Unterschieden der wenigen Chambregarnisten und Meisterwohner leicht die Stange halten.

Das Gesammtresultat für beide Geschlechter wäre:

Es haben zweifelhaftes und schlechtes Betragen:

	Männer:	Frauen:
Beim Meister . .	4 pCt.	7,9 pCt.
In eigenen Meubeln	9,2 =	7,6 =
In fremden Meubeln	13 =	22,7 =

Daß dieses Resultat ganz genau mit der Wirklichkeit stimmt, wage ich nicht zu behaupten, aber sehr groß können die Abweichungen meiner Meinung nach nicht sein, wenigstens nicht für die Eigenmeubler, denn eine geringe Aenderung des Procentsatzes macht hier schon enorm viel aus in den Zahlen, welche dann für die Meisterwohner, welche an Güte im männlichen Geschlecht viel, im weiblichen etwas über dem Durchschnittsbetragen, und für die Chambregarnisten, welche im männlichen Geschlecht viel, im weiblichen sehr viel unter der Durchschnittsgüte stehen.

§. 9.

Zutreffen der gefundenen Procentsätze für die einzelnen Gewerbe.

Mit dem gefundenen Resultate können wir jetzt eine weitere Vergleichung anstellen, nämlich untersuchen, in wie vielen Gewerben das Betragen über dem Durchschnitt stimmt mit der Wohnungsart über dem Durchschnitt, desgleichen wie es unter dem Durchschnitt steht (Tabelle XII a. und b.) Fassen wir zuerst beide Fälle zusammen und fragen, wie steht über= und unterdurchschnittlich schlechtes Betragen zu jeder Wohnungsart, so finden wir, daß bei den Männern Betragen und Wohnen in Chambregarnie stimmt in 188 von 270 Fällen, d. h. in 70 pCt., nicht stimmt in 82 Fällen oder 30 pCt. Bei den Frauen ist das Verhältniß stimmend in 172 von 230 Fällen = 75 pCt., nicht stimmend in 58 Fällen = 25 pCt. Betragen und beim Meister Wohnen stimmt für die Männer in 156 von 270 Fällen, stimmt nicht in 114 Fällen, Verhältniß wie 58 pCt. zu 42 pCt. bei den Frauen, stimmend in 183 von 230 Fällen, nicht stimmend in 47, Verhältniß 80 pCt. zu 20 pCt. Endlich geht in eigenen Meubeln Wohnen und Betragen parallel bei den Männern in 166 von 270 Fällen, und nicht in 104 Fällen = 61 pCt. zu 39 pCt., bei den Frauen

parallel in 153 von 230 Fällen, nicht parallel in 77 Fällen, Verhältniß = 67 pCt. zu 33 pCt. Ueberall ist es die weit überwiegende Zahl, in welcher Uebereinstimmung herrscht, als in denen sie nicht herrscht, was jedenfalls mehr als genügt, um den nothwendigen, nicht zufälligen Zusammenhang beider Erscheinungen zu beweisen. Die Zahl der übereinstimmenden Fälle müßte übrigens hier noch eine viel colossalere sein, wenn wir, wie öfters erwähnt, die einzelnen Arbeiter nach diesen zwei Seiten der Wohnung und des Betragens vergleichen könnten. Noch viel auffallender als in den oben genannten Zahlen zeigt sich die Uebereinstimmung speciell für die Fälle, in denen die Wohnungsart unterdurchschnittlich ist. In diesen Fällen beträgt auch das unterdurchschnittliche Betragen:

	Bei Männern:	Bei Frauen:
Chambregarnie . .	86 pCt.	98 pCt.
Beim Meister . .	61 "	79 "
In eigenen Meubeln	32 "	35 "

Bei dem überdurchschnittlichen Wohnen irgend einer Art herrscht hingegen vielfach keine Uebereinstimmung mit dem Betragen. Ist die Wohnungsart über dem Durchschnitt, so ist auch das Betragen über dem Durchschnitt nur

bei Männern:	bei Frauen:	
36 pCt.	21 pCt.	Chambregarnie,
40 "	81 "	beim Meister,
69 "	80 "	in eigenen Meubeln

der Fall.

Doch ist diese Erscheinung bei näherer Einsicht nicht auffallend. Fast alle Fälle der Wohnungsart, in Chambregarnie und beim Meister, über dem Durchschnitt sind exceptionelle, es sind nur wenige Gewerbe, in denen eine dieser beiden Wohnungsarten über dem Durchschnitt steht, dann aber auch oftmals sehr bedeutend. Unter dem Durchschnitt jeder Wohnungsart stehen von allen Gewerben nur

bei den Männern:	bei den Frauen:	
33 pCt.	27 pCt.	Chambregarnie,
16 "	16 "	beim Meister,
19 "	11 "	in eigenen Meubeln.

Diese wenigen Fälle großer Abweichungen ergeben mit den vielen Fällen geringer Abweichung den Durchschnitt.

Daß in so exceptionellen Fällen der Wohnung das Betragen öfter nicht stimmt als es stimmt, darf uns nicht wundern, die stark vertretene Art einer Wohnung rührt immer aus speciellen, diesem Gewerbe eigenthümlichen Gründen her, welche auf das Betragen ohne Einfluß sind, oder das stark vertretene Betragen irgend einer Art rührt von Gründen her, welche mit dem Gewerbe, nicht aber mit der Wohnung zusammenhängen. Diese Ausnahmsfälle geben enorm viel zu denken für diejenigen, welche praktisch mit der Hebung des Arbeiterstandes sich befassen.

In der Beschaffenheit des von uns benutzten statistischen Materials liegt der Grund, warum der Zusammenhang zwischen Wohnung und Betragen nicht so deutlich hervortritt, als er in Wahrheit ist, selbst wenn wir aber, wie wünschenswerth ist, von jedem einzelnen Arbeiter Wohnungsart und Betragen untrüglich genau kennten, so würde doch nicht immer schlechtes Betragen mit einer bestimmten Wohnungsart zusammenfallen, was ja die letzte Untersuchung genügend erhärtet hat. Die Wohnung ist nur einer der vielen Factoren, welche auf das Betragen des Menschen Einfluß üben. Unter diesen vielen Factoren nenne ich hier die Höhe des Lohnes, die Stetigkeit der Beschäftigung, also den Wegfall von regelmäßigen und unregelmäßigen in der Natur des Geschäftes liegenden arbeitslosen Zeiten, ferner die Anwendung des Stücklohnes, die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Arbeit, die Localität der Arbeit, ob der Arbeiter in seiner Wohnung bei seiner Familie arbeitet oder mit wenigen zusammen in der Werkstatt des Meisters oder mit vielen zusammen in großen Fabrikräumen. Diesen Punkt kann man noch erweitern, ob in demselben Geschäft Frauen und Männer beschäftigt sind, ob das Geschäft viele oder wenige Arbeiter jeder Art beschäftigt, in welchem Stadttheil das Geschäft liegt. Endlich erwähne ich hier den Grad der Bildung, die jeder Arbeiter besitzt. Ich nenne nur diese Factoren, da wir den Einfluß aller dieser genannten Momente genau auf dieselbe Art feststellen könnten, als den der

Wohnung, denn aus der Industrieenquête können wir gleichfalls berechnen, wie viel Procente in jedem Gewerbe Männer und Frauen jede bestimmte Lohnhöhe erreichen, wie viel Monate im Jahr die Arbeit ganz oder theilweise eingestellt wird, wie viele Procente der Arbeiter ständig, wie viele unständig in Paris sind, wir können weiter ausrechnen, wie viel Procent Stücklohn statt Taglohn haben, welcher Art die Arbeit ist, ob harter Natur, ob geisttödtend, gesundheitsgefährlich u. s. w., wir können nach der Enquête berechnen, wie viel Procent arbeiten à l'atelier, en ville, en chambre, welches das Verhältniß der beschäftigten Männer, Frauen und Kinder ist, ob das Geschäft höchstens einen oder keinen Gehülfen beschäftigt, ob zwischen 2 und 10, ob mehr als 10, endlich das Wichtigste, wie ihre Bildung beschaffen ist, beurtheilt nach den Procenten, welche lesen und schreiben oder nur schreiben können. Den Einfluß all' dieser Momente aus der so wunderbar reichen Industrieenquête zu ermitteln, würde über die Grenzen des mir hier gestatteten Raumes und meiner augenblicklichen Arbeitszeit hinausgehen, dies muß einer größeren, schon in Angriff genommenen statistischen Untersuchung über die beiden Pariser Industrieenquêten vorbehalten bleiben. Nur das eine hierfür schon berechnete Resultat sei erwähnt, daß je höher die Bildung in den Gewerben steht, um so höher der Lohn und um so besser das Betragen der männlichen Arbeiter ist.*) Den Einfluß dieser Momente auf die Weiber habe ich noch nicht analysiren können.

Unsere Aufgabe ist hier nur, den Einfluß der **Wohnung** auf das Betragen zu behandeln, nicht den aller Umstände, deren complexe Wirkung das Betragen des Menschen ist; wollten wir das Betragen analysiren, dann müßten wir eine große Fülle anderer Einflüsse noch mit in Betracht ziehen, welche wir quantitativ meßbar in der Enquête nicht finden, von denen sich aber auch noch viele in Zahlen bringen ließen, während noch

*) Einige Schlußresultate hieraus in Laspeyres, Ueber die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie. Baltische Monatsschrift 1868, Januarheft, S. 39. 40.

andere allerdings vorläufig der statistischen Verarbeitung sich entziehen. Wie viele solcher Momente die Statistik erfassen kann, zeigen die schönen, leider zu wenig beachteten, weil wissenschaftlich statistischen Arbeiten von Ducpétiaux*) und le Play.**) Aus diesem Material, das allerdings nur Rohmaterial war, hat Engel †) die interessantesten Schlüsse gezogen, hat aber noch genug Fragen für Andere übrig gelassen. In einem späteren Hefte dieser Zeitschrift wollen wir gleichfalls dieses Rohmaterial noch weiter verarbeiten für die Lehre von der Consumtion; es sind sehr reiche Fundgruben für inductiv statistische Forschungen.

§. 10.

Rückschlüsse von den für das Jahr 1860 gewonnenen Resultaten auf das Jahr 1847 und somit auf Veränderung in der Moralität der Pariser Bevölkerung.

Sehr zu bedauern ist, daß wir diese Wohnungsfrage nur aus dem Material herausarbeiten können, welches für eine Stadt in einem Zeitpunkt erhoben ist. Für andere Städte ist uns ähnliches Material nicht bekannt, und leider hat auch die erste große Pariser Industrieenquête des Jahres 1849, welche sonst fast genau dieselben Erhebungen gemacht hat, das Betragen noch nicht in den Kreis ihrer Umfragen gezogen, wenigstens nicht statistisch brauchbar, quantitativ, analysirt. Die Angaben darüber lauten immer ganz allgemein: „Im Ganzen ist das Betragen gut, oder im Ganzen nicht gut, oder ein Theil der Arbeiter beträgt sich schlecht, oder ein Theil macht blauen Montag, viele sind dem Trunk ergeben." Mit derartigen Angaben ist so wenig anzufangen, als mit ähnlichen allgemeinen Aeußerungen in Handelskammerberichten: „Im Ganzen hat sich die Production gegen das Vorjahr in Ge-

---

*) Ducpétiaux, Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique. Bruxelles 1855. 4o.

**) Le Play, Les Ouvriers Européens. Paris 1855. in folio und Les Ouvriers des deux mondes. 4 Bände 8o. Paris 1857—1863.

†) Engel, Die vorherrschenden Gewerbszweige im Königreich Sachsen, Zeitschrift des sächs. stat. Bureaus 1857, p. 153 ff.

spinnsten gehoben.“ Sieht man dann in den vorjährigen Bericht hinein, so steht dort die gleiche oder umgekehrte Nichts sagende Phrase, erhebliche Vergrößernng oder nicht bedeutende Verringerung.

Quantitativ wie für das Jahr 1860 das Betragen auch für 1847 zu bestimmen, ist höchstens möglich durch Rückschluß aus den quantitativen Angaben über die Wohnung, welche schon 1847 wie später für 1860 gemacht sind; leider ist jedoch ein solcher Rückschluß aus vielen Gründen zu gewagt, um denselben im Einzelnen als Grundlage für weitere Forschungen zu benutzen: Die socialen und moralischen Verhältnisse sind für Paris vor und nach der Revolution vielleicht nicht ganz vergleichbar, außerdem erstreckten 1847 sich selbst die Wohnungsermittelungen nicht über alle in einem Gewerbe beschäftigten Arbeiter, sondern bei größeren Abweichungen im Einzelnen, nur über durchschnittlich $\frac{3}{4}$ der Männer und $\frac{5}{6}$ der Frauen. Darum mußten wir es unterlassen, die Wohnungsangaben für die einzelnen Gewerbe aus den die Tabellen begleitenden Noten zu sammeln und auf Procente zu berechnen, die Vergleichung mit dem Jahre 1860 wäre schon darum äußerst schwierig, weil die Eintheilung der gesammten Industrie in einzelne Gewerbe für beide Jahre nicht genau dieselbe ist. Wir geben in Tabelle XIII a. und b. nur die Zusammenstellung nach den Hauptgruppen, wobei übrigens auch zwei Hauptgruppen des Jahres 1860, VI. acier, fer, cuivre und XI. Instruments zusammengeworfen werden mußten, um mit der Gruppe IX. Travail des métaux, mécanique etc. des Jahres 1847 einigermaßen vergleichbar zu sein.

Nach diesen Tabellen sind die Veränderungen in den Wohnungsverhältnissen während der 13 Jahre für die beiden Geschlechter wesentlich verschieden gewesen. Die Zahl derer, welche in eigenen Meubeln wohnen, hat leider für beide Geschlechter abgenommen, d. h. bei den Männern um 5,3 pCt., nämlich von 75 auf 71 pCt., bei den Frauen um 6 pCt., nämlich von 91 auf 85,5 pCt. Bei den Männern ist also die Verschlechterung nach dieser Richtung hin etwas geringer als bei den Frauen. Das Wohnen Chambregarnie hat abgenommen bei

den Männern um circa $\frac{1}{20}$, nämlich von 21 pCt. Chambregarnisten auf 20 pCt., bei den Frauen zugenommen um $\frac{1}{6}$, d. h. von 6 auf 7 pCt. Das ist also auch ein schlimmes Zeichen für die Frauen, wo die Veränderung so groß und der Einfluß dieser Wohnungsart so viel schlimmer ist. Endlich hat, was die Hauptsache ist, das Wohnen beim Meister sich vermehrt bei den Männern auf mehr als das Doppelte von 4 pCt. auf 9 pCt., bei den Frauen gleichfalls vermehrt auf das $2\frac{1}{2}$fache, nämlich von 3 pCt. auf 7,5 pCt. Ein Blick auf diese Zahlen ist wie ein Blick in einen tiefen Abgrund. Wir wissen, daß in eigenen Meubeln Wohnen so viel heißt als gute Aufführung, die gute Aufführung könnten wir also durch Rückschluß finden. Es wäre ein Rückschritt gemacht durch den Rückschritt in dieser Wohnungsart, und zwar ein größerer Rückschritt bei den Frauen als bei den Männern. Ein Wohnen in Chambregarnie bedeutet für beide Geschlechter ein schlechtes Betragen, die gefundene Abnahme der männlichen Chambregarnisten bedeutet darnach moralische Verbesserung. Die bedeutende Zunahme bei den Frauen, wo Chambregarniewohnen viel schlimmere Folgen als bei den Männern hat, ein tiefes sittliches Versinken. Endlich ist das Wohnen beim Meister der Moral günstig, aber bedeutend mehr bei den Männern als bei den Frauen, die große Steigerung der männlichen Chambregarnisten ist also moralische Hebung, ein Lichtblick, aber nur ein kleiner, die bedeutende Zunahme der weiblichen Meisterwohner tritt stark zurück gegen die Abnahme der Eigenmeubler und Zunahme der Chambregarnisten, da die Zahl der Meisterwohner überhaupt nur eine geringe ist, eine Steigerung um viele Procente also lange nicht so viel guten Effect hat, als eine Verringerung der Chambregarnisten oder gar als eine Steigerung der Eigenmeubler um sehr wenige Procente. Der Gang der Sittlichkeit ist in Paris, so weit man aus der Wohnung auf das Betragen schließen darf, für das männliche Geschlecht ein aufwärts, für das weibliche ein abwärts strebender, denn wenn man nach unseren obigen Sätzen berechnet, wie viel in jeder Wohnungsart sich schlecht aufführen, findet man für das Jahr 1847:

4	pCt. der	5661	männlichen	Meisterwohner . =	226
9,2	= =	122,922	=	Eigenmeubler . . =	11,308
13	= =	34,311	=	Chambregarnisten =	4460
				Summa	15,994

= 9,8 pCt. der 162,894 Meisterwohner, Eigenmeubler und Chambregarnisten.

7,9	pCt. der	2214	weiblichen	Meisterwohner . . =	174
7,6	= =	68,691	=	Eigenmeubler . . . =	5221
22,7	= =	4158	=	Chambregarnisten . =	944
				Summa	6339

= 8,5 pCt. der 75,063 weiblichen Meisterwohner, Eigenmeubler und Chambregarnisten.

Das schlechte und zweifelhafte Betragen der 9,8 pCt. Männer gegen 9,3 pCt. im Jahre 1860 und der 8,5 pCt. gegen 8,9 pCt. der Weiber im Jahre 1860 ist uns ein Fingerzeig, wie viel wichtiger, wenn man von politischen Motiven absieht, für Paris die Arbeiterinnen- als die Arbeiterfrage ist, und welche Wichtigkeit den Bestrebungen unserer Zeit sich in erster Linie der weiblichen Arbeiterbevölkerung anzunehmen, beigelegt werden muß. Ist der von 1847 bis 1860 eingeschlagene Weg der moralischen Hebung im männlichen Geschlecht (von 9,8 pCt. auf 9,3 pCt. schlechten Betragens) in derselben Richtung weiter gegangen und ebenso der des moralischen Verfalls der Frauen (von 8,5 pCt. auf 8,9 pCt. schlechten Betragens), so muß schon jetzt der Punkt erreicht sein, da das weibliche Geschlecht nicht mehr als das moralisch höher stehende betrachtet werden darf. Hoffentlich sind unsere Berechnungen der Betragensprocente für 1860 und unsere Rückschlüsse auf 1847 so ungenau, daß die Verhältnisse nicht so schlimm sind als sie scheinen, denn sonst würde bei gleichmäßig fortschreitender Verschlechterung im 22. Jahrhundert in Paris kein Frauenzimmer mehr sich ordentlich aufführen. Allein nehmen wir getrost an, daß die Verschlimmerung so groß ist, als sie nach unserer Berechnung scheint, um die Wohnungsfrage und die ganze Arbeiterfrage der sorgfältigsten Beachtung werth zu halten.

III. Theil.

Die Gründe für den Einfluß der Wohnung auf das Betragen.

§. 11.

Die gewonnenen Resultate kein Spiel des Zufalls.

In dem Bisherigen haben wir nur betrachtet, daß die gleichen Arten der Wohnung bei beiden Geschlechtern dieselbe Wirkung haben, mit bloß quantitativen Unterschieden. Wir haben nun den Gründen dieser Erscheinungen nachzuspüren.

Zunächst ist hier eine Vorfrage zu berühren, welche ihre Erledigung freilich erst durch die ganze folgende Deduction finden kann. Ist es nicht Zufall, könnte Mancher fragen, daß in den Gewerben das Betragen um so schlechter ist, je mehr wir unter den Arbeitern dieser Gewerbe Chambregarnisten und je weniger wir Eigenmeubler und Meisterwohner finden? Ich glaube kaum, denn wie sollte dieses Spiel des Zufalls sich 6mal wiederholen für die drei Wohnungsarten in beiden Geschlechtern! Zudem kann man auch die Probe machen. Ordnet man nämlich die Hauptgruppen von je 90 Gewerben nicht nach den Procenten einer Wohnungsart, sondern überläßt die Gruppirung ganz dem Zufall, so daß in diesen drei Hauptgruppen nahezu gleiche Antheile an einer bestimmten Wohnungsart vorkommen, so findet man, daß auch das Betragen in allen drei Hauptgruppen nahezu gleich ist. Zu dem Zweck habe ich die 27 je 10 Gewerbe umfassenden Gruppen der Männer nicht geordnet wie in Tabelle IV a. nach den Procenten der Chambregarnisten, sondern diese 27 Gruppen beliebig durcheinander gemengt und dann in drei Hauptgruppen von je 90 Gewerben getheilt. In diesem Falle finden wir nahezu gleiche Procente Chambregarnisten und nahezu gleiche Procente zweifelhaftes und schlechtes Betragen. Ja, wo in der dritten Hauptgruppe zufällig besonders wenig Chambregarnisten zusammengeloost sind, da sind auch besonders wenig mit schlechtem Betragen zusammengekommen.

	Nr. der Gruppen von je 10 Gewerben, welche dieselben in Tabelle IV a. haben, nach der Menge Chambregarnisten geordnet.	Männer.				
		Alle Arbeiter.	Chambregarnisten.	Zweifelhaftes und schlechtes Betragen.	Chambregarnisten. pCt.	Zweifelhaftes und schlechtes Betragen. pCt.
I.	7. 18. 1. 27. 19. 24. 9. 10. 16. .	75,864	17,349	8241	22,8	10,9
II.	26. 13. 3. 6. 17. 5. 25. 15. 20. .	80,341	17,497	8068	21,8	10,1
III.	2. 12. 4. 21. 8. 23. 14. 22. 11. .	95,921	15,923	7130	16,6	7,4
	Alle 270 Gewerbe	252,126	50,769	23,439	20,1	9,3

Noch einmal durcheinander gemischt und ausgeloost, erhielten wir Folgendes:

I.	3. 27. 6. 13. 15. 25. 9. 1. 7. .	63,171	14,307	5854	22,6	9,3
II.	10. 20. 11. 4. 14. 17. 18. 8. 26. .	84,547	15,043	7760	17,8	9,1
III.	23. 12. 19. 21. 22. 5. 2. 16. 24. .	104,408	21,419	9825	20,5	9,4
	Alle 270 Gewerbe	252,126	50,769	23,439	20,1	9,3

Wie anders sehen dagegen die Procente des schlechten Betragens aus in Tabelle IV a.:

Chambregarnie	5 pCt.,	14 pCt.,	28 pCt.,
Betragen . .	3 =	9 =	12 =

Ueberall haben wir: Wo gleiche Procente Chambregarnisten sind, ist das Betragen gleich, wo ungleiche, ungleich. Endlich finden wir dasselbe wieder, wo die 27 Gruppen in einer bestimmten Regelmäßigkeit durcheinandergemengt sind, indem von je drei nächstverwandten der Tabelle IV a. immer eine in jede der drei Hauptgruppen gebracht werden, wie folgt:

	Nr. der Gruppen in Tabelle IV a.	Alle Arbeiter.	Chambre-garnie.	Betragen.	Chambre-garnie. pCt.	Betragen. pCt.
I.	1. 4. 7. 10. 13. 16. 19. 22. 25. .	83,885	15,697	7981	18,7	9,5
II.	2. 5. 8. 11. 14. 17. 20. 23. 26. .	96,478	19,210	8646	19,9	9
III.	3. 6. 9. 12. 15. 18. 21. 24. 27. .	71,763	15,862	6812	22,1	9,5
	Alle 270 Gewerbe	252,126	50,769	23,439	20,1	9,3

Alle diese drei Tabellen sprechen deutlich genug ohne Erläuterung und verlangen nicht, daß auch durch die anderen Wohnungsarten hindurch dasselbe Experiment gemacht wird, nur für die Frauen möge hier dieselbe Rechnung noch Raum finden. Bei den Frauen müssen dabei die 11 Gruppen von zusammen 110 Gewerben fortfallen, in denen keine Chambregarnisten vorkommen, denn diese sind laut Tabelle IVb. nicht einzeln, sondern nur zusammen berechnet. Vertheilen wir die 120 Gewerbe in 12 Gruppen so, wie zuletzt die Männer, indem die ungraden und die graden Gruppen zusammengenommen werden, so ergiebt sich:

	Nr. der Gruppen in Tabelle IVb.	Alle Frauen.	Chambre-garnie.	Schlechtes Betragen.	Chambre-garnie. pCt.	Schlechtes Betragen. pCt.
I.	12. 14. 16. 18. 20. 22.	47,217	3285	3624	7	7,7
II.	13. 15. 17. 19. 21. 23.	49,548	3856	5426	7,8	10,9
	Alle 120 Gewerbe	96,765	7141	9050	7,4	9,3

D. h. da die Unterschiede in der Chambregarnistenzahl unbedeutender sind als in Tabelle IVb., so ist auch der Betragensunterschied ein geringerer (in Tabelle IVb. bei 4 pCt. Chambregarnisten 6 pCt. schlecht Betragen, bei 14 pCt. Chambregarnisten 15 pCt. schlecht Betragen.)

Nach dem Loos geordnet ergiebt eine Berechnung:

	Nr. der Gruppen in Tabelle IV b.	Alle Frauen.	Chambre-garnie.	Schlechtes Betragen.	Chambre-garnie. pCt.	Schlechtes Betragen. pCt.
I.	15. 21. 20. 22. 17. 12.	43,607	3733	4259	8,6	9,8
II.	16. 18. 13. 23. 19. 14.	53,158	3408	4791	6,2	9,0
	Alle 120 Gewerbe	96,765	7141	9050	7,4	9,3

Eine andere Ausloosung endlich ergab noch geringere Differenzen im Antheil der Chambregarnisten, aber etwas größere im Betragen:

	Nr. der Gruppen in Tabelle IV b.	Alle Frauen.	Chambre-garnie.	Schlechtes Betragen.	Chambre-garnie. pCt.	Schlechtes Betragen. pCt.
I.	22. 21. 15. 19. 18. 12.	37,695	2932	3958	7,8	10,5
II.	23. 20. 14. 17. 13. 16.	59,070	4209	5092	7,1	8,6
	Alle 120 Gewerbe	96,765	7141	9050	7,4	9,3

I. Abschnitt.

Gründe für den guten Einfluß des Wohnens in eigenen Meubeln.

§. 12.

Nach diesen Andeutungen, welche sich systematisch erweitern ließen, treten wir zur Erforschung der Gründe für die im vorigen Theil gefundenen Ergebnisse auf die Frage ein: Was heißt in Chambregarnie, in eigenen Meubeln, beim Meister wohnen? Jede dieser drei Wohnungsarten ist der scheinbar einfache Ausdruck für complexe Verhältnisse. In „eigenen Meubeln wohnen“ heißt selbstverständlich immer Eigenthum und zwar an Mobiliar haben, in „Chambregarnie“ und „beim Meister wohnen“ selbstverständlich zum Theil fremdes Mobiliar benutzen, also nicht alles Mobiliar selbst zu Eigen haben. Die in eigenen Meubeln Wohnenden gehören

darum freilich noch nicht nothwendig durchweg zu den Wohlhabenderen, denn die in fremden Meubeln und vielleicht außerdem in fremder Kost Lebenden können leicht größeres Eigenthum in anderer Gestalt haben. Die in eigenen Meubeln Wohnenden sind zugleich in überwiegender Zahl die Verheiratheten, während die beim Meister Wohnenden wohl fast ausnahmslos, die in fremden Meubeln wenigstens zum weitaus größeren Theil ledig sind. Im ersteren Falle muß der Lohn des Mannes mit den geringeren Zuschüssen aus der Einnahme von Frau und Kindern meistens eine ganze Familie ernähren, im letzteren Falle braucht der hohe Lohn des ledigen Mannes, aber auch der geringe Lohn der ledigen Frau nur für eine Person zu reichen. Das Verhältniß, in welchem der Lohn des Mannes, der Frau, der Kinder, und die sonstigen Einnahmen aus eigenem Besitz oder aus Almosen zu einauder stehen, ist ungefähr das folgende:

Belgische Arbeiter.*)	Von je 100 Fr. Einnahme rühren her				
	aus Arbeit von				aus anderen Quellen.
	Mann.	Frau.	Kindern.	Mann und Frau und Kindern.	
48 Familien mit 565 Fr. Ausg.	56,1	11,9	20,9	87,8	12,2
51 " " 797 " "	54,1	10,5	23,5	88,2	11,8
54 " " 1198 " "	50,7	8,1	23,6	82,4	17,6
S. 153 " " 866 " "	52,9	9,4	23	85,3	14,7
†) 47 " " 929 " "	58,5	8,3	14,9	80,5	19,5
Französische Arbeiter.**)					
18 Familien mit 870 Fr. Ausg.	52,9	12,9	21,9	86,8	13,2
19 " " 2045 " "	66,4	15,1	6,9	88,4	11,6

*) Berechnet von Engel nach Ducpétiaux, Zeitschrift des Königl. sächsischen statistischen Bureau's 1857, S. 168.

**) Berechnet von mir nach den 37 französischen Arbeiterbudgets in Le Play, Les Ouvriers Européens und den 4 Bänden Les Ouvriers des deux mondes.

†) Berechnet von mir nach den 47 Budgets von Ducpétiaux,

Darnach steht sich der kräftige, unverheirathete Arbeiter materiell unbedingt am besten, die unverheirathete Arbeiterin am schlechtesten. Vergleicht man mit diesen Angaben die Höhe des Lohnes, z. B. in Paris, welche nach Anm. auf S. 18 für Männer durchschnittlich 4,21, für Frauen 2,02 Fr. beträgt, dann sieht man leicht, daß die beim Meister und in Chambregarnie wohnenden Junggesellen am wohlhabendsten sein **könnten**, nicht aber, daß sie es **sind**, und daß die beim Meister und in Chambregarnie wohnenden ledigen Frauen am ärmsten sein müssen. Einen sicheren Schluß auf die Wohlhabenheit können wir aus der Wohnungsart nicht ziehen, außer den ungünstigen für die weiblichen Chambregarnisten und Meisterwohner, und den anderen günstigen, daß die in eigenen Meubeln wohnenden Arbeiter nicht zu den Aermeren gehören können. Zweitens heißt in eigenen Meubeln Wohnen in den meisten Fällen anständig wohnen, denn wer eigene Meubel hat, miethet schwerlich monateweis und gewiß nicht auf Wochen oder gar nur auf Tage, sondern auf länger, und kann darum für das gleiche Geld eine bessere Wohnung bekommen. Leider können wir keinen statistischen Blick thun in die unmeublirt vermietheten Wohnungen der arbeitenden Klassen, wie in die schauerlichen Chambregarnies, welche die Enquête des Jahres 1849 uns aufgeschlossen hat, allein nach den Schilderungen ist es undenkbar, daß die Wohnungen derer, welche eigene Meubel haben, so schlecht sind als die Chambregarnies.

Weiter heißt, wie schon angedeutet, in eigenen Meubeln wohnen meistens verheirathet sein. Wie stimmen damit unsere Zahlen? Daß unter den in eigenen Meubeln Wohnenden fast nur Verheirathete sich befinden, zeigt die Bevölkerungsstatistik von Paris, verglichen mit der geringen Anzahl verheiratheter Chambregarnisten. Von den Männern über 15 Jahre alt verhalten sich die Verheiratheten zu den Ledigen wie 58,3 : 41,7. Von den 251,119 Arbeitern sind also 146,402 verheirathet und 104,717 ledig. Die 25,912 beim Meister Wohnenden

---

welche nicht unter die drei oberen Kategorieen einbegriffen waren und von **Engel** unberücksichtigt gelassen wurden.

sind fast ausnahmslos ledig, von den 48,769 in fremden Meubeln sind nach den Ermittelungen der Chambregarnieenquête berechnet 97 pCt. oder 47,306 ledig. Summa der ledigen Meisterwohner und Chambregarnisten männlichen Geschlechts 73,218, es bleiben also von den 104,717 Ledigen 31,499 für die in eigenen Meubeln Wohnenden, d. h. auf 176,438 Eigenmeubler nur 18 pCt. Eine wie große Rolle in dem guten Betragen, welches aus dem Wohnen in eigenen Meubeln fließt, das Verheirathet sein spielt, spiegelt sich darin, daß sogar unter den Chambregarnisten das Betragen in den verschiedenen Stadttheilen von Paris um so besser ist, je mehr Procente der Chambregarnisten verheirathet sind. Das zeigen die beiden Tabellen XIII a. b., in denen die 47 Quartiere und die 12 Arrondissements von Paris geordnet sind nach der procentalen Menge der Chambregarnisten, welche verheirathet sind, wozu dann die Procente gutes Betragen jedes Quartiers und jedes Arrondissements gesetzt sind. In Gruppen von 24 resp. 23 Quartieren geordnet haben die Quartiere ein um so besseres Betragen, je mehr Procente verheirathet sind.

Hauptresultat der Tabelle XIII a. und b.

	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. ledig.	pCt. gut Betragen.	pCt. ledig.	pCt. gut Betragen.
24 Stadtquartiere . .	98,5	46,5	95,6	19,5
23 „ . .	91,5	51,5	85,5	23,8
47 „ . .	96	48	92	21
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 47 Stadtquartiere = 100.				
24 Stadtquartiere . .	102	97	104	93
23 „ . .	95	107	93	113
47 „ . .	100	100	100	100

Bei durchschnittlich 98,5 pCt. ledigen männlichen Chambregarnisten haben nur 46,5 gutes Betragen, bei 91,5 pCt. ledigen

aber 51,5 pCt. Also wo die Zahl der Ledigen um 7 pCt. größer ist, da ist das gute Betragen um 9 pCt. geringer. Bei durchschnittlich 95,6 pCt. weiblichen ledigen Chambregarnisten ist das Betragen von 19,5 pCt. gut, bei 85,5 pCt. ledigen aber 23,8 pCt. gut Betragen, d. h. wo die Zahl der Ledigen um 12 pCt. größer ist, da ist das gute Betragen um 20 pCt. geringer. Die Procentzahlen der Ledigen differiren von Quartier zu Quartier stärker bei den Frauen, folglich auch die Procentzahlen des guten Betragens, allein die letzteren differiren noch etwas stärker. Gleichheit wäre, wenn das gute Betragen der Frauen in den Quartieren mit 95,6 pCt. ledigen um 15 pCt. geringer wäre, nach der Proportion + 7 : — 9 = + 12 : — 15. Darnach wäre vielleicht der Einfluß der Ehe auf die Frauen eine Kleinigkeit größer als bei den Männern. Ich sage vielleicht, denn, wenn wir nicht nach Quartieren, sondern nach ganzen Arrondissements ordnen, erscheint umgekehrt der Einfluß der Ehe bei den Männern größer.

In 6 Arrondissements

mit	98	pCt.	ledigen	Männern	42,5	pCt.	gutes	Betragen,
"	94,3	"	"	"	56	"	"	"
"	95,5	"	"	Frauen	19,6	"	"	"
"	87,6	"	"	"	23,3	"	"	"

d. h. wo 4 pCt. mehr ledige Männer sind, sind 24 pCt. weniger gutes Betragen, wo aber 9 pCt. mehr ledige Frauen sind, sind 16 pCt. weniger gutes Betragen. Ein gleiches Verhältniß wäre, wenn im letzten Falle statt 16 pCt. weniger 54 pCt. weniger sich gut aufführten nach der Proportion + 4 : — 24 = + 9 : — 54. Beide Rechnungen nach Quartieren und nach Arrondissements geben in der Richtung dasselbe Resultat, aber mit quantitativem Unterschiede. Welche Berechnung mag die richtigere sein? Ich bin im Zweifelsfalle für die mit Quartieren, da in je 24 Quartieren nicht so Ungleichartiges vereinigt ist, als in je 6 Arrondissements. In letzteren hat der Zufall mehr Spielraum. Ohne großen Fehler dürfen wir den Einfluß der Ehe auf das Betragen gleich hoch ansetzen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß auch das Wohnen in eigenen Meubeln, dessen eine Ursache nur neben vielen anderen

das Verheirathetsein ist, bei den Männern gleichen Einfluß hat als bei den Weibern. Die Zahlen der Tabelle IV a. b. zeigen sogar für Männer einen viel stärkeren Einfluß als bei den Frauen. Während nämlich die 140 Gewerbe mit den meisten männlichen Eigenmeublern (87,5 pCt.) und die 130 Gewerbe mit den wenigsten (64,9 pCt.) zum Gesammtdurchschnitt 72,5 pCt. = 100 gesetzt sich verhalten wie 120,8 : 89,6, stehen die Frauen im Verhältniß zum Durchschnitt wie 114,5 : 92, da die 120 Gewerbe mit den meisten Eigenmeublern 96 pC., die 110 mit den wenigsten 77,1 pCt. enthalten gegen den Durchschnitt von 83,8 pCt. Bei dieser größeren Wohnungsdifferenz der Männer differirt umgekehrt das Betragen mehr bei den Frauen. Die 140 Gewerbe mit den meisten Männern in eigenen Meubeln haben 91,8 pCt. gutes Betragen, die 130 mit den wenigsten 89,5, sie verhalten sich zum Durchschnitt von 90,4 = 100 wie 101,5 : 99. Dagegen steht das weibliche Geschlecht gegen den Durchschnitt gleich 100 gesetzt wie 104 : 97,7, d. h. die 120 Gewerbe haben 95 pCt. gutes Betragen, die anderen nur 89 pCt., alle zusammen 91,2. Der Zusammenhang zwischen Wohnung in eigenen Meubeln und dem Betragen ist also stärker bei den Frauen bei gleichem Einfluß der Ehe. Woher kommt das? In Paris zum Theil gewiß daher, daß unter den weiblichen Arbeitern, die in eigenen Meubeln wohnen, wahrscheinlich mehr unverheirathet sind als unter den Männern, da die weibliche Arbeiterbevölkerung von Paris ungleich seßhafter ist als die männliche. In Paris kommen nach Tabelle XIV. von den 10,789 nicht seßhaften Arbeitern nur 26 auf das weibliche Geschlecht. Von den unverheiratheten Frauen kommt also gewiß ein größerer Theil als von den unverheiratheten Männern auf die Eigenmeubler. Wir schließen das aus dem Verhältniß der Männer und Weiber unter den Chambregarnisten, die nur 4 pCt. verheirathete Männer, aber 8 pCt. verheirathete Frauen aufweisen. Von der großen Menge lediger Frauenzimmer in Paris, von denen die 92 pCt. der Chambregarnie Wohnenden mit 6573 und etwa die sämmtlichen 9785 beim Meister Wohnenden zusammen nur 16,358 hinwegnehmen würden, müssen nothwendigerweise viele in eigenen Meubeln

wohnen. Das Nähere hierüber enthält die ausführliche Anmerkung 3 S. 102 ff. Unabhängig vom Verheirathetsein wirkt das Wohnen in eigenen Meubeln, also wohl das Mobiliareigenthum auf das Betragen günstig ein, denn der Einfluß des Wohnens in eigenen Meubeln ist bei den Frauen, obwohl viele weibliche Eigenmeubler unverheirathet sind, doch stärker als bei den meistens verheiratheten männlichen Eigenmeublern. Oder ist bei den Frauen der Einfluß der Ehe auf die Sittlichkeit, abweichend von den obigen ja nur für die Chambregarnisten gefundenen Resultaten, so groß, daß trotz den vielen unverheiratheten Eigenmeublern weiblichen Geschlechts das Betragen dennoch besser wäre als das der männlichen, unter denen wenige Unverheirathete sich befinden? Müßte man diese Frage bejahen, so würde damit die von gebildeten Frauen so oft bestrittene Theorie der durch Nichtheirathen verfehlten Existenz des weiblichen Geschlechts wenigstens in den unteren Klassen eine Bestätigung finden. Es würde das vom ethischen Standpunkte aus in hohem Grade gegen die Bemühungen derjenigen sprechen, welche die Frauen wirthschaftlich nicht nur so weit emancipiren wollen, daß sie eine anständige Existenz sich schaffen können, falls sie nicht zum Heirathen kommen, sondern so weit, daß dieselben vom Heirathen durch den besseren eigenen Erwerb geradezu abgehalten werden. Das Letztere wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn man nachweisen könnte, daß der eigene größere Erwerb der ledigen Frau einen mindestens ebenso großen moralischen Aufschwung gäbe, als das Heirathen in einen dürftigen Hausstand. Hier liegen noch viele schöne Probleme ungelöst, aber meiner Ansicht nach der inductiven Lösung durch statistische Berechnung fähig.

II. Abschnitt.

Gründe für den schlimmen Einfluß des Wohnens in Chambregarnie.

Der Einfluß des Wohnens in Chambregarnie kann am tiefsten ergründet werden, da wir für diese Wohnungsart auch die specielle Chambregarnieenquête des Jahres 1849 verwerthen

können. Dieselbe bietet uns zugleich Stoff, noch einige andere Momente mit in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, welche entweder direct ein gewisses Betragen zur Folge haben oder nur indirect, indem sie die Wohnungsart und damit das Betragen bestimmen.

A. Der schlechte Einfluß des Wohnens in Chambregarnie auf beide Geschlechter.

Dafür, daß das Betragen der Chambregarnisten schlechter ist als das der Eigenmeubler, lassen sich die Gründe unschwer finden. Sie sind im Ganzen die den Gründen für das gute Betragen der Eigenmeubler entgegengesetzten, kein Mobiliareigenthum, Ehelosigkeit, unbehagliche Wohnung. Der Mangel an Mobiliareigenthum liegt schon in den Worten „in fremden Meubeln“; des Factums der Ehelosigkeit haben wir schon oben gedacht, nur 8 pCt. der in Chambregarnie wohnenden Frauen und gar nur 4 pCt. der Männer sind verheirathet, das Maximum eines Quartiers ist 33 pCt. der Frauen und 14 pCt. der Männer. Was die Güte der Wohnungen angeht, verweisen wir auf den ersten Theil, der deutlich zeigt, wie die gute oder schlechte Beschaffenheit der Wohnung wirkt, weil sie den Aufenthalt in derselben angenehm oder unerträglich macht.

Einfluß, den das Beisammenwohnen vieler Chambregarnisten in demselben Stadttheil äußert.

§. 13.

In Tabelle XVa. und XVb. ist verglichen die absolute Zahl der Chambregarnisten in jedem der 47 Quartiere von Paris mit der Zahl derer, welche gutes Betragen haben. Aus der concentrirtesten Form dieser Tabelle sieht man, daß in den 23 Stadttheilen mit zusammen 4668 männlichen Chambregarnisten 2454 oder 52,5 pCt. sich gut betragen, in den 24 Quartieren mit zusammen fast 4mal so viel Chambregarnisten nur 7884 oder 46,6 pCt. sich gut aufführen. Bei den Frauen stehen sich gegenüber 1238 mit 316 guten Betragens und 5024 mit 1001 guten Betragens, d. h. 25 pCt. gegen 19,9 pCt.

Hauptresultat der Tabellen XV a. b.

Zahl der Stadttheile.	Chambregarnisten. Männer. Durchschnittliche Zahl der Chambregarnisten.	Männer. pCt. gutes Betragen.	Frauen. Durchschnittliche Zahl der Chambregarnistinnen.	Frauen. pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere . . .	194	52,5	52	25,5
24 " . . .	704	46,6	209	19,9
48 " . . .	449	48	130	21
Verhältniß gegen alle 48 Quartiere = 100.				
24 Quartiere . . .	43	109	40	121
24 " . . .	157	97	161	95
48 " . . .	100	100	100	100

	Zahl der Chambregarnisten. Minimum:	Maximum:		Procent gut Betragen. Maximum:	Minimum:	
Männer	4468	16,899	= 100 : 377	52,5	46,6	= 100 : 89
Frauen	1238	5024	= 100 : 407	25,5	19,9	= 100 : 78

In Worten: Da die Differenz zwischen der Menge weiblicher Chambregarnisten größer ist als die der männlichen, ist auch die Differenz im Betragen umgekehrt größer. Ehe wir nach dem Grund dieses Zusammenhanges forschen, müssen wir zusehen, ob derselbe auch bleibt, wenn wir die Zahl der Chambregarnisten in jedem Stadttheil reduciren auf die Bevölkerungsdichtigkeit? Die Beantwortung dieser Frage können wir leider nicht bis zu den kleinen Stadttheilen der 48 Quartiere durchführen, sondern müssen uns, da wir die Bevölkerungsdichtigkeit der 48 Quartiere für das Jahr 1849 nicht kennen, mit den 12 Arrondissements begnügen. Zur Vergleichung machen wir die vorstehende Berechnung nach Quartieren auch nach Arrondissements. Für die 6 Arrondissements mit den wenigsten und die 6 mit den meisten Chambregarnisten finden wir für die 24 resp. 23 Quartiere, als Resultat nach Tabelle XVI a. b.

Hauptresultat der Tabelle XVIa. b.

Zahl der Stadttheile.	Chambregarnisten. Männer. Durchschnittliche Zahl der Chambregarnisten.	Männer. pCt. gutes Betragen.	Frauen. Durchschnittliche Zahl der Chambregarnistinnen.	Frauen. pCt. gutes Betragen.
6 Arrondissements .	1062	49,8	343	17,9
6 „ .	2533	47,3	701	22,6
12 „ .	1797	48	522	21
Verhältniß gegen alle 12 Arrondissements = 100.				
6 Arrondissements .	59	104	66	85
6 „ .	141	99	134	108
12 „ .	100	100	100	100

Zahl der Chambregarnisten.		Procent gutes Betragen.
	Minimum : Maximum:	Maximum : Minimum:
Männer	6372 : 15,195 = 100 : 238	49,8 : 47,3 = 100 : 95
Frauen	2056 : 4206 = 100 : 205	22,6 : 17,9 = 100 : 79

Hier haben wir ein in sofern vom vorigen verschiedenes Ergebniß, als in der kleinen Tabelle das Maximum und Minimum des guten Betragens und der Wohnung viel weniger differirt als oben. Sehr erklärlich! Bei ganzen Arrondissements sind zu ungleichartige Quartiere in Eins zusammengefaßt, so daß das Minimum und Maximum der Chambregarnisten in der einen Hälfte und in der anderen Hälfte von Paris bei Berechnung nach kleineren Stadttheilen sich wie 100 : 377 für Männer und 100 : 407 bei Frauen verhält, hingegen bei Berechnung nach größeren in sich große Ungleichheiten bergenden Stadttheilen nur wie 100 : 238 bei Männern und gar wie 100 : 205 bei Frauen.

Für den Flächenraum und die Bevölkerung von Paris haben wir die nöthigen Angaben auf der Karte, welche der Enquête von 1847 beigelegt ist (Tabelle XVII.). Daraus finden

wir die Dichtigkeit der Bevölkerung in jedem Arrondissement. Die Tafel giebt Stoff zu den Vergleichungen zwischen dem Betragen und der Zahl der Chambregarnisten.

1) Ist das Betragen um so besser oder um so schlechter, je mehr Chambregarnisten auf einem bestimmten Flächenraume wohnen?

2) Ist das Betragen um so besser oder um so schlechter, je mehr Chambregarnisten auf eine bestimmte Einwohnerzahl kommen?

3) Ist das Betragen um so besser oder um so schlechter, je mehr Chambregarnisten auf eine bestimmte Einwohnerzahl gleichen Flächenraums, d. h. auf eine bestimmte Bevölkerungsdichtigkeit kommen?

ad 1) Das Betragen im Verhältniß zur Chambregarnistenzahl auf einem bestimmten Flächenraum.

Hauptresultat der Tabelle XVIIIa. b.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	Chambregarnisten per Quadrat-Kilometer.	pCt. gutes Betragen.	Chambregarnistinnen per Quadrat-Kilometer.	pCt. gutes Betragen.
6 Arrondissements	413	40	138	16,8
6 „	2160	53,6	528	24,4
12 „	627	48	182	21
Verhältniß zum Durchschnitt aller 12 Arrondissements = 100.				
6 Arrondissements	66	83	76	80
6 „	344	112	290	116
12 „	100	100	100	100

Auf Tabelle XVIIIa. b. sind die Arrondissements danach geordnet, wie viel Chambregarnisten auf einem Quadratkilometer wohnen und dazu das Betragen gestellt. Die 6 Arrondissements mit den wenigsten Chambregarnisten auf gleichem Flächen-

raum, durchschnittlich 413 Männer und 138 Frauen, sind zu 40 resp. 16,8 pCt. guten Betragens. Die 6 Arrondissements mit den meisten Chambregarnisten, 2160 Männer und 528 Frauen, haben 53,6 resp. 24,4 pCt. gute Aufführung. Anders ausgedrückt: Wo bei den Männern der Unterschied der Chambregarnisten auf gleichem Flächenraum = 100 : 523 ist, stellt sich der Unterschied im Betragen = 100 : 134. Hingegen giebt bei den Frauen ein Dichtigkeitsverhältniß von 100 : 383, ein Betragensverhältniß von 100 : 145. Bei beiden Geschlechtern ist qualitativ dieselbe Wirkung, quantitativ eine verschiedene, und zwar eine höhere Wirkung auf das Betragen bei den Frauen trotz geringerer Unterschiede in der Zahl von Chambregarnisten per Quadratkilometer. Sollte die Wirkung bei den Männern gleich sein wie bei den Frauen, so mußte das Betragen zu einander statt 100 : 134 sich verhalten wie 100 : 198. Läßt man den quantitativen Unterschied bei Seite und fragt nur nach den Gründen der Wirkung überhaupt, so ist an sich Nichts zu finden, was eine directe Wirkung der „viel Chambregarnisten per Quadratkilometer" auf das Betragen hervorrufen könnte. Die Sache scheint vielmehr so zu sein: Die größere Dichtigkeit der Chambregarnie wohnenden Arbeiterbevölkerung und das damit parallel gehende bessere Betragen sind beide die Wirkung eines dritten Umstandes, nämlich des industriellen Fleißes gewisser Stadttheile. Ein Blick auf den Plan von Paris zeigt, daß die Quartiere mit dem guten Betragen und den vielen Chambregarnisten per Quadratkilometer einen Paris im Mittelpunkt durchschneidenden Streifen von Nordosten nach Südwesten einnehmen auf der kleinen Axe der Ellipse, welche Paris bildet. Die Quartiere sind aber gerade die industriellsten, am meisten Arbeiter beschäftigenden Stadttheile von Paris.*) Zwar in absoluten Zahlen ist, wie Tabelle XVIII. Spalte 6 und 6 zeigt, die Menge der männlichen Arbeiter in den 6 Arrondissements mit der dichtesten

---

*) Vergleiche Laspeyres, Die Gruppirung der Bevölkerung und der Industrie in den verschiedenen Stadttheilen von Paris, im Berliner Gemeindekalender für das Jahr 1869.

Chambregarnie-Bevölkerung fast genau die gleiche, wie in den 6 mit wenigsten Chambregarnisten, nämlich durchschnittlich 16,332 gegen 16,532 Arbeiter per Arrondissement, und auch bei den Frauen ist der Unterschied nur 11070 in den dicht und 7744 in den dünn besetzten Arrondissements. Ganz anders, da die Arrondissements in dem mittleren Streifen von Paris die kleineren sind, wenn wir, wie in Spalte 6 und 6 geschehen ist, auch die Zahl der in einem Arrondissement beschäftigten Arbeiter nicht per Arrondissement, sondern per Quadratkilometer berechnen. Dann finden wir: In den 6 Arrondissements mit nur 5187 männlichen Arbeitern per Quadratkilometer ist die Chambregarnistenzahl 413 und das Betragen zu 40 pCt. gut, in den 6 Arrondissements mit 13,685 durchschnittlich per Quadratkilometer beschäftigten Arbeitern, wohnen 2160 Chambregarnie und haben 53,6 pCt. gutes Betragen.

Für die Frauen sind die Zahlen:

Bei 3091 Arbeiterinnen per Quadratkilometer 138 Chambregarnisten und 16,8 pCt. gutes Betragen.

Bei 9728 Arbeiterinnen per Quadratkilometer 528 Chambregarnisten und 24,4 pCt. gutes Betragen.

Setzen wir bei beiden Geschlechtern die Reihe der geringeren Beschäftigungsdichtigkeit = 100, so finden wir:

	Beschäftigungsdichtigkeit.	Chambregarnistendichtigkeit.	pCt. gutes Betragen.
	Minimum : Maximum.	Minimum : Maximum.	Minimum : Maximum.
Männer	100 : 264	100 : 523	100 : 134
Frauen	100 : 315	100 : 383	100 : 145

Jetzt erklärt sich das gute Betragen bei großen Mengen Chambregarnisten auf bestimmtem Flächenraum sehr leicht. In die Quartiere, in welchen die Industrie viele Arbeiter beschäftigt, ziehen die wirklich Arbeitenden der unteren Klassen, hingegen in die anderen Quartiere die Faulen. Da die Beschäftigungsdichtigkeit bei den Frauen in den einzelnen Stadt-

theilen mehr variirt als bei den Männern, gestaltet sich auch das Betragen noch günstiger.

Der Grund des guten Betragens gewisser Stadttheile liegt also zum Theil nicht in der Wohnungsbeschaffenheit, sondern auch in dem Fleiße*), sowie umgekehrt auch das gute Betragen wieder die Ursache des Fleißes ist. Die höheren Miethpreise in den dicht bevölkerten Stadttheilen tragen mit dazu bei, daß nur die Fleißigen dort wohnen können, weil diese allein mit ihrem größeren Erwerb die hohe Miethe bestreiten können. Unbeschäftigtsein führt den Mann zu schlechter Aufführung und zum Laster, die Frau aber nach unseren Zahlen noch viel mehr, denn dem Manne verursacht eins der größten aus Faulheit entstehenden Laster, der geschlechtliche Umgang, Kosten, den Frauen wird das Laster zeitweilig die ergiebigste aller Erwerbsquellen. Hätten wir uns nicht darauf beschränkt, den Einfluß der Wohnung auf das Betragen zu charakterisiren, so ließe sich die hier angedeutete Betrachtung leicht weiter führen, indem man untersucht, ob die Arrondissements mit gutem Betragen auch gerade die sind, in denen solche Industrien betrieben werden, welche den Arbeitern die höchsten Löhne zahlen. Dazu müßten wir aber schon in die Details der Industrieenquête eindringen, vor-

*) Der Zusammenhang zwischen Industriedichtigkeit und Chambregarnistenzahl der Arrondissements ist sogar ein so enger, daß nicht nur bei Zusammenfassung von 6 Arrondissements die Zahlenreihen gleichmäßig steigen, sondern schon bei je dreien, ja für die Männer sogar schon bei je zweien.

	Auf 1 Quadratkilometer: Männer.		Frauen.	
	Arbeiter:	Chambregarnisten:	Arbeiter:	Chambregarnisten:
3 Arrondissements	4213 = 100	213 = 100	2362 = 100	86 = 100
3 „	6493 = 154	614 = 288	3820 = 162	190 = 221
3 „	11423 = 272	1397 = 656	7220 = 306	417 = 485
3 „	15950 = 380	2857 = 1340	12260 = 520	635 = 739

Das Betragen stimmt bei so kleinen Gruppen noch nicht, auf das Betragen wirken eben außer dem Fleiße noch sehr viel mehr andere Sachen ein, als auf die Wohnungswahl.

läufig haben wir den Gang unserer Arbeit nur so weit über den Wohnungseinfluß hinaus erweitert, daß wir diejenigen Einflüsse, welche speciell aus der Chambregarnieenquête zu ermitteln sind, mit in Betracht ziehen. In der ausführlichen Anmerkung 4, welche hier den Text zu lange unterbrechen würde, findet sich am Ende der Abhandlung S. 104 der Einfluß charakterisirt, den die Art der Einnahme unabhängig von der Höhe auf das Betragen ausübt, als Arbeit resp. Ersparniß aus früherer Arbeit, öffentliche Unterstützung, Credit, Prostitution, Diebstahl.

Mit dem hier berührten Einfluß des Fleißes auf das Betragen der Chambregarnisten scheint in unlöslichem Widerspruch zu stehen, daß nach Tabelle XXa. b. das Betragen der Chambregarnisten um so besser war, je mehr der Chambregarnisten zur Zeit unbeschäftigt waren.

Hauptresultat der Tabelle XXa. b.

Stadttheile.	Chambregarnisten.		
	Männer und Frauen. pCt. unbeschäftigt.	Männer. pCt. gut Betragen.	Frauen. pCt. gut Betragen.
24 Quartiere . .	54,4	52	23,1
23 " . .	34,2	41,6	18,1
47 " . .	47	48	21
Verhältniß zum Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.			
24 Quartiere . .	113	111	110
23 " . .	73	89	86
47 " . .	100	100	100

In den 24 Quartieren mit durchschnittlich 54,4 pCt. Unbeschäftigten war das Betragen von 52 pCt. der Männer und 23,1 pCt. der Frauen gut, in den 23 Quartieren mit nur 34,2 pCt. unbeschäftigte Chambregarnisten hingegen 41,6 pCt. Männer und 18,1 pCt. Frauen gut. Wiederum nicht so bei Betrachtung ganzer Arrondissements, wo die mehr unbeschäftigten Männer ein Minus des guten Betragens ergaben.

Stadttheile.	Männer und Frauen unbeschäftigt. pCt.	Männer gut Betragen. pCt.	Frauen gut Betragen. pCt.
In 6 Arrondissements .	50,8 = 100	47,8 = 100	22,6 = 100
In 6 Arrondissements .	38,8 = 76	49 = 102	18,1 = 80

Die Eintheilung in Arrondissements ist wieder keine genügende, wir halten uns an die bessere, weil subtilere Eintheilung in 48 Quartiere, wonach das Unbeschäftigtsein Vieler mit gutem Betragen beider Geschlechter Hand in Hand geht. Der scheinbare Widerspruch mit der obigen Parallelität des Fleißes und des guten Betragens löst sich leicht, da die Quartiere mit den vielen im Jahre 1849 unbeschäftigten Chambregarnisten gerade diejenigen sind, welche nach Tabelle XX. als Hauptsitz der Pariser Industrie in guten Zeiten viele Arbeiter beschäftigen und eben deshalb in schlechten Zeiten viele Arbeiter außer Thätigkeit setzen müssen. Der Zeitpunkt der Wohnungsenquête war nun der einer fast allgemeinen Geschäftsstockung, wie in der ganzen Welt, so besonders in Paris, welches hauptsächlich Luxusartikel fabricirt, und wohl ganz besonders in dem Stadttheile des Streifens auf der kleinen Axe von Nordost nach Südwest, welcher gerade die sog. Pariser Industrie (Articles de Paris) in sich beherbergt.*) Das Unbeschäftigtsein so vieler Chambregarnisten rührte also nicht her von Arbeitsunlust, sondern von Arbeitsmangel. Die vielen Unbeschäftigten und dennoch sich gut Aufführenden würden so zu deuten sein: Obwohl in den industriellen Districten von Paris sehr viele Arbeiter im Anfang des Jahres 1849 unbeschäftigt waren, so war ihr Betragen doch ein gutes, die gezwungene Arbeitslosigkeit hat ihnen den moralischen Halt nicht rauben können. In den Gegenden, welche immer viele unbeschäftigte Chambregarnisten aufweisen, konnte eine plötzliche Geschäftsstockung in der Procentzahl der Unbeschäftigten nicht so viel ändern, als in den arbeitsamen Stadtgegenden, aber die moralische Deroute

*) Vergleiche Laspeyres, Die Gruppirung der Pariser Industrie, a. a. O.

wurde allgemein. Darum die ohne solche Erklärung auffällige Erscheinung guten Betragens mit Mangel an Beschäftigung.

ad 2) Das Betragen im Verhältniß der Chambregarnisten zur gesammten Einwohnerzahl eines Stadttheils.

Hauptresultat der Tabelle XIX a. b.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	Chambregarnisten in pCt. aller Einwohner.	pCt. gut Betragen.	Chambregarnistinnen in pCt. aller Einwohner.	pCt. gut Betragen.
6 Arrondissements .	1,18	47,4	0,42	18,8
6 " .	3,10	48,3	0,67	23,5
12 " .	2,04	48	0,59	21
Verhältniß zum Durchschnitt aller 12 Arrondissements = 100.				
6 Arrondissements .	58	101	71	89
6 " .	152	99	113	112
12 " .	100	100	100	100

Auf Tabelle XIX a. b. findet sich die Berechnung, wie viel die in Chambregarnie wohnenden Arbeiter in jedem Arrondissement Procente der Einwohner ausmachen, unabhängig von der Größe des Arrondissements. Dazu ist das Betragen gesetzt. Leider fehlt uns die Gruppirung nach Quartieren auch hier, vielleicht ist das der Grund dafür, daß ein bedeutungsvoller Zusammenhang hier nicht ersichtlich ist, während er bei 48 Quartieren mehr in die Augen fallen würde. Unter den Männern ist das Betragen der Chambregarnisten nur um ein weniges, 48,3 gegen 47,4 pCt., besser, je weniger Procente aller Einwohner Chambregarnie wohnen, 1,18 gegen 3,10 pCt., bei den Frauen ist das Betragen um einen etwas größeren Betrag, 23,5 pCt. gegen 18,8 pCt. gut Betragen bei 0,42 pCt.

gegen 0,67 pCt. weiblicher Chambregarnisten. Also bei einem größeren Unterschiede in dem Antheil der männlichen Chambregarnisten an der Gesammtbevölkerung 1,18 : 3,10 = 100 : 263 als in dem Antheil der weiblichen Chambregarnisten 0,42 : 0,67 = 100 : 160 ist der Unterschied im Betragen der Männer sehr gering 47,4 : 48,3 = 100 : 102, in dem der Frauen nicht unbeträchtlich 18,8 : 23,5 = 100 : 125. Ist hier der quantitative Unterschied groß genug, um eine Nothwendigkeit in der Parallelität beider Erscheinungen anzunehmen und nach der Ursache zu forschen? Für die Frauen möchte ich das bejahen. Bei diesen ist es nicht unmöglich, daß das Betragen um so schlechter ist, auf je weniger ledige in Chambregarnie wohnende Frauen sich die Verführung des ganzen Stadttheils concentrirt oder je mehr Verführer auf je eine Chambregarnistin kommen, oder je leichter eine Jede der intensiveren Verführung unterliegt. Hiermit stimmt auch vortrefflich, daß speciell auf viel weibliche Chambregarnistinnen der unteren Klassen auch viel Chambregarnisten der unteren Klassen fallen, denn die weiblichen Chambregarnisten machen in den Stadttheilen mit wenig gutem Betragen einen geringern Procentsatz der ganzen männlichen Arbeiterbevölkerung aus, als in den Stadttheilen mit viel gutem Betragen. In den ersteren sind die weiblichen Chambregarnisten nach derselben Tabelle XIX a. b. nur 2,5 pCt., in den letzteren 3,2 pCt. Daß bei den Männern trotz dem größeren Unterschiede in dem Procentantheil der Chambregarnisten das Betragen keine Unterschiede aufweist, zeigt gleichfalls, daß eine besondere nur bei den Frauen wirkende Ursache hier das Betragen mit bestimmt.

ad 3) Das Betragen im Verhältniß der Chambregarnisten zur Bevölkerungsdichtigkeit.

In Tabelle XX a. b. finden wir endlich die 12 Arrondissements darnach rangirt, ob viel Chambregarnisten bei großer oder bei kleiner Bevölkerungsdichtigkeit des Arrondissements wohnen. Eine hohe Zahl in der Colonne der Chambregarnisten bedeutet, daß auch die Chambregarnisten dicht wohnen, eine niedrige das Gegentheil. Das Resultat ist bei den Männern:

Hauptresultat der Tabelle XXa. b.

Stadttheile.	Chambregarnisten. Männer. Bevölkerungsdichtigkeit, dividirt durch die Durchschnittsanzahl d. Chambregarnisten.	Männer. pCt. gut Betragen.	Frauen. Bevölkerungsdichtigkeit, dividirt durch die Durchschnittsanzahl d. Chambregarnistinnen.	Frauen. pCt. gut Betragen.
6 Arrondissements . . .	508	53	1781	209
6 " . . .	152	44,7	449	21,1
12 " . . .	179	48	613	21
Verhältniß zum Durchschnitt aller 12 Arrondissements = 100.				
6 Arrondissements . . .	282	110	290	99
6 " . . .	85	93	73	101
12 " . . .	100	100	100	100

Je dichter die Chambregarnisten mit anderen Leuten zusammengedrängt leben, 152 gegen 508 oder 100 gegen 334, um so besser ist das Betragen, 44,7 gegen 53 oder 100:119. Bei den Frauen: Je dichter die weiblichen Chambregarnisten mit anderen Leuten zusammengedrängt leben, 449 : 1781 oder 100:396, um so weniger gut ist das Betragen, 21,1:20,9 oder 100:98. Der Unterschied im Betragen ist bei den Frauen kaum erwähnenswerth. Dieses Resultat ließ sich qualitativ wenigstens aus Nr. 1 und 2 zum Voraus berechnen. Wenn auf viel Einwohner ein männlicher Chambregarnist kommt, wodurch das Betragen kaum afficirt wird, und wenn auf weniger Flächenraum ein Chambregarnist kommt, was das Betragen sehr verbessert, kommt ein Chambregarnist auf eine große Dichtigkeit der Bevölkerung und bewirkt ein gutes Betragen, wenn auf viel Einwohner aber ein weiblicher Chambregarnist kommt, was das Betragen sehr verschlechtert, und auf wenig Flächenraum, was das Betragen sehr verbessert, kommt eine Chambregarnistin auf eine große Dichtigkeit der Bevölkerung und wird

das Betragen nicht davon afficirt, da das sehr gute Betragen aus dem einen Grunde durch das sehr schlechte Betragen aus dem andern Grunde aufgewogen wird.

Einfluß des Zusammenwohnens vieler Chambregarnisten in einem Hause. (Miethcaserne oder Einzelwohnung?)

§. 14.

Hauptresultat der Tabelle XXI a. b.

Stadttheile.	Chambregarnisten. Männer. Chambregarnisten auf 1 Vermiether.	Männer. pCt. gut Betragen.	Frauen. Chambregarnistinnen auf 1 Vermiether.	Frauen. pCt. gut Betragen.
23 Quartiere	6,9	54,4	1,67	23
24 "	10,8	44,9	3,80	20
47 "	9,1	48	2,7	21
Verhältniß gegen alle 47 Quartiere = 100.				
23 Quartiere	76	113	62	110
24 "	119	93	141	95
47 "	100	100	100	100

Ueber das Zusammenwohnen vieler Chambregarnisten in einem Hause und seine Wirkungen geben die Tabellen XXI a. b. für beide Geschlechter Aufschluß, in denen die Zahl der Vermiether, der Miether und der sich gut betragenden Miether verzeichnet sind, geordnet nach der Zahl Miether, die auf jeden Vermiether kommen. In den 23 Quartieren mit je 6,9 männlichen und 1,67 pCt. weiblichen Chambregarnisten per Vermiether sind 54,4 resp. 23 pCt. im Betragen zu loben, in den anderen 24 Quartieren mit 10,8 männlichen und 3,8 weiblichen Chambregarnisten hingegen nur 44,9 pCt. resp. 20 pCt. zu loben.

	Männer		Frauen	
	auf 1 Vermiether.	pCt. gut Betragen.	auf 1 Vermiether.	pCt. gut Betragen.
23 Quartiere	6,9=100	54,4=100	1,67=100	23=100
24 Quartiere	10,8=156	44,9= 82	3,8 =227	20= 87

Bei einem sehr viel geringeren Unterschiede in der Wohnungsdichtigkeit der Männer (100 : 156) als der Frauen (100 : 227) ist der Unterschied im Betragen bei den Männern größer (100 : 82) als bei den Frauen (100 : 87). Jedenfalls ist aber in beiden Geschlechtern der Einfluß des Zusammenwohnens Vieler in demselben Hause ein ungünstiger. Bemerkenswerth ist dabei, wie tief unter dem Durchschnittsbetragen die 4 Stadtquartiere stehen, welche die allermeisten Chambregarnisten auf einen Vermiether aufweisen.

Bei 13,8, 14,3, 14,5, 21,1 pCt. Chambregarnisten betragen sich gut nur:
16, 36, 22, 31 "
d. h. 34, 77, 47, 66 " im Verhältniß zum Durchschnitt = 100.

Gleich vor diesen 4 Quartieren steht freilich eins mit 12,8 pCt. Miethern und 73 pCt. gutem Betragen, d. h. gegen den Durchschnitt von 47 pCt. = 100 wie 155.

Warum sind nun die Wirkungen des Zusammenlebens vieler weiblicher Chambregarnisten in einem Hause nicht so groß nach unseren Zahlen, als bei den Männern, während man gerade erwarten sollte, daß das Zusammenleben Vieler hier schädlicher wäre als bei den Männern?

Die Antwort ist die: Eben nur nach *unseren* Zahlen ist der Einfluß auf die Weiber nicht größer, denn die Statistik der Industrieenquête giebt uns hier, abgesehen von dem immer für beide Geschlechter undeutlichem Bilde, speciell für die Frauen das Bild noch undeutlicher. Wir erfahren nur, wie viel männliche und weibliche Chambregarnisten zusammengenommen in jedem Stadtquartier sich befinden. Daraus können wir nur berechnen, wie viel Männer und Frauen zusammen durchschnittlich auf einen Vermiether kommen, wenn wir annehmen, daß

jeder Vermiether Männer und Weiber beherbergt. Daß nun fast alle 2360 Vermiether von den 21,567 Männern einige in ihrem Logis annehmen, ist allerdings wahrscheinlich, allein es ist doch sehr fraglich, ob die 6262 Frauen so zerstreut wohnen, daß jeder der 2360 Vermiether einige davon im Hause habe, was durchschnittlich noch nicht 3 ergeben würde. Die obige Durchschnittsberechnung müßte eigentlich durch eine genauere ersetzt werden, in welcher wir die wenigen Vermiether, welche keine Männer, und die vermuthlich vielen Vermiether, welche keine Frauen logiren, ausschließen. Dann würden wir sicher finden, daß, wo viele Weiber auf einen Vermiether kommen, der zugleich auch fast immer Männer logirt, das Betragen bei den Frauen noch schlimmer afficirt wird als bei den Männern. Daß sehr viele Vermiether nur an Männer vermiethen und dagegen fast niemals nur an Frauen, kann man mit einiger Sicherheit schon daraus schließen, daß unter den 81 Garnies, welche speciell geschildert sind, keins ausdrücklich als nur von Frauen, aber 15 als nur von Männern bewohnt genannt werden. Von den 81 Logis machen diese 15 Logis 19 pCt. aus, wobei übrigens unter den 81 Logis noch eine große Menge sich befinden, von welchen gar nicht angegeben, ob Männer und Weiber oder nur Männer darin wohnen. Unsere Behauptung, viele Vermiether vermietheten nur an Männer, wird noch dadurch bestätigt, daß es eine ganze Kategorie von Logis nach der Enquête giebt, welche nur an Männer vermiethet werden; es sind dies die oben in der Einleitung S. 3 und S. 77 erwähnten 500 Garnis spéciaux, welche circa 5000 Männer beherbergen, meistens Maurer aus dem Limousin.

Darnach kann es keinem begründeten Zweifel unterliegen, daß, wenn wir eine detaillirtere Statistik hätten, der Einfluß des Zusammenlebens auch vieler Weiber im Kasernensystem deutlich in die Augen springen müßte. Am interessantesten wäre, wenn wir das Betragen beider Geschlechter ermitteln könnten, je nachdem, ob in demselben Hause viele Männer und Frauen zusammenwohnen; dafür fehlt uns aber in dem zu Gebote stehenden Material leider jeder, auch der indirecteste Anhalt. Der Statistiker steht hier wieder vor einem verschlossenen Raume,

dessen Besichtigung ihm die interessantesten Aufschlüsse geben würde. Jedenfalls genügen aber die obigen Zahlen schon, das wirthschaftlich allerdings zweckmäßigere Kasernensystem für Arbeiterwohnungen aus moralischen Gründen zu verwerfen.

B. Die Gründe für den bei den Frauen schlimmeren Einfluß des Wohnens in Chambregarnie.

§. 15.

Wir fanden oben, daß von den Männern in Chambregarnie circa 13 pCt., von den Frauen hingegen circa 23 pCt. zweifelhaftes und schlechtes Betragen haben. Mit dieser indirect ermittelten directen Angabe stimmt das direct gefundene indirect beweisende Factum, daß bei mehr Chambregarnisten in einem Gewerbe auch das schlimme Betragen steigt.

Gewerbe.	Männer pCt.		Gewerbe.	Frauen pCt.	
	Chambregarnie.	schlecht Betragen.		Chambregarnie.	schlecht Betragen.
130	7,4=100	5,1=100	110	0= 100	2 =100
140	25 =338	11 =216	120	10=1000*)	11,7=585

Woher der große Unterschied im Betragen? Unter den Chambregarnisten sind vorweg zwei Kategorien scharf zu unterscheiden, diejenigen, welche mehr oder minder freiwillig diese Art zu wohnen wählen, und die, welche dazu durch äußere Umstände gezwungen sind. Die ersteren sind größtentheils die in Paris ansässigen Arbeiter, welche nicht den Willen haben, zu heirathen und in eigenen Meubeln zu wohnen, oder beim Meister sich in Kost und Logis zu geben. Daß dieses eine niedrigere Stufe der Pariser Arbeiterbevölkerung ist, leuchtet ein, ebenso ist leicht ersichtlich, daß dieser Theil der Arbeiter unter dem weiblichen Geschlecht verhältnißmäßig viel schlimmere Repräsentanten aufzuweisen haben wird als unter dem männlichen. Von einem weiblichen Wesen der unteren Klassen we-

*) Statt 0 pCt. 1 pCt. genommen, sonst wäre das Verhältniß 100 : ∞.

nigstens, das entweder nicht heirathen will oder nicht heirathen kann und das, aus einem dieser zwei Gründe ledig bleibend, beim Arbeitgeber Aufnahme in Kost und Logis entweder nicht finden will oder nicht finden kann und darum Chambregarnie wohnt, ist moralisch meistens wenig zu erwarten. Anders vielfach bei den Männern. Der Unabhängigkeitssinn, der es verschmäht, beim Meister Wohnung und Nahrung zu suchen und dadurch auch sonst der Hausordnung sich zu fügen, ist beim Manne ungleich berechtigter als bei der Frau, desgleichen ist das Nichtheirathen bei ihm mehr die Aeußerung eigenen freien Entschlusses und ist endlich bei dem durchschnittlich in späterem Lebensalter heirathenden Manne die natürliche Junggesellenzeit vom 16ten Lebensjahre an eine längere als beim weiblichen Geschlecht. Nehmen wir aber selbst an, daß vermöge der vielleicht besseren Natur des Weibes die in Paris ansässigen Chambregarnisten beider Geschlechter auf gleicher sittlicher Stufe ständen, so muß unter den sämmtlichen männlichen Chambregarnisten dennoch ein größerer Theil sich gut aufführen als unter den weiblichen, denn zu den ansässigen Chambregarnisten treten für das weibliche Geschlecht fast gar keine, für das männliche aber eine sehr beträchtliche Anzahl nicht ansässiger, sondern nur zeitweilig, oft nur bestimmte Jahreszeiten sich in Paris aufhaltende Arbeiter hinzu. Nach der Industrieenquête können unter 7145 weiblichen Chambregarnisten höchstens 26, d. h. 0,4 pCt. nicht ansässig sein, denn mehr finden in Paris nicht Beschäftigung; unter den 48,769 männlichen Chambregarnisten aber werden die meisten der 3553 nicht ansässigen Arbeiter sich befinden, d. h. 7,3 pCt. Daß solche nicht ansässigen Arbeiter nicht in eigenen Meubeln wohnen werden, ist selbstverständlich, aber auch daß der Arbeitgeber dieselben nicht leicht in seine Wohnung aufnimmt, wird Niemand verwundern, denn der Arbeitgeber wird, schon um den in Paris mit so hohem Miethzins zu bezahlenden Raum gehörig auszunutzen, ständige Hauseinwohner den unständigen vorziehen. Die unständigen Arbeiter sind also fast ausnahmslos Candidaten für die möblirt zu vermiethenden Wohnungen. Zu den männlichen und weiblichen sittlich vielleicht, aber sehr unwahrscheinlich

gleich hoch stehenden ständigen Chambregarnisten treten noch hinzu eine große Anzahl unständiger männlicher Arbeiter, aber keine weiblichen. Sollten diese unständigen männlichen Arbeiter in hohem Grade moralisch nichtsnutzig sein, dann müßte die Summe aller männlichen Arbeiter in Chambregarnie einen höheren Procentsatz schlechter Leute aufweisen, sind sie aber ordentliche Menschen, so erhöht sich dadurch der Procentsatz derer von guter Aufführung. Daß die fluctuirende Pariser Arbeiterbevölkerung nun allerdings nicht so hoch in moralischer Beziehung steht, wie die ansässige, beim Meister oder in eigenen Meubeln wohnende, mag vielleicht zuzugeben sein, dagegen sprechen aber auch sehr viele Gründe dafür, daß sie bedeutend über der untersten Klasse der ansässigen Pariser Bevölkerung, welche die Chambregarnies bevölkert, steht, und darauf kommt es für unsere Frage an. Ein statistisches Indicium hierfür liegt in Folgendem: Nach den obigen Tabellen haben 56 pCt. der Chambregarnisten gutes Betragen in den drei Arrondissements VII., IX., X., in denen die Maurer den größten Procentantheil ausmachen, nämlich durchschnittlich 23 pCt. Nur in 2 Arrondissements, dem V. und XI., ist das Betragen bei nur 4 pCt. Maurer besser, nämlich 62 pCt. gut, in allen anderen 7 Arrondissements aber bei durchschnittlich 3 pCt. Maurern nur 43 pCt. gut. Das V. Arrondissement ist im Betragen so gut, weil dasselbe überhaupt eines der industriellsten ist und weil die Zimmerleute, von denen über 28 pCt. nothgedrungen als fluctuirend in die Chambregarnie ziehen, im V. Arrondissement fast 9 pCt. aller Chambregarnisten ausmachen. Der zweiten Ausnahme des XI. Arrondissements läßt sich auch leicht auf die Spur kommen. Das XI. Arrondissement hat die verhältnißmäßig anständigsten meublirten Wohnungen, denn 246 der 988 Chambregarnisten, d. h. 25 pCt. derselben, sind nicht Arbeiter, sondern es sind 102 Studenten = 10 pCt., 60 Employés et Commis = 6 pCt., 41 aus Professions diverses libérales = 4 pCt., 33 Militaires (mobiles Exmilitaires Officiers) = 3 pCt., 20 Rentiers et Propriétaires = 2 pCt. Das sind aber unstreitig zum überwiegenden Theil solche Leute, deren Betragen, mit dem Maßstabe eines Hauswirths gemessen,

im Vergleich mit den meisten Arbeitern sich günstig stellen wird. Von allen in solchen Chambregarnies wohnenden Studenten sind fast 50 pCt. allein im XI. Arrondissement, von den Rentiers 9 pCt., von den Militaires 6 pCt., von den Employés 7 pCt., von den Professions diverses 15 pCt., in Summa 12 pCt. aller dieser Gewerbe in dem einzigen XI. Arrondissement, während eine gleichmäßige Vertheilung dieser Professionen auf jedes Arrondissement nur 8 pCt. ergeben würde. Wo solche Leute einen großen Theil der Chambregarnisten bilden, kann es nicht auffallen, daß das durchschnittliche Betragen besonders gut ist. Auch im V. Arrondissement, dem der Zimmerleute, sind außerdem die Employés et Commis mit 131 von 866, d. h. mit 15 pCt. vertreten. Alle die genannten Leute sind natürliche Chambregarnisten aus den oben allegirten Gründen, daß aber speciell die Bevölkerung, welche nur zu bestimmten Zeiten in Paris beschäftigt, fluctuiren muß, die Elite für die Chambregarnies abgeben, zeigen die Aussprüche der Enquête vom Jahre 1849 gerade wieder über die Maurer. Unter den Maurern waren 1849 48 pCt. nicht ansässig, 1860 allerdings nur 23 pCt. Diese mobilen Maurer betrugen 1849 51 pCt., 1860 67 pCt. aller mobilen Arbeiter überhaupt. Von den männlichen Chambregarnisten machten sie allein 8 pCt. aus. Diese Art von mobilen Arbeitern existirt unter dem weiblichen Geschlechte nicht. Ueber diese Maurer nun sagt die Enquête des Jahres 1849 S. 980 f.: „Garnis spéciaux. Es sind im Allgemeinen die am anständigsten gehaltenen. Die Erhebung umfaßt ungefähr 500, welche gegen 3000 Arbeiter von meist guter Aufführung beherbergen. Die meisten dieser Art von Logis sind für die Maurer aus dem Limousin bestimmt, nämlich 191, und von diesen wieder mehr als die Hälfte im IX. Arrondissement. Diese Wohnungen enthalten meistens 2 bis 6 Arbeiter, welche oft aus derselben Gemeinde sind, auch ist es nichts Seltenes, daß der Vermiether gleichfalls Maurer aus demselben Orte ist. Diese Arbeiter kehren alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal nach Hause zurück. Viele unter ihnen, welche 1848 Paris verlassen hatten, waren 1849 nicht zurückgekehrt, und gerade auf diese und die anderen mobilen Bauhandwerker fällt

die große Abnahme in der Bevölkerung der meublirten Wohnungen. Das Betragen dieser ist im Allgemeinen ausgezeichnet, sie sind ordentlich, ruhig, fleißig und besonders sehr sparsam. Die Meisten arbeiten viel und verbrauchen möglichst wenig, um einige Ersparnisse mit nach Hause zu nehmen, auch sind sie häufig als sehr geizig verschrieen, was bei Arbeitern dieser Klasse jedenfalls ein Lob ist. Fast alle kommen fast niemals spät nach Hause. Die meisten gehen gar nicht in die Kneipen und sind jedenfalls niemals trunksüchtig; sie bezahlen ihre Betten, welche je zwei mit einander theilen, mit 5 bis 8 Fr. monatlich. Für diesen Preis haben sie auch Anspruch auf eine Abendsuppe und die Wäsche von einem Hemde wöchentlich. Ihre Wohnungen sind ziemlich häufig in schlechtem Stande, und es giebt einige, welche man in die unterste Stufe (très-mauvais) klassificiren mußte, was mehr der Gleichgültigkeit gegen Bequemlichkeit und Reinlichkeit zugeschrieben werden muß, als dem mangelhaften Erwerbe und der übermäßigen Sparsamkeit, denn es giebt mehrere Beispiele von Wohnungen für Maurer, die man als gut und reinlich gehalten schildert, ohne daß ihr Preis höher wäre als derjenige der als schlecht gehalten, verpestet und ungesund geschilderten. Diese Angabe über das Betragen der Maurer finden zum Theil auch Anwendung auf die Steinschneider." Gerade diese Steinschneider sind im VII. Arrondissement am zahlreichsten vertreten, 160 oder 46 pCt. Aller. In diesem VII. Arrondissement, das nur dem V. der Zimmerleute und dem XI. der freien Professionen nachsteht, ist das Betragen das beste unter den drei Maurer-Arrondissements, 58 pCt. gut, obwohl die Zahl der Maurer in diesem Arrondissement nicht die erste Stelle einnimmt; die nach der Enquête gleichfalls tüchtigen Steinschneider füllen diese Lücke in demselben Sinne aus. Endlich sei erwähnt, daß gerade diese Arrondissements V., XI., VII., IX., X. nach der Enquête von 1849 diejenigen sind, welche die geringste Anzahl schlechter und sehr schlechter Wohnungen haben, noch nicht ganz 17 pCt. gegen 23 pCt. in den 7 übrigen Arrondissements.

Nach all' diesen mit einander übereinstimmenden Daten

war ich nicht wenig erstaunt, auf einer anderen Tabelle der Enquête von 1849 zu finden, daß kein scharfer Unterschied im Betragen zwischen den Gegenden mit vielen passants und wenig sédentaires und den Gegenden mit wenig passants und viel sédentaires als Chambregarnisten existirt. (Tabelle XXII a. b.)

Hauptresultat der Tabelle XXII a. b.

Stadttheile	Chambregarnisten.		
	Männer und Frauen Passanten pCt.	Männer pCt. gut Betragen.	Frauen pCt. gut Betragen.
24 Quartiere	4,9	47,6	20,1
24 "	22,9	48,3	21,9
48 "	14	48	21
Verhältniß gegen alle 48 Quartiere = 100.			
24 Quartiere	35	99	96
24 "	164	101	104
48 "	100	100	100

Wenn es nun auch natürlich scheint, daß bei vielen Passanten, wie der obige Auszug aus der Enquête sie schildert, das Betragen der Frauen besser ist, so dürfte es um so mehr auffallen, daß ein so großer Unterschied in der Zahl der Passanten auf die Männer nicht einwirken soll, allein der ganze Widerspruch existirt gar nicht, denn wie eine Anmerkung zu der Tabelle über die Passanten und Seßhaften ergab, war hier etwas ganz Anderes verstanden unter sédentaires und passants, als in der Industrieenquête unter sédentaires und mobiles. Ein Passant ist nicht, der nur vorübergehend in Paris sich aufhält, sondern der nur vorübergehend, d. h. eine Nacht in dem betreffenden Logirhause sich aufhält. Diese ganze Tabelle hat also mit dem Obigen der fluctuirenden und seßhaften Bevölkerung gar Nichts zu thun, ein Widerspruch mit der obigen Behauptung, daß die fluctuirende Pariser Arbeiterbevölkerung,

welche in die Chambregarnies ziehen muß, bessere Elemente enthält, als die seßhafte, welche es mehr oder minder freiwillig thut, liegt nicht vor. *)

Die Tabelle, welche wir an die Spitze unserer Untersuchung gestellt haben, zeigt, daß nicht nur bestimmte Kategorien von männlichen Arbeitern mit Vorliebe die guten Chambregarnies aufsuchen, sondern überhaupt die Männer mehr als die Frauen. Nach dieser Tabelle findet man, daß die guten Chambregarnies auf die Männer einen guten Einfluß üben:

35 pCt. gut Logis = 48 pCt. gut Betragen
45 „ „ „ = 51 „ „ „

und die schlechten Logis einen schlechten Einfluß:

15 pCt. schlechte und sehr schlechte Logis = 50 pCt. gut Betragen
26 „ „ „ „ „ „ = 46 „ „ „

Bei den Frauen sind die guten Logis für das Betragen indifferent:

35 pCt. gute Wohnungen = 20,7 pCt. gutes Betragen
45 „ „ „ = 20,5 „ „ „

die schlechten aber nicht:

15 pCt. schlechte und sehr schlechte Logis = 19 pCt. gut Betragen
26 „ „ „ „ „ „ = 22 „ „ „

Wir dürfen aus diesen Zahlen nicht schließen, daß schlechte Wohnung gut auf die Frauen wirkt, denn sonst müßte auch gute Wohnung schlecht wirken, während unsere Zahlen hier gar keine Wirkung nach einer bestimmten Richtung zeigen. Das viele gute Betragen 22 pCt. bei den vielen schlechten und sehr

---

*) Die Tabelle XXII a. b. bedeutet demnach: In denjenigen Logis, in denen viele Eintagsfliegen oder richtiger Einnachtfliegen verkehren, ist das Betragen der Männer weder besser noch schlechter, als in denen mit länger bleibenden Einwohnern, bei den Frauen hingegen sind die Quartiere mehr zu loben, in denen viele Passanten sich finden. Dies könnte darin seine Erklärung finden, daß, wo die Bevölkerung viel wechselt, die eine Art der Versuchung an die dort wohnenden Frauen weniger herantritt, als wenn die Bevölkerung eines solchen Hauses länger mit einander verkehrt, allein der auch so nicht bedeutende Unterschied im Betragen kann ein zufälliger sein oder andere Gründe haben, z. B. daß viele Wohnungen mit regelmäßigen Einwohnern Diebsherbergen und Stätten der Prostitution sind mit dem daraus folgenden schlechten Betragen.

schlechten Wohnungen 26 pCt. kann nur ein zufälliges sein, da die Gegenprobe, an den guten Wohnungen gemacht, nicht stimmt. Für uns liegt bei zufälliger einmaliger Uebereinstimmung in dem durch die nicht stimmende Gegenprobe bewiesenen Mangel eines causalen Zusammenhanges nur ein Anzeichen, daß die Frauen in den Chambregarnies von dem Mehr oder Minder der guten oder schlechten Wohnungen nicht beeinflußt werden können, da sie fast alle nur auf die schlechten Logis angewiesen sind. Für diese Behauptung haben wir außer allgemeinen Anzeichen einen speciellen statistischen Beweis. Von den im Jahre 1849 überhaupt in Chambregarnie wohnenden 6262 Frauen sind in den erträglicheren der Logis, welche auf Seite 983—993 der Enquête geschildert werden, nur 89, d. h. circa 1 pCt., in den schlechten Logis aber 424 oder 7 pCt., zusammen in den speciell geschilderten Wohnungen 513 oder 8 pCt. aller. Von den 21,567 männlichen Chambregarnisten sind nun zwar fast die gleiche Procentzahl in den genannten speciell untersuchten Logis, d. h. 1518 oder 7 pCt., aber sie vertheilen sich viel günstiger, in den besseren befinden sich 472 oder 2 pCt. und in den schlechten nur 5 pCt. Also ein Unterschied von 1 : 7 gegen 2 : 5 in dem Antheil der Männer und Frauen zu den besseren und schlechteren Logirstätten. Von der besten der Kategorieen, den Garnis spéciaux, wissen wir außerdem, daß sie fast nur von Männern bewohnt werden, namentlich den natürlichen, nicht Paris angehörigen Chambregarnisten.*)

III. Abschnitt.

Gründe für den guten Einfluß des Wohnens beim Meister.

§. 16.

So ausführlich wir bei dem Wohnen in fremden Meubeln sein konnten, so kurz müssen wir bei dem Wohnen in fremden Meubeln und fremder Kost sein, da wir für diese Art des Wohnens keinerlei Anhalt außer den Daten der Enquête von

*) Leider sind nicht einmal in diesen speciell geschilderten Logis alle Angaben in Zahlen gemacht, so daß die obige Berechnung nur aus 44 der 80 speciell geschilderten Logis gemacht werden konnte.

1860 besitzen. Diese Daten zeigten uns den wohlthätigen Einfluß dieser Lebensweise auf das Betragen, welcher Einfluß bei den Männern freilich ein bedeutenderer ist als bei den Frauen. Von den männlichen Meisterwohnern sollen nur 4 pCt., von den weiblichen 7,9 pCt. sich schlecht und zweifelhaft benehmen. Damit stimmt auch, daß bei den Männern die Betragensdifferenz zwischen den Gewerben ohne Meisterwohner zu denen mit circa 50 pCt. Meisterwohner ist = 86 : 95, bei den Frauen nur wie 90,5 : 94. Bei beiden Geschlechtern ist das Betragen der beim Meister Wohnenden besser als im Durchschnitt aller Arbeiter, welches bei Männern 9 pCt., bei Frauen 8,9 pCt. schlecht und zweifelhaft ist.

Der gute Einfluß ist nicht verwundersam, diese Logis werden jedenfalls besser sein als die oben geschilderten Chambregarnies, denn wenn auch vielleicht nicht für ein ordentliches Ameublement, so doch mindestens für eine erträgliche Reinlichkeit wird der Kost- und Logisherr in seinem eigenen Interesse sorgen, und zwar, indem er seine ihm untergeordneten Hausgenossen dazu anhält, was nur gut wirken kann. Wer Chambregarnies vermiethet, hat das Interesse der Reinlichkeit wohl auch, aber nicht immer die Macht, dieselbe von seinem Miether zu erwirken, den er auch nicht jederzeit beliebig vor die Thür setzen mag, da er in vielen Fällen mit der Miethe im Rückstand ist.*)

Die Güte der Wohnung kann jedoch nicht ausschließlich der Grund des guten Betragens sein, denn sonst könnte unbedingt das Betragen der weiblichen Kost- und Logisgänger dem der männlichen nicht so bedeutend nachstehen, und dieser Unterschied findet seine Erledigung auch nicht in dem anderen gemeinsamen Grunde guten Betragens, der Beaufsichtigung durch den Herrn Meister und die Frau Meisterin. Ein besonderer Grund läßt diese Einwirkung des Meisters auf das männliche Geschlecht wirksamer sein als auf das weibliche. Die beim Meister wohnenden männlichen Arbeiter sind durchschnittlich

*) Vergleiche die ausführliche Anmerkung 4 Seite 111 über „ne devant rien au logeur."

jünger als die weiblichen, sie sind also bildungsfähiger in moralischer Beziehung, der gezwungene und oft lästig empfundene Umgang mit dem Meister und dessen Familie kann noch einwirken auf das jugendliche Gemüth des männlichen Gehülfen. Die weiblichen Gehülfen, welche schon älter sind, widerstreben den Erziehungsversuchen, wenn nicht gar der Meister seine weiblichen, von ihm abhängigen Gehülfen mißbraucht. Daß aber beim Meister mehr jugendliche männliche als weibliche Arbeiter wohnen, zeigt eine besondere Rubrik in der reichen Industrieenquête des Jahres 1860. Unter der Gesammtzahl der Arbeiter für jedes Geschlecht sind besonders verzeichnet die Kinder unter 16 Jahren und unter diesen wieder die sog. Lehrlinge, welche unbedingt in erster Reihe in Kost und Wohnung des Meisters sich befinden. In allen Gewerben zusammen entspricht nun allerdings die Zahl der Kinder jeden Geschlechtes den Erwachsenen.

	Erwachsene:	Kinder:	Lehrlinge:
Männliche Arbeiter:	271,700,	19,059,	14,161,
	93 pCt.,	7 pCt.,	4,9 pCt.
Weibliche Arbeiter:	99,829,	6481,	5581,
	94 pCt.,	6 pCt.,	5,3 pCt.

Das gäbe ein fast gleiches Verhältniß des jugendlichen Alters und der Lehrlinge für beide Geschlechter, allein die Gleichheit existirt nur bei allen Gewerben zusammen; in den Gewerben jedoch, welche für uns in Betracht kommen, übertrifft der Procentsatz der jugendlichen männlichen Arbeiter weit den der weiblichen. Namhafte Mengen von Gehülfen im Hause des Meisters kommen ja nach Tabelle IIIa. und IIIb. fast nur in den Nahrungsgewerben vor, und in diesen Nahrungsgewerben giebt es viele Knaben unter 16 Jahren und viele Lehrlinge, aber wenige Mädchen. In der I. Hauptgruppe „Alimentation“ sind

	Erwachsene:	Knaben:	Lehrlinge:
männliche Arbeiter:	28,659,	1372,	1181,
	95,5 pCt.,	4,5 pCt.,	3,9 pCt.,
	Erwachsene:	Mädchen:	Lehrlinge:
weibliche Arbeiter:	7601	35	9
	99,5 pCt.	0,5 pCt.	0,1 pCt.

In der Gruppe Alimentation wohnen beim Meister 18,682 Männer und 7610 Frauen, d. h. fast genau gleich viel Procente, 63 pCt. gegen 62 pCt. Die 1372 Knaben unter 16 Jahren betragen 7,3 pCt. aller 18,682 männlichen Arbeiter, die beim Meister wohnen, die 35 Mädchen unter 16 Jahren betragen nur 0,8 pCt. aller 4705 weiblichen Arbeiter, die beim Meister wohnen, es wird also auf viel mehr jugendliche Knabenseelen eingewirkt, als auf Mädchenseelen. Daß also ein größerer Procentsatz der ersteren sich gut beträgt, darf uns nicht Wunder nehmen. Wohnen in eigenen Meubeln giebt Erziehung des einen Gatten durch den anderen, Wohnen in fremden Meubeln giebt keine Erziehung, Wohnen in fremden Meubeln und fremder Kost giebt Erziehung durch Andere, wo nicht durch das Wohnen in fremden Meubeln oder sonst die Erziehung verfuscht ist.

Finden wir nach dem Vorstehenden, daß das Zusammenleben von Meistern und Gesellen resp. Lehrlingen wohlthätig auf das heranwachsende Geschlecht wirkt, so spricht das allerdings sehr für den früheren handwerksmäßig-patriarchalischen Gewerbebetrieb uud gegen das Fabriksystem unserer Zeit.*)

*) Ebenso spricht unsere Industrieenquête noch an einer anderen Stelle zu Gunsten der kleinen, unbedeutenden Industrien, auch wenn die Arbeiter nicht im Hause dessen, bei dem sie Arbeit nehmen, zugleich Kost und Logis haben. Auf Tabelle XXIII. habe ich nämlich die Gewerbe nach der Zahl von Arbeiterinnen, welche auf jedes Gewerbe kommen, geordnet. Da ergiebt sich denn, daß, je mehr Arbeiterinnen ein Gewerbe beschäftigt, um so ungünstiger das Betragen sich gestaltet, und zwar unabhängig davon, ob viele der Arbeiterinnen in Chambregarnie oder beim Meister wohnen.

Hauptresultat der Tabelle XXIII.

	Summa aller beschäftigten Arbeiterinnen.	pCt. zweifelhaftes und schlechtes Betragen.
80 Gewerbe . . .	1170	2,9
80 " . . .	9014	5,6
70 " . . .	93,841	9,3
230 " . . .	104,025	9

Dennoch darf uns das nicht bestimmen, alle Vortheile der Großindustrie aufzugeben, um diesen einen Vortheil der Kleinindustrie uns zu wahren, wohl aber sei es eine Mahnung, den arbeitenden Klassen auf andere Weise diesen aufgegebenen Vortheil wieder zu ersetzen. Die Mittel seien die neuerdings mehr und mehr dem Arbeiterstande gebotenen, ein verbesserter allgemeiner Unterricht, wie ihn unsere Volksschulen und die Fortbildungs-Anstalten bieten, anständige Vergnügungen, wie sie unsere Gewerbevereine, Handwerkerbildungsvereine, Arbeitervereine u. s. w. anstreben, und — — — wiederum bessere Wohnung, welche dem Manne und der Frau das Haus und damit die Kinder so lieb macht, daß man sich derselben nicht so früh als möglich durch Beschäftigung in Fabriken entledigt, und welche bessere Wohnung den Eltern so viele unnütze Ausgaben erspart, daß sie auf die ohnehin unbedeutende Einnahme aus der Arbeit ihrer Kinder verzichten können. Endlich liegt in dem Vorstehenden zu allem früher Gesagten noch ein neuer Fingerzeig, daß die Sorge für die weibliche Arbeiterbevölkerung, welche bisher unrechter Weise hintangesetzt war, über der für die männlichen Arbeiter stehen muß.

Theilt man die Gewerbe in 3 Gruppen mit durchschnittlich

15	Arbeiterinnen per Gewerbe mit	7,9 pCt.	beim Meister und
112		16 "	
1341		9 "	

6,4 pCt.	in Chambregarnie, d. h. bei keiner aufsteigenden Zahl der
6 "	
7 "	

Chambregarnisten und keiner absteigenden Zahl der Meisterwohner, so macht das schlechte und zweifelhafte Betragen aus: 2,9 / 5,6 / 9,3 pCt. Also je bedeutender die Gewerbe in einem Orte sind, um so schlechter scheint das Betragen zu sein, weil sich eine sog. Proletarierbevölkerung bildet. Doch das hier nur nebenbei. Auch dafür giebt die Industrieenquête noch Rohmaterial, das der Verarbeitung harrt, wie die Beschäftigung Vieler oder Weniger durch je einen Meister auf das Betragen wirkt.

IV. Theil.

Einfluß des Betragens auf die Wahl der Wohnung.

§. 17.

Bei Vorführung der Thatsachen haben wir oben die Arbeiterbevölkerung gruppirt nach ihrem Betragen und geforscht, in welchem Verhältniß zu jeder Betragenskategorie die einzelnen Wohnungsarten stehen, worin wir eine schöne Gegenprobe für den Einfluß der Wohnung auf das Betragen fanden.*) Hieran anknüpfend stößt uns die Frage auf: kann nicht die Wahl der Wohnung die Folge eines bestimmten Betragens sein, so daß wir sagen müssen, je schlechter das Betragen ist, um so mehr neigt der Arbeiter dazu, Chambregarnie zu wohnen, um so weniger, sich selbst zu meubliren, und noch weniger, beim Meister sich in Kost und Logis zu geben, und zwar Alles in stärkerem Grade bei den Weibern. Dieser Gedanke hat viel für sich, und gewiß ist nicht zu leugnen, daß ordentliche Leute auch ordentliche Wohnungen suchen, ein Einfluß des Betragens auf die Wohnungswahl existirt also ganz gewiß. Allein trotzdem glaube ich, daß eine gute Wohnung mit den von uns charakterisirten Nebenerscheinungen den Menschen mehr zum guten Betragen treibt, als ein gutes Betragen ihn zu einer guten Wohnung führt. Das Verhältniß, in welchem die Leute guten und schlechten Betragens auf die verschiedenen Wohnungsarten sich vertheilen, ist folgendes:

Wenn von den

26,171	Männern beim Meister	4	pCt.	oder	1047,
175,438	„ in eigenen Meubeln	9,1	„	„	15,964,
50,369	„ in Chambregarnie	13	„	„	6584

sich schlecht betragen, dann fallen von den 23,595 sich schlecht Betragenden

1047	oder	4 pCt.	auf die beim Meister,
15,964	„	68 „ „	„ in eigenen Meubeln,
6548	„	28 „ „	„ in Chambregarnie,

und fallen von den 228,641 sich gut Betragenden

*) Siehe oben Seite 30.

11 pCt. oder 25,124 auf die beim Meister,
70 = = 159,474 = = in eigenen Meubeln,
19 = = 43,785 = = in Chambregarnie.

Wenn von den

9785 Frauen beim Meister 7,9 pCt. oder 773,
87,996 = in eigenen Meubeln 7,6 = = 6687,
7145 = in Chambregarnie 22,7 = = 1616

sich schlecht betragen, dann fallen von den 9076 sich schlecht betragenden Frauen

773 oder 8 pCt. auf die beim Meister,
6687 = 74 = = = in eigenen Meubeln,
1616 = 18 = = = in Chambregarnie

und fallen von den 95,650 sich gut betragenden Frauen

9012 oder 9 pCt. auf die beim Meister,
81,309 = 85 = = = in eigenen Meubeln,
5529 = 6 = = = in Chambregarnie.

Hiernach stellen die Schlechten allerdings ein größeres Contingent, als die Guten zu der schlechtesten Wohnungsart in Chambregarnie, aber ein geringeres Contingent zu den besseren Wohnungsarten in eigenen Meubeln und der noch besseren beim Meister. Allein, wenn die Aufführung die Wohnungsart sehr beeinflußte, woher kämen dann die großen Unterschiede in der Wohnungswahl der beiden Geschlechter, welche doch fast in denselben Procenten gut und schlecht sich betragen? Warum wählen 28 pCt. der Männer, die sich schlecht aufführen, die Wohnung in meublirten Zimmern und nur 18 pCt. der sich schlecht betragenden Frauen? Warum ist namentlich der Unterschied gegen die sich gut Betragenden bei den Männern so gering, 28 pCt. gegen 19 pCt., und bei den Frauen so groß, 18 pCt. gegen 6 pCt.? Nach allem Obigen ist hier von einer freien Wahl der Wohnung bei den Männern zu einem großen Theil aber nicht die Rede, sie sind als Passanten gezwungen zum Chambregarnie, da sie die Meubel nicht mitschleppen und für die kurze Zeit nicht kaufen können, und da die Meister sie auf kurze Zeit nicht bei sich aufnehmen können, wenn sie sich auch noch so gut benehmen. Bei den Frauen fällt dieser Grund der gezwungenen Wohnung fort, es bleibt vor Allem der der

Armuth in eigenen Meubeln und der Unlust, beim Arbeitgeber zu wohnen. Warum sind ferner, wenn das Betragen die Wohnungswahl entschiede, von den schlechten Männern 4 pCt. beim Meister in Wohnung und von den Frauen 8 pCt., gegen 11 pCt. der guten Männer und 9 pCt. der guten Frauen? Ein Grund dafür liegt nicht vor. Aber könnte man etwa einwenden, eine Wohnungswahl finde von Seiten der Arbeiter hier gar nicht statt, sondern von Seiten der Arbeitgeber, und daß die beim Meister in Kost und Logis befindlichen sich gut betragen, sei weder die Folge der Wohnung, noch das Wohnen beim Meister die Folge der guten Aufführung, sondern der Meister nehme einfach keine Arbeiter in's Haus, welche sich schlecht betragen, oder wenn er sie aufgenommen habe, setze er sie so schnell als möglich wieder an die Luft! Allein gemach, beides thäte er wohl gern, aber im Voraus kann er das Betragen selten beurtheilen, und wenn er einmal sich darin geirrt hat, kann er die Arbeiter oft nur wegen schwerer Vergehen wieder los werden, wenigstens die männlichen Individuen, da diese meistens Lehrlinge sind, welche beim Meister contractlich zu längerer Lehrzeit eintreten. Selbst gesetzt aber, die Meister hätten aus obigen Gründen so wenig sich schlecht aufführende Hausgenossen, warum haben sie nicht ebenso wenig schlechte weibliche Miteinwohner als männliche? Die Vermuthung spräche doch leichter dafür, daß beim Meister viel mehr unnütze Arbeiter als Arbeiterinnen wohnen, denn gerade die, welche man, durch längere Lehrzeit gebunden, trotz dem schlechten Betragen nur schwer wieder los werden kann, sind bei den Nahrungsgewerben, die hier in Betracht kommen, gerade die männlichen und nicht die weiblichen Gehülfen. Gerade die Knaben betragen sich aber in der Wohnung des Meisters besser als die Mädchen, weil sie im jugendlichen Alter längere Zeit der Zucht des Meisters sich fügen müssen. Endlich aber müssen wir fragen: Warum, wenn das Betragen die Wohnungswahl bestimmte, entschließen sich fast eben so viele schlechte Männer, 68 pCt., wie gute Männer, 70 pCt., in eigenen Meubeln zu wohnen, während von den schlechten Weibern nur 74 pCt., von den guten aber 85 pCt. sich dazu bestimmen lassen?

Alle diese Fragen und viele andere bleiben ungelöst, wenn man das gute Betragen als Folge irgend welcher anderen Einflüsse zu einer gewichtigen Ursache der Wohnungswahl stempeln will. Dabei sind wir jedoch weit entfernt, jeden Einfluß des Betragens auf die Wohnungswahl leugnen zu wollen, denn ein solcher Einfluß stimmt mit unserer Ansicht von der ethischen Bedeutung der Wohnung ganz vortrefflich. Durch Wechselwirkung von Betragen auf Wohnung und von Wohnung auf Betragen ist der Fortschritt in dieser Richtung stark bedingt: ein ordentlicher Mensch sucht sich ordentliche Wohnung, durch diese ordentliche Wohnung wird er noch ordentlicher, noch ordentlicher geworden, sucht er eine noch ordentlichere Wohnung u. s. f. Oder durch irgend eine auch scheinbar zufällige Einwirkung kommt ein nicht sehr ordentlicher Mensch in eine gute Wohnung, er kann sich dem Einfluß derselben nicht entziehen, er wird ordentlicher, sucht als solcher noch eine bessere Wohnung u. s. f.

Dafür, daß der Einfluß des Betragens auf die Wahl der Wohnung nicht sehr groß sein kann, will ich zum Schluß nur noch ein Argument vorbringen. Auf die Wahl der Wohnung hat bei den arbeitenden Klassen ein gleicher Umstand überhaupt selten eine ausgeprägt gleiche Wirkung. Ein Umstand, der für die nach dem Preise bemessene Güte der gewählten Wohnung doch unbedingt am meisten Einfluß üben müßte, sind die Ausgaben, welche von einer Familie für alle Bedürfnisse gemacht werden können. Bei verschieden hohen Gesammtausgaben mehrerer Familien differiren die Ausgaben für Wohnung viel bedeutender als die Ausgaben für Nahrung und auch etwas mehr als die für Kleidung und für Heizung und Beleuchtung. Wir kennen die Ausgabebudgets von 48 belgischen Arbeiterfamilien mit durchschnittlich 130 Fr. Ausgaben per Kopf der Familie von Mann, Frau und drei Kindern. Die Wohnungsausgaben der Familien unter diesen 48, welche mehr als 130 Fr. und derer, welche weniger als 130 Fr. per Kopf ausgeben, wichen durchschnittlich vom Mittel bedeutend mehr ab, als die Ausgaben für 1) Nahrung, 2) Kleidung, 3) Heizung und Beleuchtung.

Die Abweichung vom Mittel aller 48 Familien beträgt in dieser ersten Arbeiterkategorie:

für	Nahrung	nach oben	8,1	pCt.,	nach unten	8,4	pCt.,
=	Kleidung	= =	35,9	=	= =	35,5	=
=	Heizung und Beleuchtung	= =	31,9	=	= =	34,1	=
=	Wohnung	= =	39,3	=	= =	32,3	=

In einer zweiten Arbeiterkategorie von 51 Familien mit durchschnittlich 169 Fr. Ausgaben per Kopf beträgt die Abweichung:

für	Nahrung	nach oben	8,2	pCt.,	nach unten	8,1	pCt.,
=	Kleidung	= =	31,6	=	= =	31	=
=	Heizung und Beleuchtung	= =	32,7	=	= =	28	=
=	Wohnung	= =	37,7	=	= =	40,5	=

In einer dritten Arbeiterkategorie von 54 Familien mit durchschnittlich 243 Fr. per Kopf beträgt die Abweichung:

für	Nahrung	nach oben	11,4	pCt.,	nach unten	11,9	pCt.,
=	Kleidung	= =	40,5	=	= =	24	=
=	Heizung und Beleuchtung	= =	35,9	=	= =	36	=
=	Wohnung	= =	37,7	=	= =	38,5	=

In weiteren 47 Arbeiterfamilien, welche in keine der drei obigen Kategorieen eingereiht sind, betragen die Abweichungen:

für	Nahrung	nach oben	10	pCt.,	nach unten	18	pCt.,
=	Kleidung	= =	29	=	= =	27,7	=
=	Heizung und Beleuchtung	= =	40	=	= =	27	=
=	Wohnung	= =	30	=	= =	29	=

Für alle 200 Familien beträgt die Abweichung (das Mittel aus den jedesmaligen 4 Abweichungen genommen, z. B. Nahrung $\frac{8,1 + 8,2 + 11,4 + 10}{4} = \frac{37,7}{4} = 9,4$ pCt.):

für	Nahrung	nach oben	9,4	pCt.,	nach unten	11,4	pCt.,
=	Kleidung	= =	34,2	=	= =	29,5	=
=	Heizung und Beleuchtung	= =	35,1	=	= =	31,3	=
=	Wohnung	= =	36	=	= =	35,1	=

Zu diesen interessanten Resultaten, welche Aufschluß über die mehr oder minder typischen Erscheinungen in der Lebensweise der unteren Volksklassen geben, bin ich durch eine Rechnung gelangt, welche ich hier nicht näher darlegen kann, sie wird einer späteren Arbeit über die typischen Erscheinungen der Consumtion vorbehalten. Hier genüge das Resultat, daß eine innerhalb gewisser Grenzen höhere materielle Lage keinen wesentlichen Einfluß auf die Wahl der Wohnung übt. Die Abweichungen innerhalb einer Kategorie nach oben und unten in jeder einzelnen Familie sind so groß, daß sie im Durchschnitt aller über oder aller unter dem Durchschnitt stehenden noch ungefähr 30—40 pCt. betragen, während für Nahrung keine größere Abweichung als circa 10 pCt. nach beiden Richtungen sich ergiebt. Wenn hiernach auf die Wohnung der unteren Klassen der materielle Punkt der Kosten so wenig Einfluß hat, kann dann der eine immaterielle Punkt, das Betragen, bedeutend mitspielen? Ganz zu leugnen ist der Einfluß freilich nicht. Wenn hiernach die Congruenz zwischen Betragen und Wohnungsart zum Theil aus einer Einwirkung des Betragens auf die Wohnungswahl herzuleiten ist, dann wird allerdings die Wirkung der Wohnung auf das Betragen um ebenso viel geringer, allein dieselbe bleibt auch dann noch immer beachtenswerth genug. Bei der Frage nach der ethischen Bildung des Menschen ist in unserer Zeit der vorzugsweise materiellen Fortbildung auch der geringfügigste Umstand beachtenswerth, zumal wenn man, wie in der Wohnungsfrage, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln die bösen Elemente zu fesseln und die guten zu entfesseln vermag.

V. Theil.

Erläuterungen und Anmerkungen.

Anmerkung 1 zu Seite 16.

Ueber eine genaue Darstellung von Durchschnittszahlen.

Die richtigste Methode, die Parallelität zweier Erscheinungen statistisch zu zeigen, ist nicht die von uns in der ganzen

Arbeit angewendete, je 10 oder mehr Gewerbe zusammenzufassen und diese Gruppen nebeneinander zu stellen, denn dann wird die aufsteigende oder absteigende Reihe durch Ausnahmen gar zu oft unterbrochen. Das Richtige ist, die Gruppen so zu bilden, daß jede Gruppe nicht nur einmal, sondern 10 Mal oder zu Anfang und zu Ende wenigstens so oft als möglich wiederkehrt.

Hauptgruppe:	Enthält die Gruppen:
I.	1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.
II.	2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11.
III.	3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
IV.	4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.
V.	5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14.
VI.	6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15.
VII.	7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16.
VIII.	8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17.
IX.	9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.
X.	10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19.
XI.	11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.
XII.	12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21.
XIII.	13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22.
XIV.	14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23.
XV.	15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24.
XVI.	16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25.
XVII.	17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26.
XVIII.	18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27.

Die so geordneten Gruppen geben folgende Resultate:

Hauptgruppe.	Gruppe.	Alle Arbeiter.	beim Meister.	in eigenen Meubeln.	in Chambregarnie.	Betragen gut.	Betragen zweifelhaft.	Betragen schlecht.	beim Meister. pCt.	in eignen Meubeln. pCt.	Chambregarnie. pCt.	Betragen. gut. pCt.	Betragen. zweifelhaft. pCt.	Betragen. schlecht. pCt.
I	I — X	54,485	21,294	29,834	3358	52,795	1127	555	39	55	6	97	2,0	1
II	II — XI	66,198	21,628	39,698	4874	63,190	1659	1341	32	60	7	96	2,5	2
III	III — XII	71,203	14,811	49,894	6500	67,013	2488	1694	21	70	9	94	3,5	2,3
IV	IV — XIII	71,089	9801	54,134	7166	66,613	2631	1847	14	76	10	94	3,8	2,5
V	V — XIV	69,746	6071	55,977	7708	64,778	2892	2076	9	80	11	93	4,1	2,9
VI	VI — XV	73,033	6209	58,294	8540	67,772	2978	2283	9	80	12	93	4	3
VII	VII — XVI	75,738	7296	59,021	9431	70,227	3130	2381	10	78	12	93	4	3
VIII	VIII — XVII	73,784	7503	56,671	9800	67,862	3678	2254	10	77	13	92	5	3
IX	IX — XVIII	76,494	7523	58,243	10,932	69,492	4288	2728	10	76	14	91	5,6	3,5
X	X — XIX	88,927	7561	67,642	13,824	79,190	5501	4246	9	76	16	89	6,2	4,8
XI	XI — XX	94,062	3933	74,277	15,843	83,536	5997	4530	4	79	17	89	6,4	4,8
XII	XII — XXI	87,350	3092	68,604	15,645	77,578	5758	4016	4	79	18	89	6,5	4,5
XIII	XIII — XXII	85,344	2290	66,300	16,755	76,162	5197	3937	3	78	20	89	6,4	4,5
XIV	XIV — XXIII	105,013	2518	79,689	22,797	93,923	5707	5325	2	76	22	89	5,4	5,2
XV	XV — XXIV	114,131	2573	85,455	26,094	102,087	6657	5329	2	75	23	89	5,8	4,8
XVI	XVI — XXV	128,373	2404	95,003	30,957	113,958	7125	7232	2	74	24	89	5,5	5,8
XVII	XVII — XXVI	137,825	1377	101,353	35,086	121,624	8029	8114	1	74	25	88	5,8	5,9
XVIII	XVIII — XXVII	141,500	1345	100,777	39,369	124,850	8364	8228	1	71	28	88	5,9	5,8

Durch eine solche Darstellung wird jede Abweichung von der Regel unter eine Menge anderer Fälle gestellt, welche der Regel folgen. Um den Zusammenhang zwischen zwei Erscheinungen graphisch zu zeigen, ist diese umständliche Rechnung besonders zu empfehlen, z. B. um die allmählige von den zeitweiligen Schwankungen unabhängige Preissteigerung des Getreides durch Vermehrung der Productionskosten zur Anschauung zu bringen, muß man die Getreidepreise berechnen für

1801 1802 1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810
1802 1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810 1811
1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810 1811-1812
u. s. w.

Noch anschaulicher wird der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Wohnungsarten und dem Betragen, wenn man die Procente jeder Hauptgruppe von 10 Gruppen in ihrem Verhältniß zum Procentantheil aller 270 Gewerbe setzt. Diese sind bei den Männern:

beim Meister:	in eigenen Meubeln:	in Chambre-garnie:	Betragen: gut:	zweifelhaft:	schlecht:
10 pCt.	70 pCt.	20 pCt.	91 pCt.	5 pCt.	4 pCt.

Mit diesen Durchschnittsantheilen = 100 gesetzt, wird jede der obigen Gruppen verglichen in der folgenden Tabelle:

Hauptgruppen.	Gruppen.	Wohnung: beim Meister.	in eigenen Meubeln.	Chambre-garnie.	Betragen: gut.	zweifelhaft.	schlecht.	zweifelhaft u. schlecht.
I	I — X	392	78	30	106	40	23	32
II	II — XI	320	86	39	105	50	46	48
III	III — XII	208	100	46	103	70	53	61
IV	IV — XIII	138	109	50	103	80	58	69
V	V — XIV	87	115	55	102	80	67	74
VI	VI — XV	85	114	57	102	80	70	75
VII	VII — XVI	96	111	62	102	80	70	75
VIII	VIII — XVII	102	110	65	101	100	70	85
IX	IX — XVIII	97	109	71	99	114	81	98
X	X — XIX	85	109	77	98	124	112	118
XI	XI — XX	42	113	84	97	128	112	120
XII	XII — XXI	35	112	88	98	130	105	113
XIII	XIII — XXII	27	111	98	98	122	105	114
XIV	XIV — XXIII	24	108	109	98	108	121	115
XV	XV — XXIV	22	107	114	98	116	112	114
XVI	XVI — XXV	18	106	121	97	110	135	122
XVII	XVII — XXVI	10	105	127	97	116	137	126
XVIII	XVIII — XX VII	9	102	139	97	118	135	127
I—XVIII	I — XXVII	100	100	100	100	100	100	100

Anmerkung 2 zu Seite 19. (Hierzu Tabelle XXIV.)

Beitrag zum Beweis, daß die sog. historisch-physiologische Methode in der Nationalökonomie und in anderen Geisteswissenschaften der statistischen Methode durch systematische Massen- und Reihenbeobachtungen nicht typischer Erscheinungen nachsteht.

Um die Tabelle IVa. zu bilden, haben wir die 270 Gewerbe geordnet nach der Reihenfolge der Procente, welche in jedem einzelnen Handwerke auf die Chambregarnisten kommen, also haben wir angefangen mit den Gewerben, in denen gar Niemand Chambregarnie wohnt, dann die mit 1 pCt. Chambregarnisten genommen, mit 2, 3, 4, 5 pCt. u. s. f. In dieser Reihenfolge wurden sie dann, von 0 pCt. anfangend, in Gruppen von je 10 vereinigt. Nun sind aber eine ganze Menge von Gewerben, welche gleich viel Procente Chambregarnisten haben. Innerhalb der Gewerbe, welche gleich viel Procente Chambregarnisten enthalten, z. B. 1 pCt., wurde von uns die Stellung der Gewerbe dem Zufall überlassen. Das ist für unparteiische Forschung durchaus nöthig, denn ohne daß die Durchschnittsprocente der Chambregarnisten sich ändern in den 27 Gruppen und ohne daß, um diese Gruppe zu erhalten, die Reihe der einzelnen Gewerbe nach 0 pCt., 1 pCt., 2 pCt., 3 pCt. u. s. w. geändert wird, kann man für die Reihe des Betragens ganz verschiedene Resultate bekommen, je nachdem man innerhalb aller Gewerbe mit gleichen Procenten Chambregarnisten, aber ungleichen Betragensprocenten die einzelnen Gewerbe gruppirt. In der Tabelle XXIV. habe ich zusammengestellt, wie bei der gleichen continuirlich aufsteigenden Reihe der Chambregarnisten und den daraus gebildeten Gruppen die Reihe des Betragens differiren kann, je nachdem man unbefangen und unparteiisch an die Frage herantritt oder ob man einen Zusammenhang zwischen der Wohnungsart und dem Betragen leugnen will, und endlich, ob man denselben recht stark betonen will.

Hierbei sei noch bemerkt, daß die Procente des Betragens in den 27 Gruppen auf Tab. XXIV. der Einfachheit halber nur das

arithmetische Mittel der Procente jedes einzelnen Gewerbes sind, was für den hier beabsichtigten Zweck vollständig genügt.

Mit einer verschiedenen Gruppirung der Zahlen kann man sehr verschiedene Dinge scheinbar beweisen; interessant ist nun aber, daß die oben gezeigten verschiedenen Gruppirungen gar keinen Einfluß üben können, wenn wir aus den auf die genannten drei Arten gefundene Gruppen von je 10 Gewerben solche von je 40 Gewerben zusammenfügen. Dann zeigt sich der Einfluß der Wohnung auf das Betragen qualitativ ganz gleich, mit nur ganz geringen quantitativen Unterschieden, wie die folgende kleine Tabelle zeigt:

Zahl der vereinigten Gewerbe.	Chambre-garnie.	Zweifelhaftes und schlechtes Betragen, geordnet		
		unparteiisch.	mit der Absicht, den Zusammenhang zu leugnen.	mit der Absicht, den Zusammenhang zu zeigen.
	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.
50	3	1,8	2,1	1,4
40	8	4,8	3,8	3,4
40	12	7,5	5,3	5,9
40	17	8,2	7,4	8
40	21	10	9,1	9,2
60	33	12,5	11,8	12,7

Die Schlüsse nun, welche man aus der vollständigen oder theilweisen Benutzung der Tabelle XXIV. ziehen kann, sind ein recht deutlicher Beweis für die von Adolph Wagner (Artikel Statistik im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater) aufgestellte Behauptung, daß die sog. historisch-physiologische Methode in der Nationalökonomie, aber auch in anderen Wissenschaften eine unvollkommene Vorstufe der statistischen Methode, d. h. der inductiven Forschung durch Massenbeobachtung sei. Wenn man nämlich nur eine Zahl von einzelnen

Fällen aus unseren obigen Tabellen herausnimmt, so kann man mit vielen Beispielen belegen, daß das Wohnen in Chambregarnie nachtheilig auf das Betragen wirkt, ja man kann sich eine Reihe bilden, welche dieses Factum noch viel besser zu beweisen scheint, als wir nach Kenntniß aller Daten annehmen dürfen.

Z. B. aus der Tabelle, welche zusammengestellt ist, um den Zusammenhang zwischen den beiden genannten Erscheinungen zu leugnen, läßt sich mit einigen Auslassungen Folgendes herauslesen:

10 Gewerbe mit

1	pCt.	Chambregarnie	haben	0,4	pCt.	schlechtes Betragen,
3	=	=	=	2,6	=	= =
4	=	=	=	4,9	=	= =
7	=	=	=	5	=	= =
8	=	=	=	6,8	=	= =
10	=	=	=	9,3	=	= =
12	=	=	=	11,3	=	= =
13	=	=	=	11,6	=	= =
26	=	=	=	13,6	=	= =
30	=	=	=	14,5	=	= =
57	=	=	=	16,2	=	= =

Ebenso gut ist das möglich nach der Tabelle, welche ganz unparteiisch zusammengestellt ist:

10 Gewerbe mit

0	pCt.	Chambregarnie	haben	2	pCt.	schlechtes Betragen,
6	=	=	=	3	=	= =
8	=	=	=	5	=	= =
11	=	=	=	6	=	= =
12	=	=	=	8	=	= =
18	=	=	=	11	=	= =
19	=	=	=	14	=	= =
28	=	=	=	15	=	= =
37	=	=	=	17	=	= =

Noch viel ausführlicher wird endlich die Reihe, wenn man die Tabelle nimmt, welche so gruppirt ist, daß der Zusammenhang möglichst grell hervortreten soll:

10 Gewerbe mit

0	pCt.	Chambregarnie	haben	0,9	pCt.	schlechtes Betragen,
4	=	=	=	1,3	=	= =
6	=	=	=	1,4	=	= =
7	=	=	=	3,4	=	= =
8	=	=	=	3,9	=	= =
9	=	=	=	5,8	=	= =
10	=	=	=	5,9	=	= =
11	=	=	=	6,2	=	= =
12	=	=	=	6,4	=	= =
15	=	=	=	7,1	=	= =
18	=	=	=	10,5	=	= =
23	=	=	=	11,4	=	= =
26	=	=	=	12,7	=	= =
32	=	=	=	13,5	=	= =
57	=	=	=	16,2	=	= =

Giebt man statt dieser einzelnen Zahlen die ganze Reihe der Daten ohne Auslassung, so ist der Zusammenhang kein so enger als er hier zu sein scheint, denn neben der constant aufsteigenden Linie der Wohnung geht die des Betragens im Ganzen freilich auch bergauf, aber im Einzelnen mit großen Schwankungen nach unten, oder anders ausgedrückt, die Linie des Betragens geht ausnahmslos erst bergauf, wenn man die Gewerbe in Gruppen von je 40—60 Gewerben zusammenbegreift, in welchen größeren Gruppen die Ausnahmen der kleinen durch die Regel verdeckt werden.

Nimmt man nur einzelne Zahlen heraus aus der ganzen Reihe, so kann man auch das Gegentheil unserer bisherigen Behauptung plausibel machen, daß das Wohnen in Chambregarnie einen guten Einfluß auf den Charakter ausübt; z. B. kann man aus Tabelle XXIV. folgende Reihe bilden:

10 Gewerbe mit

18	pCt.	Chambregarnie	haben	17,4	pCt.	schlechtes Betragen,
19	=	=	=	9,1	=	= =
22	=	=	=	6,9	=	= =
25	=	=	=	4,7	=	= =

Oder auch die folgende:

10 Gewerbe mit

13 pCt. Chambregarnie haben	11,6	pCt. schlechtes Betragen,
18 = = =	10,8	= = =
19 = = =	9,1	= = =
28 = = =	8,3	= = =

Ebenso läßt sich aus der Tabelle, welche unparteiisch verfährt, folgende Reihe bilden:

10 Gewerbe mit

12 pCt. Chambregarnie haben	10	pCt. schlechtes Betragen,
13 = = =	8	= = =
18 = = =	7	= = =
25 = = =	6	= = =

Endlich auch kann die Tabelle XXIV., welche den Zusammenhang besonders zeigen will, dazu herhalten:

10 Gewerbe mit

19 pCt. Chambregarnie haben	15,9	pCt. schlechtes Betragen,
22 = = =	12,9	= = =
23 = = =	11,4	= = =
28 = = =	9,9	= = =

Ja, mit unserer Tabelle kann man durch Herausreißen einzelner Daten noch ganz andere Dinge beweisen. Ich will nur noch Eins ausführen: Man kann plausibel machen, daß bis zu einer gewissen Grenze das schlechte Betragen mit dem Wohnen in Chambregarnie wächst, jenseits jener Grenze aber wieder abnimmt.

10 Gewerbe mit

1 pCt. Chambregarnie haben	0,4	pCt. schlechtes Betragen,
3 = = =	2,6	= = =
10 = = =	9,3	= = =
12 = = =	11,3	= = =
13 = = =	11,6	= = =
18 = = =	10,8	= = =
22 = = =	6,9	= = =
25 = = =	4,7	= = =

Oder nach Tabelle XXIV., die unparteiisch gruppirt:

10 Gewerbe mit

1	pCt.	Chambregarnie	haben	2	pCt.	schlechtes	Betragen,
3	=	=	=	3	=	=	=
7	=	=	=	5	=	=	=
10	=	=	=	8	=	=	=
12	=	=	=	11	=	=	=
12	=	=	=	10	=	=	=
15	=	=	=	9	=	=	=
22	=	=	=	8	=	=	=
25	=	=	=	6	=	=	=

Oder endlich nach der Tabelle XXIV., welche den Zusammenhang urgirt:

10 Gewerbe mit

0	pCt.	Chambregarnie	haben	0,9	pCt.	schlechtes	Betragen,
4	=	=	=	1,3	=	=	=
6	=	=	=	1,4	=	=	=
7	=	=	=	3,4	=	=	=
8	=	=	=	3,9	=	=	=
9	=	=	=	5,8	=	=	=
10	=	=	=	5,9	=	=	=
11	=	=	=	6,2	=	=	=
12	=	=	=	6,4	=	=	=
15	=	=	=	7,1	=	=	=
18	=	=	=	10,5	=	=	=
19	=	=	=	15,9	=	=	=
21	=	=	=	15,6	=	=	=
22	=	=	=	12,9	=	=	=
23	=	=	=	11,4	=	=	=
28	=	=	=	9,9	=	=	=

Endlich kann man auch noch gerade das Gegentheil von dem eben Ausgeführten aus der Tabelle zeigen, nämlich, daß bis zu einer gewissen Grenze allerdings mit zunehmender Zahl der Chambregarnisten das Betragen sich bessert, darüber hinaus aber wieder schlechter wird.

Z. B. nach der unparteiischen Tabelle:

10 Gewerbe mit

12	pCt.	Chambregarnie	haben	11	pCt.	schlechtes Betragen,
15	=	=	=	9	=	= =
18	=	=	=	7	=	= =
25	=	=	=	6	=	= =
26	=	=	=	9	=	= =
28	=	=	=	10	=	= =
32	=	=	=	14	=	= =

oder nach der Tabelle XXIV., welche den Zusammenhang gering erachtet:

10 Gewerbe mit

12	pCt.	Chambregarnie	haben	11,3	pCt.	schlechtes Betragen,
16	=	=	=	10,8	=	= =
19	=	=	=	9,1	=	= =
22	=	=	=	6,9	=	= =
25	=	=	=	4,7	=	= =
28	=	=	=	8,3	=	= =
32	=	=	=	13,5	=	= =
57	=	=	=	16,2	=	= =

endlich nach der letzten Tabelle, welche den Zusammenhang nicht hervorzuheben bemüht ist:

10 Gewerbe mit

16	pCt.	Chambregarnie	haben	12,3	pCt.	schlechtes Betragen,
18	=	=	=	10,5	=	= =
25	=	=	=	9,5	=	= =
28	=	=	=	9,9	=	= =
32	=	=	=	13,5	=	= =
57	=	=	=	16,2	=	= =

Kurzum, ein Jeder, der das Material ganz kennt, kann daraus einem Andern, dem er verheimlicht, was nicht zu seinen Zwecken paßt, so ziemlich Alles beweisen. Ebenso kann aber auch durch *einzelne statistische Notizen* der völlig unparteiische Forscher irre geführt werden; Nichts hat der Statistik und der Wissenschaft, welche bisher vorzugsweise, um nicht rein deductiv zu verfahren, mit solchen statistischen Einzeldaten arbeitete, der Nationalökonomie, also in der sog. historisch-physiologischen Richtung mehr geschadet, auch in den Augen derer,

welche dieser Wissenschaft wohlgesinnt sich zeigen, als gerade der Umstand, daß, wenn der Eine mit einigen Notizen etwas bewiesen zu haben meint, ein Anderer mit ebenso richtigen Notizen auftrat, welche genau das Gegentheil zu beweisen schienen. Je mehr man an die Stelle solcher statistischen Notizen vollständige statistische Reihen setzt, um so sicherer entgeht man Irrthümern.

Anmerkung 3. Zu Seite 58.

Beweis, daß die in eigenen Meubeln wohnenden Pariser Arbeiterinnen zu einem großen Theil ledig sind.

Von der über 15 Jahre alten männlichen Bevölkerung sind ungefähr 41,7 pCt. nicht verheirathet (nach den Sterbelisten des Jahres 1866; andere Daten standen mir nicht zu Gebote). Das giebt auf unsere 251,119 männliche Arbeiter 104,717 Ledige. Davon sind, wenn wir Alle in fremden Meubeln, sowie in fremden Meubeln und fremder Kost als ledig betrachten, 73,218 nicht in eigenen Meubeln, also sind von den 176,438 männlichen Arbeitern in eigenen Meubeln nicht verheirathet 104,717 — 73,218 = 31,499, d. h. 18 pCt. Verheirathet in eigenen Meubeln sind 82 pCt. = 144,939. Zu diesen gehören ebensoviel Frauen; da es nun aber nach der Enquête nur 87,996 Frauen in eigenen Meubeln giebt, so arbeiten jedenfalls von den Frauen der beschäftigten Arbeiter nicht 144,939 — 87,996 = 56,943. Allein es sind noch viel mehr, welche nicht arbeiten in der genannten Industrie, denn von den 87,996 Frauen sind viele nicht die Gattinnen der Männer, von denen die Industrieenquête redet. Das läßt sich folgendermaßen beweisen: Der Tagelohn der männlichen Pariser Arbeiter für den wirklichen Arbeitstag betrug 1860 im wahren Durchschnitt, d. h. $\frac{\text{Summe aller Löhne} \quad 1{,}223{,}063 \text{ Fr.}}{\text{Summe aller Arbeiter} \quad 290{,}759} = 4{,}21$ Fr. Derjenige der Frauen $\frac{214{,}664 \text{ Fr.}}{106{,}310} = 2{,}02$ Fr. Der Durchschnittslohn ist bei Männern ungefähr das Doppelte des Frauenlohnes.

Anders verhält sich aber der Lohn des Ehemanns und der Ehefrau zu einander, wenn wir den Verdienst vergleichen, den beide täglich erwerben. Aus den öfters angeführten Einnahmebudgets von 200 Arbeitern, welche Ducpétiaux in Belgien ermittelt hat, verdiente auf 880,63 Fr. Jahresverdienst der Mann 477,53 Fr., die Frau nur 80,85 Fr., d. h. 54,2 pCt. der Mann, 9,2 pCt. die Frau. Der Mann erwirbt darnach das Sechsfache wie seine Frau. Dieselbe Berechnung ergab mir für 38 französische Arbeiterfamilien nach den Budgets, welche Le Play gesammelt hat, Jahreslohn des Mannes (Salaire et bénéfice) 1013 Fr., der Frau 245, d. h. 52 pCt. resp. 12,6 pCt. einer Jahreseinnahme von 1951 Fr. per Familie. Hiernach verdient der Mann das 4fache des Frauenerwerbs. Aus mehrfachen Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, muß ich das Verhältniß, wie es aus den 200 belgischen Budgets sich ergiebt, vorziehen, will aber der Sicherheit halber den französischen Budgets, unter denen auch 9 gerade aus der Stadt Paris sich befinden, Rechnung tragen und das Verhältniß der Mannseinnahme zur Fraueneinnahme nicht wie fast 6 : 1, sondern wie 5 : 1 setzen. Ich glaube nun so schließen zu dürfen: Wenn die verheiratheten Frauen nur $\frac{1}{5}$ von dem erwerben, was der Ehemann verdient, so müssen, da die sämmtlichen weiblichen Arbeiterinnen in Paris durchschnittlich halb so viel verdienen wie die männlichen Arbeiter, nur sehr wenige Frauen der 144,939 verheiratheten männlichen Eigenmeubler auch in der Pariser Industrie mit arbeiten. Von den 87,996 in eigenen Meubeln wohnenden Frauen sind darum gewiß viele nicht an das Haus gebunden durch den Haushalt für Mann und Kind, sonst könnte für Paris Mannslohn zu Frauenlohn nicht stehen wie 2 : 1. Oder machen wir eine andere Rechnung. Der Lohn eines verheiratheten und eines unverheiratheten Mannes ist ziemlich der gleiche, da beide den ganzen Tag vom Hause fern auf Arbeit sein können, höchstens ist der des Ehemannes ein wenig höher, da derselbe sich mehr anstrengen muß, um außer für sich auch für Frau und Kinder zu erwerben. Auf die 144,939 verheiratheten Eigenmeubler à 4,21 Fr. Lohn fallen 608,744 Fr., die 144,939 Frauen

dieser Männer verdienen circa ein Fünftel von dem Mannslohn, $\frac{608,744 \text{ Fr.}}{5} = 121,749$ Fr. Alle Pariser Arbeiterinnen verdienen 214,664 Fr. laut Angaben der Enquête, es verbleiben also, wenn wir keine weiblichen ledigen Eigenmeubler annehmen wollten, sondern alle als Frauen der 144,939 Männer rechnen, welche $\frac{1}{5}$ von dem verdienen, was die Männer erwerben, 214,664 Fr. — 121,749 Fr. = 92,915 Fr. auf die 9785 Meisterwohnerinnen und die 7145 Chambregarnistinnen, d. h. auf zusammen 16,930 Frauen nicht in eigenen Meubeln käme ein Gesammtlohn von 92,934 Fr. oder fast 5,50 Fr. auf den Kopf. Daß die ledigen Frauen $5\frac{1}{2}$ Fr. verdienen sollten, während die Männer nur $4\frac{1}{4}$ verdienen, ist undenkbar, folglich muß unter den weiblichen Eigenmeublern eine sehr bedeutende Anzahl Lediger sein, welche mehr als $\frac{1}{5}$ des Mannslohns, d. h. mehr als $\frac{4,21 \text{ Fr.}}{5} = 84$ Ctm. verdienen. Wie groß die Zahl der ledigen weiblichen Eigenmeubler sein mag, wage ich in Anbetracht des unzulänglichen, der Berechnung zu Grunde liegenden Materials nicht zu schätzen, aber bedeutend groß muß sie sein.

Anmerkung 4 zu Seite 62. (Hierzu Tabellen XXV—XXXI.)

Statistische Winke über den Einfluß der Einnahmequellen des Arbeiters auf das Betragen und den Einfluß des Betragens auf die Einnahmequellen.

Speciell für die Chambregarnisten giebt die Wohnungsenquête des Jahres 1849 uns noch über einige andere Bestimmungsgründe des Betragens Aufschluß, ebenso aber auch umgekehrt über das Betragen als Grund dieser Erscheinungen. Das Wichtigste in dieser Beziehung sind die Erwerbsquellen. Wie wirkt der Erwerb aus Arbeit gegenwärtiger wie früherer (Ersparniß), wie öffentliche Unterstützung, wie Privatunterstützung, wie endlich das Einkommen aus dem Laster, Prostitution und Diebstahl?

1) Einkommen aus Arbeit.

Hauptresultat der Tabelle XXV.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. leben von ihrer Arbeit.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben von ihrer Arbeit.	pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere	37	42	18	17,2
23 "	63	56	48	24,5
47 "	46	48	31	21
Verhältniß gegen alle 47 Quartiere = 100.				
24 "	80	88	58	82
23 "	137	117	155	117
47 "	100	100	100	100

Daß Arbeit den Menschen veredelt, bedarf wohl kaum der statistischen Bestätigung; es trifft bei den Männern und Frauen nach der Chambregarnieenquête zu. In den 24 Quartieren mit nur 37 pCt. von ihrer Arbeit lebenden Männern haben 42 pCt. gutes Betragen gegen 56 pCt. gute Aufführung bei 63 pCt. von ihrer Arbeit Lebenden in den anderen 23 Quartieren. Bei den Frauen divergiren die 24 arbeitsamsten Quartiere von den nicht arbeitsamen mehr, nämlich 48 pCt. gegen 18 pCt., folglich ist auch die Differenz im guten Betragen eine größere, 24,5 pCt. gegen 17,2 pCt.

Dieser gute Einfluß des Einkommens aus Arbeit könnte nur in sofern auffallen, als wir oben Seite 66 gesehen haben, daß das Betragen um so besser ist, je mehr Arbeiter ohne Beschäftigung sind, allein von der Arbeit leben und unbeschäftigt sein, sind nicht immer, wie es auf den ersten Anblick scheint, Gegensätze, sondern sehr oft decken sich Unbeschäftigtsein mit Vonarbeitleben, wenn man bei temporärem Arbeitsmangel von dem ersparten Ertrage früherer Arbeit lebt. Die Industriestatistik bemerkt ausdrücklich, daß unter dem „Vonarbeitleben" mit begriffen ist das Zehren von früheren Ersparnissen.

In vielen Fällen freilich heißt Unbeschäftigtsein auch etwas Anderes als von Ersparnissen leben, darum ist auch die Differenz im Betragen nach der Menge, die von Arbeit und Ersparniß leben, größer (Männer 56 gegen 42,5, Frauen 24,5 gegen 17,2) als nach der Menge, die unbeschäftigt sind (Männer 50 : 46, Frauen 24 : 17).

2) Einkommen aus Almosen.

Hauptresultat der Tabelle XXVI.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. leben von Almosen.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben von Almosen.	pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere	15	51,6	14	21,3
23 „	49	45,6	56	19,4
47 „	35	48	39	21
Verhältniß gegen alle 47 Quartiere = 100.				
24 „	43	107	36	102
23 „	140	95	144	92
47 „	100	100	100	100

Die Tabelle zeigt uns ferner, daß eine andere Art von Einnahmen bei den Frauen nicht so schlechten Einfluß übt als bei den Männern, nämlich die öffentliche Unterstützung (secours public). In den 24 Quartieren, in denen 14 pCt. der Frauen von Almosen lebten, betrugen 21,3 pCt. sich gut gegen 19,4 pCt. in den 23 Quartieren mit 56 pCt. öffentlicher Unterstützung. Bei den Männern ist die Differenz im Betragen etwas größer, obwohl die Differenz im Procentsatz der Almosenempfänger geringer ist, in beiden Fällen aber ist der Einfluß der öffentlichen Unterstützung ein ungünstiger. Oder sollten etwa gar im Winter 1849 die Zustände in Paris der Art schlimm gewesen

sein, daß man die Arbeiter mit schlechtem Betragen unterstützte, nur um sie zu bändigen, während man die bescheidenen Arbeiter hungern ließ? Die statistischen Tafeln regen eine Menge Fragen an, ohne bisher eine bestimmte Antwort darauf zu geben.

3) Einkommen aus Prostitution.

Hauptresultat der Tabelle XXVII.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. leben von Prostitution.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben von Prostitution.	pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere	—	55,6	6	22,9
23 „	3,9	42,1	40	19
47 „	2	48	21	21
Verhältniß gegen alle 47 Quartiere = 100.				
24 „	0	117	29	109
23 „	195	88	190	90
47 „	100	100	100	100

Weiter können wir aus unserer Tabelle sehen, einen wie schlimmen Einfluß auf das ganze Betragen das Laster ausübt, einmal in der Gestalt der Prostitution und zwar der niedrigsten Art. Wo nur 6 pCt. der Frauen notorisch von Prostitution leben, betragen sich 22,9 pCt. gut, gegen nur 19 pCt., wo 40 pCt. sich gegen Geld preisgeben. Auffallend kann hier höchstens sein, daß die Unterschiede im Betragen nicht greller sind. Viel gewaltiger sind die Unterschiede, wo sogar die Männer eingestandenermaßen von der Prostitution ihrer eigenen Frauen und Kinder leben, was in 20 Quartieren von Paris vorkommt bei durchschnittlich fast 4pCt. aller Chambregarnisten. In diesen 20 Quartieren hier betragen nur 42,1 pCt. sich gut gegen 55,6 pCt. in den 24 Quartieren, in denen dieses Laster wenigstens unbekannt ist oder doch nicht eingestanden wurde,

4) Einkommen aus unbekannten Quellen.

Hauptresultat der Tabelle XXIX.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. leben von zweifelhaften Einnahmen.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben von zweifelhaften Einnahmen.	pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere	—	43	—	22,4
23 „	7	48,4	9	19,8
47 „	4	48	4	21
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.				
24 Quartiere	0	90	0	107
23 „	175	101	225	94
47 „	100	100	100	100

Eine eigene Rubrik in der Tabelle XXIX. heißt Einnahmequellen unbekannter Natur. Wo in 24 Quartieren diese unbekannten Einnahmequellen gar nicht vorkommen, da waren 43 pCt. Männer und 22,4 pCt. Frauen gut angeschrieben, wo hingegen bei den Männern durchschnittlich 7 pCt. so geheimnißvoll sich ernährten, war das Betragen von 48,4 pCt. gut, hingegen wo 9 pCt. der Frauen ihre Erwerbsquelle nicht angegeben hatten, war das Betragen nur bei 19,8 pCt. zu loben. Darnach möchte es scheinen, daß eine nicht zu ermittelnde Erwerbsquelle bei den Männern nicht so sicher auf etwas Verwerfliches schließen läßt, als bei den Frauen.

5) Einkommen aus Credit.

Endlich ist noch eine fünfte Unterhaltsquelle der Chambregarnisten angeführt, der augenblickliche Credit, den der Vermiether gewährt. Bei den Männern ist die Wirkung dieser Einnahme oder gestundeten Ausgabe bedeutend. Auf eine

Hauptresultat der Tabelle XXVIII.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. leben vom Borg.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben vom Borg.	pCt. gutes Betragen.
24 Quartiere	7	45,8	0,7	19,9
23 "	20	50,6	13	22,6
47 "	13	48	5	12
Verhältniß zum Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.				
24 Quartiere	54	95	14	95
23 "	154	105	260	108
47 "	100	100	100	100

Differenz von 7 pCt. gegen 20 pCt. ist der Unterschied im Betragen 45,8 pCt. gegen 50,6 pCt. guter Aufführung, noch etwas größer ist er bei allerdings auch größerem Unterschiede in Benutzung dieser Lebensquelle bei den Frauen. Bei durchschnittlich 0,7 pCt. gegen 13 pCt. so auf Borg lebender Weiber ist die Differenz im Betragen 19,9 gegen 22,6 pCt. Bemerkenswerth ist, wie viel weniger den Frauen dieses Hülfsmittel offen steht, als den Männern. Das führt mich auf den Gedanken, daß besonders hier das Betragen nicht die Folge des Borgens ist, sondern das Geborgtbekommen die Folge des guten Betragens, denn warum sollte die Benutzung des Credits guten Effect haben? Erklärlich wird Alles, wenn wir das Geliehenbekommen als die Wirkung des guten Betragens auffassen. Die Stadtgegenden unterscheiden sich dem Betragen der Männer nach wenig, 46,5 pCt. gegen 65 pCt. gut Betragen, und zwar ist überhaupt die Hälfte aller Chambregarnisten zu loben. Bei den Frauen, die in viel geringerem Grade ordentliche Chambregarnisten stellen, sind die Unterschiede der 24 gegen 23 Quartiere bedeutender, nämlich 9,7 gegen 33 pCt. Unter solchen Umständen darf es nicht auffallen, wenn bei den Männern die

Creditwürdigen 11,8 und 13,7 pCt., bei den Frauen nur 3,2 pCt. und 6,6 pCt. ausmachen. In größerem Maßstabe

Hauptresultat der Tabelle XXIX.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer.		Frauen.	
	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben vom Borg.	pCt. gutes Betragen.	pCt. leben vom Borg.
24 Quartiere	46,5	11,8	9,7	3,2
23 „	65	13,7	33	6,6
47 „	55,7	12,7	21,3	4,9
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.				
24 Quartiere	84	93	45	65
23 „	117	108	155	135
47 „	100	100	100	100

bekommen beim Vermiether überhaupt nur Credit die als sicher bekannten, regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden, von uns natürliche Chambregarnisten genannten Nichtpariser, namentlich die Bauhandwerker, da macht es denn auch in der Creditwürdigkeit nicht viel aus, ob die Leute zu 46 oder 65 pCt. sich durch ihr Betragen vortheilhaft auszeichnen. Anders bei den Frauen, welche als fast durchweg schlechte Chambregarnisten überhaupt nur in Ausnahmsfällen Credit haben. Hier muß das Betragen schon zu 33 pCt. gut sein, damit 6,6 pCt. vom Vermiether unterstützt werden gegen sogar nur 3,2 pCt., wo nur, 10 pCt. sich gut betragen. Daß das Betragen nicht Wirkung sondern Voraussetzung des Credits ist, ergiebt die Uebereinstimmung mit einer anderen Art des Credits, der im beschränkteren Umfange gewährt wird, dafür aber mehr Leuten zu Statten kommt, nämlich nicht das directe Empfangen von Geld, sondern das Stunden von schuldigen Zahlungen.

Eine eigene Abtheilung ist auf Tabelle XXX. noch gemacht für Leute (Männer und Frauen zusammen), welche entweder dem Vermiether gegenüber im Rückstande sind (Arrières vis-à-vis du logeur) oder nicht (ne devant rien au logeur). Ich glaube das im Gegensatz zu dem obigen „Vivant du crédit momentané du logeur“ als bloße Miethsstundung auffassen zu müssen.

Hauptresultat der Tabelle XXX.

Stadttheile.	Chambregarnisten.		
	Männer und Frauen. pCt. schulden Nichts dem Vermiether.	Männer	Frauen
		gutes Betragen in pCt. aller Männer und Frauen.	
24 Quartiere	70	32	4,4
23 „	44,5	42	5
47 „	56	42	
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.			
24 Quartiere	125	76	10
23 „	80	100	12
47 „	100	100	

Hier zeigt sich nun: Je mehr Männer und Frauen die Miethe regelmäßig zahlen (ne devant rien), 70 gegen 44,5 pCt., um so weniger Männer betragen sich gut, 32 gegen 42 pCt., und auch um so weniger Frauen, 4,4 pCt. gegen 5 pCt. (Hier ist in beiden Fällen die Procentzahl des Betragens auf Männer und Frauen zusammen berechnet.) Hier kann wiederum nicht wahr sein, daß regelmäßiger Haushalt auf das Betragen schlecht wirkt, sondern es muß nach Tabelle XXXI. wieder heißen: Je mehr Männer sich gut aufführen, 65 gegen 46,5 pCt., um so weniger Männer und Frauen schulden Nichts, 50 gegen 62 pCt., d. h. um so mehr haben eben wegen ihres guten

Hauptresultat der Tabelle XXXI.

Stadttheile.	Chambregarnisten.			
	Männer pCt. gutes Betragen.	pCt. Männer und Frauen schulden dem Vermiether Nichts.	Frauen pCt. gutes Betragen.	pCt. Männer und Frauen schulden dem Vermiether Nichts.
24 Quartiere	46,5	62	9,7	61
23 „	65	50	33	52
47 „	55,7	56	21,3	56
Verhältniß gegen den Durchschnitt aller 47 Quartiere = 100.				
24 Quartiere	84	111	46	109
23 „	117	89	155	93
47 „	100	100	100	100

Betragens die Miethe gestundet bekommen, und ebenso bei den Frauen, 33 pCt. gegen 9,7 pCt. gutes Betragen 61 gegen 52 pCt. mit Stundung der Miethe. Hätten wir auch hier die Angabe des „ne devant rien au logeur“ für Männer und Weiber getrennt, dann wäre auch die Uebereinstimmung wohl noch deutlicher. Also immer dasselbe Lied tönt uns entgegen: Besseres Material giebt bessere Schlüsse.

Anm. Wie sehr wir uns auch verpflichtet glaubten, die vorstehende, verdienstliche Arbeit für unsere Zeitschrift zu gewinnen, um die statistischen Untersuchungen wie Resultate der Theilnahme unseres Leserkreises nahe zu bringen: so schien es doch angemessen, die graphischen Darstellungen, welche dazu gehören, aber nur dem eigentlichen Statistiker völlig zu Gute kommen, einem besonderen Abdruck zu überlassen. Zumal da die Verlagshandlung die Güte gehabt hat, jedem Abonnenten die Gelegenheit zu bieten, die graphischen Tabellen besonders um ein Billiges zu erwerben. D. Red.

Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele

psychologisch entwickelt von

Hermann Cohen, Dr. phil.

II.

Apperception der Menschenzeugung als Feuerbereitung und die Vorstellung Seele.

Es scheint poetische Erfindung, wenn der Dichter singt:

> „Golden waren die araṇî, mit denen die göttlichen Açvinen den Funken hervorquirlten. Diesen Keim lege ich in dich, daß du ihn gebärest im zehnten Mond. Wie die Erde mit Agni, wie die Himmelsluft mit Indra schwanger ist, wie Vâju der Himmelsgegenden Kind ist, so lege ich einen Keim in dich." *)

Man wird jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die poetische Apperception auf einer zuversichtlichen Verbindung von Vorstellungen beruht, die im Bewußtsein sich an einander drängen. So poetisch es uns jetzt scheinen mag, d. h. so willkürlich, so phantastisch, die Menschenzeugung als eine Feuererzeugung aufzufassen; so ist doch diese Apperception durchaus natürlich, der regelmäßigen Wirksamkeit des psychologischen Mechanismus gemäß. Darum hat sie auch als eine ernste Sache in den rechtlichen Institutionen ihre Anwendung gefunden.

Ueber den Fluch, den der Brahmane gegen denjenigen aussprechen soll, der verbotenen Umgang mit seiner Frau hat, lesen wir: „Wenn nun Eines Frau einen Buhlen hat, den er haßt,

*) Kuhn S. 74 ff.

so lege er Feuer in eine Schale von ungebranntem Thon, bereite verkehrt eine Streu von Pfeilgras und opfere die drei Pfeilgrasspitzen verkehrt, nachdem er sie mit Butter gesalbt, in jenem mit den Worten: „Du hast in meinem Feuer geopfert, dein Hoffen und Erwarten nehme ich dir, N. N." und so nennt er den Namen (S. 76.). Auf dieser Apperception beruht nun der Mythos, daß der Feuergott (Agni oder als Pramathyus = Prometheus) zugleich der Menschenschöpfer sei, daß die ersten Menschen, das sind in den Sagen die ältesten Könige, vom Himmel stammen, blitzgeboren. Yama, der erste Mensch, ist im Blitze geboren, und Cyavâna, der vom Himmel Gefallene = Hephaestos ist der Sohn Bhregu's, des Blitzers.

Diese Vorstellung findet sich aber nicht allein bei den Indern; sie tritt uns ebenso bei Griechen und Germanen entgegen. So wird Apollo im Gewitter geboren und Dionysos (Λικνίτης), der Gott in der Wiege oder im Holze, wird von der Semele geboren, indem Zeus auf ihre Bitte unter Donner und Blitz erscheint.*) Daher heißt er πυριγενής. Prometheus hat nicht bloß in der Narthex, d. i. dem Pramantha das Feuer vom Himmel geholt, er hat auch den Menschen aus Erde geschaffen. Die Erde aber, die er dazu gebrauchte, wurde bei Panopeus in Phocis gezeigt; Panopeus aber ist der Sitz der Phlegyer, die wir als identisch mit den Bhregu erkannt haben (S. 18—20.). In einem schweizerischen Gebrauche wird der Teufel entmannt (de tüfel häla), indem man ein spitzes Holz von einer Schnur umschlungen, in einem Holzgrübchen schnell dreht, so daß es Feuer fängt. Dies spitze Holz ist der Penis. Auch wird der Gott der Johannisfeuer Fro, der nordische Freyr, ingenti priapo dargestellt. Viele Gebräuche bei den Johannisfeuern beziehen sich auf Liebe und Ehegemeinschaft, wohin Kuhn die Sitte rechnet, daß der Sprung über das Feuer paarweise vollzogen wird (S. 100 ff.). Es mag hier noch bemerkt werden, daß auf diese Anschauung des Zeugungsactes als des Bohrens mit einem

---

*) Preller, Gr. Mythologie I. S. 521.

Stabe in einer runden Höhlung auch die hebräische Etymologie zurückzuführen sein möchte, nach der das Männliche der Bohrer דקר=זכר und das Weibliche die Höhlung נקבה heißt.

War nun aber die Menschenzeugung als eine Feuerreibung appercipirt worden, so wurde die weitere Vorstellung durch die Reproduction gegeben, die zugleich geweckt wurde, daß der Mensch als Feuergeburt von demjenigen abstamme, aus dem das Feuer selbst gerieben wird, dem Holze, dem Baume, und daraus wieder, daß die Feuerreibung selbst ein Vermählungs- und Zeugungsact sei, da ja aus den bei derselben angewendeten Stoffen und durch die Berührung derselben die Menschen entstehen. Die erstere, nächste Apperceptionsstufe soll zuerst in Betracht gezogen werden.

Bei Hesiod wird das dritte, eherne Geschlecht aus den Eschen geschaffen. Ζεὺς δὲ πατὴρ τρίτον ἄλλο γένος μερόπων ἀνθρώπων χάλκειον ποιησ' — ἐκ μελιᾶν (E. 142. 59. Kuhn S. 24.). Ebenso ist nach der peloponnesischen Sage Phoroneus = Bhuraṇyu, der Blitz, Sohn der Melia, der Esche; Er habe, nicht Prometheus, den Menschen das Feuer gegeben. Nach der Edda stammen die Menschen von zwei Bäumen, Askr und Embla.*) In der römischen Sage ist Picus, der Specht, der feuerbringende Vogel (wie Phoroneus in der peloponnesischen) und als solcher der erste König Latiums.**) Als ältester König aber, d. h. als erster Mensch, ist er auch neben seinem Bruder Pilumnus (von pilum = Geschoß, Donner, Keule oder Blitz) der Gott der Kindbetterinnen und der kleinen Kinder, „der den neugeborenen Kindern den himmlischen Funken der Seele brachte.“ Wie der Specht in der römischen, so ist in unseren germanischen Sagen der Storch der Kinderbringer. Der Teich oder Brunnen, aus dem er sie holt, ist die Wolke. Störche sind verwandelte Menschen, wie Picus Mensch und Vogel zugleich ist. Der Storch ist besonders geeignet zum Vogel der Gewitter, weil er mit diesen geht und kommt; überdies bringt ihn die rothe Farbe seiner Beine, wie ähnliche

*) Grimm, Deutsche Myth. 2. Ausg. S. 527.
**) Ib. S. 925; vergl. Kuhn S. 214.

Eigenschaften bei anderen Thieren (Schwalben, Rothkehlchen wegen der rothen Brust, Eichhörnchen, Fuchs wegen des Felles) in leichte Beziehung zum Feuer (S. 106.). Daher führt Kuhn sogar den „dunkeln Beinamen" des Storches odebar, odebero auf ein dem ahd. atum, nhd. Athem, Odem nahestehendes adhi zurück und macht ihn so zum Seelen-, nicht zum Kinderbringer, „wozu ihn nur die naive, kindliche Auffassung umgestalten konnte." Bezeichnend ist hierfür die Beziehung, in die der Specht zu der Wünschelruthe tritt, in der wir den Blitz erkannt haben (S. 214.). Grimm hatte bereits nachgewiesen, daß der Hermesstab die Wünschelruthe ist. Da nun die Wünschelruthe nach Kuhn der Blitz ist, so ist der Hermesstab der Drehstab des Feuerzeuges, des Blitzes. Daher die Flügel am Hermes, weil der Blitz zugleich Vogel ist. So wird auch die phallische Natur des Hermes klar. (S. 239, 240.)

Der Prozeß, in dem sich diese Mythen entwickelt haben, ist nun in Kurzem folgender. Die Menschenzeugung wurde als Feuerbohrung appercipirt. Da nun aber Feuer aus dem Holze gerieben wird und zugleich auf einer späteren Apperceptionsstufe der Ursprung alles irdischen Feuers in den Himmel versetzt wurde, von dem es der Blitzvogel auf einen Baum herabbringe, aus welchem die Menschen es wieder hervorreiben können: so mußte auch die Menschenzeugung ihren letzten wahren Ursprung in dem himmlischen Feuerzeug haben. Aus den Wolken, den Wetterbäumen, den Eschen werden sie vom Feuergotte gezeugt und als Blitz kommen die Erstgeborenen zur Erde herab. Kommen sie herab? Ist das nach dem Apperceptionsprozesse möglich? Wird nicht vielmehr das Feuer herabgebracht vom Blitzvogel? So wird auch der Feuermensch vom Blitz- und Gewittervogel, dem Specht oder dem Storch, von der Melia, der Weltesche, nach der germanischen Mythe von Yggdrasill herabgebracht. Es ist der ganze Mensch, den der Storch herabbringt, nach dem uralten Glauben jener Menschen, deren Gedanken wir hier entfalten, nach dem „naiven Kinderglauben". Wenn Kuhn in dem Etymon des Storch-Beinamens dessen Charakter als Seelen- und nicht als Kinderbringer nachweist,

so ist das nicht so aufzufassen, als hätte die mythische Anschauung des indogermanischen Urvolkes zwischen Seele und Mensch ursprünglich geschieden. Wir werden vielmehr diesen Beinamen auf eine spätere Apperceptionsstufe hinaufrücken müssen. Der Urmensch sah durchaus nichts Wunderliches darin, daß die Menschen, die ersten Menschen aus dem himmlischen Feuerzeuge, der Weltesche, die der Blitzstab durchbohrt, geboren und durch den Blitzvogel auf die Erde oder genauer, auf den irdischen Baum herabgetragen worden seien. Denn die Vorstellung der Feuererzeugung mußte nothwendig bei dem Uebergewicht der gleichen Merkmale in beiden Vorstellungen das appercipirende Organ für die Vorstellung der Menschenzeugung werden. Zuerst also wurde die gesammte erste Vorstellung Feuer mit allen ihren verschiedenen Complicationen, über die Bereitung, die Erscheinung als Blitz u. s. f. durch die Vorstellung Menschenzeugung angeeignet, in den Vordergrund des Bewußtseins gezogen. Nachdem aber das ursprüngliche Bewußtsein, in dem beide verschmolzen waren, überwunden war, als die Anzahl der ungleichen Merkmale in beiden Vorstellungsgruppen eine Hemmung bewirkte, — hier Fleisch, dort Holz; hier Flamme, dort Mensch — da konnten nicht mehr alle Elemente jener alten Apperception in frischer Wirksamkeit bleiben: die abgeschwächtesten wurden ausgeschieden oder gingen mit anderen Elementen andere Verbände ein. Aber jene alte Anschauung, die wegen der ersten Verschmelzung zu einer Totalkraft angewachsen war, wurzelte doch so tief im Bewußtsein und hatte in demselben noch immer so vielseitigen Raum für eine ungehemmte Apperceptionsfähigkeit, daß sie auch von der neuen Vorstellung, durch welche ein Unterschied gesetzt war, nicht ganz verdrängt wurde, daß sie vielmehr in dieselbe mitgestaltend eintreten konnte. Wenn der Mensch nicht mehr gleich der Flamme aus dem Holze gerieben werden kann, soll, so ist doch noch immer der Feuerathem in ihm. Dieser Athem muß aus dem Himmelsfeuer stammen, ihn bringen die Blitzvögel herab, und wenn der Mensch stirbt, so fliegt seine Seele, d. i. sein Athem, zum Himmel zurück. (Vgl. Grimm, Deutsche Myth. 2. Ausg. S. 788.)

Diese Vorstellung aber, daß das **Feuer** das Lebendige im Menschen sei, sehen wir in vielen Mythen unter verschiedenen Völkern mit durchsichtiger Bestimmtheit auftreten. Nicht daß man hätte fragen müssen: Was ist denn das Lebendige, das Lebensprincip im lebendigen Menschen? So ist dieser Gedankenvorgang nicht zu fassen. Die Begattung wurde, wie wir gesehen haben, ursprünglich und nach einem unausweichlichen Antriebe als **Pflanzenverbindung** zum Zwecke der Feuerreibung appercipirt. Wie nun bei der Holzbegattung ein Funke entsteht, so muß doch wohl auch bei der Menschenbegattung ein Funke entstehen; das Merkmal Funke in der Complexion Feuererzeugung fordert und bewirkt die Reproduction dieses Merkmals in der neuen appercipirten Complexion Menschenbegattung als Holzfeuerverbindung. Dieser Funke ist nun das eigentlich Lebendige, weil das eigentlich Geborene; der **Erstgeborene** ist ein **Feuerfunke**, ein Blitz, der sich schnell in einen Menschenleib wandelt. Das glaubte, das dachte man, so lange die ursprüngliche Apperception im Bewußtsein keine Hemmung erlitt. Als dieselbe aber durch den Gedanken abgeschwächt wurde, daß der Mensch doch immerhin kein Funke sei: da entstand durch die ebenso sich darbietende Anschauung, daß der Mensch, wie er entsteht, auch vergeht, diejenige Vorstellung, nach der das Lebendige, die Kraft des Lebens, welche Kraft nicht etwa als Abstraction, sondern als immanent dem Stoffe gefaßt wurde, man könnte eben so gut sagen: der **Stoff** des Lebens Feuer sei, als Feuerfunke entstehe und vergehe. Man erwäge nur, daß die Hemmung, welche die Apperception durch die Anschauung des Sterbens erfuhr, als eines **Ausgehens des Athems**, jene Apperception nur stärken konnte. So oft nun die Vorstellung des Lebendigen als des **Feuerathems** appercipirt wurde, mußte sie eine um so größere Kraft erlangen, als zugleich die Vorstellung von dem Aufhören desselben im Tode, im Sterben mit in's Bewußtsein trat. Die Negation bestätigte die Position, verstärkte also ihre Wirkungskraft.

Man darf aber nicht einwenden, daß diese Vorstellung eine Abstraction sei; denn der Urmensch mußte als das Leben Bedingende den Athem erkennen, weil mit dessen Aufhören, das

er bemerken konnte, auch das Leben aufhört. Dieser Athem aber ist der Dampf, der aus dem inneren Feuer aufsteigt: darum ist das Lebenmachende das Feuer, dessen leicht merkliches Symptom der Athem ist. „Die lebenskraft", sagt Grimm*), war gebunden an ein licht, eine kerze, ein scheit, mit deren verzehren der tod erfolgt." Atropos bestimmt dem Meleager so lange zu leben, als das auf dem Heerde brennende Scheit nicht verbrannt sei. Althaea, seine Mutter, zieht es aus dem Feuer (S. 386.). Ebenso kommen die Völvur, das sind die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, zu Nornagest's Vater, das Kind lag in der Wiege, über ihm brannten zwei Kerzen. Die dritte, jüngste Norn rief: „ich schaffe" (das ist der eigentliche Ausdruck für bestimmen, urtheilen), „daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben ihm brennende Kerze brennt" (S. 380.). Ein Märchen von Gevatter Tod stellt eine unterirdische Höhle dar, worin tausend und tausend Lichter in unübersehbarer Reihe brennen. „Das sind die Leben der Menschen, einige noch in großen Kerzen leuchtend, andere schon zu kleinen Endchen heruntergebrannt: aber auch eine lange Kerze kann umfallen oder umgestülpt werden." Daher sagen die alten Dichter: der Tod hat ihm das Licht ausgeblasen (S. 812.).

Will man alle Elemente, so weit dies hier möglich ist, zusammenfassen, aus deren allmählicher Verbindung die Vorstellung „Seele" hervorgegangen ist, so scheint es zweckmäßig, nicht bloß diejenigen Figuren zu beachten, welche die Mythologie als Seelen oder als deren Repräsentanten bezeichnet, sondern auch alle anderen Wesen des Volksglaubens wie der Speculation, die zu jener Vorstellung in Beziehung stehen, auf den Grad ihrer Beziehung zu prüfen. Man kann sich einer gemischten Empfindung nicht erwehren, wenn man den Standpunkt Grimm's zur principiellen Theorie kennen lernt: hier stehe ein Beispiel einer naiven Betrachtung derselben Dinge,

*) Grimm, Deutsche Mythologie S. 812. Ich citire auf den nächsten Blättern durch die bloße Angabe der Seitenzahl immer Grimm's Mythologie in der zweiten Auflage.

die er mit umfassendem Scharfsinn und künstlerischer Anschaulichkeit gestaltet hat. „Auch in unserem deutschen volksglauben“, sagt er, „läßt sich der übergang der seelen in gutmüthige hausgeister oder kobolde nachweisen“ (S. 865.). Sollten nicht vielmehr die gutmüthigen Hausgeister eine Uebergangsstufe in der Entwickelung der Vorstellung „Seele“ bilden? Denn woher diese Vorstellung? Sie ist Poesie, Phantasie, wie jede andere, welche nicht unmittelbar in einen Act des Empfindens sich auflösen, als ein Product der Wahrnehmung sich darlegen läßt. Wenn sie aber Poesie ist, so werden wir erwarten dürfen, daß sich nach den Bedingungen des psychologischen Mechanismus ihre Apperceptionsglieder auffinden lassen. Zunächst steht so viel nach den verschiedenen Mythen fest, daß die gestorbenen Menschen im Volksglauben als Kobolde fortleben. Da ist es denn nun wichtig zu sehen, daß in den Kobolden dasjenige fortlebt, was sich uns als das Leben Bedingende für den Urmenschen ergeben hat: das Feuer, nämlich der Feuerathem. Die altnordischen draugar, d. i. die Truggestalten, werden von Feuer umgeben dargestellt. Solche Spuk-Erscheinungen heißen Irlicht oder Irwisch, von der Aehnlichkeit brennender Strohwische; österreichisch: feuriger Mann (S. 869.). Grimm führt selbst an, daß Kuhn (Vorrede zu den Märkischen Sagen IX) alle Kobolde ursprünglich für Feuergottheiten hält.

Haben wir nun aus diesen Anführungen erkannt, daß das Leben im Feuer gesehen wurde, so wollen wir den Ausgangspunkt nicht vergessen, dem zufolge die Apperception des Urmenschen die bezeichnete Richtung genommen hat, welche es in dem sich darbietenden Momente des Athemdampfes festhielt. Der Mensch war also eine Feuergeburt und er blieb es, selbst nachdem die alte Apperception vor der neuen Hemmung nicht Stich halten zu können schien, weil in dem Athem das Feuerelement kenntlich war. Nun bedenke man aber, daß von dem ursprünglichen Apperceptionsprozesse die Wendung im Bewußtsein geblieben war: der Feuer- oder Blitz-Mensch wird durch den Blitzvogel von der Weltesche auf einen Baum herabgebracht. Dieser Blitzvogel wurde, wie wir beim Picus gesehen haben,

als erster Mensch appercipirt, ganz so wie im heutigen Kinderglauben der Storch die Kinder bringt. Der Mensch selbst, der ganze Mensch in seiner fleischlichen Erscheinung, kann aber nun nicht mehr als Blitzvogel gedacht werden, die Kinder selbst kann der Storch nicht mehr bringen: aber das, was den Menschen lebendig macht, ist der Vogel, oder, wie es später und noch jetzt heißt, bringt der Storch. Der Athem ist also ein Vogel, der Storch ist odebero, der Odembringer. Da nun aber ferner der Vogel den Blitzmenschen von der Welteschе auf einen Baum bringt, in welchem der Blitz verkörpert gedacht wurde, so muß auch der Vogel das Leben auf einen Baum bringen, in dem es ruhet, in den es eingesenkt wird, daß es von ihm wieder aussprieße, wenn es erblühen will.

Grimm führt in seiner Mythologie (S. 786—789) für beide Apperceptionsstufen, für die Auffassung der Seele sowohl als Baum und Blume, wie als Vogel aus dem deutschen und griechischen Sagenschatze Mythen herbei. In den alten Grabsteinen findet man häufig Tauben eingehauen. Ein Schiff versinkt, vom Meeresufer gewahrt man weiße Tauben zum Himmel steigen. In der Unterwelt fliegen versengte Vögel. Finnen und Litthauer nennen die Milchstraße den Weg der Vögel. Die Araber vor Mohamed glaubten, aus dem Blute eines Gemordeten werde ein klagender Vogel, der um das Grab fliegt, bis die Rache genommen ist. „Hans Sachs denkt nicht an irlichter, wenn er sich mehrmals der formel bedient: mit im schirmen (fechten) dasz die seel in dem gras umbhupfen; er will nichts sagen, als daß ihm die seele ausfährt, daß er stirbt." Wir haben gesehen, daß die Irlichter selbst Seelen sind, und deshalb gerade als Seelen gedacht werden, weil sie wie Feuervögel herumhüpfen.

Aus der griechischen Mythologie darf nur an das durch die plastische Kunst wie die mythisirende Philosophie liebbekannte Bild des Eros und der Psyche erinnert werden. Die ψυχή ist nach Hesychius πνεῦμα καὶ ζωΰφιον πτηνόν. „Im höheren Alterthum wurde sie unter dem Bilde eines kleinen geflügelten Wesens, später unter dem eines Schmetterlings

oder eines zarten Mädchens mit Schmetterlingsflügeln vergegenwärtigt.*) Wurden nun so die Vögel als das Feuer-Lebens-Element des Menschen appercipirt, so werden wir die Bäume in gleicher Weise aufgefaßt sehen.

Bei den soeben angeführten Mythen, in denen die Seele ein Vogel war, mit Ausnahme des Eros-Psyche-Mythos, muß es aufgefallen sein, daß in ihnen der Vogel immer nur die abgeschiedene Seele bedeutet. Dies wird noch auffälliger bei den Mythen, in denen die Seele als Baum erscheint. Ein Kind trägt eine Knospe heim: als die Rose erblüht, ist das Kind todt. Die Rosenknospe ist in einem anderen Mythus die Seele des gestorbenen Jünglings. Aus den Leichen der Heiden wächst ein Schwarzdorn, neben dem Haupt gefallener Christen eine weiße Blume. Ein serbisches Volkslied läßt aus dem Leichnam des Jünglings einen grünen Tannenbaum, aus dem der Jungfrau eine rothe Rose wachsen, „so daß sich auch in den blumen das geschlecht forterhält; um den tannenbaum windet sich die rose, wie um den strauß die seide“ (S. 787.). Die Dryaden empfinden jede Verletzung der Aeste und Zweige als Wunden, und gewaltsames Umhanen macht ihnen plötzlich ein Ende (S. 614.). Haut Einer die Erle, so blutet und weint sie und hebt zu reden an (S. 619.). Aus den Hügeln Liebender winden sich Blumensträuche, deren Aeste sich verflechten (S. 787.). Besonders interessant und für unsere Entwickelung erweisend sind solche Mythen, in denen die Blumenknospe sich entbindet, die Hülle des Baumes gelöst wird, und Vögel entfliegen, zurückverwandelte Menschen gehen daraus hervor. Man vergleiche Grimm, Frauennamen aus Blumen, Kl. Schriften II. S. 370. Hier sind beide Apperceptionsstufen aneinandergerückt, die eine führt zur andern hinauf.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Enden dieser Gedankenverknüpfungen in's Auge gefaßt haben, wiederum zum Ausgangspunkte zurück, so wissen wir, daß derselbe für diese späteren Apperceptionen in demjenigen Elemente der ursprüng-

*) Preller, Gr. Mythologie I. S. 396.

lichen Vorstellung gelegen war, welches sich als das tertium comparationis zwischen dem Holzfeuer und dem Menschen in dem feurigen, dampfenden Athem forterkennen ließ. Diesen Athem haben die Vögel vom himmlischen Baume herabgebracht und mit ihm wird das Leben gegeben. Wenn nun das Leben endet, der Athem stockt, — wir haben gesehen, daß diese Wahrnehmung die Kraft der ursprünglichen Apperception verstärkt — muß er nicht wieder entfliegen, wie er zugeflogen kam? Was kann sterben anders heißen als zurückfliegen. Die Mythen bestätigen diese methodische Vermuthung. Im deutschen Alterthum heißt sterben: zu Wuotan gehen, zu Odhin fahren. Ursprünglich sind es wirklich Vögel, die zu Wuotan auffliegen. Wuotan aber ist (von ahd. watan, altn. vada = vadere) „das alldurchdringende Wesen qui omnia permeat, wie Lucan vom Jupiter sagt" (S. 120.). Dieser seiner Bedeutung entspricht sein Beiname Biflindi (bif = motus, lindi = lenis), der die leise Bewegung der Luft bezeichnet (S. 135.). Wie nun so Wuotan der Gott der Luftbewegungen ist, so beherrscht er auch die heftigeren Bewegungen derselben und ist Gott der Stürme. Die Stürme aber — da zu Wuotan, d. i. zur Luft die Seelen, die letzten Athemdämpfe der sterbenden Menschen aufsteigen — was können sie anderes sein, als die Seelen selbst? In dem Wütenden Heer, das ist Wuotan's Heer, rauschen die abgeschiedenen Feuergeister in Haufen durch die Luft (S. 871.). Die Seele ist der Etymologie nach „die wogende, flutende Kraft" (goth. sáivala, verwandt mit saivs (mare), das ist das Wolkenmeer.)

Die Apperception verbreitet sich immer weiter. Man bedenke nur ja, daß wir hier keinen fertigen Begriff und auch keine verdichtete Vorstellung vor uns haben; wir stehen innerhalb eines Gedankenkreises, der seine Peripherie aus dem Centrum der Vorstellung von der Feuerbohrung in homogenem Fortschritt beschreibt. Ist die Menschenzeugung eine Feuererzeugung, so mußte der Mensch wie das Feuer von der Esche stammen, vom Blitzvogel herabgebracht werden. So lange diese Apperception ungehemmt wirken kann, ist die Vorstellung eine vollkommene, weil vollkommen bedingte Wahrheit. Sobald

aber die Apperceptionsglieder durchbrochen werden, sobald von einer Seite eine fremde, in einem anderen Prozesse entstandene, einer anderen Complexion angehörige Vorstellung sich einzuschieben strebt, wird der ursprüngliche Apperceptionsprozeß gestört: aus der alten Complexion bilden sich neue Verbände, in denen diejenigen Glieder der alten Kette, die nicht völlig verdrängt, entwerthet sind, von Neuem wirksam werden. Der Mensch kann kein Feuerfunke sein, also kann er nicht, so wie er ist, vom Baume und ebenso wenig von der Welteſche kommen, diese Kette wird gelöst, die alte Verschmelzung aufgehoben. Aber der Mensch hat doch den dampfenden Athem. Mit dieser Vorstellung werden die alten, eben zerstreuten Merkmale wieder zu neuen Complexionen gesammelt, nachdem das volle Identitätszeichen eben gestrichen war. Nun wird dieser Athem vom Himmel gebracht und zwar vom Blitzvogel und auf den Blitzbaum. Und wenn der Mensch stirbt, dann fliegt der Athem wieder zu Wuotan zurück.

Ist denn aber diese Wahrnehmung des Todes so neu, daß wir ihre Auffassung erst in diese Apperceptionsstufe versetzen? Mußte sie nicht schon in der ersten Form auftreten, nach der der ganze Mensch von der Esche stammt? In der That haben wir Belege für diese Complexion. Wie der Mensch durch den Blitzstab aus dem Wolkenbaume gebohrt wird, so führt ihn der Blitzstab durch das Wolkenmeer zurück. Der Stab des Hermes Psychopompos ist, wie schon Grimm nachgewiesen hat, die Wünschelruthe Wuotan's, oder richtiger die Ruthe des Gottes Wunsch, der mit Wuotan identisch ist (S. 390. und 800.). Die Wünschelruthe aber ist, wie Kuhn lehrt, der Blitzstab und so ist der Stab, mit dem Hermes die Menschen zum Hades geleitet, derselbe Blitz, durch den die Menschen geboren werden. Die Schiffer, die in den alten deutschen Sagen die Seelen überfahren, fühlen, daß der Nachen gedrängt voll geladen ist, so daß der Rand kaum fingerbreit über dem Wasser steht (S. 792.). Die wirklichen Leiber also, die Leichname, werden übergeschifft, werden dahin zurückgebracht, woher sie gekommen waren. Wie unter dem „Ocean" der Mythen sehr oft das himmlische

Luftmeer gemeint ist, so muß wohl auch unter dem Wasser, über das Charon oder in der deutschen Sage ein beliebiger Schiffer die Leichname setzen muß, das Luftmeer verstanden werden, zu dem die Menschen wieder zurückgebracht werden. Dieser Vorstellungsweise, daß der ganze Mensch aus dem Feuer stamme, dem er darum wieder zurückgegeben werden müsse, entspricht auch die nach Grimm's Forschungen zweite Culturform in der Behandlung der Leichen, das Verbrennen derselben. „Wie das grab den irdischen stoff der erde, erstattete die brunst den seinen dem element des feuers, von welchem alle lebenswärme ausgezogen war. Man glaubte die seelen der abgeschiedenen zu beruhigen und begütigen, wenn man sie des ihnen gebührenden feuers theilhaft werden ließ.“ πυρὸς μειλισσέμεν Il. 7,410; πυρὸς χαρίζεσθαι.*)

Jetzt kehren wir zur zweiten Apperceptionsstufe zurück. Der Unterschied in der Auffassung des Todes wird demjenigen in der Auffassung der Geburt völlig entsprechend sein. Wird nur der Athem herabgebracht, so kann auch nur der Athem zurückkehren. Dieser Athem ist die Luft, ist Wuotan, und aus Athemhaufen bläst er sein Heer, das Wütende Heer, zusammen. Dieselbe Anschauungsweise finden wir in der indischen Mythe. Auf ihrem Fluge zum Himmel muß die Seele den Luftstrom, die Wolkengewässer durchwandern, welche die Menschenwelt von dem glanzvollen Reiche der Pitri's, der Seligen, trennt. Der Wind muß sie da begleiten in Gestalt des Hundes. Und diese Vorstellung war so fest im Bewußtsein, daß man ihr zufolge in Persien und Baktrien die Todten den Hunden vorwarf. Bei den Persern in Bombay wird den Sterbenden im Augenblick des Todes ein Hund vorgehalten, so daß derselbe sein Auge auf ihn richtet; einer schwangeren Frau, welche im Sterben liegt, werden zwei Hunde vorgehalten.**) Die schnellen Hunde sind nämlich ein Bild der eilenden Winde, oder richtiger, die Winde werden wegen der Schnelligkeit ihres Zuges als Hunde appercipirt. Von anderer Seite aber werden die heftigen Winde als die Schaaren der Abgeschiedenen gedacht, nach einem Pro-

*) Ueber das Verbrennen der Leichen, Kl. Schriften II., S. 215.
**) Mannhardt, Götterwelt I. S. 52.

zesse, den wir kennen gelernt haben; wie in der germanischen Sage die Seelen in der wilden Jagd durch die Lüfte ziehen. Die Schaar der Marut's, der Geister der Winde, besteht aus den Seelen abgeschiedener Menschen. Ebenso die Ribhus, welche mit sausendem Sturmlied die Bäume und Felsen in wildem Tanze mit sich fortreißen und ursprünglich Arbhus heißend, das indogermanische Urbild des griechischen Orpheus sind. Der stürmende, singende Wind heißt aber in den Veden der Athem des Varuna, des Bedeckenden, des Himmels, des Uranos, wie die Sonne sein Auge ist. Bei Varuna wohnen unter dem Schatten eines schönbelaubten Baumes die Pitri's mit ihrem Könige Yama, dem Versammler der Menschheit, welcher zuerst die unentreißbare Heimath gefunden. Unter diesem Baume, açvatha, dem unvergänglichen Feigenbaume, weilen die herabgestiegenen Menschen und die wieder emporgestiegenen Seelen nicht thatenlos, sondern sie genießen dort den Unsterblichkeitstrank, das Amrita, das von dem Baume herniederträufelt.

Was ist Amrita? Wir treffen hier auf denselben Prozeß, den wir bei den Vorstellungen von der Erzeugung des Feuers sich entwickeln sahen. Die Inder haben einen Trank, mit Namen Soma, der identisch ist mit dem Haoma des Zend-Volkes. „Wie bei den Indern der soma als gott erscheint, so ist der haoma im Zend-avesta nicht allein die pflanze, sondern auch ein vergötterter genius, hier wie dort spielen die begriffe des trankes und der pflanze vielfältig in einander, wenn auch im veda schon ausdrücklich der himmlische und irdische soma geschieden werden. — — beide verleihen kraft und unsterblichkeit und erscheinen als der zeugung waltende genien." (Kuhn S. 119.) Woher kommt diesem Tranke, den die Menschen selbst bereitet, diese hohe Kraft? Vielleicht gerade aus der Bereitungsweise. In der That ist dieselbe das bewegende Moment. „Der soma wird aus dem safte der asclepias acida durch quirlung mit milch oder gerstensaft gemischt." (S. 160.) Der Soma ist völlig gleich dem Meth. Er wird in den Veden madhu genannt. (S. 158.) „Dem Indra geben die Kühe die Milch, dem Donnerer den süßen

Meth." Dieses madhu haben nun fast alle indogermanischen Sprachen „mit seltener Einhelligkeit." Man denke an das griechische μέθυ, μέθη, μεθύω. Für alle diese von Kuhn (S. 159) angeführten Formen nimmt derselbe als Urform mathu an, welche derselben Wurzel angehört, die wir schon bei der Feuererzeugung kennen gelernt haben, „so daß mathu ursprünglich ein durch quirlung gemischtes getränk bezeichnete." Die spätere Bedeutung der Süßigkeit beweist nur, daß bei allen Indogermanen dieser Mischtrank mit Honig versetzt wurde.

Steht dies nun thatsächlich fest, daß die Indogermanen ihren berauschenden Trank auf dieselbe Weise bereitet haben, wie das Feuer, so ist zu vermuthen, daß die vielfachen Apperceptionen, die wir bei der Erzeugung des Feuers sich bilden sahen, auch dieser Complexion sich bemächtigt haben werden. Wie das Feuer den sichtlichsten Einfluß auf die Gestaltung des Lebens übte, so zeigte sich der Segen dieses Trankes an der Erquickung, die er brachte. Zudem kam die wunderbare Gewalt, die er über die Menschen besaß, daß er die Sinne fassen, den kräftigen Mann in unzeitigen Schlaf einrauschen konnte. Auch wird Honig, ein Hauptbestandtheil des Meth, bei Indern, Griechen und Germanen den neugeborenen Kindern gereicht (S. 137.). Dabei erhält das Kind seinen Namen. Auch des Zeus Ammen sind die Bienen (μέλισσαι) und mit der Milch der Amaltheia empfängt er Honig als die erste Nahrung. Diese Ammen werden aber auch μελίαι genonnt, die Eschen, denn von der Esche fließt der Honig herab. Man weiß jetzt, daß die Esche die Weltesche ist, die Yggdrasill der Edda. Die Zweige dieser Esche treiben durch die ganze Welt und reichen über die Erde hinaus; unter jeder der drei Wurzeln quillt ein Brunnen. Jeden Morgen schöpfen die Nornen aus demselben, übergießen damit der Eschen Aeste, davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt, diesen Thau nennt man Honigfall und davon nähren sich die Bienen (Kuhn S. 129.).

Auch in der griech. Etymologie ist die nahe Verwandtschaft zwischen Esche und Honig gegeben. μέλι ist Einer Wurzel mit μελία, μέλος, μέλει μοι u. s. w. (Kuhn erweist dies ausführlich S. 136.) Auch die Griechen haben die Vorstellung

gehabt, daß von der himmlischen Esche Honig herabträufle (ἀερομελι). Darum heißen die Ammen des Zeus bald Μελίαι, bald Μέλισσαι, bald die Nymphen der Esche, bald die Bienen, denn beide spenden den Honig, der mit der Milch die erste Nahrung des Gottes ist. In dem dodonäischen Sagenkreise jedoch sind die Ammen des Zeus die Hyaden, die den Regen bringen und eine besondere Beziehung zu unserer Mythengruppe haben, insofern sie den kleinen Dionysos gepflegt haben sollen.*) Worauf beruht jene Verschiedenheit der Sagen? oder liegt etwa beiden Versionen derselbe Gedanke zu Grunde? Welchen Bezug hat der Meth auf den Regen?

Der Meth ist der Regen. Die Weltesche, von deren Zweigen er herabträufelt, ist die Wolke, und die Vögel, die in den Aesten des Baumes nisten, sind die Blitzträger, die auch den Soma bringen. Kuhn hat dies durch den Nachweis der Identität des eddischen Mythus vom Raube des Odhroerir mit dem indischen von Indra, der als Falke, nachdem er im Schoß der Wolke gefesselt war, das Soma raubt, überzeugend dargethan und bis auf die Einzelnheiten der Erzählung den innigen Zusammenhang der Mythen vom Göttertranke mit denen vom Blitze und vom Feuer aufgefunden. Nach unserer bisherigen Entwickelung muß dies von vornherein einleuchtend sein. Die indogermanischen Völker haben alle in gleicher Weise einen Mischtrank bereitet, nämlich durch Bohren und Quirlen. Durch Bohren aber erzeugten sie Feuer. Und dieses Feuer stammte in seinem letzten Grunde von dem Weltbaume, in den der Blitzstab bohrt. Der Blitz heißt ja aber auch der „tropfende Funke“ (Bd. V. S. 415): sollte nicht auch der gebohrte, gequirlte Trank von jenem Tranke stammen, der sich beim Gewitter aus dem vom Blitz durchbrochenen Wolkenbaume ergießt? So wird ohne poetischen Zwang, sondern ganz nach dem mechanischen Gesetz, nach dem sich Vorstellungen mit gleichen Merkmalen verbinden müssen, der irdische Soma zum himmlischen Homa und göttlichen Amrita.

Der Wein, der Meth, das Bier und das Oel der Menschen

---

*) Preller, Griech. Mythologie I. S. 367.

stammen von Ambrosia und Nektar. Alle diese Tränke sind der himmlische Regen, von dem die Fruchtbarkeit des Bodens abhängt, wie alles Leben der Menschen von dem Meth, dem Honig, den man den Neugeborenen giebt. Erst wenn das Kind den Honig genossen, ist es Mensch, hat es die Rechte einer juristischen Person erlangt. Menschliche Kinder dürfen nur ausgesetzt werden, ehe Milch und Honig ihre Lippen benetzt hat.*) Zeus reicht dem Sohne der Leto, da er ihn zum ersten Male in der Götterversammlung empfängt, aus goldener Schale Nektar, „er erkannte ihn dadurch als sein Kind." Kaum hatte Themis dem neugeborenen Apoll Nektar und Ambrosia gereicht, so sprang er alsbald aus den Windeln hervor. So fallen also der Athem, der tropfende Funke und der erbohrte, erquirlte Meth in Eins zusammen. Sie bezeichnen das Leben. Wenn nun das Leben endet, so sahen wir, daß der Athem zu dem Gotte mit dem Blitzstab, der ihn gebracht, zu Wuotan mit der Wünschelruthe oder Hermes mit dem die Seelen geleitenden Stabe zurückkehrt. Wuotan aber ist die Luft, die Wolke, in der die Winde, die Athembewegungen, von denen Wuotan Biflindi heißt, brausen oder singen.

Aus der Wolke aber, aus den Lüften wird der Regen gebohrt. Und in der Wolke, in den Lüften sind doch die Athem, oder wie es später hieß, die Seelen. Wie nun die Götter in dem Wolkensitze diesen Trank trinken, so trinken ihn auch die Seelen bei Yama auf dem Feigenbaume, der Weltesche. Und wie die Götter gleich den Menschen, die durch ihn leben, durch diesen Trank unsterblich sind, so leben auch die Seelen durch ihn von Neuem auf, sie werden unsterblich. Der eigentliche Sinn ist folgender. Durch den Regen lebt die Erde, durch den Meth lebt das Kind, also leben durch den Meth auch die Götter. Da die Götter von den Menschen durch ihre Verhältnisse, durch die Quantität der Bestimmungen unterschieden werden, so leben sie unsterblich, d. h. der Trank der Götter ist ein Amrita, ein Unsterblichkeitstrank. „Es ist klar", sagt Grimm, „die götter waren nicht ihrem Wesen nach unsterblich, sie

*) Grimm, Deutsche Myth. S. 295.

erwarben und sicherten sich diese eigenschaft erst durch enthaltsamkeit von speise und trank der menschen und den genuß himmlischer nahrung." (S. 294.) Wie konnte aber diese Bestimmung des Götterlebens auf das menschliche Dasein übertragen werden? Die Congruenz beider Bestimmungen war unvermeidlich. Da jener Unsterblichkeitstrank der Regen ist, der in den Wolken gequirlt wird, in den Wolken aber zugleich die Athemwinde der gestorbenen Menschen „fliegen", „jagen", „singen", so müssen auch diese des in ihnen enthaltenen Trankes theilhaftig werden — — sie sind unsterblich. Durch diesen Apperceptionsübergang von dem Luftathem zu dem Regentrank wird die Vorstellung vermittelt, daß die Seelen fortleben. Da aber in dem ursprünglichen Denken ebensowenig aus Etwas Nichts werden kann, als aus Nichts Etwas, so muß der Athem, wenn er den lebendigen Menschen verläßt, in Etwas übergehen. Als dieses Etwas bietet sich am natürlichsten die Luft dar, deren Bewegungen denen des Athems ähnlich sind und aus der der Feuerathem gekommen war. Wenn nun aber der Athem in die Luft strömt, in den Wuotan Biflindi, so ist er an der Quelle des Soma-Regens, an dem die Götter sich unsterblich trinken. Wie könnten wohl die Seelen, die Athemwinde, im heimathlichen Regenhause weilen, aus dem sie lebendig geworden sind, ohne wieder des Trankes zu genießen? Wie könnte der Athemtrank lebendig machen, wenn er nicht selbst aus diesem Regenschatze geflossen wäre? Beide Vorstellungen von der Natur des Trankes und des Funken gehen zusammen, wie diejenigen von der Entstehung beider dieselben sind. Kommt nun der Athem, nachdem er bereits ein Lebendiges bewegt hat, in seinen alten Göttersitz zurück, so muß er von Neuem trinken; ja, da er immerwährend in dem Wolkenberge weilt, bis er wieder zur Erde steigt, immerwährend trinken. Und wie durch den Trank allein die Götter dauernd leben, so werden durch ihn auch die Athemwinde, die Seelen, unsterblich.

Dies sind einige von den, wie man zu glauben berechtigt ist, ursprünglichen Elementen jener mächtigen Vorstellung „Seele". Aus so einfachen Bedürfnissen des Geistes, in so nothwendiger Gedankenfolge ist diese Vorstellung erwachsen;

und dennoch, wie schief sind alle Wendungen, die der so gerechte Gedankengang genommen hat. Wie sicher und in welcher logischen Gebundenheit sind alle die Glieder aneinander gekettet, nur demjenigen löslich und nur für denjenigen lose, dem der erste Stoß des apperceptiven Mechanismus ein anderer geworden ist. Hiermit ist an sich Nichts über den metaphysischen Werth des Begriffes Seele in der neueren Wissenschaft ausgesagt. Für diese ist der Ort des gedanklichen Bedürfnisses anderswohin gelegt. Aber ganz abgesehen von der metaphysischen Frage hat die Psychologie, sofern es für sie keinen angeborenen Begriff giebt, überall eine jede in der Wissenschaft wie im naiven Geiste gegebene Vorstellung in ihre Elemente zu zerlegen; auch bei dem ehrwürdigsten Begriffe — wenn man mit Begriff diese Eigenschaft verbinden kann — ist es ihres Amtes zu fragen: wodurch, woraus und wie ist er entstanden? Was Wunder, wenn man so von der stolzen Krone des Baumes menschlicher Erkenntniß in die bodenwüchsigen Wurzeln hineinblickt, daß die ursprüngliche Heimath auch über den wahren Charakter des in andere Denkgebiete ausgewanderten Schößlings Manches zu erzählen weiß! Aber die Grenzbestimmungen dieser Abhängigkeit erfordern eine eigene Untersuchung, in der man die Ansätze und Verzweigungen verfolgen muß, welche die mythische Form oft in der späten Wissenschaft noch gefunden hat. Für die Vorstellung „Seele“ kann eine vollständige Analyse nur durch die Hinzuziehung der einschlägigen Begriffe aus der Zeit des Paracelsus gegeben werden. Archaeus und Spiritus Rector haben eine offenbare Beziehung zur Vorstellung Seele, wie Substantia und τὸ πρῶτον κινοῦν zur Vorstellung Gott.

Das russische Volksepos

von

W. Bistrom.

Zweiter Artikel.[1])

Die Stellung des am meisten besungenen, des volksthümlichsten Helden nimmt in dem russischen Volksepos Il'ja Muromez (aus der Stadt Murom) ein, und diese Stellung, die er wohl inneren, uns unbekannten Gründen verdankt, macht leicht begreiflich, daß auch die gegenwärtige Fassung der Gesänge ihn aus dem Bauernstande hervorgehen läßt. Seine Eltern sind Bauern des dicht bei Murom gelegenen Dorfes Koratscharowo, in dem auch Il'ja die ersten 30 Jahre seines Lebens verbringt, ohne Bewegung, stets auf einem Flecke, auf dem Ofen der väterlichen Hütte verweilend[2]). Diese Regungslosigkeit, die als eine Art Beinlähmung von einzelnen Volkssängern[3]) erklärt wird, heben vorbeikommende fromme Pilger[4]) auf, die den Il'ja Meth trinken lassen, wodurch er eine Riesenkraft bekommt, welche er folgendermaßen bestimmt: „Gäbe es eine von der Erde bis zum Himmel reichende Säule, und wäre oben an der Säule ein Ring angebracht, so wollte ich den Ring ergreifen und das ganze heilige Rußland umdrehen"[5]). Die Pilger vermindern seine Kraft bis auf die Hälfte. Il'ja geht auf's Feld und macht ein Stück Land urbar, ganze Bäume mit den Wurzeln herausreißend[6]). Er sucht sich ein Pferd; aber alle

---

[1]) Siehe Band V. S. 180.

[2]) Kirijewski I. Lieferung p. 1. IV. p. 1. Ribnikow Band I. Lied 8. Band II. Lied 2.

[3]) Kir. I. 1.

[4]) Kir. I. 1. IV. 1. Rib. I. 8. II. 2.

[5]) Kir. I. 1. Rib. I. 8.

[6]) Kir. IV. 1. Rib. I. 8. II. 2. Diese erste Kraftprobe von Il'ja wird auch folgendermaßen variirt, er bringt nach Kir. IV. 2 ein ungeheueres Bier-

stolpern, sobald er seine Hand auf ihren Rücken legt, bis auf ein ganz schlicht aussehendes Füllen. Il'ja kauft es, wälzt es drei Tage und drei Nächte in dem Thau [1]), und erzielt ein Heldenroß, dessen Beschreibung wir im ersten Artikel S. 200 angeführt haben. Nachdem er sich auch die Waffen geschmiedet hat [2]), läßt er sich von den Eltern den Segen geben [3]) und schwört, niemand ohne Herausforderung zu beschädigen und kein christliches Blut zu vergießen [4]).

Jetzt beginnen die Abenteuer Il'ja's. Er nimmt sich bei seiner Abfahrt aus dem väterlichen Hause vor, nach Kiev zum Fürsten Wladimir zu gehen, und in gewaltigen Sprüngen eilt sein Pferd. Wo es auftritt, entstehen Brunnen [5]). Bald trifft er einen Wegweiser, auf dem drei Wege verzeichnet sind; auf dem ersten stirbt man, auf dem zweiten heirathet man, auf dem dritten wird man reich [6]). Er wählt den ersten und findet Räuber, die ihn anfallen wollen, aber ein Pfeil von Il'ja, nach einer Eiche geschossen, welcher diese in kleine Stücke zersplittert, jagt den Räubern solchen Schrecken ein, daß sie ihn bitten, ihr Anführer zu werden. Er lehnt es ab [7]) und begiebt sich auf den zweiten Weg, auf dem er einen prachtvollen von einer schönen Königin bewohnten Palast erblickt. Die Königin empfängt ihn auf das glänzendste, sie zechen zusammen; allein als sie schlafen gehen, gebraucht Il'ja die List, die Königin zuerst auf das Bett zu legen, und siehe sie versinkt in die unterirdischen Räume des Palastes. Il'ja befreit alle Helden, die von der Königin auf diese Weise gefangen waren, und tödtet die Königin [8]). Nun fährt er auf den dritten Weg und findet einen

faß aus dem Keller in die Gemächer; und nach Kir. I. XXXIII soll er einen Hügel am Ufer der Oka bei Murom heruntergeschoben und dadurch den Lauf der Oka verändert haben. Das alte Flußbett wird noch heute gezeigt

[1]) Kir. I. 25. Rib. I. 8. II. 2.

[2]) Kir. I. V. XXXII.

[3]) Kir. I. 21. 25. 34. 41. 77. IV. 2. Rib. I. 8.

[4]) Kir. I. 34. 41.

[5]) Kir. I. 35.

[6]) Kir. I. 3. 17. 19. 21. 26. 32. 86. Rib. I. 9. 11. II. 62. 63.

[7]) Kir. I. 15. 16. 17. 18. 19. 21. 23. 26. 32. 40. 86. R. I. 11. II. 62.

[8]) Kir. I. 86. Rib. I. 11. II. 62.

Schatz unter einem Steine liegend. Er wälzt den ungeheuren Stein zur Seite, bemächtigt sich des Schatzes und verwendet ihn, Kirchen zu bauen, ohne sich selbst zu bereichern[1]). So vermeidet Il'ja alle drei Wahrsagungen des Wegweisers.

Gewöhnlich erscheint auf dem ersten Wege statt der Räuber eine ungeheure tatarische Armee, welche die Stadt Černigov belagert. Il'ja allein bewältigt die ganze Armee und befreit die Bürger von Černigov, die ihn aus Dankbarkeit für diese eine Wohlthat zu ihrem Fürsten ernennen wollen, was von Il'ja abgelehnt wird[2]). Dies ist, so zu sagen, nur eine Variation der Gefahr, der Il'ja auf dem ersten Wege ausgesetzt ist, und wir finden daher auch Lieder, welche diese beiden Abenteuer als auf einander folgend besingen[3]). Ja vielleicht ist es nicht zu weit gegangen, wenn wir behaupten, daß diese beiden Abenteuer nur Variationen des Kampfes Il'ja's mit dem Räuber Solovej (Nachtigall) sind, den Il'ja auf dem Wege nach Kiev besteht, und welcher das bekannteste und den Il'ja am meisten charakterisirende Abenteuer bildet; denn nur wenige Lieder enthalten es nicht, und selbst in diesen finden sich immer noch Anspielungen auf dasselbe.

Von dem Räuber Solovej erzählen die Lieder, daß er schon 30 Jahre[4]) auf dem directen Wege zwischen Murom und Kiev in den riesigen Murom'schen Wäldern als ein Ungeheuer hause, das sein Nest[5]) auf 7 oder 9[6]) in einander verwachsenden Eichen hat, und alles vorübergehende, vorüberfahrende, vorüberfliegende durch sein Geschrei, das dem Schlangengezisch und dem Thier-

---

[1]) K. I. 86. R. II. 62. Nach einer anderen Version R. I. 11 muß Il'ja, ehe er den Schatz bekommt, einen Riesen tödten.

[2]) K. I. 26. 35. 79. IV. 4. R. I. 9. 10. II. 3. 63.

[3]) K. I. 26.

[4]) K. I. 30. 36. 41. 45. 77. II. 63. Il'ja sitzt auf seinem Ofen auch 30 Jahre, und diese Analogie zwischen der Zeitdauer der Bewegungslosigkeit Il'ja's und der der Verwüstungen, die von Solovej angerichtet werden, deutet offenbar auf einen eigenen Zusammenhang beider, von dem aber in den Volksliedern jede Spur bis auf diese untergegangen ist.

[5]) K. I. 41. 79. R. II. 63.

[6]) 7 Eichen werden angeführt bei K. I. 41. R. I. 9. II. 63. 9 bei K. I. 42. IV. 3. bei K. I. 30 werden 3 und bei K. I. 37 sogar 30.

gebrüll ähnlich ist, tödtet[1]). Dieses Ungeheuer zu bezwingen unternimmt Il'ja, nicht achtend, daß der Weg zu jenem durch ungeheure Moräste und Urwälder[2]), ja sogar durch den breiten und reißenden Fluß Smorodina[3]) erschwert wird. Er bahnt sich den Weg, in einer Hand sein Roß führend, mit der anderen die Eichen entwurzelnd und mit ihnen die Moräste überbrückend[4]). Auf seinem Pferd springt er über den Fluß Smorodina[5]), hier ertönt das Geschrei des Solovej, Il'ja's Roß stürzt vor Schreck auf die Knie[6]), er schießt seinen Bogen ab und trifft den Solovej in das rechte Auge. Wie ein Haufen Heu stürzt das Ungeheuer von seinen Bäumen[7]), es ist noch am Leben und Il'ja schmiedet es fest an seinen Sattel[8]). So kommt Il'ja zu den Gehöften des Solovej, welche als ungeheuer groß und prachtvoll geschildert[9]) und von den Kindern und Verwandten des Solovej bewohnt werden. Seine älteste Tochter erkennt was für eine Beute Il'ja am Sattel führt, ergreift eine ungeheure eiserne Stange und schlägt auf ihn los, er aber weicht dem Schlage aus und tödtet sie durch einen gewaltigen Stoß[10]). Die Kinder des Solovej wollen nun ihren Vater mit ungeheueren Schätzen loskaufen, Il'ja aber befiehlt ihnen nach Kiev zu kommen, um vielleicht den Vater zu befreien[11]).

Mit dem Solovej am Sattel kommt Il'ja nach Kiev zum Hofe Wladimirs, des Fürsten von Kiev, der rothen Sonne, wie

[1]) K. I. 28. 31. 33. 36. 41. 78. IV. 3. R. I. 9. 10. II. 3. 63.
[2]) K. I. 29. 33. 36. 41. 42. 81. R. I. 9. II. 63.
[3]) K. I. 36. 81. R. I. 10. II. 63.
[4]) K. I. 81. R. I. 9. II. 63.
[5]) K. I. 29. R. II. 63.
[6]) K. I. 28. 36. 41. 42. 78. R. I. 9. 10. II. 3. 63.
[7]) K. I. 33. 42. R. II. 63.
[8]) K. I. 28. 33. 37. 42. 83. IV. 3. R. I. 9. 10. II. 2. 3. 63.
[9]) K. I. 43. IV. 3. R. I. 9. 10. II. 3.
[10]) K. I. 29. 81. R. I. 9. II. 3. 63.
[11]) R. II. 63. Uebrigens tödtet Il'ja nach anderen Variationen K. I. 43. XXXIII die Kinder des Solovej, weil diese ihn als ungeheuere pechschwarze Raben mit eisernen Schnäbeln anfallen und nach K. I. 37 weil diese Kinder von Solovej unter einander verheirathet worden sind.

er in den Liedern genannt wird. Die Aufnahme, welche ihm hier zu Theil wird, ist keine besondere, man weist ihm den niedrigsten Platz in der langen Reihe der erprobten Helden Wladimirs an, und als er darüber seinen Unwillen äußert, befiehlt Wladimir seinen Helden, ihn herauszuführen, aber umsonst. Il'ja wirft sie alle nieder, verläßt erbost den Hof, ergreift seinen Bogen, schießt die goldenen Kreuze von den Kirchen herunter, versammelt den Stadtpöbel um sich, und vertrinkt mit ihm die Kreuze mit der festen Absicht, den nächsten Tag selbst Fürst von Kiev zu werden. Wladimir darüber erschrocken schickt einen anderen Helden, den jungen Dobrinja, um Il'ja zu besänftigen. Dies gelingt ihm [1]) nur, nachdem Wladimir versprechen muß, in den Schenken von ganz Rußland drei Tage lang umsonst Bier und Meth verschenken zu lassen, damit alle wissen, daß Il'ja Muromez nach Kiev gekommen sei [2]). Il'ja kommt nun wieder zum Hofe und erzählt seine Abenteuer und den Fang des Solovej. Als man ihm nicht Glauben schenken will, bringt er den bis dahin von seinem Pferde bewachten [3]) Solovej und befiehlt ihm zu pfeifen. Die Wirkungen dieses Pfeifens oder Gebrülles des Solovej sind die eines Sturmes [4]): die Häuser werden erschüttert und fallen, die Dächer abgerissen, die Helden stürzen zu Boden, der Fürst mit der Fürstin bleiben am Leben, nur weil Il'ja sie unter seine mächtigen Arme gestellt hat. Darauf tödtete Il'ja den Solovej, indem er ihn in die Höhe warf und an der Erde zerschmettern ließ [5]). Den Kindern des Solovej, die ihre Reichthümer nach Kiev brachten, wollte Wladimir dieselben rauben, Il'ja aber ließ es nicht zu und sandte sie mit denselben zurück [6]).

Il'ja tritt nun in Wladimirs Dienste ein, und vollzieht meistens den Grenzdienst mit anderen Helden [7]). Hierher setzen

---

[1]) R. I. 18.
[2]) R. II. 63.
[3]) R. II. p. 333.
[4]) K. I. 30. 34. 39. 45. 84. IV. 6. R. I. 9. 10. II. 3. 63.
[5]) K. I. 39. 84.
[6]) R. II. 63.
[7]) K. I. 7. 46. 52. IV. 7. 13. R. I. 12. 13. 14. II. 64 u. häufiger.

die Lieder Il'ja's Kampf mit seinem Sohne, der gewöhnlich Sokol'nikov [1]) (von Sokol der Falke) heißt, der dessen Tod zur Folge hat. Nur einige Lieder kennen auch einen glücklichen Ausgang, aber diese sind selbst unvollendet und mangelhaft. Schon Orestes Müller hat auf die Identität dieser Episode mit dem Hildebrandslied und dem Kampfe Rustem's mit seinem Sohne hingewiesen [2]). Merkwürdig ist es, daß in allen Liedern dieser Kampf in zwei Theile zerlegt wird. In dem ersten ist immer der Sohn siegreich, und Il'ja, seinem Untergange nahe, sammelt seine letzten Kräfte, bewältigt den Sohn, erzwingt von ihm seinen Namen nach einer dreimal wiederholten Anrede, und erfahrend, daß es sein unehelicher Sohn ist, entläßt er ihn [3]). Der Sohn kehrt zu seiner Mutter, die in den meisten Liedern Latigorka [4]) heißt, zurück, erfährt von ihr die Wahrheit der Aussage Il'ja's, und will nun an ihm seine und der Mutter Schande rächen. Er greift den Il'ja im Schlafe an und versetzt dem Schlafenden einen Hieb auf die Brust. Il'ja's goldenes Kreuz, das er, wie jeder Russe, an der Brust trägt, rettet ihn [5]). Erwacht, ergreift Il'ja den Sokol'nikov, wirft ihn in die Höhe und läßt ihn an der Erde zerschmettern [6]). Die Rolle eines Sohnes vertritt auch eine Tochter des Il'ja [7]), und es giebt sogar ein Lied, wo Il'ja beim Tode des Sohnes wehklagend ausruft: „Zwei Kinder habe ich geboren und mußte selbst sie beide tödten" [8]).

---

[1]) Häufig wird noch der Name Jäger hinzugefügt. K. I. 54. IV. 17. R. I. 13. II. 64. Er heißt auch Fürst Boris aus Litthauen K. I. 6. 9. 13. R. I. 12. und Solovnikov von Solovej (Nachtigall) R. i. 14.

[2]) Herrig Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. XXIII. Heft 1.

[3]) K. I. 10. 13. 51. 54. IV. 11. 17. R. I. 12. 13. 14. II. 64.

[4]) K. IV. 17. Was latį heißt, ist uns unklar, gor-ka ist Berg, also Bergfrau, was durch ihren anderen Namen Gorin-čanka R. I. 13 bestätigt. Dasselbe bedeutet auch wohl ihr dritter Name Latį-mirka R. I. 11. mirka wohl von mir Welt, Region. Wo sie als Fürstin von Litthauen erscheint, führt sie nicht diese offenbar mythische Namen, sondern wird einfach mit irgend einem weiblichen Frauennamen benannt.

[5]) K. I. 4. 6. 55. IV. 17. R. I. 12. 13. 14. II. 64.

[6]) K. I. 6. 52. 56. 94. IV. 12. 17. R. I. 12. 13. 14. II. 64.

[7]) R. I. 12. und K. I. 92 ist es sogar seine Schwester.

[8]) Die Lieder von Il'ja. Volksausgabe. Moskau 1867. p. 60. v. 1920.

Mehrere Male muß Il'ja im Dienst von Wladimir die Stadt Kiev vor den tatarischen Horden retten. Das erste Mal ist es Batij, der die Tataren anführt. Il'jas Roß fällt gleich im Anfange des Kampfes in einen Graben und er selbst wird gefangen. Batij befiehlt, den Il'ja hinzurichten, allein noch vordem sammelt dieser seine Kräfte, zerreißt die Ketten, ergreift einen Tataren an den Füßen und, sich seiner als Waffe bedienend, vernichtet er die ganze tatarische Armee.[1]) Il'ja erscheint im Anfange dieses Liedes als ein Pilger, dem Wladimir seine Noth klagt, giebt sich dann zu erkennen, läßt aber den Wladimir lange bitten, bevor er den Kampf mit den Tataren unternimmt.[2]) Dieses sonderbare Verhältniß Il'jas zu Wladimir tritt noch deutlicher in einem anderen Liede hervor. Bei einem Gelage wirft die Frau Wladimirs ihm vor, daß er, während er andere Helden reichlich belohnt, den Il'ja mit Nichts beschenkt habe. Wladimir schenkt darauf dem Il'ja einen prachtvollen Zobelpelz. Il'ja verschmäht das Geschenk und wirft den Pelz auf den Boden. Wladimir befiehlt, den Il'ja lebendig einzumauern, worin sich dieser auch fügt. Die Fürstin macht einen unterirdischen Gang und ernährt den Il'ja auf diese Weise drei volle Jahre. Da kommen Tataren unter Kalin und belagern Kiev. Wladimir weiß sich gar nicht zu helfen, geräth in die größte Noth und bereut bitterlich sein Verfahren gegen Il'ja. Die Fürstin giebt ihm den Rath, nachzuforschen, ob Il'ja noch am Leben sei; Wladimir befiehlt ihn zu entmauern und man findet ihn noch lebend.[3]) Il'ja unternimmt die Befreiung der Stadt, begiebt sich als Bote zu Kalin, wird aber gefangen und beschimpft. Erbost, bewältigt er das Heer von Kalin auf dieselbe Weise wie das des Batij.[4]) Er befreit Kiev noch ein drittes Mal und zwar wieder von den Tataren unter Mamaj, der übrigens mit Kalin verwechselt wird. Er will den Kampf nicht allein unternehmen und begiebt sich nach dem Grenzposten, um die

---

[1]) K. IV. 38 ff.
[2]) K. IV. 42.
[3]) K. 1. 66 ff.
[4]) K. I. 66. 70 ff.

anderen Helden zu holen, betrinkt sich aber da. Wladimir schickt, um ihn zu holen, seinen Neffen, den jungen Jermak. Auch dieser wird von den Helden auf dem Grenzposten zum Zechen eingeladen; er schlägt es ihnen ab und wirft sich allein auf die Tataren. Zwölf Tage und zwölf Nächte kämpft er mit ihnen, kann sie aber nicht bewältigen. Als er ganz erschöpft und dem Tode nahe ist, kommt endlich Il'ja und vernichtet die Tatarenmacht gänzlich.[1]) Gewöhnlich begegnen Il'ja und Jermak nach diesem Siege einer Riesin, und Jermak unternimmt wiederum, dieselbe allein zu bezwingen. Nach zwölftägigem Kampfe ist er wieder seinem Untergange nahe und ruft den Il'ja zur Hülfe, der auch mit einem Stoß die Riesin tödtet.[2]) Derselben Riesin begegnen wir in einem anderen Liede, wo sie aber den Namen der Mutter des unehelichen Sohnes Il'ja's Gorinčanka führt und wo die Stelle des Jermak Dobrinja vertritt. Im Uebrigen ist das Lied mit dem vorigen ganz identisch.[3])

Eine andere Heldenthat Il'ja's ist die Befreiung Wladimir's und seiner Frau von einem Ungeheuer, das in den Liedern einfach Idoliče, d. h. Götze genannt wird. Il'ja erfährt auf einer Wanderung von einem riesigen Pilger, daß dieser Idoliče in Kiev sich gelagert hat, die ganze Stadt in Angst versetzt und mit der Fürstin Unzucht treibt. Il'ja wechselt mit dem Pilger die Kleider, erscheint so in Kiev und erschlägt den Idoliče beim Gastmahl mit seiner Mütze, die er mit Erde angefüllt hat.[4]) Andere Lieder, die den kirchlichen Einfluß deutlich verrathen, versetzen diese That nach Constantinopel und lassen den Il'ja den Constantin und seine Frau Elene von dem Idoliče befreien.[5])

In der Befreiung Kiev's von einem tatarischen Anführer Tugarin, der sonst als Bergdrache auftritt[6]), erscheint nicht Il'ja,

---

[1]) K. I. 58. R. I. 19. 20. 21.
[2]) K. I. 58.
[3]) K. I. 14.
[4]) K. IV. 18 ff. R. I. 15. 16.
[5]) K. IV. 22 ff. R. I. 17.
[6]) Vergleiche unten unter Dobrinja und Al'oša.

ſondern ſeine Frau, die hier Savišna heißt, obgleich ſonſt die Lieder von einer Verheirathung Il'ja's nichts wiſſen und nur, wie wir geſehen haben, ſeiner unehelichen Kinder erwähnen. Dieſer Tugarin greift Kiev an, als Il'ja auf der Jagd iſt. Wladimir ſchickt nach ihm. Savišna zieht die Rüſtung ihres Mannes an, begiebt ſich nach Kiew und beſiegt den Tugarin.[1])

Wir hätten nun noch die Erzählung von Il'ja's Tod wiederzugeben, wir wollen jedoch zuvor hier eine bis jetzt nur in einem Liede erzählte Epiſode aus Il'jas Leben mittheilen. Es iſt die Begegnung Il'ja's mit dem Rieſen Swjato-gor, heiliger Berg, die von dem Liede gleich nach Il'ja's Austritt aus dem väterlichen Hauſe geſetzt wird. Il'ja findet ein ungeheures Zelt, das er auch, um auszuruhen, benutzt. Bald aber vernimmt ſein Pferd ein ungeheures Getöſe, von dem die Erde erzittert und die Flüſſe aus ihren Ufern treten. Das Roß weckt den Il'ja und ſagt ihm, es nahe der Held Swjatogor. Il'ja verſteckt ſich auf einer Eiche und ſieht den ungeheuren, bis in die Wolken hinaufragenden Helden ſich nahen. Der Held trägt einen Criſtallkaſten auf ſeinen Schultern. Beim Zelte angelangt, öffnet er den Kaſten mit einem goldenen Schlüſſel und bringt eine ſchöne Heldenfrau aus ihm hervor. Swjatogor legt ſich nun zur Ruhe, ſeine Frau aber bemerkt den Il'ja, zwingt dieſen, mit ihr zu minnen und verbirgt ihn in der Taſche ihres Mannes. Swjatogor erwacht, packt ſeine Frau in den Kaſten und fährt weiter. Sein Roß kann die drei Helden nicht tragen und verräth dadurch die Gegenwart Il'ja's. Swjatogor zieht nun dieſen aus der Taſche, erfährt von ihm die Wahrheit, tödtet ſeine Frau und verbrüdert ſich mit Il'ja. Sie ſetzen die Fahrt, auf der Swjatogor dem Il'ja die Kunſtgriffe der Helden im Kampfe mittheilt, fort, bis ſie auf einen ungeheuren Sarg ſtoßen. Il'ja legt ſich in den Sarg, er iſt aber viel zu groß für ihn. Nun legt ſich Swjatogor hinein und der Sarg paßt ihm. Er ſagt dem Il'ja, er ſolle ihn mit dem Deckel zudecken, was dieſer auf wiederholtes Bitten auch ausführt. Als Swjatogor nun aufſtehen will, hat er nicht die

[1]) K. I. 58 ff.

Kraft, den Deckel aufzuheben. Er befiehlt dem Il'ja, den Sarg mit seinem Schwerte zu zerhauen. Il'ja ist aber nicht im Stande, Swjatogor's Schwert aufzuheben. Swjatogor haucht dem Il'ja durch einen Riß im Sarge einen Theil seiner Kraft ein und Il'ja versetzt nun dem Sarge mehrere gewaltige Schläge, aber vergebens: bei jedem Schlage bildet sich um den Sarg ein neuer eiserner Reif. Swjatogor sieht seinen Tod kommen, schenkt dem Il'ja sein Schwert und befiehlt ihm, sein Roß an den Sarg zu binden.[1])

Ebenso wird auch Il'ja's Tod erzählt, nur mit dem Unterschiede, daß Il'ja die Stelle des Swjatogor und der Held Al'oša die des Il'ja vertritt.[2]) Sonst wird sein Tod auch folgendermaßen, mit dem der anderen Helden zusammen dargestellt. Alle Helden von Wladimir hatten eine ungeheure Tatarenmacht geschlagen und wurden so übermüthig, daß sie prahlten, auch eine himmlische Macht schlagen zu können. Da erschienen zwei Helden und forderten sie zum Kampfe auf. Il'ja zerhieb sie mit einem Schlage, aber statt zwei wurden vier und so weiter. Il'ja erschrak mit den Helden und floh, um sich in den Berghöhlen zu verbergen, allein so bald sie sich den Bergen nahten, wurden sie zu Steinen.[3])

Im Dienste des Wladimir kommt Il'ja mit verschiedenen anderen Helden in Berührung, namentlich mit Dobrynja, des Nikitas (Nicetas) Sohne und Al'oša Popovič (Pfaffensohn). In seinem Kampfe mit dem Sohne schickt Il'ja zuerst den Dobrynja oder den Al'oša oder alle beide, den Sohn zu bewältigen[4]) und erst, als diese geschlagen zurückkehren, unternimmt er selbst den Kampf. Besonders intim ist das Verhältniß Il'ja's zu Dobrynja, nicht bloß sind sie verbrüdert[5]), sondern der letzte heißt geradezu Il'ja's jüngerer leiblicher Bruder.[6])

---

[1]) R. I. 8.

[2]) K. I. XXXIV.

[3]) K. I. 89. R. I. 22.

[4]) Den Al'oša K. I. 7. Den Dobrynja K. I. 47. IV. 8. 13. R. I. 13. II. 64. Die beiden R. I. 12.

[5]) K. II. 3. 17.

[6]) K. II. 2.

Bei Dobrynja's Geburt geschehen räthselhafte, für uns unerklärliche Dinge. „Angelaufen kam eine Heerde von Schlangen und Thieren, vorne lief das wunderbare Thier Skimen. Am Fluß angekommen brüllte dieser, pfiff wie eine Nachtigall, zischte wie eine Schlange. Die Sandufer senkten sich vor diesem Gebrüll, die Erde zitterte, die Wälder sanken zur Erde, das Wasser im Fluß Dnepr stieg in die Höhe, das Gras wurde trocken. Da wurde in Rjasan Dobrynja geboren."[1]) Seine Mutter ließ ihn sorgsam erziehen, er mußte schreiben und lesen lernen.[2]) Von früher Jugend an begann er auf einen Berg zu reiten und dort die Drachenbrut des Tugarin, die viele Russen gefangen nahm, zu zertreten.[3]) Als er einmal, trotz der Warnungen seiner Mutter, in dem furchtbar reißenden Flusse Pučaj badete, kam der Bergdrache Tugarin[4]) feuerspeiend angeflogen, um sich für den Tod seiner Kinder zu rächen. Dobrynja eilte ans Ufer, füllte seine Mütze mit Sand und blendete damit dem Drachen die Augen. Tugarin fiel ins Wasser; Dobrynja wollte ihn tödten, dieser aber bat um Gnade und wurde von Dobrynja freigelassen, nachdem er geschworen hatte, niemals wieder Russen zu fangen.[5])

Mit diesem Tugarin hat Dobrynja auch im Dienste des Wladimir viel zu schaffen. In Kiev verliebt sich Dobrynja in eine Zauberin Marinka (Maria) und begegnet bei ihr ihrem Geliebten, dem Tugarin, der aus Angst vor Dobrynja sie verlassen will. Marinka darüber wüthend, verwandelt den Dobrynja in einen Ochsen, wie sie es schon mit mehreren anderen Helden gethan hat. Dobrynja's Schwester sucht, als sie es erfährt, die Marinka in eine Hündin zu verwandeln. Diese ist nun gezwungen, Dobrynja der Ochsengestalt zu entbinden und will ihn heirathen, er aber tödtet sie.[6]) Tugarin raubt darauf dem

---

[1]) K. II. 1. 2. 9. 11.

[2]) K. II. 49. R. II. 9.

[3]) K. II. 24. 52. R. I. 24.

[4]) K. II. 41. 48. 70. R. II. 4 B. 33. 7 B. 21.

[5]) K. II. 25. 41 51. R. I. 23. 24. II. 5. 6. Nach einigen Variationen tödtet er den Tugarin gleich. K. II. 51. R. II. 6.

[6]) K. II. 41. 42. 45 ff. 48. 54 ff. R. I. 28. II. 4. Wahrscheinlich ist das Abenteuer, das ein Held Iwan Godinov besteht, als eine Variation

Wladimir seine Enkelin Sapawa (wohl Freude, Lust = sabawa) und Dobrinja unternimmt diese zu retten. Nach dreitägigem Kampfe erlegt er den Bergdrachen und befreit die Sapawa nebst allen anderen von Tugarin gefangen gehaltenen.[1]) Auf der Rückfahrt begegnet er einer Riesin, die er gar nicht bewältigen kann, er gefällt ihr aber und sie heirathen sich.[2])

Wladimir schickt auch den Dobrinja mit dem Helden Wassilij (Basilius), Kasimir's Sohn[3]), einem Tatarenkhan Tribut zu bezahlen. Zum Khan angekommen, befiehlt dieser ihnen, sich verschiedenen Prüfungen zu unterziehen, um sie auf diese Weise zu tödten. Erst spielt er mit Dobrinja Schach, dann läßt er ihn mit einem riesenhaft schweren Bogen schießen, dann verschiedene Einzelkämpfe bestehen. Dobrinja geht aus allen diesen Prüfungen siegreich hervor. Nun läßt der Khan die beiden Helden von seiner ganzen Macht anfallen, aber nach einem angestrengten Kampfe besiegen die Helden diese Tatarenmacht. Der Khan ergiebt sich, zahlt selbst dem Wladimir Tribut und entläßt die Helden mit Ehren.[4]) Dobrinja hatte, dieses Abenteuer unternehmend, seiner Frau zwölf volle Jahre auf ihn zu warten befohlen und dann Jeden, nur nicht den Al'oša zu heirathen erlaubt. Kaum sind sechs Jahre um, so bringt Al'oša die falsche Nachricht von Dobrinja's Tod und freit um dessen Frau. Diese

---

davon anzusehen. Er will Maria, die Tochter eines Kaufmanns, heirathen, dieser aber hat sie bereits mit dem König Koščej verlobt. Iwan entreißt die Maria und flieht mit ihr nach Kiev, wird aber von Koščej eingeholt. Es entsteht ein Kampf. Koščej ist seinem Untergange nahe, Maria aber hilft ihm und sie Beide binden den Iwan an eine Eiche. Koščej will ihn oder nach anderen Liedern die Tauben, die Iwan's Unglück in Kiev melden wollen, erschießen. Der Pfeil fällt aber zurück und tödtet ihn selbst. Maria bittet nun den Iwan, sie zu heirathen. Er aber weist es zurück und tödtet sie ziemlich wie Dobrinja die Marinka. K. III. 9 ff. 20 ff. R. I. 33. 34. II. 13. 14.

[1]) K. II. 25 ff. 52. R. I. 23. 24.

[2]) K. II. 29. R. I. 94. II. 8.

[3]) Diesem Wassilij wird wie dem Il'ja die Befreiung Kiev's von den Tataren unter Batij zugeschrieben, wenn auch unter etwas verschiedenen Details. K. II. 93. R. I. 29. II. 10. 11. 65.

[4]) K. II. 84 ff. 88. R. I. 27.

weist ihn ab und wartet noch sechs Jahre, dann heirathet sie aber den Al'oša. Gerade am Hochzeitstage kehrt Dobrinja von den Tataren zurück, seine Frau erkennt ihn und verläßt den Al'oša[1]), der für die falschen Nachrichten von Dobrinja getödtet wäre, wenn nicht Il'ja ihn geschützt hätte.[2]) Dobrinja starb zusammen mit Il'ja[3]); nach anderen Liedern soll er dem Tode selbst in Gestalt eines Helden begegnet und ihm unterlegen sein.[4])

Von Al'oša werden streng genommen keine besondere Abenteuer erwähnt; er erscheint nur als Geliebter bei den Frauen anderer Helden und wird überhaupt als ein Don Juan geschildert.[5]) Ein Lied läßt jedoch auch ihn den Bergdrachen Tugarin tödten. Vor dem Kampfe mit ihm fleht Al'oša den Himmel um Regen. Es entsteht ein Regen, Tugarin kann seine durchnäßten Flügel nicht gebrauchen, ist gezwungen, mit Al'oša auf der Erde zu kämpfen und wird von diesem getödtet. Tugarin erscheint hier als Liebhaber der Frau Wladimir's und diese wird über den Tod des Tugarin auf Al'oša wüthend.[6])

Nicht in so naher Beziehung zu einander, wenn auch im Dienst des Wladimir, stehen die Helden Dunaj (Donau), Potok (wahrscheinlich = Fluß), Stawr Godinov, Danilo (Daniel), Lovčanin (vermuthlich von lovit' = fangen) und Suχman oder Suχan.

Von Dunaj Iwanowič (Iwan's Sohn), der übrigens auch Don heißt[7]), wird erzählt, daß er viele Jahre in Littauen im Dienste des dortigen Fürsten, welcher zwei Töchter hatte, zubrachte[8]) und die Liebe der einen genoß. Als er damit prahlte, befahl der Fürst, ihn aufzuhängen. Seine Geliebte rettete ihn[9])

---

[1]) K. II. 3. 5 ff. 11 ff. 14 ff. 17. 19 ff. 30 ff. R. I. 25. 26 27. II. 67.

[2]) R. I. 26.

[3]) Oben unter Il'ja.

[4]) R. II. 9. Er soll übrigens auch ertrunken sein im Fluß Smorodina. K. II. 61 ff.

[5]) K. II. 64. 66. 67.

[6]) K. II. 70 ff.

[7]) R. I. 32.

[8]) K. III. 54. 63. 71. R. I. 30.

[9]) K. III. 59.

und er begab sich nach Kiev, wo Wladimir gerade Lust hatte sich zu verheirathen. Dunaj erbot sich, ihm eine passende Frau zu finden[1]), begab sich wieder zum Fürsten von Littauen und freite um dessen andere Tochter für Wladimir. Der Fürst wollte es nicht zugeben. Dunaj erzwang jedoch seine Einwilligung.[2]) Nach Kiev zurückkehrend, begegnete er einer Riesin, die er bezwang und in der er seine Geliebte wieder erkannte, welche er in Kiev auch heirathete.[3]) Bei dem Hochzeitsgelage, das die beiden Neuvermählten Wladimir und Dunaj feierten, prahlte der letzte mit seiner Kunst des Bogenschießens. Seine neuvermählte Frau, die Dnepra genannt wird, behauptete, sie schieße besser. Man machte die Probe. Dnepra schoß zuerst und traf einen Ring, den Dunaj hielt, gerade durch die Mitte. Nun schoß Dunaj und traf statt des Ringes seine Frau, die in Folge des Schusses starb. Dunaj schnitt aus ihrem Bauche ein wunderbares Kind heraus, das die Beine bis zu den Knien aus Silber, die Hände bis zum Ellenbogen aus Gold, in den Schläfen die Sterne, auf der Stirne die Sonne, im Hinterkopf den Mond hatte. Aus Gram über den Tod seiner Frau tödtete sich Dunaj und es entsprang aus seinem Blute der Fluß Dunaj, während aus dem Blute der Dnepra der Fluß Dnepra (wohl Dnepr) entsprang.[4])

Von Michajlo (Michael) Iwanowič (Iwan's Sohn) Potok wird erzählt, daß er einmal von Wladimir auf die Jagd geschickt, einen weißen Schwan erblickte, der sich, als er ihn tödten wollte, in ein schönes Mädchen verwandelte.[5]) Diese heirathete Potok, wobei sie die Bedingung machten, daß bei dem Tode des einen von ihnen der andere mitbegraben werden sollte. Seine Frau, die Awdotja Lichowid'jewna (Böses sehend, so heißt auch die Mutter des unehelichen Sohnes Il'ja's) genannt wird, starb zuerst und Potok ließ sich mit ihr in voller Rüstung lebendig begraben. Um Mitternacht erschien ein großer Drache,

[1]) K. III. 54. 63. R. I. 30. 31. II. 12.
[2]) K. III. 65. 73. R. I. 30. 31. II. 12.
[3]) K. III. 67. 77. R. I. 30. 31. II. 12.
[4]) K. III. 55. 58. 69. 80. R. I. 30. 31. 32. II. 12.
[5]) K. IV. 52. R. I. 35. 36. 37. II. 15.

der den Potok verbrennen wollte; dieser tödtete ihn und belebte mit dessen Blute seine Frau. Sie wurden darauf ausgegraben und lebten eine Zeitlang glücklich.[1]) Bei einer der vielen Abwesenheiten von Potok kommt ein littauischer Fürst nach Kiev und entführt Potok's Frau. Potok zurückgekehrt zieht sich wie ein Pilger an und kommt so zum Hofe des littauischen Fürsten. Seine Frau erkennt ihn, täuscht ihn mit erheuchelter Liebe und verwandelt ihn in einen Stein. Il'ja mit den anderen Helden fahren aus, um ihn zu suchen; der heilige Nicolaus zeigt ihnen den Stein, in den Potok verwandelt worden ist und giebt diesem seine frühere Gestalt zurück.[2]) Potok kommt wieder zu seiner Frau, wird abermals von ihr getäuscht und an eine Wand angenagelt. Die Tochter des littauischen Fürsten, Anna, verliebt sich in ihn und befreit ihn. Er tödtet darauf seine frühere Frau und heirathet diese Anna.[3])

Potok erscheint auch als Anführer einiger bettelnder Pilger, die nach Constantinopel oder nach dem heiligen Lande wandern. In Kiev kehren sie bei Wladimir ein, dessen Frau, die Fürstin Apraxejewna, sich in den Potok verliebt. Dieser verschmäht ihre Liebe und aus Rache läßt sie durch Al'oša einen goldenen Becher in Potok's Reisetasche verstecken. Als die Pilger weiter gehen, werden sie eingeholt, ihre Taschen durchsucht und der Becher bei Potok gefunden. Die Pilger, empört, daß ihr Anführer einen Diebstahl begangen hat, begraben ihn lebendig.[4]) Bei ihrer Rückfahrt finden sie den Potok noch am Leben, überzeugen sich von seiner Unschuld und nehmen ihn wieder zu ihrem Anführer.[5]) Offenbar ist diese Erzählung eine Zusammenflechtung der Geschichte Joseph's und der Potifar (Genesis Cap. 39) mit der List Joseph's, um Benjamin in Aegypten zurück zu halten (Genesis 44. 45) und gehört daher nicht mehr dem eigentlichen Heldenepos, sondern den Kirchenliedern an.

Der dritte von den oben erwähnten Helden, Suxman oder

---

[1]) K. IV. 52 ff. R. I. 36. 37. II. 15.
[2]) R. I. 37. 38. II. 15. 16. 17.
[3]) R. I. 36. 37. 38. II. 15. 16. 17.
[4]) K. III. 81 ff. 84 ff. 90 ff. R. I. 39. 40. II. 18.
[5]) K. III. 84 ff. 90 ff. R. I. 40. II. 18.

Suxan, prahlt bei einem Gelage, daß er dem Wladimir einen lebendigen weißen Schwan bringen werde und macht sich auf den Weg. Nachdem er lange einen Schwan vergebens gesucht hat, kommt er zum Fluß Dnepr und sieht, daß dessen Wasser furchtbar trübe ist. Er fragt den Dnepr, woher das komme und erfährt, daß eine ungeheure Tatarenmacht nach Kiev geht und den Dnepr zu überbrücken versucht, was er aber bis jetzt immer vereitelt hat. Suxan zieht gegen die Tataren und vernichtet sie mit einer ausgerissenen Eiche. Drei Tataren entfliehen, verstecken sich in einem Hinterhalt und schießen auf den zurückkehrenden Suxan. Er tödtet sie zwar, wird aber selbst verwundet. So kommt er zu Wladimir, der aufgebracht, daß er den Schwan nicht gebracht hat, seiner Heldenthat nicht Glauben schenkt und ihn einsperren läßt, bis Dobrinja, den er ausschickt, um die Wahrheit der Erzählung Suxan's zu prüfen, zurückgekehrt sei. Als Dobrinja mit der Bestätigung von Suxan's Thaten zurückkehrt, läßt Wladimir den Suxan befreien. Dieser aber, die ihm angethane Schmach nicht überleben wollend, reißt den Verband von seiner Wunde und verblutet, aus seinem Blute aber entsteht der Fluß Suxan.[1])

Von Stawr Godinov wird nun Folgendes erzählt. Bei einem Gelage rühmt er sich, im Besitze einer Frau zu sein, die den Wladimir zum Narren halten wird. Wladimir, darüber erbost, läßt ihn in's Gefängniß werfen. Die Frau des Stawr, als sie dies gehört hat, kleidet sich wie ein Held, kommt nach Kiev und freit um Wladimir's Tochter. Diese sagt dem Vater, es sei eine Frau, die um sie freie; aber alles, was dieser unternimmt, um die Heldin zu entlarven, schlägt fehl, und zuletzt, als sie alle seine Helden besiegt, muß er ihr seine Tochter geben. Beim Hochzeitsschmause verlangt sie den gefangenen Stawr zum Sänger, giebt sich als seine Frau kund und kehrt mit ihm nach Hause zurück.[2])

Auch in der Episode vom Danilo Lovčanin spielt dessen Frau die Hauptrolle. Wladimir will sich verheirathen und man

---

[1]) R. I. 6.
[2]) K. IV. 59. R. I. 41. 42. II. 19. 20. 21.

macht ihn auf die Frau des Danilo aufmerkſam. Als dieſer jagen geht, ſendet Wladimir ſeine Helden aus, um Danilo zu tödten. Dieſer aber, um dem Kampfe mit ruſſiſchen Helden zu entgehen, tödtet ſich ſelbſt. Wladimir will nun Danilo's Frau heirathen, dieſe erbittet ſich noch Zeit, um dem Leichnam ihres Mannes das letzte Lebewohl zu ſagen und tödtet ſich gleichfalls über demſelben.[1]) Wladimir muß aber noch bitteren Hohn von Il'ja anhören.[2])

Hier mag auch die Epiſode von Choten Bludowič Platz finden. Seine Mutter will ihn mit der Tochter einer Kaufmannsfrau verheirathen. Dieſe aber ſchmäht auf einem Gelage bei Wladimir Choten's Mutter. Choten tödtet aus Rache ihre 9 Söhne und zwingt ſie, in ſeine Heirath mit ihrer Tochter einzuwilligen.[3]) Darauf weiß er einen Raben zu fangen, der ihm lebendiges Waſſer bringt, mit dem er die Söhne ſeiner Schwiegermutter belebt, damit ſie ihren Gram vergeſſe.[4])

Neben den bisher erwähnten Helden, die alle eingeborene Ruſſen ſind, kennen die Volkslieder noch fremde, aus der Ferne zu Wladimir gekommene Helden. Es iſt der Solovej Budimirowič und Dük Stepanowič (Stephan's Sohn). Der erſte kommt mit ſeiner Mutter auf dreißig Schiffen, ungeheure Reichthümer bei ſich führend, nach Kiev. Er erbittet ſich von Wladimir einen Platz im Garten ſeiner Tochter Sapava, um dort einen Palaſt zu bauen, was er auch in drei Tagen mit ſeinen Gefährten ausführt. Die Sapava kann ihre Neugierde nicht zähmen, kommt in den Palaſt, verliebt ſich in ihn und bietet ſich ihm zur Frau an.[5]) Solovej macht ihr zwar Vorwürfe wegen einer ſolchen Verletzung der Schamhaftigkeit, verlobt ſich aber mit ihr. Die Hochzeit wird auf ein Jahr verſchoben, da Solovej ſeine Reiſe, die kaufmänniſche Zwecke hat, weiter fortſetzen will. In ſeiner Abweſenheit bringt ein gewiſſer Dawid Popov dem Wladimir die Kunde, daß Solovej wegen Betrug in's

[1]) K. III. 28. 32 ff.
[2]) K. III. 34.
[3]) R. I. 43. 44. II. 22. K. IV. 68 ff. 72.
[4]) K. IV. 76.
[5]) K. IV. 99 ff. R. I. 54.

Gefängniß geworfen sei und freit selbst um die Sapara. Noch zeitig kommt Solovej zurück, jagt den Popov mit Schande hinaus[1]) und reist mit der Sapava in seine Heimath zurück. Offenbar ist der hier erwähnte Popov mit dem Al'oša Popowič identisch, der ja dasselbe und mit demselben Erfolg mit Dobrinja gemacht hat. Einige Varianten erzählen übrigens, daß Solovej, empört durch die Bitte der Sapava, sie zur Frau zu nehmen, ihre Liebe verschmähte und unverheirathet zurückkehrte.[2])

Noch großartiger tritt Dük Stepanowič aus dem reichen Indien auf. Er tritt in den Liedern meist mit dem russischen Helden, dem Čurilo Plenkowič, zusammen auf. Der Čurilo hat einen selbständigen Hof in der Nähe von Kiev, wo er mit seinem Vater wohnt. Wladimir hört von seinem Reichthum, besucht ihn und ladet ihn nach Kiev in seinen Dienst ein.[3]) Čurilo folgt ihm und wird zum Kämmerer ernannt, allein die Fürstin verliebt sich in ihn und er muß das Heroldamt vertreten.[4]) Da begiebt sich auch Dük nach Kiev; auf dem Wege begegnet er dem Il'ja, der sich mit ihm verbrüdert und ihm verspricht, ihn in Kiev zu schützen. Nach einigen Varianten soll sogar Il'ja mit Dük sein oben erwähntes Abenteuer mit Idoliče bestanden haben[5]) und der Dük soll auch den Bergdrachen Tugarin getödtet haben.[6]) In Kiev angekommen, verhöhnt Dük das ganze Wesen und Treiben am Hofe Wladimir's als armselig und rühmt das seiner Mutter.[7]) Wladimir wird so neugierig, daß er einige von seinen Helden schickt, um den Reichthum Dük's zu schätzen. Diese kommen mit der Nachricht zurück, Wladimir möge Kiev verkaufen, um nur Papier genug zu bekommen, Dük's Reichthümer zu beschreiben.[8])

Trotzdem geht Čurilo eine Wette mit Dük ein, während

---

[1]) K. IV. 99 ff.
[2]) R. I. 53. II. 31.
[3]) K. IV. 78 ff. R. I. 45.
[4]) K. IV. 86. R. I. 45.
[5]) R. I. 47. II. 27. 28. 29.
[6]) R. I. 49.
[7]) K. III. 101 ff. R. I. 47. 48. 50. II. 28. 29. 30.
[8]) R. I. 47. 48. 49. 50. II. 28. 30.

drei Jahren täglich in neuen und prachtvolleren Kleidern zu erscheinen. Dük's Kleider sind schöner und Čurilo verliert die Wette[1]), schlägt aber eine andere vor, wer von ihnen beiden auf den Pferden über den Dnepr springen werde. Dük springt über, Čurilo aber fällt mitten in den Fluß; Dük springt zum zweiten Mal und rettet den Čurilo aus den Fluthen.[2]) Der Einsatz bei diesen Wetten war der Kopf eines der beiden Helden; Dük läßt aber den Čurilo auf die Bitte der Fürstin und der anderen Frauen von Kiev am Leben.[3]) Čurilo, der überhaupt viel Aehnlichkeit mit dem Al'oša hat und ebenfalls ein Galan ist, fand seinen Tod in einer Liebesgeschichte. Beauftragt, einen Bojaren Bermjata zum fürstlichen Gelage einzuladen, benutzte er diese Gelegenheit, um mit dessen Frau zu buhlen, wurde aber vom Manne ertappt und getödtet.[4]) Dük fand seinen Tod in einem Abenteuer, das er mit dem Riesen Šark zu bestehen hatte, in dem übrigens nach anderen Varianten der Riese fiel.[5])

Alle die Helden, welche wir bisher genannt haben, stehen in irgend welcher Beziehung zu Kiev und dessen Fürsten Wladimir. Neben Kiev bildete im alten Rußland die Republik Nowgorod ein anderes Centrum des geistigen Lebens und wir finden daher Lieder, welche die Helden von Nowgorod besingen. Es ist der Kaufmann Sadko und Wassilij (Basilius) Buslaewič. Obgleich ein Lied von Sadko dem deutschen Publikum aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes 1864 p. 541 bekannt sein mag, wollen wir doch des Zusammenhanges wegen den Inhalt dieser Lieder auch hier anführen.

Sadko ist ein armer Gusli- (Psalter-) Sänger in Nowgorod, der sein Brod bei den Gelagen der reichen Kaufleute durch das Spielen verdient. Eine Zeit lang fehlt ihm jede Einladung. Traurig darüber geht er an den See und spielt am Ufer. Den Seekönig entzückt sein Spielen und er giebt ihm den Rath, beim ersten Gelage, zu dem er eingeladen sein wird, eine Wette

---

1) R. I. 48. 49. 50. II. 26. 28. 29. 30.
2) R. I. 48. 49. 50. II. 26. 28. 30.
3) R. I. 48. 49. 50. II. 28. 30.
4) R. IV. 84. 87 ff. R. I. 45. 46. II. 23. 24.
5) R. I. 51.

einzugehen, daß es goldene Fische im See gäbe. Sadko befolgt diesen Rath. Die Wette findet statt, er setzt seinen Kopf, mehrere Kaufleute ihre ganze Habe ein. Sadko fängt wirklich einen goldenen Fisch, gewinnt die Wette und vermehrt durch geschickten Handel das auf diese Weise gewonnene Vermögen.[1]) Er wird schließlich so reich, daß er eine andere Wette eingeht, er wolle alle Waaren Nowgorod's aufkaufen. Während drei Tagen bringt er es zu Stande, aber es kommen immer neue Waaren an, so daß er endlich die Nothwendigkeit einsieht, sich für besiegt zu erklären.[2])

Nun unternimmt er eine große Meerfahrt. Auf der Rückkehr entsteht ein Sturm, der seine Schiffe auf einem Ort zurückhält. Sadko schreibt es dem Meerkönig zu, dem er nie ein Opfer gebracht hat, er läßt daher zuerst eine Tonne mit Silber, dann eine mit Gold hinuntersenken, und als das auch nicht helfen will, glaubt er, daß der Meerkönig einen von seinen Gefährten als Opfer haben will. Er läßt mehrere Male verschiedene Loose werfen und jedesmal trifft ihn das Loos. Sadko bindet sich auf ein Brett, nimmt seine Gusli und wird in das Meer hineingesenkt. Auf dem Gusli spielend schläft er ein und erwacht erst auf dem Grund des Meeres im Palast des Meerkönigs. Der Meerkönig befiehlt dem Sadko zu spielen. Sadko spielt und der Meerkönig beginnt zu tanzen. Drei Tage spielt Sadko und immer tanzt der Meerkönig, von dessen Tanzen ein ungeheurer Sturm entsteht, in dem viele Schiffe zertrümmert werden. Die Seeleute beten zum heiligen Nicolaus und dieser befiehlt dem Sadko die Saiten seiner Gusli zu zerreißen, um nicht weiter spielen zu können. So hört das Tanzen des Königs und auch der Sturm auf. Der Meerkönig, erfreut über Sadko's Spiel, will ihn verheirathen und läßt den Sadko sich eine Frau wählen. Nach dem Rath des heiligen Nicolaus läßt dieser die ersten und die zweiten 300 Mädchen vorbeigehen und wählt sich erst aus dem vorbeigehenden dritten Dreihundert die Letzte, welche den Namen eines bei Nowgorod mündenden Flusses

[1]) R. I. 64.
[2]) R. I. 61. 63. 64.

Černava führt. Ebenfalls nach dem Rath des heiligen Nicolaus berührt er in der Brautnacht seine Frau nicht und findet sich am Morgen nach Nowgorod versetzt, wohin auch seine Schiffe glücklich gekommen sind. Er baut dem heiligen Nicolaus eine prächtige Kirche und beendet glücklich seine Tage in Nowgorod.[1])

Der andere Nowgoroder Held Wassilij, Sohn des Buslaj, auch ein Kaufmannssohn, zeichnet sich durch ungeheure Körperkräfte aus. Er rühmt sich bei einem Gelage, über die Wolchow-Brücke zu gehen, wenn auch alle Bürger von Nowgorod ihn daran hindern wollten. Seine Mutter will ihm die Ausführung einer solchen Wette nicht gestatten und sperrt ihn ein. Seine Gefährten unternehmen ohne ihn über die Brücke zu gehen, werden aber geschlagen. Eine Magd meldet ihre Niederlage dem Wassilij und befreit ihn. Er eilt, mit einer Wagenachse bewaffnet, auf die Brücke. Es entsteht ein ungeheurer Kampf, die Bürger rufen den Taufvater des Wassilij zu Hülfe, welcher eine ungeheure Kraft besitzt. Wassilij schleudert auch ihn in die Fluthen des Wolchows. Nun wenden sich die Bürger an seine Mutter und nur diese kann seine Wuth besänftigen.[2]) Wassilij unternimmt später eine Fahrt nach dem heiligen Lande und findet auf dem Rückwege einen weißen Stein, will mit seinem Pferde hinüberspringen, fällt aber herab und stirbt.[3])

Zum Schluß wollen wir diejenigen Helden erwähnen, die in den Liedern offenbar als die ältesten dargestellt werden und die gewissermaßen die gemeinschaftliche Basis für die Kiever und Nowgoroder Helden bilden. Wenn wir mit ihnen nicht angefangen haben, geschah es, weil wir nur spärliche Ueberreste von ihren Thaten und dazu in einer geringen Anzahl von Liedern haben. Es sind außer dem oben erwähnten Swjatogor die Helden Wol'ga und Mikula Sel'janinowič. Die Geburt Wol'ga's, der das Patronymicon Swjatoslawič[4]) führt und

---

[1]) R. I. 61. 62. 63. 64.

[2]) R. I. 55. 56. 57. 58. II. 32. 33.

[3]) R. I. 59. 60. II. 33.

[4]) R. I. 3. 4.

von den russischen Erklärern für den Fürsten Oleg[1]) gehalten wird, geschieht ganz ähnlich der des Dobrynja's[2]), nur ein Lied erwähnt, daß seine Mutter von einer Schlange schwanger geworden ist.[3]) Wol'ga besitzt die Eigenschaft, sich in alle Thierarten zu verwandeln, wodurch es ihm leicht wird, alle seine Gefährten in Jagd und Fischerei zu übertreffen.[4]) Dieser Eigenschaft bedient er sich auch, um einen Tataren- oder Türkenkönig zu besiegen und dessen Hauptstadt einzunehmen.[5]) Auf einer seiner Fahrten, um von den ihm unterworfenen Städten Tribut einzutreiben[6]), begegnet er dem Mikula (Nicolaus) Sel'janinowič (Sel'o = Dorf, Sel'janin = Dorfbewohner) beschäftigt, ein Feld zu pflügen. Er fordert ihn auf, mit ihm zu fahren, kann aber auf seinem Helden-Roß nur mit Noth dem Bauernpferde des Mikula nachkommen.[7]) Mikula erinnert sich, daß er seinen Pflug, der nach einigen Liedern aus Gold ist[8]), aus der Erde herauszuziehen vergessen hat. Wol'ga schickt einige und dann alle seine Gefährten, den Pflug herauszuziehen. Sie alle haben dazu nicht Kraft genug. Wol'ga versucht es selbst, vermag aber auch nicht, den Pflug herauszuheben. Mikula faßt nun den Pflug mit einer Hand und wirft ihn hinter einen Busch.[9])

Von Swjatogor's Tod haben wir unter Il'ja die eine Version mitgetheilt, es giebt aber noch eine andere.[10]) Swjatogor rühmt sich, daß, wenn er den Schwerpunkt der Erde fände, er im Stande sein würde, die Erde selbst aufzuheben. Er findet darauf einen kleinen Sack, den er mit der Lanze aufzuheben versucht. Als dies ihm nicht gelingen will, springt

---

1) K. IV. CXXXV.
2) R. I. 1.
3) R. I. p. 11. 12.
4) R. I. 1. 2.
5) R. I. 1. 2.
6) R. I. 3.
7) R. I. 3. 4. 5.
8) R. I. 4.
9) R. I. 3. 4. 5. II. 1. 60.
10) R. I, 7.

er vom Pferde, ergreift den Sack mit beiden Händen, hebt ihn bis zu den Knien und ſinkt ſelbſt bis zu den Knien in die Erde ein. Vor Anſtrengung fließen nicht Thränen, aber Blut auf ſeinem Geſichte. Je höher er den Sack aufhebt, je tiefer ſinkt er in die Erde ein; endlich ereilt ihn der Tod.

Wir erſehen, daß dieſer in aller Kürze von uns mitgetheilte Inhalt der Lieder aus einer Menge einzelner Heldenthaten beſteht, die von einzelnen Liedern beſungen werden. Dieſe Thaten ſind ihrem Weſen nach von einander verſchieden, für ſich abgeſchloſſen. Diejenigen Abenteuer, die demſelben Helden beigelegt werden, haben augenſcheinlich nur das gemeinſchaftlich, daß ſie eben von demſelben Helden ausgeführt werden, im Uebrigen ſind ſie auch für ſich abgeſchloſſen. Die erzählten Thaten haben nicht einmal viel Aehnlichkeit unter ſich, diejenigen ausgenommen, die auf die Kämpfe mit den Tataren ſich beziehen, deren jede dennoch ein beſonderes Gepräge trägt. Auf dieſe wirre Maſſe von Helden mit ihren Abenteuern paſſen ſo ſehr die Worte des Herrn Steinthal, die er zur Definition der erſten der drei von ihm aufgeſtellten Eposformen gebraucht, daß wir für zweckmäßig halten, ſie hier zu wiederholen. „In der erſten Form werden lauter vereinzelte Lieder „geſungen, jedes Lied verherrlicht eine abgeſchloſſene That, „einen Mythos und bildet ein für ſich beſtehendes Ganzes.“ (Dieſe Zeitſchr. Bd. V. p. 11.) Doch unwillkürlich drängt ſich bei dieſer Definition uns die Frage auf, ob dem dichtenden Volksgeiſt, auf den es ja vor allem ankommt, der ganze Inhalt ſeiner Lieder ſo durcheinander, ſo unverbunden erſcheint, wie uns. Iſt das Volksbewußtſein im Stande, den großen ſich ihr zur Epik bietenden Inhalt in einer Maſſe von vereinzelten, für ſich abgeſchloſſenen Thaten getrennt zu erhalten? Müſſen nicht vielmehr unter dieſen einzelnen Thatſachen gewiſſe Beziehungen entſtehen, die dieſelben verbinden; bilden ſich nicht unter ihnen gewiſſe Verhältniſſe, die, wenn auch nicht ſtark genug ſind, um aus dem großen Chaos eine organiſche Ein-

heit hervorgehen zu lassen, doch ausreichen, um unter den einzelnen Thatsachen eine Verbindung herzustellen. Und wenn die Nothwendigkeit einer solchen Verbindung, eines geistigen Bandes, das das ganze Material der epischen Dichtung zusammenhält, von vorn herein klar ist, so ist es einleuchtend, daß wenn etwas Aehnliches nicht schon in der Natur der Lieder selbst gelegen wäre, der dichtende Volksgeist eine derartige Verbindung hätte schaffen müssen.

Sehen wir uns nach solchen Verbindungen im russischen Volksepos um, so fällt uns vor allem die Stellung Wladimir's in die Augen. Das Volk stellt den Wladimir gar nicht als Helden dar, bei jeder Gefahr verliert er die Geistesgegenwart, verkriecht sich in seinen Pelz und ist bereit, Habe und Frau abzugeben, um nur der Gefahr zu entrinnen.[1]) Sein Reichthum steht dem des Dük und des Sadko nach. Er ist jähzornig, ungerecht, lüstern nach Frauen, man denke nur an Danilo, den er tödten läßt, um sich seiner Frau zu bemächtigen, gierig nach fremdem Eigenthum, man erinnere sich der Kinder des Solovej, die er berauben will, und man zwingt ihn mit Gewalt, das in einer Wette verlorene Geld zu bezahlen.[2]) Die Helden, die um ihn versammelt sind, leisten ihm nur selten persönliche Dienste: sie verschaffen ihm die Braut und gehen auf Jagd für die fürstliche Tafel[3]), die aber auch die ihrige ist. Ihre Hauptheldenthaten verrichten sie selbst meistentheils ohne Wissen des Fürsten. Häufig kommen sie nach Kiev, wenn sie schon berühmt geworden sind, verlangen „ohne Höflichkeit und Art" einen Platz im Gelage und drohen sogar, wie Il'ja, wenn ihnen der Platz nicht gewährt wird oder nicht gefällt, den Wladimir selbst zu tödten.[4]) Wladimir muß sie förmlich um einen Dienst anflehen[5]) und überläßt den Helden, denjenigen zu wählen, der den Dienst ausführt.[6])

---

[1]) R. I. 20.
[2]) K. II. 8.
[3]) R. I. 6.
[4]) R. I. 99. K. I. 29.
[5]) K. I. 60. 61.
[6]) K. I. 146.

Wenn wir aber neben solcher Schilderung von Wladimir doch finden, daß beinahe alle von uns erwähnten Helden sich zu ihm nach Kiev begeben, daß dies Versetzen der Helden nach Kiev so stark ist, daß selbst Helden wie Wassilij, in dessen Erscheinung wir auf jedem Schritte specifischen, die Freistadt Nowgorod charakterisirenden Zügen begegnen, doch zuweilen nach Kiev versetzt werden, so können wir dies Zusammenreihen der Helden um Wladimir weder aus seinen oben geschilderten Eigenschaften, noch aus folgenden Stellen der Lieder (R. I. 271.):

Bei der Ankunft der muthigen Recken
Richtet der Fürst einen prachtvollen Schmaus an,
Bei der Abfahrt beschenkt er sie reichlich,
Giebt ihnen gar unermeßlich viel Gold.

allein erklären. Wir müssen vielmehr annehmen, daß diese Stellung Wladimir's nur aus dem oben erwähnten Bedürfniß der Volksdichter, einen Anknüpfungspunkt für ihre Lieder zu haben, hervorgegangen ist. Aus diesem Grunde fangen die Dichter ihre Lieder am liebsten mit der Beschreibung der Tafel von Wladimir an. Daß aber der Volksdichter gerade Wladimir wählte, geschah, weil der Name des geschichtlichen Wladimir, der durch seine Bekehrung der Russen zum Christenthum wohl am meisten im Volke bekannt war, auf diejenige mythische Gestalt übertragen wurde, die früher, als die Helden noch rein mythisch waren, ihren Mittelpunkt bildete. Dieser mythische Wladimir hat auch in dem jetzigen reichliche Spuren hinterlassen. Noch immer wird er die rothe Sonne genannt und unzweifelhaft tritt diese Gleichstellung in folgenden Versen hervor:

Früh am Morgen stand sie auf,
Vor der Sonne, vor dem Fürsten Wladimir.[1])

Noch bedeutsamer ist das Liebesverhältniß von Wladimir's

[1]) K. II. 99.

Frau zum Bergdrachen Tugarin und der Raub seiner Nichte durch diesen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir hier und in dem Umstand, daß so vielen Helden, dem Il'ja, dem Dobrinja, dem Al'oša, dem Dük die Tödtung des Tugarin zugeschrieben wird, einen Wink auf das frühere Verhältniß der Helden zum mythischen Wladimir erblicken. Das Mythische dieses Vorgängers des jetzigen Wladimir war so stark, daß der an seine Stelle gesetzte geschichtliche Wladimir den hervorragendsten Zug, die Bekehrung der Russen zum Christenthum, — sie wird nirgends in den Liedern erwähnt — verlieren mußte und überhaupt nur wenige geschichtliche Züge behielt. Es fand hier sogar gewissermaßen eine Verschmelzung der beiden in der russischen Geschichte hervorragenden Wladimir statt. Wir sehen nämlich in dem Wladimir der Lieder außer den Zügen, die Wladimir dem I., dem Apostelgleichen, 980 bis 1015, angehören, wie seine Liebhaberei zu den Frauen[1]), seine Liebe zu seiner Umgebung, für die er silberne Löffel anfertigen ließ und achttägige Schmäuse gab[2]), auch die Züge des Wladimir Monomachos, 1053—1125. Wenigstens wird von diesem erzählt, daß er den Stawr aus Nowgorod in das Gefängniß werfen ließ.[3]) Es ist eben nicht ein bestimmter Fürst, sondern der ganz allgemeine Typus eines Fürsten mit den zur Epoche der Theilfürsten, 1054—1230, gehörenden Eigenthümlichkeiten. Das hervorragendste Motiv in der Geschichte dieser beiden Fürsten bildet ihr Verhältniß zur Stadt Kiev. Kiev hat erst durch diese beiden Fürsten seine Bedeutung für Rußland vollständig erhalten, in Kiev fand auch die Bekehrung der Russen zum Christenthum statt; Kiev war die Hauptstadt Rußlands bis zum Emporkommen von Moskau. So wurde der Name der Wladimir im Munde des Volkes auf das Innigste mit Kiev verbunden. Gerade in diesem Verhältniß der Wladimir zu Kiev liegt auch der zweite Grund zu Wladimir's Stellung

---

[1]) Solowiev, Russische Geschichte B. I. p. 171.

[2]) Solowiev, B. I. 206.

[3]) Solowiev, B. II. p. 110. Kostomarov, Die Republiken von Nord-Rußland B. I. p. 53.

als Mittelpunkt der Helden. Kiev war das erste Centrum des geistigen Lebens des russischen Volkes, wie diese Stadt auch jetzt noch durch ihre Heiligthümer den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, das beim Volke mit dem geistigen zusammenfällt, für Gebildete und Ungebildete von ganz Rußland bildet. Nach dieser Stätte lassen nun die Lieder die Helden ziehen, um die dortigen Heiligthümer anzubeten und dann erst um Wladimir zu sehen oder bei ihm zu dienen.[1]) Wladimir ist demnach zum Mittelpunkt der Helden geworden, erstlich dadurch, daß die Geschichte seinen Namen mit der Stadt Kiev verbunden hatte, und zweitens, weil Kiev als Centrum des geistigen Volkslebens Einfluß auf die Volksdichter haben mußte.

Eine andere Verbindung wird dadurch geschaffen, daß den Helden gemeinschaftliche Ziele zugeschrieben werden. Im Allgemeinen lagen den Helden folgende Ziele, Aufgaben ob: die Vertheidigung der christlichen Religion[2]), die Vertheidigung von ganz Rußland und speciell der Stadt Kiev gegen jeglichen Feind[3]), das Ausrotten der Tataren überhaupt[4]), der Schutz der verwaisten Kinder und der Wittwen[5]) und die Vergrößerung von Rußland.[6]) Man sieht schon aus der Natur dieser Ziele selbst, daß sie nicht ursprüngliche sein können und daß sie den Helden, als die älteren Ziele vergessen waren, untergeschoben wurden, um die Helden näher zu verknüpfen.

Als eine dritte Verbindung kann außer der Verbrüderung die Verwandtschaft der Helden untereinander angesehen werden. So ist Wol'ga der Neffe von Wladimir[7]), ebenso wie Jermak, der übrigens auch Neffe des Il'ja genannt wird.[8]) Die Gestalt des Mikula, die ihrem Wesen nach ganz abgesondert erscheint und mit den übrigen Helden gar nichts Gemeinsames

---

[1]) R. II. 132. 135. K. I. 34. IV. 92.
[2]) K. I. 34. 54. III. 49. IV. 92. R. I. 94.
[3]) K. I. 25. 28. 34. 38. III. 40. 43. 47.
[4]) K. I. 8. 38. R. I. 29.
[5]) K. IV. 16. 48.
[6]) R. I. 213.
[7]) R. I. 22.
[8]) R. I. 104. K. I. 61. 65.

hat, — er ist ja kein Held, sondern ein Bauer — wurde doch mit den übrigen Helden verbunden, indem der dichtende Volksgeist die Töchter des Mikula[1]) sich mit den Helden verheirathen läßt: Dobrynja's, Stawr's, Danilo's Frauen sind die drei Töchter Mikula's.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie durch diese Verbindungen die Helden aneinander geknüpft und so miteinander verbunden werden, daß sie nur einzelne Glieder des großen Ganzen bilden, wollen wir untersuchen, ob sich nicht ein ähnlicher Prozeß auch unter den einzelnen Abenteuern der einzelnen Helden nachweisen läßt. Hier stehen an erster Stelle die Charakterschilderungen der Helden, denen wir ziemlich häufig begegnen. Der gegebene Charakter eines Helden beeinflußt die von ihm unternommenen und ausgeführten Heldenthaten. Am deutlichsten sieht man dies bei Dobrynja. Ueberall, wo es nur angeht, wird Dobrynja's Höflichkeit, Redefertigkeit und Art, mit den Menschen umzugehen, hervorgehoben. R. I. 195 heißt es:

> Niemand kann an Art und Redekunst
> Sich mit Dobrynja dem jungen messen;
> Dessen Worte sind gar zuvorkommend,
> Seine Reden sind gar verführerisch,
> Der kann Einen bereden — anlocken.

und K. II. 95:

> Dobrynja ist guter Eltern Sohn,
> Dobrynja ist gesitteter Leute Kind,
> Es versteht Dobrynja gar schön zu reden,
> Zeitig verbeugt er sich, zeitig rühmt er sich.

Wir finden daher den Dobrynja, dem „die Höflichkeit angeboren und anerzogen ist"[2]), als Gesandten verwendet. Selbst wenn Wladimir geneigt wäre, einen Anderen als Gesandten zu

---

[1]) R. I. p. 22.
[2]) K. III. 95

ſchicken, würde er von den anderen Helden davon abgebracht werden, denn das iſt ein Geſchäft, das ſpeciell dem Dobrynja obliegt.[1]) Nur der ſtille, ruhige Dunaj kann ſich darin mit Dobrynja meſſen: „er hat viele Länder kennen gelernt und iſt gar ſehr des Sprechens mächtig.“[2]) Ebenſo hervortretend ſind die Charaktere des Al'oša und des Čurilo. Während Dobrynja und Dunaj beſcheiden, ruhig überlegend auftreten, tritt Al'oša tollkühn, voreilig auf. Er iſt ſtolz und prahleriſch.[3]) Er glaubt mit Schimpfen alles gethan zu haben.[4]) Schon ehe er den Feind trifft, vergeudet er übermüthig ſeine Kräfte.[5]) Höflichkeit und Art waren ihm immer fremd[6]); außerdem liebt Al'oša:

Sich unter fremden Frauen zu bewegen,
Unter jungen Wittwen, ſchönen Jungfern.[7])

Er heißt daher vorzüglich „Frauenbeluſtiger“.[8]) Dieſe letzte Eigenſchaft beſitzt in noch höherem Maße der feine, zierlich ſich bewegende Čurilo.[9]) Wenn er durch die Straßen geht, laufen ihm alle Frauen nach.[10]) Er iſt ebenſo Prahler wie Al'oša[11]), aber ihm fehlt gänzlich die Kühnheit, die den Al'oša nie verläßt[12]), daher wird Čurilo einfach aus der Geſellſchaft der Helden vertrieben:

Geh, treibe dich unter den Frauen und Mägden,
Miſch dich nicht unter uns, ſtarke Helden.[13])

---

[1]) K. I. 48.
[2]) R. I. 88.
[3]) K. IV. 13.
[4]) R. II. 27.
[5]) R. I. 76.
[6]) K. III. 94.
[7]) K. II. 3. 17.
[8]) K. I. 5. II. 5. 12. R. I. 153 ꝛc.
[9]) K. II. 31. R. I. 130. II. 174.
[10]) R. I. 195.
[11]) R. II. 158.
[12]) K. II. 31. 32. III. 65. R. I. 120. 130. 150. 184. 293.
[13]) R. II. 184.

Es kennen ihn nicht die mächtigen Helden,
Es kennen ihn nur Frauen und Mägde.[1])

Nicht so ausgeführt wie diese sind die Typen der übrigen Helden. Il'ja zeichnet sich durch Riesenkraft und Statur aus[2]), der Tod kann ihn im Kampfe nicht erreichen und deshalb wird sein Schicksal als beneidenswerth dargestellt.[3]) Von Wol'ga wird gesagt, daß, wenn er etwas nicht mit Kraft erreichen kann, er es durch List und Klugheit zu Stande bringe.[4]) Den Mikula liebt die feuchte Mutter Erde.[5]) Bei Dük und Sadko wird der Reichthum hervorgehoben[6]), bei Potok die Schönheit[7]), bei Wladimir das Glück.[8])

Das Eigenthümliche bei diesen Charakterschilderungen ist, daß meist mehrere von ihnen zusammen angeführt werden. Als Il'ja von den Pilgern die Kraft bekommt, sagen sie ihm:

Du wirst gewaltig und viel gepriesen sein,
Denn der Tod erreicht im Kampf dich nicht;
Kämpfe aber nicht mit Swjatogor,
Ihn trägt die Erde nur mit Noth,
Kämpfe nicht mit Mikula dem Bauer,
Ihn liebt die feuchte Mutter Erde,
Kämpfe nicht mit Wol'ga Seslaw's Sohn,
Nicht mit der Kraft siegt er, mit der List,
Mit der List, mit der Klugheit.[9])

Noch einschlagender ist eine folgende Stelle. Dunaj prahlt mit seiner Kunst zu schießen auf einem Gelage von Wladimir, seine Frau sagt ihm aber:

---

1) R. II. 150.
2) R. I. 130. 195. K. II. 31.
3) R. II. 174. K. III. 35. R. I. 120.
4) R. I. 135.
5) R. I. 35.
6) R. I. 193. II. 14.
7) R. I. 195.
8) R. I. 120. II. 16.
9) R. I. 8.

Nicht lange weile ich in Kiev,
Habe aber alles in Kiev erfahren.
Niemand übertrifft den Wladimir an Glück,
Niemand den Il'ja an Riesenkraft,
Niemand den Al'oša an Tollkühnheit,
Niemand den Potok an Schönheit,
Niemand den Dobrynja an Höflichkeit,
Niemand den Dunaj an Redekunst,
Niemand den Dük an Reichthum,
Niemand den Čurilo an Zierlichkeit,
Geht er durch die Straßen, laufen ihm die Frauen
nach,
Niemand schießt aber so gut wie ich.[1])

Diese und viele ähnliche Stellen beweisen wohl hinreichend, wie der Sänger erstlich die vielen einzelnen Abenteuer durch den feststehenden Charakter der Helden mit einander verbindet und wie er zweitens die Helden selbst auf dem oben angeführten Wege aneinander reiht, so daß ihm stets der ganze zur Epik sich bietende Inhalt, wenn auch nicht als eine poetische Einheit, doch als ein Ganzes vor Augen schwebt. Darauf wollten wir noch zum Schluß hinweisen.

[1]) R. I. 184. 195. 120. 130.

Berlin, 10. October 1868.

W. Bistrom.

Otto Hölder, Grammatik der französischen Sprache. Stuttgart 1865. (490 S. gr. 8.)

Bernhard Schmitz, Französische Grammatik. Zweite Auflage, neue Bearbeitung. Berlin 1867. (365 S. 8.)

So lange es auch her ist, daß man die Sprache zum Gegenstande der Betrachtung macht, so viel Fleiß man auf das Verzeichnen und Ordnen der Erscheinungen gewandt hat, die in ihrer Gesammtheit die Sprache, und derjenigen, welche je eine Sprache ausmachen — wie viel Unsicherheit herrscht doch noch überall hinsichtlich dessen, was zugleich Ausgangspunkt und Ziel der wissenschaftlichen Forschung sein, was für die Sammlung und Sichtung der Erscheinungen den Rahmen und die Fächer bieten sollte und zugleich durch die Ergebnisse der Sammlung als der Natur der Erscheinungen entsprechend sich erweisen müßte, hinsichtlich der grammatischen Grundbegriffe. Nicht nur ist noch immer die Linie nicht gezogen, die das, was die Grammatik ihr Gebiet nennen darf, schiede von dem, was der Logik anheimfällt, oder kommt es doch unaufhörlich zu unberechtigten Uebergriffen, sondern auch innerhalb der Grenzen, wo das Schalten der Ersteren als einzig zu Rechte bestehend anerkannt ist, vermißt man noch immer in hohem Grade eine strenge Beachtung der Gliederung zweiten Grades, welche bestimmt, wie viel jeder einzelnen grammatischen Disciplin zu überweisen ist. Es kommt als weiterer Grund der Unsicherheit das hinzu, daß man noch immer nicht frei ist von der Neigung, die Erscheinungen Einer Sprache als etwas ins Auge zu fassen, was diejenigen einer anderen bis zu einem gewissen Grade zu decken hätte, eine Sprache als Mittel zur Uebersetzung aus einer zweiten, eine Betrachtungsweise, deren Zweckmäßigkeit beim praktischen Sprachunterrichte nicht geläugnet werden soll, die aber nur zu sehr auch bei der wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes sich geltend macht.

Nur aus dieser Unsicherheit erklärt sich auch, daß zwei Bücher (um bei zweien stehen zu bleiben), welche den nämlichen Gegenstand für so ziemlich die nämliche Klasse von Lesern behandeln, abgesehen von dem Unterschiede, den der ungleiche Umfang mit sich brachte, auf so sehr verschiedenem Wege die gemeinsame Aufgabe zu lösen sich bemühen, und daß beide so viel bieten, was mancher gar nicht darin suchen wird und lieber nicht darin fände, von anderem schweigen, was mancher zu den betrachtenswerthesten Seiten des Gegenstandes rechnet. Sollte nicht gerade eine erneuerte Untersuchung über den Umfang und die Gliederung des Gegenstandes einer französischen Grammatik eine Aufgabe sein, deren vorurtheilsfreie Lösung von der Wissenschaft und von der Schule in noch höherem Grade willkommen geheißen werden müßte, als noch so verdienstliche Bearbeitungen des Gegenstandes in bisheriger Weise? —

Den beiden oben namhaft gemachten Werken gebührt nun wirklich die Bezeichnung verdienstlich, jedoch um ganz verschiedener Vorzüge willen: dem von Hölder als einer nach Vollständigkeit strebenden und wirklich sehr reichen, wenn auch nicht eben gut geordneten Sammlung derjenigen Erscheinungen, welche in einer Formenlehre und Syntax des Neufranzösischen zur Besprechung kommen müssen, dem von Schmitz als einer mit viel Geschick und großer Kenntniß der Bedürfnisse der Schule und des Lebens getroffenen Auswahl des Wichtigsten, was man neben dem Wörterbuche braucht, um das Französische zu sprechen und zu verstehen. Neben dem Wörterbuche! Da wäre nun freilich der Anlaß, auf die Grenzen zwischen Grammatik und Lexikon zu kommen, zu erörtern, ob denn gewisse Fragen dieses oder jene zu beantworten habe, ob z. B. die Thatsache, daß flatter ein transitives Verbum ist, von der Grammatik erwähnt werden solle, ob die Grammatik versuchen solle, Gesetze zu ermitteln, nach denen die Substantiva diesem oder jenem Geschlechte zugehören, ob sie es namentlich im Französischen solle, wo die Verhältnisse, welche den Ausschlag geben, so ganz verschiedener Art sind.

Schmitz beginnt mit einer „Lautlehre“ (— Hölder setzt das hieher zu ziehende voraus —) und führt in diesem Ab-

schnitte mit guter Wahl die wichtigsten Dinge auf, die der Fremde (Deutsche) wissen muß, um richtig zu lesen, woran sich eine gar zu gedrängte und leider auch innerhalb ihrer engen Grenzen nicht befriedigende Uebersicht der Verschiedenheiten des Lautbestandes reiht, die zwischen den lateinischen Wörtern und ihren französischen Nachbildungen bestehen. Die geschriebene Sprache bildet den Ausgangspunkt; Manches erschiene wohl in richtigerem Lichte, wenn die Darstellung den Laut zum Ausgangspunkte nähme, die Buchstaben als Zeichen für Laute, nicht die Laute als etwas sich aus gewissen Buchstaben ergebendes ins Auge faßte; vielleicht dürfte man wohl auch einmal den Versuch wagen, die Aussprache, wie sie im Falle der „Bindung" sich gestaltet, als die reguläre darzustellen. In der angeführten Uebersicht fehlt es vielfach an der richtigen Auffassung der Erscheinungen (in ancêtres hat keineswegs Versetzung der Laute t und c stattgefunden, sondern „Erweiterung des Wortes"; in trahir ist von Erweiterung des Wortes nicht zu sprechen, da h nur graphische Bedeutung hat; in nuit ist Diphthongirung des Vocals nicht anzuerkennen oder doch in ganz anderem Sinne als in bien u. s. w.), an der wünschbaren Sonderung des nur äußerlich Analogen und an der Berücksichtigung der altfranzösischen Zwischenstufe, die hier in vielen Fällen nicht ohne Gefahr irrthümlicher Auffassung sich überspringen ließ; überhaupt ist ein wirklicher Gewinn für den Leser (Schüler) von einer dermaßen eingeschränkten Herstellung des Zusammenhanges zwischen Latein und Französisch kaum zu erwarten. Auch was unter der Ueberschrift „Uebersicht der allgemeinen Buchstabenveränderungen" geboten wird, wird durch allzu große Knappheit der Darstellung, durch Vermengung sehr verschiedenartiger Dinge und durch Beschränkung auf Beispiele, die ganz unerörtert bleiben, der Tragweite des Gegenstandes nicht gerecht. —

Die Lautlehre betreffend, so erscheint bei beiden Verfassern Verschiedenes in die Formenlehre des Französischen hineingezogen, was diese Stellung nur dem Umstande verdanken kann, daß damit Erscheinungen des Lateinischen oder des Deutschen, welche in der That in den Bereich der Formenlehre fallen, eine gewisse scheinbare Congruenz zeigen. Beide sprechen von einem

Comparativ und gar von einem Superlativ der Adjectiva, von Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ (der Ablativ ist wohl nur darum aufgegeben, weil man ihn im Deutschen nicht findet), die jedoch nur in ganz vereinzelten Erscheinungen einigermaßen erkennbar vorliegen, dem Sprachbewußtsein völlig abhanden gekommen sind.

Es ist freilich nicht eben leicht, was in dieser Richtung erstrebenswerth scheint, und manche Bedenken werden wach werden, wann es gelten wird auszusondern, was aus der lateinischen oder aus der deutschen Grammatik oder aus der Logik in die französische Grammatik hineingetragen ist, wann man sich z. B. fragen wird, inwiefern hinter der im Laufe der Zeit eingetretenen Identität der Form noch eine Verschiedenheit der Bedeutung stehen oder mit andern Worten die Anschauung des mit der Sprache operirenden Geistes reicher sein kann als das ihm zu Gebote stehende Material. Aber unmöglich ist doch wohl die Lösung der Aufgabe nicht. Liegt nicht, um noch einmal auf die besondere Frage nach der Berechtigung der Annahme eines französischen Genitivs und Dativs zu kommen, gerade in dem, was Schmitz „pronominalen Gebrauch der Localadverbien" en, y, où (auch dont) nennt, eine Mahnung, die Präpositionen de und à überall voll als solche zu erkennen, auch da, wo man immer noch Genitive und Dative zu sehen meint?

Die Syntax nimmt in beiden Büchern den meisten Raum ein; bei Hölder ist sie ja überhaupt der eigentliche Gegenstand der Darstellung und nimmt die Formenlehre nur parenthetisch und sehr mangelhaft in sich auf. Wir müssen uns hier versagen, im Einzelnen nachzuweisen, in wie viel Fällen Schmitz Erscheinungen zum ersten Male in's richtige Licht stellt, die von seinen Vorgängern entweder ganz übergangen oder nicht in den Zusammenhang gebracht waren, in den sie gehörten, sowie andererseits die Erscheinungen aufzuzählen, um welche Hölders aufmerksamer Blick sein Buch anderen Werken gegenüber bereichert hat. Dagegen verweilen wir gerne bei einigen Einzelheiten aus beiden Büchern, Einzelheiten, die uns neben manchen anderen einer nochmaligen Prüfung bedürftig scheinen.

Zu den Punkten, welche den Grammatikern besondere Schwierigkeit bereiten, weil vielfach die Betrachtung in ganz äußerlichen Dingen das Maßgebende zu finden glaubt und daher auf schwer zu erklärende Ausnahmen stößt, gehört die Stellung des adnominalen Adjectivs; dieser Gegenstand wird von Hölder in wenig befriedigender Weise behandelt: „Gewohnheit, Rhythmus und Wohllaut" behaupten bei ihm in dieser Sache einen Einfluß, der ihnen in Wirklichkeit nicht zukommt. Was spricht auch eine Darstellung des französischen Sprachgebrauches sich selbst für ein Urtheil, wenn sie dem, was sie eben als ein „zur Ehre der französischen Sprache" anzuerkennendes Gesetz hingestellt hat, durch das Zugeständniß einer das Gesetz mißachtenden „Gewohnheit" alle Bedeutung nimmt. In dem wohlmeinenden Eifer, eine allerdings werthvolle Freiheit ja nicht geringfügig erscheinen zu lassen, stellt man leicht die Sache so dar, als könne der Sprechende durch Vor- oder Nachstellen des Adjectivs an der Bedeutung desselben nicht viel weniger als Wunder wirken. Zweierlei ist dabei namentlich im Auge zu behalten: bevor man die von den Grammatikern behaupteten „Bedeutungswechsel je nach der Stellung" als feststehende Thatsachen gelten läßt, untersuche man auf's Neue, ob der Sprachgebrauch guter Schriftsteller zu jenen Satzungen stimmt, und: für die unumstößlich bleibenden Thatsachen suche man einen in der Natur der Sprache liegenden Grund. Was den ersten Punkt betrifft, so ist die verständige Behandlung, welche Schmitz dem Gegenstande zu Theil werden läßt, zwar schon sehr geeignet, den Glauben an die Zuverlässigkeit seiner meisten Vorgänger mächtig zu erschüttern, auch Hölder zeigt eine rühmliche Vorsicht; und doch bleibt bei ihnen beiden noch manche oft wiederholte Behauptung unangefochten, die neu geprüft werden müßte. Honnête vorangestellt soll „ehrlich", nachgestellt „höflich" heißen, und in der That sagt H. de Balzac: Les procureurs du roi ne sont pas seulement d'honnêtes gens; ce sont encore des gens fort honnêtes; leur correspondance est civile u. s. w. Besser kann man nicht beweisen, daß man ein aufmerksamer Schüler eines nicht eben einsichtigen und umsichtigen Lehrers gewesen ist. Aber wie stimmt denn dazu: „La plus vive jouissance

d'une courtisane est, sans contredit, le plaisir qu'elle éprouve à humilier une femme honnête", oder „avec un coeur pur et des inclinations honnêtes", oder „le témoignage de Julie contre l'orgueil humain et son impuissance, même dans les âmes honnêtes, pour opérer le retour à la vertu"? Man sollte auch nicht versäumen, in solchem Falle zu untersuchen, was das Adjectiv dann bedeutet, wenn es weder vor noch nach dem Substantiv steht, sondern prädicativ oder substantivisch gebraucht ist, wie z. B. „ce n'est pas honnête peut-être de laisser nos restes dans le panier" sagt ein Gaukler, dem man in einem Korbe Nahrungsmittel zugeschickt hat, „je n'aperçus rien que d'obligeant et d'honnête dans la curiosité dont j'étais l'objet" oder „mon coeur est trop sensible, mais il est toujours honnête" u. dgl. Es scheint sich daraus zu ergeben, daß das Wort weder durch „ehrbar" oder „ehrlich", noch durch „höflich" gedeckt wird, wohl aber etwa durch „anständig", daß es von Personen oder von Handlungen gebraucht wird, denen Achtung gezollt wird, weil sie den Anforderungen der Sitte oder denen der Sittlichkeit entsprechen. Im siebzehnten Jahrhundert schienen der guten Gesellschaft in Frankreich die Ersteren vor allem wichtig, und so konnte St. Evremond sagen: Honnête homme et de bonnes moeurs sont incompatibles (Guizot, Corneille S. 200) und Moliere's Misanthrop giebt dem, welcher allzu große Bereitwilligkeit zeigt, selbstgemachte Verse in Gesellschaft vorzutragen, den Rath: — N'allez point quitter, de quoi que l'on vous somme, Le nom que dans la cour vous avez d'honnête homme. Aehnliche Bedenken erheben sich gegen die Aufstellungen der meisten Grammatiker, wenn man beim Lesen auf die Stellung und die Bedeutung von propre achtet; vorangestellt soll es „eigen" und nachgestellt „reinlich" und „geeignet" heißen (Schmitz 151, vgl. damit Hölder's Beispielsätze 160 im Text); aber man liest doch bei guten Schriftstellern: „le judaïsme est comme l'oeuf où la religion nouvelle se forma et se nourrit d'abord, avant de vivre de sa vie propre", oder „Roger de Collerye a introduit son caractère propre dans les principes de son école, et c'est là toute son oeuvre

littéraire“, oder „Nous n'avons pas toujours tenu assez de compte du caractère propre et des conditions spéciales de la société française“, wo propre wenn nicht mit „eigen“, doch mit „eigenthümlich“ übersetzt werden müßte. Es genügt nun natürlich nicht, Zweifel an den Aufstellungen der Grammatik zu erregen oder deren Unhaltbarkeit aus dem Sprachgebrauche guter Schriftsteller zu erweisen. Worauf es ankommt, das ist, das Wesen der Erscheinung darzuthun, für das scheinbar Zufällige und Willkürliche einen einleuchtenden Grund zu finden, freilich erst, nachdem für die Untersuchung ein fester Boden gewonnen ist. An diesem Boden, d. h. an einer hinlänglichen Zahl sicherer Beobachtungsergebnisse, fehlt es mir in diesem Augenblicke; gleichwohl mag hier der Versuch gemacht werden, der Erscheinung auf den Grund zu gehen; ein ersprießliches Beobachten wird ja hinwieder nur möglich, wo der Blick sich auf das Wesentliche zu richten durch eine leitende Anschauung bestimmt wird. Daß Vinet's Urtheile „l'esprit place l'épithète après le substantif, et l'âme la place plus volontiers devant“ eine richtige Beobachtung zu Grunde liege, wird sich aus dem Folgenden ergeben; es leuchtet aber ein, daß es bei seiner Orakelhaftigkeit weder dem praktischen, noch dem theoretischen Bedürfnisse genügen kann.

Zwei Vorstellungen, die eines Gegenstandes und die einer Eigenschaft, treten im Falle der Voranstellung wie in dem der Nachstellung des Adjectivs in Verbindung unter sich. Tritt die Vorstellung der Eigenschaft zuerst ins Bewußtsein, so wird ihr mehr Freiheit, eine geringere Bestimmtheit ihrer Elemente zukommen als im umgekehrten Falle; kein Element ist ausgeschlossen, keines tritt in den Vordergrund; mit ihrem Eintreten erwacht aber zugleich der Drang nach der Vorstellung des Gegenstandes, mit dem sie sich verbinde, da sie an sich einen befriedigenden Inhalt nicht bietet; diese zweite Vorstellung nun nimmt unter ihre Bestandtheile jene bereits ins Bewußtsein getretenen mit auf und zwar in innigster Einverleibung und erfährt dadurch vielfach wesentliche Modificationen, indem ihre Elemente den bereits ins Bewußtsein getretenen sich anbequemen müssen, Unverträgliches, das sich darunter befinden sollte, aus-

geschlossen, Alles gleichsam in dem Lichte angeschaut wird, das von der ersten Vorstellung ausstrahlt. Wenn gesagt wird un méchant vaisseau, so tritt zuerst die sehr wenig bestimmte Vorstellung des Untauglichen, Nichtsnutzigen, Mangelhaften ins Bewußtsein, und die nachfolgende Vorstellung des Schiffes wird nun jedenfalls von den Elementen, die sie sonst umfaßt, einige aufgeben, das Schiff wird nun das rasch und sicher tragende, das saubere, das schlanke, leichte nicht mehr sein; sage ich vollends: un soi-disant, un prétendu poète, so bleibt von den Elementen der Vorstellung von einem Dichter nur das eine eines Wesens, das unter Umständen poète genannt wird; man sieht, daß un poète prétendu nimmer bedeuten kann was un prétendu poète; es würde bei Anwendung der ersteren Ausdrucksweise eine Vorstellung ins Bewußtsein gerufen und nachher gleichsam wieder hinausgetrieben.

Ist die Vorstellung vom Gegenstande zuerst im Bewußtsein, so fällt einmal jenes Drängen nach der zweiten meistens weg, da die erste eher ein befriedigender Inhalt ist; diese entfaltet die ganze Fülle ihrer Elemente ungehemmt, und tritt nun die zweite hinzu, so gesellt sich zu dem bereits Vorhandenen etwas Neues, doch nichts, was nicht in mehr äußerlicher Weise die erste Vorstellung bestimmte, nichts, was das eigentliche Wesen derselben umgestaltend ergriffe; des vers méchants sind etwas, dem Niemand den Namen vers streitig machen kann, während de méchants vers etwas sind, was man vers gar nicht nennen sollte. Umgekehrt werden im Falle der Nachstellung des Adjectivs von den Elementen der Eigenschaftsvorstellung einige in den Hintergrund treten und nur diejenigen übrig bleiben, welche sich mit denen der Gegenstandsvorstellung vertragen. Der méchant musicien ist möglicher Weise ein guter Mensch, aber ein schlechter, d. h. kaum ein Musikant; des musicien méchant Recht auf den Namen eines Musikanten kann ich nicht anfechten, wenn ich selbst ihn ohne Einschränkung so nenne; ich werde also méchant jetzt anders nehmen; es ist jetzt nicht mehr „das, was billigen Anforderungen nicht entspricht“, sondern enger „das, was gewissen, besondern Anforderungen nicht entspricht, die noch übrig bleiben,

nachdem den an den Musikanten gestellten genügt ist", z. B. denen nicht, welchen der Vater oder der Mensch im Verkehr oder der Christ nachkommen soll, also vielleicht „hart" oder „boshaft" oder „böse". Damit scheint mir auf das Wichtigste von dem hingewiesen zu sein, was bei der Stellung des Adjectivs, geschehe sie mit oder ohne Bewußtsein, den Ausschlag giebt; erklärt zu sein, warum die phantasievolle, die dichterisch anschauende Auffassung der Dinge die Voranstellung des Adjectivs bevorzugt, die verstandgemäße, abstrahirende, scheidende die Nachstellung, und in wiefern ein Wechsel der Bedeutung je nach der Stellung beim Adjectiv eintreten kann. Dagegen behaupte ich nicht, daß nicht andere als die berührten Verhältnisse (nur vor dem Wohllaut sei gewarnt!) bestimmend einwirken können oder daß nun auch bereits jedes einzelne Vorkommen von Bedeutungsmodification erklärt sei. Noch Manches wird in Betracht zu ziehen sein, zu dessen Erörterung es mir hier an Raum und theilweise an gesammeltem Material fehlt.

Auch der sogenannte Theilungsartikel oder partitive Genitiv (in de fautes soll der „Genitiv des Theilungsartikels" vorliegen, während darin weder Genitiv noch Artikel irgend zu bemerken ist; in de grosses fautes ist de Theilungsartikel; Schmitz ist übrigens das Bedenkliche des Namens nicht entgangen) dürfte wohl eine von außen, vom Standpunkte anderer Sprachen in die französische hineingetragene Sache und eher bei Besprechung der Präpositionen zu behandeln sein.

Die in „il a les yeux bleus" vorliegende Construction ist wieder genau genommen eher lexikalischer als grammatischer Natur; nicht die Anwendung des bestimmten Artikels, nicht die Nachstellung des Adjectivs ist das Eigenthümliche und für den Deutschen Bemerkenswerthe daran, sondern die Construction von avoir mit dem Accusativ eines „vorausgesetzten" Objects und einem Adjectiv, das dessen Beschaffenheit bezeichnet und mit jenem congruirt. Sätze wie der angeführte sind zusammen zu behandeln mit solchen wie: Pour de l'esprit, elle n'en manque pas; elle l'a même assez cultivé, Gilblas IV. 6, il a le génie d'une si vaste étendue, ebenda XI. 2; il eut son cheval tué sous lui u. dgl.

Manche Einzelheiten könnten noch mit Lob und mit Tadel hervorgehoben werden; Tadel verdient z. B. bei Schmitz S. 133 die Wahl der Beispiele zu der Regel, daß das von einem Infinitive regierte tonlose Fürwort zu den jenen Infinitiv regierenden Verben fair, laisser, voir, entendre statt zum Infinitive tritt; denn in „je l'ai fait venir, je l'ai vu partir, je le sentis venir de loin" ist das Pronomen eben nicht vom Infinitiv regiert; passende Beispiele würden sein: je lui ai fait annoncer, le hasard me l'a fait rencontrer; dabei war übrigens zu bemerken, daß das Zusammentreffen zweier tonlosen Fürwörter vor jenen Verben vermieden wird, wenn nicht wenigstens das eine derselben sich entweder als Dativ oder Accusativ durch seine Form zu erkennen gibt, so daß über den Casus des anderen kein Zweifel möglich ist; neben das obige „me l'a fait rencontrer", wo le nur Accusativ sein kann, für me also nur Dativbedeutung bleibt, stellt sich: „le hasard qui m'a fait vous rencontrer" A. de Musset, Comédies I. 403 oder „quel dessein vous fait me demander", Polyeucte IV. 3, wo bei der Nebeneinanderstellung von vous und me sich Zweifel über das Casusverhältniß jedes der beiden Fürwörter erheben könnten.

Berlin, Mai 1868.

Adolf Tobler.

Die dichterische Phantasie
und
der Mechanismus des Bewußtseins.

Von

Hermann Cohen, Dr. phil.

Ἔστι γὰρ φύσει ποιητικὴ ἡ ξύμπασα αἰνιγματώδης
Plato, Alcib. II. p. 147. B.

Die Frage nach dem Ursprung der Poesie gehört zu den anziehendsten im Bereiche der Culturgeschichte, aber, wie jede Frage nach dem Ursprung, zu den schwierigsten. Die Keime der dichtenden Production, die Anfänge der dichterischen Form der Vorstellungen sind, wie alle Elementarbildungen, schwer aufzufinden, schwer als solche zu erkennen; und wer einmal auf den Proceß der Zerlegung eingegangen ist, der wird schwerlich bei irgend welchen einfachsten Formen stehen bleiben. Zu diesen gemeinsamen Schwierigkeiten einer jeden Entwickelungsgeschichte tritt für die Frage nach dem Ursprung der Dichtung eine neue, dieser eigenthümliche.

Nicht nur auf den Gemeinplätzen der modernen Bildung, auch innerhalb der gelehrten Fachgenossenschaft hat sich die energische Einsicht noch nicht befestigt, daß in keinem Denkprocesse, welches Ansehen er immer habe und wie dunkel auch sein Ursprung sei, eine Schöpfung gegeben sein könne.

Man glaubt noch immer, — zwar nicht in mythischer Naivetät, sondern wie es der gebildete Geist vermag, in allerlei Vertretungen und Verhüllungen, — es könne eine Weisheit mit Einem Schwunge gewappnet aus dem Haupte springen, während doch ein jedes Erzeugniß des Geistes, sofern es durch einen Proceß im Bewußtsein entsteht, gegründet sein muß in früheren Vorstellungen, die in unaufhörlichen Anziehungen

und Abstoßungen wirken. Ja, was noch schlimmer ist, man hält den Zweifel an der Gunst des Augenblicks, an dem Götterschooß des Genius für ebenso barbarisch als unfruchtbar, und läßt sich an dem schönen Satze genügen: „das genie sprudelt wie ein brünnlein an verborgener stelle, und seine niedergänge und steige weiß doch niemand."*) Weil man aber an die Schöpfung des Genius in unkritischer Weise glaubt, darum ist man in der Erforschung des Wesens wie des Ursprungs der Dichtung bei der ästhetischen Kritik stehen geblieben, über die schon Göthe, der von ihr Gefeierte, in den „Maximen" unbefriedigt abgeurtheilt hat: „Das Was des Kunstwerks", sagt er, „interessirt die Menschen mehr als das Wie; jenes können sie einzeln ergreifen, dieses im Ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt. Die Frage, woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand Etwas."

Wie wird aber und wirkt die Totalität der Dichtung für das psychologische Bewußtsein, und wie erfolgt der psychische Proceß des Dichtens? Diese Fragen sind in princip-strenger Fassung nicht gestellt, geschweige gelöst. Inzwischen ist es verdienstlich zu sammeln und zu sichten, wie das Was der Dichtung, das Material, sich Stein an Stein gefügt: aber diese verdienstlichen Bestrebungen erschöpfen die Aufgabe der Kritik nicht, sondern können sie nur von außen fördern. Die Quelle des Irrthums über den wahren Ursprung der Dichtung wird durch diese Art der Kritik dessen, was an der literarischen Oberfläche liegt, nicht vergraben.

Wenn man an die Mythen denkt, unter denen man früher das Räthsel genialer Gedankenbildungen formulirt hat, so könnte man meinen, diese Zeiten seien längst überwunden; aber bei schärferer Beobachtung will es scheinen, als ob in Wahrheit nur die Schlagwörter, die Formen der Räthselaufgabe gewechselt seien. In den glückseligen Zeiten, da der Mythos

*) Grimm, Kl. Schriften II., S. 240.

blühte, galt die Poesie als ein Geschenk der Götter, bald von Natur und für immer gegeben, bald im Momente der Begeisterung empfangen. Bei allen alten Völkern ist der Dichter Sänger und Weissager und die Dichtung ist eine göttliche Gabe, bei Homer wie bei den Angelsachsen. Woher dieser Glaube? Buckle meint, er habe seinen Ursprung in der Thatsache, daß „die Dichter zugleich Priester waren". Dies ist nun zwar nicht durchgehend nachweisbar, aber doch in soweit richtig, als der Sänger (vates) zugleich Weissager und Weissager auch der Priester war. Nun war auch die Dichtung ein heiliges Geschäft, das die großen Ereignisse des Lebens, die ernsten wie die frohen, feiern mußte. Diese Umstände mögen wohl den Heiligenschein für den Dichter mitgewoben haben; aber sie können, allein genommen, ihn nicht erklären. Der Grund liegt tiefer.

Man versetze sich nur in das Bewußtsein des Rhapsoden, wenn er eine lange Reihe von Versen sang. Wie mußte er sich zu diesem Besitze gelangt glauben? Er hat das Epos von keinem Einzelnen empfangen, sondern vom Volke; die Tradition ist eine fließende, nicht an bestimmte Geber anknüpfbare. Anders verhält sich das Kind, dem wir eine Geschichte erzählen: hier ist die Mutter, der Vater dem unmittelbaren Bewußtsein des Kindes als Erzähler gegenwärtig; am Munde des Erzählers hängt das mitempfindende Kind und kennt so die Quelle, den verantwortlichen Urheber der Geschichte. Nur so und nur deshalb kann das Kind den Erzähler bitten, unter Thränen bitten, das Schicksal der Prinzessin zu ändern, wenn es ihm in der für sein Bewußtsein von der Vorsehung, der Weisheit und Güte des Erzählers abhängigen Form wehe thut.

Aehnlich und doch anders bei dem alten Dichter. Der epische Sänger steht anders zu seinem Sange: er kennt den Quell nicht, aus dem ihm das Lied zugeströmt ist, und wie er in seinem Geiste ein ganzes Gedicht umfassen und einzeln entrollen könne, das er doch nicht ungetheilt überschauen kann — das ist und bleibt ihm unbegreiflich. Und es muß ihm unbegreiflich bleiben, denn jeder größere Zusammenhang von Gedanken wird nur dann nach seiner inneren

Möglichkeit begreifbar, wenn man ganz allgemein von einer sogenannten Kraft Ahnung hat, vermöge welcher dieser wunderbare Zusammenhang hergestellt wird. So lange man aber die psychologische Kategorie *Gedächtniß* in ihrer rohesten Form nicht kannte, war keine Möglichkeit gegeben, eine *Combination* von Gedanken aus dem Menschen selbst erklären zu können: es mußte wie alles Große, Unbegreifliche von den Göttern stammen. *Ist doch dieser Ausdruck nur die positive Scheinform für das inhaltig negative Urtheil: nicht aus dem Menschen.*

Man kann nun fragen, ob es wirklich Zeiten gegeben habe, denen die Kenntniß von einer seelischen „Kraft“, welche die einzelnen Vorstellungen bindet und festhält, vollständig gemangelt habe. Diese für den Psychologen gar nicht auffällige Thatsache wird uns in den ältesten Mythen unzweifelhaft erwiesen. Ein Dichter sieht sich in seinem *Eigenthum* gefährdet, weil sich das Gedächtniß eines Andern seiner Lieder bemächtigt hatte. (*Grimm*, Deutsche Mythologie S. 863.) Daß durch das Gedächtniß diese legitime Aufnahme fremder Vorstellungen möglich sei, diese Erkenntniß ist dem ältesten Dichter durchaus verschlossen.

In die griechische Welt wird die Vorstellung des Gedächtnisses erst von *Simonides* eingeführt. Nach ihm hat *Plato* die μνήμη als diejenige Thätigkeitsform der Seele entwickelt, welche den Proceß der Sinneswahrnehmungen allererst zu einem *psychischen* macht; sie „*rettet*“ nach Plato's glücklichem Ausdruck im Philebus, die vielen Wahrnehmungen für das einheitliche Bewußtsein. Darum nennt er sie *Rettung der Wahrnehmung* (σωτηρία τῆς αἰσθήσεως). So lange aber die Kenntniß dieser Kategorie gar nicht vorhanden war, mußte jene wunderbare Reihe wohlgefügter Sätze, in der schon die ersten Dichtungen vorgetragen wurden, als außerhalb der menschlichen Möglichkeit liegend, als ein Geschenk der Götter angesehen werden.

Wie weit glaubt man in unseren erleuchteten Zeiten jene Naivetät überholt zu haben! Nun freilich, göttliche Inspiration in unfigürlichem Sinne nennt man die „Schöpfung“ des Dichters

nicht mehr; der Dichter ruft auch nicht mehr in religiösem Ernste die Muse an, daß sie das Werk mit ihrem Geiste anhauche; aber die mythische Vorstellungsweise hat sich doch nur in nicht minder dunkle Kategorieen versteckt, sie hat eine andere Form angenommen, ist auf eine dem Namen nach andere Substanz übertragen worden. Aus dem Gotte ist der Genius geworden, und aus der Muse — das wird sich sogleich zeigen. Die Vorstellung der Schöpfung, der Ausdruck wissenschaftlicher Rathlosigkeit, ist geblieben. Nun kann das freilich gar nicht Wunder nehmen! Empfinden wir doch Alle unvermeidlich das Werk des Meisters in so energischer Realität, wie irgend ein wirkliches Ding, eine Person, die unter uns lebt. Ja, welchen Menschen kennen wir so genau, so durchaus erschlossen, wie den Hamlet oder den Faust? Die Charaktere der Dichter tragen, wie Göthe von Shakespeare sagt, ihr Herz in der Hand, sie gleichen Uhren, deren durchsichtiges Zifferblatt das ganze Triebwerk sehen läßt. Wenn je das Allgemeine in dem Besonderen durchsichtig erscheinen kann, so ist es in dem Werke des Künstlers, in der Gestalt des dichterischen Helden. Denn noch mehr als in dem physikalischen Versuche können in dem Werke der Kunst alle Bedingungen abgeschieden werden, welche die Entwickelung eines besonders darzustellenden Processes stören könnten. Daher liegt etwas Wahres in dem Satze, der Mensch der Dichtung offenbare den Gattungscharakter des Menschen. In der Natur nämlich läßt sich die Wirksamkeit einer isolirten Kraft, d. h. einer scharf begrenzten Gruppe von Erscheinungen nicht leicht darstellen: da herrscht immer das Gesetz der vielen Ursachen. Wegen dieser Abstraction des Künstlers aber auf eine begrenzte Reihe von Erscheinungen wird das Kunstwerk fest umrissen, allseitig anschaubar, und dieser eindringliche Schein verleitet wieder zu dem Vorurtheile, daß die Dichtung eine Schöpfung sei, die ihren Grund in eigenen poeto-logischen Gesetzen habe.

Sind somit die Ansichten der genießenden Kunstempfänger einer gefährlichen Verwirrung ausgesetzt, so wird dieselbe durch die ebenso natürlichen Anschauungen der Dichter selbst von dem Wesen ihres Schaffens noch erhöht. Befindet sich doch der

moderne Dichter fast in der gleichen Lage wie der alte Rhapsode; auch er weiß nicht, wie es zugeht, daß er dichte; auch er kennt den psychischen Proceß nicht, in dem er dichtet: er muß deshalb den im Grunde gleichen Mythos hegen und für eine womöglich wissenschaftliche Erklärung halten. Man höre Schiller's eigene Worte: „Dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen .... es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und alle Geschlechter der Menschen." Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich! Also sind die Einfälle des Genies, als Eingebungen eines Gottes, Eingebungen der gesunden Natur. Was ist aber die „gesunde Natur"? Sollen wir bei der Physiologie die Antwort suchen? Was jedoch den Schlußsatz von dem Gesetzeswerthe der Gefühle des Genies betrifft, so weiß man: jede unklare Erkenntniß hat ihren Kanon und ihr Dogma.

Es hat wohl einiges Interesse zu beobachten, wie Schiller unter der Hand den Ursprung der genialen Entdeckung verschiebt. „Die verwickeltsten Aufgaben", sagt er an ebenderselben Stelle, „muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung." Nun ist aber gerade das Ei des Columbus ein Exemplum gegen diejenigen, welche die Schwierigkeit einer „genialischen Entscheidung" unterschätzen und die „Leichtigkeit" derselben behaupten!

So sehr nun aber die Dichtung selbst ihrer äußeren Erscheinung und ästhetischen Wirkung nach den Dichter wie den Hörer zu dem Glauben an ihre eigenartige Natur verleitet, so wäre dieser Glaube doch längst zerstört, wie er längst erschüttert ist, wenn man ihn nicht durch eine unbezweifelte psychologische Kategorie legitimirt hätte. Mangelhafte Psychologie ist es in den neueren Zeiten wie in den alten, die das Wesen der Dichtung verkennen ließ. Dort fehlte das Gedächtniß,

hier wird jenes große Gebiet des Vorstellens, das wir die Kunst nennen, vertreten durch — die Phantasie.

Nun sind alle Fragen nach der Möglichkeit der Dichtung mit Einem Zuge abgeschnitten. Die Muse Phantasie löst alle diese Räthsel, wie nur irgend eine psychologische Kategorie einen psychischen Vorgang erklärt. Hier liegt der Grund des Uebels. Es ist nicht die Absicht, auf diese Frage, welche in die tiefsten Probleme der Psychologie eingreift, an diesem Punkte mit der Ausführlichkeit einzugehen, welche die Wichtigkeit der Sache fordert: der Leser werde nur daran gemahnt, daß er über das Wesen eines psychischen Processes Nichts weiß, wenn er eine Substanz erfunden, von welcher dieser nach wie vor unbekannte Proceß ausgehen soll.

Damit man aber den klaren, wissenschaftlichen Werth dieser bisher unbezweifelten Kategorie in eine strengere Erwägung zu ziehen sich gewöhne, will ich hier, ohne der eingehenden Untersuchung dieses Problems vorgreifen zu wollen, eine kleine Musterung über einige neuere Ansichten vom Wesen und Wirken der Phantasie halten. Vischer's Aesthetik führe den Reigen. Doch zuvor wenige Worte. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich gegenüber den anderweitigen großen Verdiensten, die die bisherige Aesthetik sich erworben hat, in der Kritik derselben an dieser Stelle einseitig vorgehe; daß besonders das Werk F. Vischer's eine in die Tiefe des Standpunktes eindringende Würdigung fordert: aber ich glaube unter der ausdrücklichen Einschränkung, nicht das ganze Werk beurtheilen zu wollen, vom Standpunkte der psychologischen Analytik aus an einem einleuchtenden Beispiele zeigen zu dürfen, was wir von jener „Wissenschaft des Schönen" an psychologischer Klärung empfangen.

Nur durch die rückhaltlose Kennzeichnung des wissenschaftlichen Standes einer Frage kann die Kritik zunächst ihr Recht geltend machen: so lange der Nothstand nicht unwiderleglich veranschaulicht und allseitig zugestanden ist, weist man die Kritik mit der Substanz der gegebenen Verhältnisse ab. Darum muß man zunächst und allererst die Halbheit, die Lückenhaftigkeit jener sogenannten Substanz darlegen und die Unzu-

friedenheit mit dem gegebenen Zustande des Wissens aufreizen. So lange die Ungeduld nicht rege geworden ist und das Gefühl, daß es anders werden muß, geweckt hat, bleibt jeder Versuch erfolglos, die gelehrten Verdichtungen aufzulockern; der Kritik wird die Spitze abgebrochen und die Wissenschaft schleicht ungefördert in den alten Gleisen.

Man höre Vischer über die Phantasie: „Das Schöne kann nunmehr bestimmt werden als eine Vorausnahme des vollkommenen Lebens, oder des höchsten Guts durch den Schein. In der Anmerkung braucht, da kein Grund ist, hier zu spannen und zu überraschen, wie in einem Roman (wie verrätherisch für die wissenschaftliche Stimmung sind diese Worte!), nicht verschwiegen zu werden, daß dieser Act die That der Phantasie ist. Sie sistirt den unendlichen Fluß und drängt ihn auf Einen Punkt, bannt ihn in die Einzelheit und vollzieht so die große Anticipation, durch welche je auf einem bestimmten Punkte vollendet erscheint, was nie und immer, nirgends und überall sich vollendet." *)

Heißt das nicht Phantasie mit Phantasie erklären? Eine dunkle Gruppe von Vorstellungen wird herangewälzt, die sich an die ästhetischen Gefühlshüllen unserer Gedankenkreise anschmiegt, — — um in Jener Sprache zu reden; aber wo ist da eine Spur von ernstem Streben nach Einsicht und Verständniß, von unbefangenem Eingehen in die Schwierigkeit der Sache nach der theoretischen, der erkenntniß-theoretischen Seite? Und das sagt man in einer Metaphysik des Schönen! Dabei nennt Vischer selbst die Phantasie ein Räthsel und erkennt die Nothwendigkeit, sie metaphysisch zu entwickeln. „Allein das Räthsel der Phantasie kann nicht gefunden werden, wenn nicht zuerst metaphysisch entwickelt ist, wie hinter ihrem Schein eine Wahrheit liegt, wie im großen Ganzen sich allerdings verwirklicht, was sie als Einzelnes vorzaubert, — oder: das Urbild kann durch die Phantasie nicht in Eins zusammengezogen werden, wenn es nicht außer ihr im unendlichen Ganzen wirklich ist und zwischen den Dingen schwebend sich

*) Aesthetik I. S. 145.

unabsehlich hindurchzieht. Die Phantasie schaut diesen schwebenden Geist, wie ein geistreicher Leser zwischen den Linien liest. Dieser objective Grund der Möglichkeit der Phantasie ist nun, nachdem §. 10 und 13 als Thesis aufgestellt war, entwickelt" u. s. f.*) Man sieht, daß das Räthsel der Phantasie bei den Absolutisten der Idee nur in der allgemeinen Form der gedanklichen Selbstbewegung auftaucht, um sofort in dem „objectiven Grunde der Erscheinung", in dem „Urbilde" seine „metaphysische" Lösung abzufinden.

Wenn wir jedoch eine psychologische Lösung dieses Räthsels wünschen, so ist zu sagen, daß in der Psychologie selbst, sogar bei den Herbartianern, diese Kategorie nicht abgethan, nicht aufgelöst ist. Zwar weiß man, daß die Phantasie nur eine Form der Association der Vorstellungen ist, aber sie gilt doch immer als eine besondere „Fähigkeit der Seele". Und wenn wir auch diesen Ausdruck nicht drängen wollen, so gilt sie doch immerhin als ein brauchbarer, ja unentbehrlicher Gattungsbegriff.

Aber für die Arten, welche nach der seit Jahrhunderten üblichen Klassification in der Phantasie zusammengehen, ist diese auch kein guter Gattungsbegriff. Es gilt eine vollständige Auflösung dieses Culturgebietes in die ursprünglichen psychischen Processe, die in ihm krystallisirt sind; nur so wird eine heilsame Ausscheidung der fremdartigen und eine förderliche Zusammenordnung der verwandten Processe möglich. So lange dies nicht geschehen, erscheint die Phantasie, so sehr man sich in den principiellen Erörterungen dagegen wehrt, nichtsdestoweniger in den Detailentwickelungen als eine starre Potenz der Seele, von welcher gelegentlich auch wohl durchaus verschiedene Processe auslaufen.

Ich will hierfür aus Drobisch's empirischer Psychologie einen Beleg anführen. Nach Drobisch ist die Phantasie „die Fähigkeit der Seele, den Vorstellungen die freieste Beweglichkeit zu ertheilen, sie hierdurch in die mannigfachsten Berührungen zu bringen und durch diese neue Ver-

---

*) Ib. S. 146.

bindungen zu vermitteln."*) Ich kann die Sache jetzt nicht zum vollen theoretischen Austrag bringen, darum will ich nur auf die Anschauungsweise aufmerksam machen, nach welcher die Phantasie im Vertrieb der Vorstellungen gleichsam das besondere Amt hat, „neue Verbindungen zu vermitteln." Man wird die Deutung zur Hand haben, daß mit dieser Annahme der Phantasie als einer so bewandten Fähigkeit der Seele, nichts Anderes gemeint sei, als die Subsumtion gewisser zu erklärender Erscheinungen unter eine allgemeine Kategorie. Aber um diesen Punkt gerade dreht sich aller Streit:

daß die Erklärung psychischer Erscheinungen nicht gesucht werde in der Subsumtion derselben unter das bequeme Dach eines Gattungsbegriffes, sondern daß die psychischen Processe selbst aufgelöst werden in ihre elementarsten Formen, in die einfachsten Vorgänge des Bewußtseins.

Wenn die Phantasie jene psychische Erscheinung erklären soll, welche sich in der mannigfaltigen Complication der Vorstellungen darbietet — dies wäre doch die nachgiebigste Deutung der angeführten Bestimmungen —: dann, ja dann erklärt die Phantasie Nichts; denn neue Verbindungen und mannichfaltige Berührungen zeigen sich in den Vorstellungen aller Art, nicht nur in den phantasiehaften. Dann überdacht die Phantasie die Mathematik nicht minder als die Poesie. Insofern sie aber beide erklärt, erklärt sie nicht die Poesie, die Kunst. Und doch soll sie ein „particuläres Talent" sein, worauf allein ihr Anspruch beruht, als psychologische Kategorie gelten zu dürfen. Wie formalistisch übrigens Drobisch auch dieses „particuläre Talent" substantialisirt, das ersehe man aus folgender Stelle: „Die Phantasie eines Dichters kann die glänzendste sein da, wo es gilt, menschliche Zustände zu schildern, aber es kann ihm dabei ganz und gar an musikalischer Phantasie gebrechen."**)

Dies ist aber durchaus nicht befremdend; das Gegentheil

*) S. 288.

**) Ib. S. 102—103.

müßte auffallen. Sind doch die musikalischen Bewußtseinsformen andere als die dichterischen Vorstellungen: wie sollte die Form der Bewegung in jenen beiden verschiedenen Gattungen von Formen des Bewußtseins die gleiche und in beiden Individuen nothwendiger Weise anzutreffende sein?

Diese falsche Substanz, diese untergeschobene psychologische Kategorie trägt den schwersten Theil der Schuld an der argen Verwirrung, welche noch jetzt über die psychologische Natur der Dichtung im Schwange ist. Diese leicht fertige Substanz hat die Frage im Keime erstickt, welche vom Standpunkte des psychologischen Mechanismus aus gegen die „Schöpfung des Genius" gestellt werden muß und so natürlich sich erhebt. Und doch war es bereits Herbart selbst, der in klaren, eindringlichen Worten vor der falschen Verallgemeinerung gewarnt hat. „Ueberall", sagt Herbart, „werden die obersten Gattungsbegriffe mit der größten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Specielle und die genaue Beschreibung des Einzelnen; und doch ist es eben dies, worauf in einer empirischen Wissenschaft Alles ankommt! Oder hat schon Jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern, in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren äußere? Was den Verstand der Frauen, der Künstler und der Logiker unterscheide?"

Ehe ich nun dazu übergehe, dieser Mahnung folgend, auf die Einzelerscheinung der Phantasie in der Dichtung zu achten und ihren Ursprung nach der Methode des psychologischen Mechanismus zu entwickeln, scheint es gerathen, die Ansicht eines Mannes über diese Frage zu beleuchten, der trotz der gewichtigsten Einsprache in unverhohlenem Ansehen steht: Henry Thomas Buckle.

Das Buckle'sche Werk „Die Geschichte der Civilisation in England" hat auch in Deutschland das allgemeinste Aufsehen erregt; und obwohl der Uebersetzer, Herr Arnold Ruge, die deutsche Gelehrtenwelt darauf gefaßt gemacht hat, daß Buckle mit der nachkantischen Entwickelung der deutschen Philosophie durchaus unbekannt geblieben sei, so

hat dennoch selbst der erste Theil des Werkes, welcher die allgemeine Einleitung und die Principienlehre einer neuen Culturgeschichte enthält, sogar manches kritischere Auge durch die imponirende Masse des ordnungsvoll zusammengeschichteten Materials und den Freimuth der sittlichen Forschungsziele geblendet. Es ist meine Absicht nicht, eine theoretische Untersuchung über die Bedeutung der Buckle'schen Principien, über das, was seine „socialen Naturgesetze" für Jemand zu bedeuten haben, der sich nach einer ächten Culturgeschichte sehnt, bei dieser Gelegenheit anzustellen: vielleicht führt es bequemer zu dem sicherlich nicht ungerechten Ziele, die bis jetzt fast nur bewundernde Leserwelt in eine verständig wachsame Lectüre dieses überaus anregenden Werkes einkehren zu lassen, wenn die Prüfung der Methode Buckle's an einzelnen Ergebnissen seiner Forschung vollzogen wird.

Was nun seine Ansicht vom Wesen und dem Ursprung der Dichtung betrifft, so sehen wir ihn nur theilweise in den Irrthümern befangen, welche ich als die gefährliche Disposition zu der allgemein herrschenden unkritischen Betrachtungsweise gekennzeichnet habe. Von einem ästhetischen Cultus des Genius ist er frei, und durch die ganze Richtung seines Geistes und seiner Studien mehr geneigt, auf die realistische Forschung die geistige und sittliche Förderung der Menschheit zurückzuführen, als auf die beliebte moralische Wirkung der Werke der Phantasie. Wir erkennen in diesem Punkte eine auffallende Aehnlichkeit Buckle's mit seinem großen Landsmanne Bacon. Ich werde auf diese interessante Aehnlichkeit zurückkommen. Buckle's Grundgedanke, die Schicksale wie die Thaten des Individuums seien in ein allgemeines, allbefassendes Gesetz einzuordnen, hat ihn vor einer dithyrambischen Feier des Genius als einer eigenartigen Natur glücklich geschützt. Wenn wir bei unseren großen Dichtern eine schiefe Auffassung von dem Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit gewahren, so sehen wir Buckle dagegen nur zu sehr geneigt, den Spielraum des Individuums, des größten wie des geringsten, gegenüber den allgemeinen Bedingungen der historischen Oekonomie bis zum Verschwinden zu verengen. Unseren

souveränen Plastikern, denen es gegeben dünkte, „die Natur zu erweitern", deren „Gefühle" „Gesetze" schienen „für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen", — war Eines nicht gegeben: die Einsicht in den Grad der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesammtheit, der individuellen Gefühle von den Gesetzen der Zeiten und Geschlechter. Daher der Glaube, daß „der Geist der Zeiten der Herren eigner Geist sei, in dem die Zeiten sich bespiegeln." Ist denn aber jener Herren „eigner Geist" ein so glatter Spiegel, daß man nur in ihn zu blicken hätte, um jene grundgelehrte Verdichtung, die Göthe in dem „Geist der Zeiten" mit Recht verspottet, in ihr strahlendes Nichts aufgelöst zu sehen? Bleibt doch immer das „Buch mit sieben Siegeln", dort auf der Seite der Zeiten, hier auf der Seite der Herren. Oder stehen etwa die Herren außerhalb der Zeit oder sind sie allein die Zeit, und ist es nicht vielmehr ausnahmslos die Zeit, die Alles zeitigt, das Große, das wir bewundern, wie das Kleine, das wir bewundern sollten?

Von diesen prächtigen Irrthümern, welche die theoretischen Säulen der modernen Aesthetik bilden, ist allerdings bei Buckle wenig Erhebliches zu vermerken. Denn, wie gesagt, gerade der Grundgedanke seines ganzen Unternehmens ist der bis in's Extrem getriebene Gegensatz gegen diese hergebrachte Art der literargeschichtlichen Anschauungsweise. Aber trotzdem ist er in Folge einer mangelhaften, einer gänzlich fehlenden Einsicht in das Wesen der psychischen Processe gar nicht an das Problem herangetreten, welches sich uns in derjenigen Verbindung von Vorstellungen entgegenstellt, die wir Poesie nennen. Da er nun überdies von der Methode einer jungen Disciplin, welche vorzugsweise in Deutschland gepflegt wird, wo sie erwachsen ist, keine Kenntniß gehabt zu haben scheint, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er in dieser Frage die abenteuerlichsten Ansichten zu Tage gefördert hat.

Bei Buckle sind Phantasie und Intelligenz zwei entgegengesetzte Kräfte im menschlichen Geiste, die aber getrennt von einander bei verschiedenen Völkern ausgebildet werden können. Demnach theilt er die Naturerscheinungen, insofern sie den Geist beeinflussen, in zwei Klassen ein: „1) die, welche

vornehmlich auf die Phantasie wirken, und 2) die sich an den Verstand wenden, an die rein logischen Operationen der Intelligenz." (I. S. 103.) Wir wollen zunächst alle Fragen gegen diese veraltete Klassification zurückdrängen und, indem wir verstehen wollen, was Phantasie sei, zugeben, daß ohne den bewältigenden Einfluß der Natur auch die Phantasie, die Poesie nicht möglich gewesen wäre.

Weshalb hat aber gerade die besondere Art des Klima's diejenige Phantasie erzeugt, welche wir ausschließlich die dichterische zu nennen gewohnt sind? Buckle bemerkt selbst gegen den Biographen Newton's, daß nach seiner Ansicht „kein Dichter außer Dante und Shakespeare eine erhabenere und kühnere Phantasie gehabt habe als Newton." Wie unterscheidet sich nun die Newton'sche Phantasie, die nicht durch erschreckende Naturerscheinungen aufgeregt worden ist, von der indischen, oder von der Phantasie derjenigen Länder, in denen, wie in Italien und auf der pyrenäischen Halbinsel, Erdbeben und vulkanische Ausbrüche häufig gewesen sind? Wie unterscheidet sie sich ferner von der Shakespeare'schen? Denn man wird wahrlich nicht einen nur gradweisen Unterschied in beiden annehmen wollen.

An solchen Fragen nimmt Buckle keinen Anstoß.

Während also Buckle bei dem von ihm so genannten „allgemeinen Gesetz" sich beruhigt, dem zufolge die Unterschiede in der Geistesbildung der Völker wie der Individuen von den Naturerscheinungen abhängig sind, so daß erschreckende Naturerscheinungen die Phantasie aufregen und eine poetische Literatur erzeugen; müssen wir hingegen nach der Möglichkeit der besonderen Arten dieser Literatur fragen, welche wir als eine Form der Gedankenerzeugung fassen und nach den Gesetzen derselben erklärt sehen wollen. Die Naturerscheinungen sind sicherlich von Einfluß auf die Gedanken; aber wie wird aus den Naturerscheinungen der Unterschied in der Gedankenbildung eines Shakespeare und eines Newton erklärbar? Oder ist etwa Shakespeare in England eine „Ausnahme, die gegen das allgemeine Gesetz Nichts beweisen könne"? Gäbe es in den Ländern der gemäßigteren Natureinflüsse nur

Einen Shakespeare, so würde diese Eine negative Instanz die ganze sogenannte Theorie umstoßen. Tritt nun gar noch die Frage hinzu: wie kann Buckle ein Gesetz formuliren, nach welchem gewisse Wirkungen auf eine Erscheinung geübt werden, welche Erscheinung selbst gar nicht in isolirter Objectivität erkannt ist, deren Existenz gar nicht naturwissenschaftlich festgestellt ist, es sei denn auf Grund der rohesten Vorstellungen? — so sieht man wohl, daß Buckle das eigentliche Problem gar nicht berührt, sondern eine — Trivialität als ein sociales Naturgesetz ausgegeben hat. Solche „Naturgesetze" führen nun aber in ihrer nüchternen Flachheit und bequemen Anschaulichkeit die große Gefahr mit sich, daß sie flüchtigen Köpfen den Schein der Befriedigung gewähren, während sie das Problem in seiner Strenge umgehen. Eine Anwendung dieser Kenntnißnahme auf den Gesammtcharakter der Buckleschen „Gesetze" soll hier nicht unternommen werden; der Leser sei durch dieses Beispiel aber insgesammt zur Vorsicht gemahnt.

So schief die Methode Buckle's ist, so verfehlt ist das Ergebniß, welches er durch dieselbe für die Frage nach dem Ursprung der Poesie erreicht hat. Buckle hält die Balladen für die ursprünglichste Poesie! „In sehr früher Culturperiode und ehe ein Volk mit dem Gebrauch der Buchstaben bekannt ist, fühlt es das Bedürfniß nach Etwas, womit es im Frieden seine Muße erheitern und im Kriege seinen Muth anspornen könne. Dies Bedürfniß wird durch die **Erfindung** (!) von Balladen befriedigt. Sie bilden die Grundlage aller historischen Kenntniß und in einer oder der anderen Form finden sie sich selbst bei manchem der rohesten Volksstämme" (I. S. 252.) „Die Wißbegierde nach vergangenen Begebenheiten ist in der That so natürlich, daß es wenig Völker giebt, denen diese Barden oder Sänger unbekannt sind." Auf die Natürlichkeit der Wißbegierde führt also Buckle die Thatsache zurück, daß bei allen Völkern Menschen vorhanden sind, welche diese Begierde befriedigen; als ob in der Begierde schon von Natur die Befriedigung eingeschlossen läge! Wie ist es denn aber diesen Herren Barden beim besten Willen möglich, die Wißbegierde

ihrer geschichtsforschenden Zeitgenossen zu befriedigen? Wie ist ihnen die „Erfindung" von Balladen möglich? Daß sie die Wahrheit sagen sollen, verlangen wir nicht, und daß sie sie nicht sagen können, steht überdies fest. Das haben wir ja Alle von Voltaire schon gelernt, und Buckle selbst rechnet diesem die Lehre zum hohen Verdienste an (I., 2. Abtheilung, S. 282.), daß kein Volk über die Anfänge seiner Geschichte Wahres wissen könne, daher alle ersten Urkunden Mythensammlungen seien. Aber, wenn es auch nicht wahr ist, was die Barden in ihren „Balladen, den Grundlagen der historischen Kenntniß" den wißbegierigen Völkern vorsingen: woher nehmen sie diese Balladen? Glaubte Buckle wirklich, daß die Wißbegierde, insofern sie natürlich sei, die Befriedigung einschließe? Oder hat die „Grundlage der historischen Kenntniß" das Privilegium, ein angeborener Besitz des menschlichen Geistes zu sein? Wenn aber, wie Buckle nach Voltaire zugeben muß, jene „Grundlagen" falsch sind, Mythen im alten Sinne, so ist dieses Privilegium des Geistes von sehr zweifelhaftem Werthe: es bereichert uns mit Unwahrheiten. Und der alte Satz: Es giebt keinen Geschichtsschreiber, der nicht in Etwas gelogen habe (neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet non aliquid esse mentitum) gewänne den Charakter einer Nothwendigkeit, eines „socialen Naturgesetzes"!

Auf diese Fragen „nach der Methode der Metaphysiker" geht aber der exacte Buckle gar nicht ein, und darum belehrt er uns auch von Grund aus anders. „Diese Balladen sind natürlich nach den Sitten und dem Charakter der verschiedenen Nationen und nach dem Klima, in dem sie leben, verschieden .... aber bei diesen Verschiedenheiten haben alle ihre Erzeugnisse einen gemeinschaftlichen Zug: sie gründen sich nicht blos auf Wahrheit, sondern sind auch bis auf die poetische Färbung alle vollkommen wahr." Wer seinen Augen nicht traut, der überzeuge sich, indem er die ganze Stelle auf S. 255 nachliest; er wird dort noch mehr des Ergötzlichen finden. Einiges muß ich jedoch noch hierhersetzen.

„Unter einem Volke, ganz ohne Schrift, sind die Balladen-

sänger, wie wir schon gesehen haben, die einzigen Bewahrer der historischen Thatsachen." (S. 256.) Aber nachdem die Schreibkunst bekannt ist, ändert sich diese Sicherheit der historischen Kenntniß, weil das Ansehen der Bardensänger geschwächt wird, die durch ihre Tüchtigkeit die Treue der Tradition verbürgten. „So sehen wir, daß obgleich ohne Buchstaben keine recht (!) bedeutende Wissenschaft entstehen kann, es dennoch wahr ist, daß ihre Einführung der historischen Ueberlieferung auf doppelte Weise entschieden nachtheilig ist. Erstlich, indem sie die Ueberlieferungen schwächt, und zweitens, indem sie die Menschenklasse, deren Geschäft in ihrer Aufbewahrung bestand, herunterbringt. Aber dies ist nicht Alles"; (diese zwei Dinge sind aber nur Eins. Denn für die Abnahme der Barden-Autorität wird sich doch Buckle nur soweit interessirt haben, als mit derselben die Ueberlieferung geschwächt wird!) „Die Schreibekunst vermindert nicht nur die Zahl der überlieferten Wahrheiten, sie ermuthigt auch geradezu zur Verbreitung von Unwahrheiten! Dies geschieht durch ein Princip, welches wir das der Anhäufung nennen können, dem alle Glaubenssysteme tief verpflichtet sind. In alten Zeiten z. B. wurde der Name Herkules mehreren großen Räubern gegeben, die eine öffentliche Geißel der Menschheit waren und die, wenn sie in ihren Verbrechen ebenso glücklich als abscheulich waren, nach ihrem Tode sicher als Heroen verehrt wurden." (Dabei citirt er mehrere Bücher über den Zusammenhang von Herkules und Melcarth, wie er oben für die durchgehende Wahrheit der Balladen Niebuhr's Römische Geschichte citirt hat!) „Wie diese Benennung entstand, ist ungewiß. Wahrscheinlich war es zuerst der Name eines einzelnen Mannes und wurde sodann denen beigelegt, die ihm in ihrem Charakter und in ihren Thaten glichen . . Sobald diese Ueberlieferungen in geschriebener Sprache festgehalten wurden, sammelte man diese zerstreuten Thatsachen, und durch den nämlichen Namen betrogen, schrieb man einem einzelnen Manne alle diese Thaten zu und erniedrigte die Geschichte zu einer Mythologie voller Wunder." (S. 257.)

Man kann es bedauern, daß einem Manne von Buckle's

Forschungseifer ein so tiefes Mißgeschick in demselben Kapitel begegnet, in dem er über den kläglichen Zustand der historischen Literatur im Mittelalter so ergötzliche Beispiele vorführt. Wenn wir aber dieses Schauspiel einer völligen Umgestaltung des natürlichen Ganges der menschlichen Bildung und Denkthätigkeit nicht bloß bedauern, sondern erklären wollen, so genügt es nicht, darauf hinzuweisen, daß Buckle von der vergleichenden Mythologie keine genaue Kenntniß hatte. Denn bei deutschen Forschern, denen diese junge Wissenschaft ebenfalls unbekannt geblieben und bevor sie überhaupt bekannt geworden, finden wir doch eine so völlige Umkehrung des wahren Sachverhaltes nicht. Warum glauben nun diese nicht, daß die Geschichte die ursprüngliche Geistesthätigkeit der Menschen gewesen und daß sie in Folge gesellschaftlicher Verhältnisse zu einer „Mythologie voller Wunder erniedrigt" worden sei?

Der Grund dieser Buckle'schen Ansicht liegt tiefer, in der Natur des Buckle'schen Denkens überhaupt. Wenn die Deutschen die „Schöpfungen des Genius", die Werke der Phantasie in maßloser, unkritischer Weise bewundern, so werden sie durch die Einsicht verleitet, die sie über den Unterschied derselben von den gewöhnlichen Vorstellungscomplexen gewonnen haben: Buckle aber hat kein Auge für die feinen Abartungen, in denen sich die „unbegreiflich hohen Werke" von der allgemeinen Art abschnüren und allmählich eine neue Varietät bilden. Buckle hat kein Auge für die Einzelnheiten der Culturleistungen, für die Thaten und Schicksale des Individuums nach ihren kleinen mikroskopischen Abweichungen von dem gemeinen Typus, ihm verschwindet jede feinere Nuance vor den groben descriptiven Umrissen, die er um das gesammte Culturleben ziehen will. So verfallen auch die Dichtungen dem gemeinen Zwange der Natureinflüsse und der socialen Bedingungen. Da ist nichts Eigenartiges und nichts Eigenes: Alles Product der allgemeinen Verhältnisse, der „allgemeinen Gesetze, denen die besonderen Gesetze in ihrer Gesammtthätigkeit gehorchen müssen, denen sie unterworfen sind." Daher jener nüchterne falsche Realismus, daß die Dichtung Geschichte sei und daß durch eine Corruption der Geschichte die Dichtung entstanden sei.

Wie weit man bei einer so tiefen Unkenntniß der psychischen Processe, in welchen sich das Culturleben vollzieht und aufbaut, bei der Unkenntniß jenes Urprocesses, in welchem der Mensch dichtend zu denken, die ihn umgebende Natur zu verstehen, sich verständlich zu machen beginnt, wie weit man bei einer so beschaffenen Psychologie den prunkvollen Anspruch erheben kann, die Anfänge einer Culturgeschichte geliefert zu haben, das wird nach dieser Probe jeder irgend Urtheilsfähige selbst abmessen können.

Ein Engländer war es, welcher zuerst den Mangel und die Forderung einer Culturgeschichte gefühlt und ausgesprochen hat: Bacon. Buckle wollte diesem Mangel als der Erste abhelfen. Aber so wenig als Bacon hat auch Buckle nur verstanden, welche Probleme eine wahre Culturgeschichte sich zu stellen hat. Die dichtende Thätigkeit des Geistes vollständig zu ignoriren, dieser National-Charakterzug ist Beiden gemeinsam, bei Buckle, dem Manne des gereinigteren inductiven Wissens, nur noch schroffer ausgeprägt. Es wird vielleicht eine lehrsame Parallele sein, wenn ich hier in wenigen Worten die Ansicht Bacon's von dem Wesen der Dichtkunst mittheile.

Bacon läßt von der Dichtung nur die allegorische gelten. Die lyrische Poesie ist für ihn nicht vorhanden. Die Poesie muß Weltabbildung sein, obzwar phantasiegemäße. In den Gleichnissen ruht ihre Kraft. „Wie die Hieroglyphen älter sind als die Buchstaben, so sind die Parabeln älter als die Beweise.“ Darum steht ihm unter den nach ihm möglichen Dichtungsarten, der epischen, der dramatischen und der parabolischen, die letztere am höchsten. Die parabolische Poesie nämlich leitet uns durch ihre kräftigen Bilder am wirksamsten in die Wissenschaft ein, in welcher die Wirkung des Gleichnisses noch „heute“ erhabener sei, da der wissenschaftliche Beweis nicht so durchsichtig, die Analogie nicht so anpassend sein könne; und nur soweit die Poesie der Wissenschaft dient, erkennt ihr Bacon Werth und Lebensfähigkeit zu.

Man sieht, es ist dies eine nüchterne Auffassung der heiligen Dichtung, der die Buckle'sche Auffassung der historischen Bal-

laden-Poesie sehr stammverwandt erscheinen muß. Und von einem Zeitgenossen Shakespeare's könnte sie uns vielleicht nicht weniger Wunder nehmen. Aber obwohl Bacon der Poesie unumwunden den prosaischen Zweck setzt, daß sie die reale Welt nach den Anforderungen der Wahrheit abbilde, wenn auch mit Berücksichtigung der Wünsche des menschlichen Gemüthes, so entzieht er doch der Phantasie nicht jeden Boden, und anstatt das Gleichniß, dessen „erhabenere" Kraft doch nur darin liegt, daß es auf dunkleren Vorstellungen beruht, zu verbannen, erkennt er demselben auch heute noch eine tiefer gehende Wirkung zu als dem Beweise, der auf klaren, geordneten Vorstellungen sich aufbaut und deshalb klare Schlußvorstellungen weckt. Freilich ist es nicht eine strenge wissenschaftliche That, wenn Bacon neben dem theoretischen Geiste, dem die Weltbeschreibung und die Welterklärung zufällt, die Phantasie insoweit in ihrem alten Rechte beläßt, als sie sich in ihrer Art der Weltabbildung der Wissenschaft nähert. Man begreift vielmehr, daß die Phantasie als Grundvermögen der Seele*) nur angenommen wird, weil die phantasiegemäße Weltabbildung in der Literatur vorhanden ist. Aber es läßt sich doch wenigstens das versteckte Bedürfniß erkennen, den bis heute unerklärten Proceß des Dichtens nach seiner großen Bedeutung für die psychologische Erkenntniß zu würdigen und ihn nicht leichtes Sinnes mit der „Wißbegierde nach vergangenen Begebenheiten" in Einen Topf zu werfen. Hier gilt doch die Poesie, zwar ethisch abgeschätzt und verkleinert, immer noch als eine normale, andauernde Thätigkeit des menschlichen Geistes und ist noch nicht zu einem aller psychologischen Besonderheit entkleideten Mittel verflacht, „im Frieden die Muße zu erheitern und im Kriege den Muth anzuspornen". In dem Einen kommen Beide überein, daß die ältesten Dichtungen Wahrheit enthalten, bei Bacon eine verschiedenartige, bei Buckle nur eine, die geschichtliche. Bacon hält die Sage vom Pan für ein kosmisches Sinnbild, die vom

*) Bei Gelegenheit dieses Ausdrucks will ich anmerken, daß Herr M. Carrière „die Phantasie neben der Intelligenz und dem Willen als dritte Grundkraft und Grundrichtung der Seele anerkennt." Wissenschaftliche Vorträge, Vieweg, 1858, S. 263.

Perseus für ein politisches und die vom Dionysos für ein moralisches. Bei Buckle ist Herkules der Name eines Räubers, der einen Genossen gleiches Namens in benachbarten Provinzen hatte!

Wie konnten es sich aber die Menschen beikommen lassen, ihre Weisheit in Bildern zu verstecken, so daß sie viele Jahrhunderte unerkannt blieben, bis man endlich durch die Bilder hindurch den wahren Hintergrund sieht? Diese Frage fühlte Bacon nicht, so wenig als wir Buckle von der nicht minder natürlichen Frage berührt sehen, woher die Barden beim besten Willen zum „Erfinden" ihre historischen Urkunden nehmen konnten. Buckle begnügt sich mit dem Bewußtsein, daß das „Bedürfniß" nach einer wohlanständigen Beschäftigung im Frieden und einer Ermuthigung im Kriege „durch die Erfindung von Balladen befriedigt" werde und daß „die Wißbegierde nach vergangenen Begebenheiten natürlich" sei. Nun könnte aber noch Einer von dem Aberglauben befangen sein, daß innerhalb der großen Wellensysteme der Geschichte eine vereinzelte Welle eine eigene, fremdgestaltete Bildung für eine Weile behaupten könne, daß es innerhalb der umfassenden „socialen Naturgesetze" einzelne Erscheinungen gebe, welche für unsere Mittel der Unterjochung der Thatsachen unter die Macht unseres Verständnisses eine gewisse Autonomie starr bewahren: für einen solchermaßen veralteten „Zunfthistoriker" wird flugs der kühne Satz hinzugefügt: „alle diese Erzeugnisse haben einen gemeinschaftlichen Zug: sie gründen sich nicht bloß auf Wahrheit, sondern sind auch bis auf die poetische Färbung alle vollkommen wahr"! Es ist also reine Geschichte, keine besondere, „besonderen Gesetzen" etwa unterworfene Production des Geistes, welche sich in der ältesten poetischen Literatur darlegt. Nun ist jeder Zweifel gehoben: die alten Mythen sind ursprünglich Geschichte, und durch die „Anhäufung", eine Folge der gesellschaftlichen Berührung benachbarter Provinzen, „in Mythologie erniedrigt" worden!

Es war nicht des kritischen Behagens wegen, daß wir diese Buckle'sche Ansicht so genau durchmustert haben: sie steht in einem innerlichen Gegensatz zu der weltläufigen Mei-

nung, welche wir vorher geprüft hatten. Die allegorische Geschichte der Balladensänger ist das straffe Gegenstück zur schaffenden Phantasie des Genius, und es ist lehrsam, jene beiden Extreme scharf in's Auge zu fassen. Wenn es glückt, so trifft der Blick auf seiner Bahn vom einem zum andern auf den Springpunkt der Dichtung. Welche Ansicht diesem Punkte näher liegt, ist schwer zu bemessen; aber, wenn einmal gewählt werden soll, so will es scheinen, als ob die nüchterne Ansicht, welche für die Dichtung einen gemeinsamen Ursprung mit allen anderen Culturgattungen vermuthet, trotz ihrer Irrthümer die methodisch geradere sei. In der Geschichte der Meinungen wenigstens hat sie sich als die förderlichste erwiesen.

Dieser Gedanke, daß Ein gemeinsames Gesetz für alle Gedankenbildungen der Menschen vorhanden sein müsse, von dem unmittelbarsten Ausdruck der natürlichen Empfindung des Idioten bis zur hochentwickelten Darstellung der tiefsten Gedanken bei Denkern und Dichtern, — dieser Gedanke hat als Ahnung zu allen Zeiten die Menschen gestreift, und von ihm aus hat sich schon früh im griechischen Alterthum die Meinung gebildet, die von Plato ausgeht und von Aristoteles durchgeführt worden ist: die Poesie sei Nachahmung (μίμησις). Von besonderem Werth für die psychologische Erkenntniß scheint mir vornehmlich die platonische Ansicht zu sein, insofern sie auf die gleiche Natur der Kunst als einer Gedankenthätigkeit mit allen anderen Arten des Denkens nachdrücklich hinweist. Wenngleich manchmal von ethischen Rücksichten aus das Wesen und die Bedeutung der Kunst bei Plato verkleinert, weil einseitig gewürdigt erscheint, so hat dies erstens seine tiefe sittliche Wahrheit, die wir noch heute gut thun würden, nach ihren innerlichen Motiven und ihrer ungeschwächten Tragweite uns zu Gemüthe zu führen; dann aber auch schmälert diese Einseitigkeit, die in manchen Wendungen, wie nicht geleugnet werden soll, die objective Beurtheilung krümmt, das hohe Verdienst nicht, das Plato durch die Einordnung der Kunst unter die allgemeinen Gedankenbildungen sich erworben hat. Nur gradweise ist bei

ihm die „bilderschaffende Kunst“ von der „ideenschaffenden Philosophie“ verschieden.

Der ruhigen Beobachtung mußte sich diese Wahrnehmung schon im Beginn der Reflexionen über das Wesen der Kunst darbieten. So fest und vollkräftig die Helden des Liedes, die Kämpfer des Drama's gestaltet waren: sie waren doch sämmtlich der Volkssage entnommen, die in Aller Munde lebte, oder Gedanken, die in der Zeit lagen, oft sogar als Parteiworte das gesammte Volk bewegten (Areopag — Eumeniden!); Handlungen, die entweder nach der allbekannten Sage in der mythischen Vorzeit geschehen sein sollten, oder nach treuem Berichte, wohl auch nach eigener Erfahrung von den Vätern, den Zeitgenossen selbst gethan worden waren, wurden jenen Helden angedichtet: der Zusammenhang der Dichtung mit dem gemeinsamen Boden des Vaterlandes und seiner Geschichte war zu offenbar gelegt, als daß die Meinung sich nicht hätte bilden müssen, der Dichter ahme die Wirklichkeit nach. Die Urbilder waren zu sehr bekannt, als daß sich die Lehre von der künstlerischen generatio spontanea ohne Widerspruch hätte erhalten können. Es bedarf wohl aber nicht ausführlicher Auseinandersetzungen, daß für die hier angeregte Kritik von Seiten des Gedankens der Nachahmung in der platonischen μίμησις nur Andeutungen gefunden werden.

Ein Fortschritt läßt sich sonach in dieser Fassung der Kunst unter dem Charakter der Nachahmung gegenüber der verbreiteten Ansicht von der Urzeugung des Künstlers nicht verkennen; aber auch diese Auffassung bietet keinen aufklärenden Einblick in das Wesen der Dichtung. Ist es denn eine Nachahmung, wenn der Dichter sagt:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.“

Giebt Heine hier eine nachahmende Beschreibung von den geographischen und physiologischen Bedingungen, nach denen der Fichtenbaum im Norden wächst und im Winter von der Schneedecke in seiner natürlichen Wärme geschützt wird, der Palmenbaum aber in der Sonnenhitze des Südens gedeiht? Oder giebt der Dichter eine nachahmende Beschreibung von einem wirklichen Vorgange, wenn er sagt, daß es den Fichtenbaum schläfert, daß er träumt, und daß die Palme schweigend trauert? Mögen jedoch diese Einzelfragen vorerst noch auf sich beruhen; wie steht es im Allgemeinen um den Charakter der Nachahmung?

Wäre — das ist der allernächstliegende Einwand — durch das Moment der Nachahmung das Wesen der Dichtung erschöpft: nun, so wäre die Dichtung um so vollkommener, je treuer, je unselbständiger die Nachahmung ist. Und doch sagt Aristoteles, der das Verdienst hat, die Dichtung unter diesen Gesichtspunkt in strenger, systematischer Form gebracht zu haben: Wäre es nicht dieser gemeinsame Zug, der das Wesen der Dichtung ausmacht, „so hätten wir keinen gemeinsamen Namen für die platonischen Dialoge und die anderen Epen." Er nennt nicht den Herodot, oder gar die Logographen Ependichter, die doch viel treulichere Nachahmer der wirklichen Dinge und der Geschichte waren. Wissen wir doch im geraden Widerspruch hierzu, daß das Bewußtsein der Nachahmung den ästhetischen Genuß aufhebt. Man vergleiche Kant's Kritik der Urtheilskraft, das Kapitel vom intellectuellen Interesse am Schönen, und Schiller über naive und sentimentalische Dichtung (zu Anfang).

Es muß demnach in dem Begriff der Nachahmung neben dem positiven Moment des Aehnlich-machens noch das negative des Nicht-gleich-machens liegen. Dieses Moment, negativ für die nachzuahmenden Dinge, muß an sich betrachtet positiv sein, eine eigene, volle Bestimmung enthalten; sonst könnte es nicht gewisse Arten der Nachahmung ausschließen. Welches ist dieses letztlich differenzirende poetische Moment? Wilhelm von Humboldt beschreibt es. „Die Dichtkunst vermag uns in einen Mittelpunkt zu stellen, von welchem nach allen

Seiten hin Strahlen in's Unendliche ausgehen."*) Ich kann mich nicht enthalten, die schönen Worte hierher zu setzen, in denen Vischer**) den Humboldt'schen Gedanken anschaulich macht: „Ueber Homer's, Shakespeare's, Göthe's Gestaltungen meint man ein wunderbares Zittern mystischer Luftwellen wahrzunehmen, Zauberfäden, die von dem klar Begrenzten in das Unendliche hinauslaufen, es ist eine Aussicht, wie von einem festen Punkte auf das Meer; es scheint alles Große, ewig Wahre herzuschweben, um sich in den geschlossenen Kreis des Gedichts zu fangen und wieder hinauszurinnen in alle Weite."

Auch in dem angezogenen Gedichte Heinrich Heine's ist diese Forderung erfüllt. Der begrenzte Kreis des Baumes ist zur unendlichen Sphäre fühlender Wesen erweitert. Der Baum ist, wie Heine anderwärts sagt, „von seinem Pflanzenthum erlöst, zur Seele emporgeküßt."

So gehen von der begrenzten Erscheinung einer Pflanzenindividualität Strahlen in's Unendliche lebender Wesen. Ein unsagbares Gefühl wird in ein Individuum gelegt, von dem es in die ganze Welt ausströmt, weil es von der ganzen Welt als ihr innerstes Geheimniß angezogen, eingesogen wird.

Man sieht, wir sind zu einer tieferen Fassung des Problems gekommen, aber nicht zu einer helleren Klärung, geschweige zu einer bündigen Lösung. Die Frage nach dem Was der Dichtung ist tiefer gedrungen, sie hat sich aber noch nicht zum psychologischen Wie zugespitzt. Wir fühlen es weiter und voller, begreifen es aber nicht deutlicher, worin das Wesen der Dichtung liegt, was ihre Natur im Innersten ausmacht.

Daß die klassische Periode der deutschen Dichtung unfähig war, dieses Wesen klar zu legen, haben wir bereits gesehen, wie auch, daß es der ästhetischen Kritik, die sich an die großen Dichter anschloß, ebensowenig gelungen ist. Die Philosophie des Schönen, die von einer absoluten Idee ausgeht, kann es nur zu einer sogenannten logischen Entwickelung der endlichen schönen Erscheinungen aus der absoluten Idee des Schönen

---

*) Aesthetische Versuche S. 30.

**) Aesthetik Bd. V. S. 1170.

bringen. Woher ist aber diese absolute Idee des Schönen gekommen? Das darf man nicht fragen: Niemand kennet ihre Spur. Doch Einer: der Metaphysiker! Woher hat aber der sie? — Ja, das hat der Aesthetiker nicht zu untersuchen! Das sagt auch Vischer: Die absolute Idee ist auch seiner Aesthetik Voraussetzung, welche in der Metaphysik ihre Begründung findet. „Die Aesthetik lehnt sich an die Metaphysik und setzt als durch diese begriffen die absolute Idee voraus."*) Bei dieser Anlehnung kam man aber über den Dualismus von Kunst und Wissenschaft, soweit man ihn empfand, nicht hinaus. Und man empfand ihn. Aber wie suchte man ihn zu überwinden? Wenn Schiller sagte: „Der Philosoph sei nur ein halber, der Dichter der ganze Mensch", — so sagte Schelling: „Die Philosophie, so wie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren ist, wird nach ihrer Vollendung in den Ocean der Poesie zurückfließen." Eine schöne Aussicht für eine Wissenschaft, die nach Klarheit der Begriffe ringt, im Meere der Gefühle nach jahrtausendelangen Kämpfen zu ertrinken! Der Spinozist Schelling sucht im Pankalon die Vereinigung jener großen Gegensätze, die nur dann aufgehoben werden können, wenn sie bis in ihre letzten Consequenzen ausgezogen werden.

Wie ich nun die Frage nach dem Wie der Dichtung in Folgendem fassen werde, wird die Kluft in's Unvergrößerbare erweitert, und darum, wie ich hoffe, zugleich geschlossen werden. Der durchgreifendste Unterschied nämlich zwischen der poetischen Gedankenbildung und jeder anderen Combination ist dieser, daß der Dichter Dinge und Verhältnisse denkt, die nicht vorhanden sind, oder wenigstens in der Weise nicht vorhanden sind, in der sie der Dichter denkt. Der Dichter selbst ist sich der Unrealität seiner Dinge bewußt, er macht aber nicht nur nicht den Anspruch an sich, adäquate Vorstellungen von den Dingen zu bilden, sondern er geht gerade darauf aus, zu erfinden: dichten ist erdichten. Wie ist diese Getheiltheit des Be-

*) Aesthetik I. S. 47.

wußtseins nach unseren psychologischen Annahmen möglich?

Während für alle Gedankencombinationen jener oberste Grundsatz gilt, daß die Vorstellungen den Dingen entsprechen müssen, auf welche als die ursprünglichen Reizquellen sie sich beziehen, machen wir von diesem obersten Princip für die Poesie eine Ausnahme. Mit welchem Rechte? Man mißverstehe doch ja die Frage nicht, die nicht vom Standpunkte der formalen Logik gestellt wird und nicht dahin geht, den alten Streit zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Philosophie und Kunst zu Gunsten der einen von beiden zu schlichten. Die Frage ist rein psychologischer Natur, d. h. sie steht auf der Hypothese von der Einheit des Bewußtseins.

Mag das Gleichniß von erhabenerer Kraft sein als der wissenschaftliche Beweis, mag die Poesie eine tiefere Wahrheit bieten als die gesammte Metaphysik; vielleicht ist in der That die Kunst eine höhere Offenbarung der Humanitätsidee, eine tiefere Durchdringung des Sinnlichen durch das Uebersinnliche, eine befriedigendere Auflösung der realen Mißklänge in eine ewige ideale Harmonie, — — trotz alledem halte ich die Frage nach dem Was der Dichtung, die sich sogleich in die Frage nach dem Wie verschärfen wird, von dem Standpunkte aus aufrecht, demgemäß alle unsere Vorstellungen nach mechanischen Gesetzen gebildet werden.

Wenn wir einen Tisch sehen und sofort als solchen erkennen, so hat dies darin seinen Grund, daß sich die bereits in unserem Bewußtsein vorhandene Vorstellung von einem Tische mit der neuen Vorstellung verbindet, die die momentane Gesichtsempfindung der einzelnen Theile, die sich zur Vorstellung Tisch sammeln, im Bewußtsein weckt. Die alte, schon vorhandene Vorstellung war aus denselben Elementen zusammengegangen, die wir jetzt von Neuem aufnehmen. Indem sich nun die neuen Reize in der Einheit des Bewußtseins zur Vorstellung consolidiren, verschmilzt dieselbe mit der bereits vorhandenen. Diese alte Vorstellung ist das apriorische Element, d. h. das psychologisch frühere; und die neue Vorstellung ist das aposteriorische Element, d. h. das psychologisch spätere,

aus deren beider Zusammenwirkung die neue Vorstellung wird. Diesen Act der Vorstellungsbildung nennen wir die Apperception. Wer mit dem Wesen derselben noch nicht hinreichend vertraut sein sollte, den verweise ich ein für alle Mal auf den Artikel „Geist und Sprache" in Lazarus' Leben der Seele. Zur schnelleren Verständigung sei in Kurzem Folgendes in Erinnerung gebracht.

Die alte Vorstellung muß die neue an sich ziehen, wenn sie in das Bewußtsein eintreten soll. Kann aber wegen der Ungleichheit mehrerer Elemente eine völlige Verschmelzung nicht erfolgen, so entsteht die Apperception unter verschiedenen Formen, durchaus nach Maßgabe des Verhältnisses zwischen den gleichen und ungleichen Elementen, welche letzteren die Zusammenbewegung hemmen. Einzelne Vorstellungselemente, die gleichen, werden in den Verband gezogen, andere, hemmende bleiben ausgeschieden und bilden eigene Complexionen. So entstehen Verflechtungen. Habe ich z. B. in einem Zimmer einen runden Tisch gesehen und sehe nun einen viereckigen, so werden diese Vorstellungen nicht ganz verschmelzen, weil die ungleichen Elemente, welche die Gestalt dieser Complexe betreffen, die völlige Vereinigung hemmen; aber eine Apperception ist dennoch wegen der überwiegenden Anzahl der gleichen Elemente in beiden Vorstellungen möglich, ja nothwendig: darum nenne ich den viereckigen Tisch, sobald ich ihn sehe: Tisch; die neue Vorstellung wird von der alten angeeignet, appercipirt. Es kommt hierbei wesentlich auf die Festigkeit und Dauer an, welche die alte Vorstellung selbst im Bewußtsein gewonnen. Die Festigkeit der alten Vorstellung compensirt das Verhältniß der Elemente in beiden Vorstellungen, der appercipirenden wie der zu appercipirenden. Je oberflächlicher eine Vorstellung im Bewußtsein sitzt, desto geringer ist ihre Apperceptionskraft; desto größer muß demnach die Zahl der gleichen Elemente sein, die zur Verschmelzung drängen. Hat aber eine apriorische Vorstellung alten, festen Stammsitz im Bewußtsein, so ist sie im Stande, neu sich bildende Vorstellungen, selbst bei geringer Gleichheit der einzelnen verschmelzbaren Elemente, schnell und kräftig anzuziehen. **Die große Menge mannichfaltiger Apperceptionen,**

die auf eine Substanz übertragen werden, findet in diesem Umstande ihre Erklärung. Ebenso aber beruht hierauf die Möglichkeit der vielen unzähligen Verflechtungen.

Die Vorstellungen werden demnach nicht etwa, wie es der kurzsichtigen Meinung dünkt, willkürlich gebildet: nach einem in seinen Grundformen bestimmbaren Mechanismus werden sie hervorgezogen und zurückgedrängt. Sehe ich einen Baum, so muß ich ihn als Baum erkennen, ich mag wollen oder nicht. Sehe ich einen Gegenstand hingegen zum ersten Male, so frage ich unwillkürlich — die Frage kann schweigend im Bewußtsein gestellt werden: Was ist das? Die Antwort ist: — die Apperception. Diese Antwort wird nun unbedingt nach Maßgabe der im Bewußtsein vorhandenen apriorischen Bedingungen erfolgen müssen, die je nach der Gleichheit ihrer Elemente mit den neu andringenden diese letzteren anziehen. Die adäquate Auffassung, die normale Gedankenerzeugung ist also nicht früher ein logisches Gesetz, als eine psychologische Nothwendigkeit. Wir müssen uns zwingen, den Baum einen Mann zu nennen; und indem wir es thun, fühlen wir die Wirkung der psychischen Hemmung in der unvermeidlichen Vorstellung der Inadäquatheit. Wenn uns die Wahrheit gar nicht am Herzen läge, wenn wir gar kein Interesse an der logischen Adäquatheit der Vorstellungen mit den Dingen hätten, so würden und müßten wir dennoch den beständigen Antrieb fühlen, Vorstellungen von den Dingen zu bilden, die denselben gemäß sind, deren Elemente den apriorischen Elementen entsprechen und von ihnen angezogen werden, um eine neue Vorstellung zu erzeugen. Das ist das allgemeine psychologische Gesetz, das für alle Vorstellungen gelten muß.

Von den Dingen Vorstellungen bilden, die den Dingen nach unserem eigenen Bewußtsein nicht entsprechen, ist darum von Natur unmöglich, kann nur mit bewußter Absicht geschehen. In Wahrheit geschieht es gar nicht. Die nach Maßgabe unseres Bewußtseins adäquaten Vorstellungen werden in der That von den betreffenden Dingen gebildet; dann aber werden andere anderen Dingen adäquate Vorstellungen erzeugt und diese letzteren Vorstellungen werden auf jene ersteren Dinge

übertragen. Nun glaubt man, wir hätten willkürlich inadäquate Vorstellungen gebildet, während, was man willkürlich nennt, nur auf die Uebertragung einen Bezug hat. Diese Möglichkeit der Uebertragung, wie sie in der Lüge wirklich wird, streitet in keiner Weise gegen unsere psychologische Grundannahme, welche so weit entfernt ist, die Consolidirungsfähigkeit einer Vorstellung zu leugnen, daß sie dieselbe vielmehr erweist. Ist aber eine Vorstellung vollständig consolidirbar, so wird sie für das Bewußtsein bei ihrer geschlossenen Haltung gleichsam zu einem äußeren Dinge, sie wird eine selbständig subsistirende Vorstellung, eine innerlich anschaubare Substanz. Und wie man ein Ding von seinem rechten Platze auf einen ungehörigen setzen kann, so kann man eine Vorstellung auf ein inadäquates Ding beziehen. Eine solche absichtlich falsche Beziehung ist — die Lüge.

Wenn man mit dem Gedanken sich vertraut machen kann, daß das Ding in seinem letzten Grunde auf einen flüssigen Complex von kleinsten Reizen zurückgeht, so wird das Folgende sich, ohne Anstoß zu erregen, in den Zusammenhang einfügen. Wenn die Dinge nur die relativen Reizquellen sind für die wechselnden Vorstellungen, so ist es leicht verständlich, daß wir Vorstellungen von Dingen bilden können, die den sogenannten Dingen nicht entsprechen, weil wir eben diejenigen Dinge, als welche sie nach besserer, gediegenerer Apperception zusammentreten, nicht erkennen, nicht appercipiren, sondern sie gemäß denjenigen Bedingungen aufnehmen, die in unserem Bewußtsein appercipiren können, gemäß den apriorischen Vorstellungen, die in unserem Bewußtsein gelagert sind. So sehen wir Alle ein Blatt, empfangen die Gesichtsempfindung von jeder einzelnen Faser desselben, jedem Einschnitt und jeder Biegung: warum haben wir dennoch von dem Blatte jene volle, detaillirte Vorstellung nicht, die der Botaniker hat? Weil nur im Bewußtsein des Botanikers die apriorischen Elemente leben, welche geeignet sind, die neuen Gesichtsempfindungen des Blattes zu appercipiren. Daß aber ein Blatt ein Blatt und kein Fächer ist, das wissen wir alle, obwohl beide wehen; wir müssen es als solches erkennen, weil auf die Auffassung der allgemeinsten

Verhältnisse des Blattes die appercipirenden Elemente vorbereitet sind. Ebenso kennen wir den Unterschied zwischen Baum und Mensch. Wir reproduciren mit der Vorstellung Baum auf der Stelle die Vorstellungen: wachsen, blühen, welken u. s. f. An die Vorstellung Mensch sind gebunden die Vorstellungen: empfinden, gehen, denken, träumen u. s. f.

Wie ist es aber möglich, daß der Dichter mit der Vorstellung Baum die Vorstellung des Träumens verbinden kann? Wie kann sich der Dichter den Baum als fühlend denken? Wie kann Heine von dem Fichtenbaume sagen, er träumt von einer Palme, die schweigend trauert? Wie kann er den psychischen Proceß der Sehnsucht auf Dinge übertragen, denen, wie er selbst mit vollem Bewußtsein erkennt, jene Vorstellungen inadäquat sind?

Oder sollte er nicht mit vollem Bewußtsein die falschen Apperceptionen vollziehen? Sollten die dichterischen Apperceptionen etwa gar Hallucinationen, Erzeugungen subjectiver Sinnesbilder sein, welche ohne unmittelbaren Reiz von Außen nach Außen projicirt werden, oder vielleicht nur Illusionen, falsche Deutungen äußerer Objecte, wirklich vorhandener Reizquellen? Die Thatsache der Hallucination würde noch keineswegs die des Irreseins einschließen. „Die vielfältigsten Erfahrungen zeigen vielmehr, daß gerade im Leben geistig hochstehender und ausgezeichneter Menschen von verschiedenster Geistesrichtung und Gemüthsart, namentlich aber von sinnlich warmer und kräftiger Phantasie, Ereignisse der erwähnten Art sich finden. Tasso, der in Manso's Gegenwart jenes lange Zwiegespräch mit seinem Schutzgeist führte, Göthe's bekannte (hechtgraue) Selbstvision und seine phantastisch sprossenden idealen Blumen, Walter Scott's Erscheinung, die ihm seinen verstorbenen Freund Byron in den Falten eines Vorhangs vorführte, Jean Paul's zum Fenster herabsehender kindlicher Mädchenkopf, Benvenuto Cellini's Sonnenvision mögen als Beispiele aus dem Leben von Künstlern gelten. Spinoza, Pascal hatten Hallucinationen, Van-Helmont sah seine eigene Seele als ein Licht mit menschlichem Gesicht, Andral

erzählt von sich selbst ein Gesichts-, Leuret aus eigener Erfahrung ein Gehörsphantasma."*)

Ich kann hier nicht auf das Capitel der Hallucinationen in Betreff ihrer psychologischen Natur näher eingehen: nur soviel will ich sagen, daß unsere Frage durch diese Erscheinungen nicht erledigt wird. Denn jene erwähnten Hallucinationen kamen nur vereinzelt in Folge besonderer psychischer Anlässe vor: die dichterische Apperception ist eine beständige, durchgehende. Oftmals wiederkehrende, andauernde Hallucinationen aber sind nicht blos Veranlassungen künftiger, sondern Symptome bereits vorhandener krankhafter Gehirnreizungen. Wenn nun schon die dichterischen Apperceptionen, von dieser Consequenz ganz abgesehen, Hallucinationen nicht genannt werden dürften, weil der Dichter nicht an die Realität derselben glaubt, so ist es wohl auch kaum eine Illusion zu nennen, eine falsche Deutung objectiver, d. h. für seine thatsächliche Apperception objectiver Verhältnisse, wenn der Dichter das einsame Wachsen des Fichtenbaumes und der Palme in ein geschlechtliches Sehnsuchtsverhältniß umdeutet, während er die normale, richtige Apperception ganz entschieden gleichzeitig appercipirt, sich also der Inadäquatheit der dichterischen durchaus bewußt ist. Man könnte geneigt sein, diese ganze Abwehr für eine überflüssige zu halten, weil der Unterschied zwischen der dichterischen Apperception und der geisteskranken Illusion specifisch sei. Man wird darüber anders denken, wenn man folgende Meinung Griesinger's hört: „Es fragt sich, ist diese Differenz eben darum eine specifische oder nur eine gradweise? Im ersten Falle würde bei der Hallucination ein besonderer Act mitwirken, der bei der genannten Phantasieerregung fehlte. — Ich halte die Annahme einer blos gradweisen Differenz für richtiger, denn wir sehen aus der genauen Beschreibung der Hallucinationen, wie uns die Geisteskranken solche geben, daß sie doch von der allerblassesten und schattenhaftesten Erscheinung bis zur größten sinnlichen Lebendigkeit

*) Griesinger, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten S. 92.

gehen können, und es dürfte die künstlerische Phantasie-erregung nicht besonders selten bis zur, wenn auch leisen und blassen sinnlichen Erscheinung gehen."*)

Dieser Annahme gegenüber halte ich meine Frage nach dem Wie der Dichtung, das wir nun in seiner ganzen Schroffheit aus dem Was heraus entwickelt haben, dennoch aufrecht: auf gradweise Differenzen läuft eben Alles auseinander. Specifische Scheidungen dürften überall in der Natur bestritten werden können. Wenn wir nun sehen, daß in der Mehrzahl der Fälle krankhafte Veränderungen der betreffenden Sinneswerkzeuge oder anderer Organe als die Veranlassungen oder wenigstens die begleitenden Umstände jener pathologischen Erscheinungen constatirt werden können, während bei den dichterischen Apperceptionen weder jene krankhafte Reizung, noch jene krankhafte Veränderung der Organe nachgewiesen ist, so macht dies einen Unterschied. Daß er gradweise sei, schwächt seine Bedeutung nicht. Denn gradweise nur ist Alles verschieden, von den großen Naturreichen herab bis in die engsten Verhältnisse der Functionen einzelner Individuen und ihrer Organe. Aber nach jenen gradweisen Unterschieden eben forschen wir. Die echte Forschung bleibt nicht stehen, wenn sie die zu erkennenden Dinge bis auf eine kleine Strecke einander genähert hat: weshalb und wodurch in jener kleinen Strecke die Macht liegt, jene Dinge in scheinbar so ferne Culturgebiete, so auseinander liegende psychische Erscheinungen zu spalten, — das ist das tiefere Interesse der psychologischen Wissenschaft. In diesem Sinne also frage ich: da die dichterische Apperception von der Hallucination gradweise verschieden ist, wie ist sie als psychischer Proceß möglich, als welcher sie den Gesetzen des psychologischen Mechanismus unterworfen ist, denen die Hallucination ihrerseits nicht oder nur mit pathologischer Beschränkung unterliegt? Wenn der Dichter nicht gleich dem Hallucinanten in dem Fichtenbaum einen Mann sieht, wie ist es bei dem Zwang des psychischen Mechanismus, bei der Einheit des Bewußtseins möglich, daß er dem Fichtenbaume,

*) Griesinger S. 91.

mit dessen Apperception er die Vorstellung wachsen reproducirt, die des sehnenden Traumes, der geschlechtlichen Liebe andichtet? Wo sind für diese Apperception die apriorischen Elemente?

Nach so ernsten Erörterungen kann nur der Aufheiterung wegen eines Göthe'schen Satzes Erwähnung geschehen, in dem die beregte Schwierigkeit in munterer Weise abgeschüttelt wird. In den „Maximen und Reflexionen", in denen Göthe tief Gedachtes neben leichten Einfällen gesammelt hat, sagt er: „Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bischen unvernünftig sein."*) Aber dieses Muß bedarf denn doch anderer Begründung, als welche ein Punkt leisten kann. Zudem glaube man nicht, daß meine Frage nur die lyrische Dichtung treffe: sie fragt ebenso bedrohlich bei der dramatischen an. Wie ist die dramatische Form überhaupt möglich, muß nicht auch sie ihre apriorische Bedingung haben? Wenn man ganz von dem Inhalt der Dichtung absieht, wie konnte man auf den Gedanken kommen, in dramatischer Form eine Idee gestalten zu wollen? Man wird doch nicht mit dem Nachahmungstrieb die Sache zu erklären glauben wollen? Und nun gar der Inhalt! Für diesen gilt freilich, was über die Lyrik gesagt ist, nicht allein wegen der im Drama enthaltenen lyrischen Elemente, sondern in Bezug auf die Inadäquatheit des dramatischen Inhalts selbst.

Woher hat Shakespeare den Stoff zu seinem Hamlet genommen? Wenn der Criminalist in seinen Annalen von einem Brudermorde berichtet, an dem die Gattin des Gemordeten Theil genommen, um alsdann des Mörders Weib zu werden, so kann dieser Bericht eine Verschlingung der ungewöhnlichsten Seelenzustände aufzeigen: wir werden dennoch nicht staunend fragen: woher hat ihn der Criminalist genommen? denn wir wissen, daß er die Acten copirt hat. Diese sind die apriorischen Bedingungen seines Berichtes. Warum aber fragen wir bei Shakespeare, woher er den Stoff zu seinem Hamlet genommen habe? Weil Shakespeare Vorstellungen erzeugt

---

*) S. W. Bd. III. S. 173. Cotta 1855.

oder combinirt, die nicht wirklichen Verhältnissen, wenigstens nicht in der von ihm geschilderten Weise entsprechen, weil also hier die apriorischen Bedingungen zu fehlen scheinen.

Ich gehe nunmehr an die positive Lösung des ersten Theiles des hier gestellten Problems, indem ich an die zuletzt gestellte Frage anknüpfe.

Ueber den Ursprung der Hamlet-Fabel giebt die dänische Mythologie Auskunft. Örvandill, König von Jütland, erlegt im Zweikampf den Kollr von Norwegen im frühlingsgrünen Gehölze. Er heirathet die schöne Gerutha, die ihm den Hamlet gebar. Da tödtet ihn sein Bruder Feugo und nimmt die Wittwe des Erschlagenen zum Weibe. Hamlet aber rächt den Tod des Vaters.

Die Frage nach dem Was der Hamlet-Dichtung scheint gelöst, aber sie ist in Wahrheit nur verschoben. Beruht denn — so müssen wir nun fragen — jene dänische Mythe auf einem geschichtlichen Vorgange, so daß man nicht weiter forschen dürfte, woher sie selbst gekommen sei? Die Wissenschaft — man darf sagen — unserer Tage hat den tiefen Irrthum einer solchen Auffassung bis auf den Grund aufgedeckt, indem sie die Allgegenwärtigkeit und die Gleichartigkeit der Mythen in ihren Hauptzügen dargelegt hat. Sollten dieselben Ereignisse allerwärts eingetreten sein? Und doch kann nur der gleiche Anlaß die gleiche Wirkung hervorgerufen haben? Den gleichen Anlaß hat nun die vergleichende Sprachforschung, der wir diese folgenschwere Erkenntniß verdanken, gefunden in dem Naturvorgang, denn dieser ist in den verschiedenen Ländern unter geringen Abweichungen der gleiche; darum darf er als der gemeinsame Grund jener vielen in den Hauptpunkten übereinstimmenden Mythen gelten. Auch in der Hamlet-Mythe ist der Inhalt ein Naturvorgang. Örvandill heißt der Strahl, Gerutha die Grünende und Kollr der Kalte. Auf Grund dieser Etymologie führt die comparative Mythologie durch die Vergleichung der denselben Vorgang erzählenden Mythen bei den verschiedenen Völkern zu der Auffassung, daß in unserer dänischen Mythe der Kampf des Frühlings mit dem Winter dargestellt werde. Örvandill, der Strahl des Früh-

lingsgewitters, tödtet Kollr, den kalten Winter, der aus Norwegen kommt, und führt Gerutha, die grünende Saat, als Braut heim.*)

Nun wissen wir, was jene Mythe bedeutet; aber haben wir mehr als eine Deutung gewonnen? Ist die Frage nach dem Was der Mythe durch die Herausdeutung des Naturvorganges etwa erschöpft? Bei einiger Ueberlegung wird die Antwort nur noch fraglicher, die Frage nach dem Was noch dringlicher erscheinen. Ist es denn die Folge eines natürlichen, unmittelbaren Eindrucks, die Naturerscheinung des Frühlings als einen Kampf des als Person gedachten Sonnenstrahls mit dem als Person gedachten Winter aufzufassen? Man dürfte meinen, dies verrathe schon tiefschauende dichterische Sinnigkeit — eine fruchtbare Phantasie! Es kann wenigstens nicht vermuthet werden, daß die Auffassung des Ueberganges vom Winter in den Frühling als eines Kampfes zwischen zwei Personen durch die regelrechte Apperception adäquater Vorstellungen zu Stande komme. Ist aber der Mythos selbst schon dichterisch und nicht unvermittelte Wiedergabe der empfundenen Naturerscheinung, so ist die Frage: woher ist der Mythos entstanden? weniger als je gelöst, und die ursprüngliche Frage: woher hat's der Dichter genommen? nur weiter in's Dunkle zurückgeschoben.

Aber die Lösung ist dennoch in dem Mythos gelegen; man muß sie nur herauszulesen wissen. Unser herrlicher Grimm kämpft noch mit der Frage, wenn er auch meint, sie einfach gehoben zu haben durch — die Phantasie. Wenige Anführungen mögen dies erhärten. Die Jahreszeiten werden als Gottheiten gedacht, der Wechsel derselben als ein Kampf, den man in Volksspielen nachahmte. Ein vermummter Sommer und Winter, jener in Epheu, dieser in Stroh oder Moos gekleidet, kämpfen so lange mit einander, bis derjenige siegt, dem die nahende Jahreszeit gehört.**) Wie ist diese Personificirung

---

*) Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, von Wilh. Mannhardt, I., S. 260.

**) Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausg., S. 727.

zeitlicher Verhältnisse möglich? „Poesie und Fabel“ — so antwortet Grimm*) — „beginnen nun zu personificiren, d. h. göttern, geistern und menschen allein zukommende persönlichkeit auf thiere, pflanzen, sachen oder zustände, denen die sprache genus verleiht, zu erstrecken.“ Die mythische Prosopopöie ist eine That der — Phantasie.

Aus einer größeren Blumenlese nur noch einen Beleg. Grimm berichtet in der Abhandlung über „Frauennamen aus Blumen“**) von einem heiligen Brauche der Hindu. Wer einen Mangohain pflanzt, darf dessen Früchte nicht eher essen, bis er einen der Mangobäume mit einem andern in der Nähe des Waldes wachsenden Baume, meist einer Tamarinde, feierlich vermählt hat. Sakuntala begrüßt die schmachtende Mâdhavi-Pflanze, die den geliebten Amra-Baum umrankt. Wie war es möglich, den Pflanzen menschliche Verhältnisse anzudichten? „Obschon“ — antwortet Grimm†) — den pflanzen kein getrenntes geschlecht zusteht, die phantasie der sprache hat nicht unterlassen, ja kaum unterlassen können, ihnen ein solches beizulegen, und scheint immer davon ausgegangen zu sein, daß die großen, starken pflanzen als männlich, die schlanken, zierlichen, zumal ihre Blumen, als weiblich, die entspringende frucht als das neutrum angesehen wurden.“ Die Sprache phantasirt; wie würdig und sinnig ist das nicht vom Menschengeiste gedacht, wenn man ihm die holde Anmuth einer so gemüthvollen Symbolik zugleich mit der Sprache in die Wiege legt! In der That! Wenn es der „Phantasie der Sprache“ gegeben ist, das grammatische Geschlecht zu bilden, so ist damit der Grund zu allen weiteren Thaten der Phantasie gesichert. Nun werden jene Phantasieen, ursprünglich bei den Dichtern, Institutionen des Rechts und der Sitte, welche tief in dem alten Glauben wurzeln. Wer darf jetzt noch fragen, wie Jean Paul die Frauen „beseelte Blumen“ nennen könne, oder wie unsere mittelalterlichen Dichter die ge-

*) Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausg., S. 835. Vgl. S. 613. „götter und menschen verwandelten sich in bäume“ u. s. w.

**) Kl. Schriften II. S. 376.

†) Ib. S. 373.

heiligten Bäume mit „Frau" anreden. Unsere Volkslieder führen Gespräche mit „Frau Hasel."*) Dies Alles, die Sitte der Hindu, wie der durch eine ganze Literaturperiode geläufige Ausdruck, kommt von der Phantasie der Sprache, die in den Bäumen menschliches Geschlecht sieht und die in der dichtenden Menschheit nicht erstirbt!

Das Andere ließe sich alles folgeweise begreifen, wenn wir nur erst wüßten, wie es der Sprache möglich wird, in den Bäumen das Geschlecht zu erkennen, das grammatische Geschlecht zu bilden. Ist ja doch das grammatische Geschlecht „eine im frühesten zustande der sprache schon vorgegangene anwendung oder übertragung des natürlichen auf alle und jede nomina."**) Wie ist aber jene „Uebertragung" möglich? Das grammatische Geschlecht ist offenbar eine **poetische** That! Wie viel fehlt denn noch zu dem Gedanken, daß der Fichtenbaum sich nach der Palme sehnt, wenn der Fichtenbaum durch das grammatische Geschlecht schon als Mann gedacht wird, und die Palme als Weib? Man beachte, daß Heine — ob mit Absicht? Die Unwillkürlichkeit zeugt um so zwingender für die Natürlichkeit jenes psychologischen Vorganges — sagt: der Fichtenbaum, weil die Fichte im Deutschen weiblich ist. Wie ist nun diese poetische That in den frühesten Anfängen der Sprachentwickelung möglich? Ich will hierbei erwähnen, daß die Sprachforscher jetzt allgemein die Ursprünglichkeit der Scheidung in masc. und femin. annehmen, und aus diesen beiden später das neutrum durch Loslösung desselben vom masc. hervorgehen lassen.†) Man könnte jedoch meinen, daß der Grund dieser Erscheinung eine — wenn auch falsche — naturwissenschaftliche Beobachtung gewesen sei. Dem widerspricht nun Grimm auf das Bestimmteste. „In dem asch (fraxinus), in der buche (fagus) ist an sich weder ein männ-

---

*) Grimm, Deutsche Myth. S. 617.

**) Deutsche Grammatik III., S. 317.

†) Vgl. Steinthal's Beurtheilung des Artikels „Geschlecht" in Ersch und Gruber's Encyklopädie von Pott (Kuhn und Schleicher, Beiträge I., S. 292).

liches, noch ein weibliches princip zu spüren, und wenn dem wurm männl., der fliege weibliches geschlecht beigelegt wird, so kann sich das nicht auf beobachtung des natürlichen gründen .... Noch mehr, sie hat das nämliche nicht blos bei allen lebenden, werdenden und wachsenden wesen gethan, sondern auch bei den todten, unsinnlichen gegenständen. Der arm ist uns männlich, die zunge weiblich, das herz neutral; der sinn männlich, die seele weiblich, das wort neutral; der wind männlich, die erde weiblich, das wasser neutral. Woher diese kühne anwendung eines in der natur offen und geheim waltenden unterschieds auf andere dinge und vorstellungen? Es muß ein tiefes bedürfniß dagewesen sein, weil wir die anwendung auf alle nomina der meisten und edelsten sprachen, je früher, desto fester und regelmäßiger gemacht sehen und weil in den hauptzügen solcher positiven geschlechtsvertheilung urverwandte sprachen augenscheinlich zusammenstimmen. Ein geistreicher schriftsteller (Wilh. von Humboldt) hat den grund dieser erscheinung vortrefflich aus dem einbildungsvermögen der sprache erklärt."*) Dieser „vortrefflichen" Erklärung schließt sich Grimm an, indem er weiterhin**) sagt: „das grammatische genus ist demnach eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände. Durch diese wunderbare operation" u. s. w. u. s. w. Dabei lehrt gerade Grimm, daß es neben diesen „aus der Phantasie entsprungenen" Wörtern eine Reihe anderer giebt, die „sich nicht nach einer allgemeinen phantasie, sondern nach einer wirklichen personification bestimmen lassen." (S. 348.)

Hier ist nun der Punkt, an dem sich das dunkle Wesen des Mythos und aus diesem das der Poesie erschließt. Nicht eine „wunderbare Fähigkeit oder Operation der Seele" hat die bunte Götterwelt erstehen lassen, und die gesammte Natur nach dem Ebenbild des Menschen belebt, sondern im ganz normalen Proceß der Vorstellungen sind all' diese Anschauungen erwachsen.

*) Deutsche Grammatik S. 346.
**) Ib. S. 346.

Wenn die alten Germanen der Sonne weibliches, dem Mond männliches Geschlecht beilegten, so haben sie die Sonne als wirkliches Weib, den Mond als wirklichen Mann gedacht. Und dieser Gedanke hat nichts Wunderbares, sondern ist so natürlich, daß er nothwendig ist. Der Urmensch mußte die Lichterscheinung als eine Feuerentzündung, von Personen ausgeführt, sich vorstellen, weil die Vorstellung der Feuerentzündung das apriorische Element war, mit dem er jene neue Lichterscheinung appercipirte, auf sie überhaupt aufmerksam werden konnte. Eine falsche Abstraction ist es auch hier, welche den so gesetzmäßigen Proceß der mythischen Apperception verkennen läßt. Wir, die wir physikalische Vorstellungen haben, mögen uns nicht denken, daß diese bei dem Urmenschen nicht vorhanden gewesen seien und statt ihrer Vorstellungen von persönlichen Handlungen das Bewußtsein erfüllt haben. Ein Unterschied zwischen einer physikalischen Vorstellung und einer mythischen besteht demnach psychologisch nicht; der Unterschied ist rein logisch. Der mythisirende Urmensch selbst hält seine Vorstellungen, seine unwillkürlichen Apperceptionen für durchaus wahr und richtig; es haucht ihn kein Zweifel an der Adäquatheit derselben mit den vorgestellten Dingen und Verhältnissen an.

Für diesen Gedanken verweise ich auf meine in den letzten Heften dieser Zeitschrift erschienene Abhandlung: Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele (Bd. V. S. 396—434, VI. S. 113—131). In den dort gegebenen Entwickelungen erschien die Vorstellung von der irdischen Feuerreibung als das appercipirende Element für die Vorstellung von der Entstehung des himmlischen Feuers und sodann für die Vorstellung von der Menschenzeugung. Ich werde diese Entwickelung für die hier gestellte Frage nunmehr weiter führen.

War einmal die Menschenzeugung als eine Feuerreibung appercipirt worden, so entstand daraus wieder die Rückapperception, daß die Feuerreibung selbst ein Vermählungs- und Zeugungsact sei. Ich setze hier die Kenntniß der jene letztere Apperception sehr fördernden Mittelstufe voraus, auf der der Mensch als Feuergeburt von demjenigen abstammend gedacht wurde, aus dem das Feuer selbst gerieben wird, dem

Holze, dem Baume, der Esche. Die Vorstellung des Feuers und seiner Bereitung war das apriorische Element im Bewußtsein; mit dieser als Organ wurde die der Menschenzeugung appercipirt. Nun verschlingen sich aber diese Apperceptionen durch vielfache Complicationen ihrer einzelnen Merkmale. Die Vorstellung von der Feuerbereitung sei a, die von der Menschenzeugung sei b, so ist b = a. Daraus folgt aber für den Mechanismus des Bewußtseins, daß auch a = b ist. Also ist auch die Feuerbereitung eine Menschenzeugung. Das untergelegte Holz wird als das Weib gedacht, der Bohrer als der Mann und der Funke als das Kind. Das ist keine Uebertragung, sondern die gleichmäßige Wirkung derselben ursprünglichen Apperception. Wie die Vorstellung der Menschenzeugung, die auf der Anschauung desselben Processes beruht, in ihrer Complexion die Merkmale Mann und Weib hat, so müssen diese Merkmale auch in die in allen Merkmalen übereinstimmende Complexion von der Feuerbereitung eintreten. Da kann von keiner Phantasie die Rede sein: das ist strenger, psychologischer Mechanismus. Wenn das Weib eine tabula, ἐσχάρα ist und der Mann ein τρύπανον, so ist auch die tabula ein Weib und der Drehstab ein Mann. Im Mechanismus der Vorstellungen sind Subject und Prädicat wandelbar, gemäß der Reihenfolge der Vorstellungen.

Mag auch diese „Phantasie" sich psychologisch aufklären an einem Liede, mit welchem der Vedensänger die Feuerzeugung begleitet: *)

„Das ist das Drehholz, der Zeuger ist bereitet, bring die Herrin des Stammes herbei, den Agni laßt uns quirlen nach altem Brauch. In den beiden Hölzern liegt der jâtavedas, wie in den Schwangeren die wohlbewahrte Leibesfrucht; tagtäglich ist Agni zu preisen von den sorgesamen, opferspendenden Menschen. In die Dahingestreckte laß hinein den Stab, der du deß kundig bist; sogleich empfängt sie, hat den befruchtenden geboren; mit röthlicher Spitze, leuchtend seine Bahn, ward

*) Kuhn, Herabkunft des Feuers, S. 70.

der Ilâ Sohn in dem trefflichen Holze geboren.... Das ist dein Schooß, wie ihn der Brauch verlangt, aus dem geboren du aufleuchtetest."

So wird den beiden arani, den zur Feuerbereitung benutzten Hölzern, eine vollständige Körpergestalt beigelegt und nach genauem Maß die Stelle bezeichnet, aus welcher Agni seinen Ursprung nehmen muß. Ebenso hat die Wünschelruthe, die, wie Kuhn erwiesen, der Blitzstab ist, oft eine menschliche Gestalt, und der — Hermesstab den Phallus.*)

Mögen diese Anführungen zum Zweck des Nachweises genügen, daß die dichterische Phantasie von der Liebe, die Blumen und Bäume zu einander haben, bei den Hindu, bei den mittelalterlichen Dichtern, an welche das schöne Heine'sche Gedicht, das ich angezogen habe, so wunderbar anklingt, auf einem Mechanismus beruht, der uns im Mythos offen gelegt wird. Erst nachdem die Feuerbereitung als Menschenzeugung appercipirt ist, gilt dem Menschen die Beobachtung, daß gewisse Pflanzen sich umranken, als ein Zeichen der Liebe und Neigung im übertragenen Sinne.

Hiermit ist nun die erste Frage nach den apriorischen Bedingungen der Dichtung gelöst. So inadäquat und schöpferisch die dichterische Phantasie erscheint, so ist sie dennoch aus dem Mythos geschöpft, durch die apriorischen Bedingungen des Mythos appercipirt. Und der Mythos selbst stammt ebensowenig von einer „schaffenden Phantasie", sondern baut sich aus einer Gruppe von Apperceptionen zusammen. So ist nun die Einheit des Bewußtseins in dem ersten Dichter, dem mythendichtenden Volke, dargethan. Wenn der Mythos den Blitz den „feurigen, goldgeflügelten Vogel" nennt,**) so ist das der volle Ernst des Urmenschen, mit derselben Energie und demselben ungetheilten Bewußtsein gedacht, mit dem man heute den physikalischen Proceß erklärt. Die mythische Auffassung des Blitzes als eines Vogels ist nicht eine

*) Matha heißt der bohrende Stab und der penis, ἐσχάρα das untere, gehöhlte Holz und die weibliche Schaam.

**) Kuhn, Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, S. 28.

poetische, sondern eine psychologische. Der Mechanismus des Bewußtseins ist dabei in voller Einheit.

Findet nun dasselbe Verhältniß bei der Kunstpoesie statt?

Ich will zunächst an den Proceß erinnern, in welchem sie entstanden ist. Nachdem ein Volk in einer langen Reihe mythenbildender Generationen die Natur der Dinge mit den jeweiligen Apperceptionsmitteln erfaßt hat, kommt es endlich zu einer Culturperiode, in der alle jene mythischen Apperceptionen als falsch enthüllt werden. Dieser Punkt in der Geschichte eines Volkes, oder, da er bei jedem Volke einmal eintritt, der Menschheit, ist der springende Punkt der Kunstpoesie. Es erwachen neue Apperceptionen, neue ganze Gebiete von Vorstellungen; im Hintergrunde des Bewußtseins liegen aber noch lebendig wirksam die alten Apperceptionen aufgeschichtet, die von den neuen Gedankengeschlechtern widerlegt werden: wie sollen sich jene Vorstellungsweisen anders ausgleichen, als durch den Begattungsproceß, den sie eingehen? Denn von einem Vernichten der alten, eingenisteten Vorstellungen durch die neuen kann füglich nicht die Rede sein, dazu sind die neuen Gedanken zu jung und die alten haben zu fest und weit verschlungene Verbindungen mit dem gesammten Inhalt des Bewußtseins angeknüpft, als daß sie so leicht aus dem Felde geschlagen werden könnten. Es ist darum nichts Anderes möglich als eine neue Apperception, aus jener ersten neuen und der alten gebildet. Diese neueste Apperception ist die — Poesie. Die Beziehung zweier oder mehrerer Vorstellungen, die sich im Mythos in Form der Gleichung darlegte, spricht sich nun, nachdem ungleiche Elemente sich eingeschoben, in Form der Vergleichung aus. So behalten die Vorstellungen ihre psychologischen Beziehungen zu einander, und nur der Werth derselben für die Logik wird anders bestimmt, d. h. die Beziehungen der Vorstellungen werden durch neu eintretende Vorstellungen für das Gesammtbewußtsein anders gerichtet: es bilden sich neue Beziehungen. Diese neuen Beziehungen bieten sich aber von allen Seiten; einmal von Seiten der streng theoretischen Apperceptionen selbst, sodann von Seiten der ethischen

Wünsche und Strebungen. Davon werde ich später noch reden. Hier will ich nur an die Periode der kosmogonischen Dichtungen bei den Griechen erinnern, welche den Uebergang aus der Epik, der Naturpoesie, in die Wissenschaft und die mit derselben sich erhebende bewußte Kunstpoesie bilden. Zuerst wird die Welt als durch wirkliche geschlechtliche Zeugung entstanden gedacht; nachdem aber physikalische Ahnungen aufgestiegen waren, konnte die Welt nicht mehr gezeugt worden sein; dennoch oder deshalb heißt es: Eros war im Anfang der Dinge. So geht die Mythologie über in eine poetische Kosmogonie. Und dieses Verhältniß bleibt bei einem großen Theile der vorsokratischen Philosophen bestehen.

Neben den naturwissenschaftlichen Anregungen, welche Aristoteles bei Thales für dessen Princip vermuthet, ist unzweifelhaft die mythische Tradition des Göttervaters Okeanos und der Göttermutter Thetis für denselben ein appercipirendes Element gewesen. Darum sehen wir auch, wie bei den späteren, entwickelteren Philosophemen die mythisch-poetische Gewandung nicht abgestreift wird. Empedokles nennt seine verbindende Kraft geradezu 'Αφροδίτη, Κύπρις.

Die Poesie entsteht demnach aus dem Bedürfniß, einander widerstrebende Apperceptionen zu neuer Apperceptionsbildung zusammenzuführen, und sie ist zugleich möglich, weil dieses Bedürfniß leicht befriedigt werden kann, insofern jene widerstrebenden Apperceptionen nur schwach anstoßend sich berühren, nicht schroff gegeneinander treiben. Schroffheit hat die neue Apperception bei ihrem Aufsteigen nicht, erst die Consequenzen geben ihr diese. Darum können jene Apperceptionen in Form der Vergleichung im Bewußtsein zusammentreten. Früher hieß es: der Blitz ist ein Vogel, oder richtiger: der Blitz ist nichts Besonderes, Getrenntes vom Vogel, sondern beide Erscheinungen sind Eins, wie zwei Vögel Eins sind für das nach Gattungen unterscheidende Bewußtsein, denn die Merkmale beider Complexionen waren die gleichen. Nachdem aber beide Vorstellungen verschiedene Merkmale aufnehmen mußten, war es um die Einheit geschehen: nun ist der Blitz wie ein Vogel. Diese Vergleichung muß aber eintreten, weil jene alte Apperception

zu tief im Bewußtsein wurzelt, als daß sie vernichtet werden könnte; und doch kann sie nicht mehr eine Thatsache ausdrücken: so wird sie ein Vergleich. Die poetische Vergleichung ist der Vergleich, den die neue Apperception mit der alten eingeht. So entsteht also die Poesie durch eine rein psychologische Nöthigung in einem Proceß der Vorstellungen, welcher in der Natur derselben begründet ist. Die hemmenden Merkmale der Complexionen können nicht die Vernichtung einer derselben bewirken, aber sie verändern den Lauf der Vorstellungen, die Beziehungen derselben untereinander, und so wird aus der mythischen Apperception, welche sich im Vollbewußtsein der Wahrheit fühlt, eine ihrer Inadäquatheit bewußte poetische Vergleichungsapperception.

Ob sich Göthe diesen psychischen Proceß gedacht hat, welcher in einer neuen Zeitwende entstehen und die Poesie nach psychologischen Gesetzen erzeugen muß, — das will ich nicht entscheiden; aber bemerkenswerth ist sein Ausspruch: „Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur, so daß man wohl sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet statt.“ Die Poesie im Anfang der Zustände ist Mythos; bei Abänderung der Cultur, — besonders aber zu beachten, „beim Gewahrwerden einer fremden Cultur“ — beim Auftreten neuer Apperceptionen wird der Mythos — Poesie.

Diese Entwickelung der Poesie bezieht sich nicht allein auf die Lyrik, sondern ebenso sehr auf das Drama. Die Form des Drama's, nach deren Möglichkeit wir ebenfalls gefragt hatten, ist in dem Mythos gleicher Weise gegeben. Die ältesten dramatischen Dichtungen der Griechen behandeln mythologische Stoffe, oder richtiger ausgedrückt: was das Epos erzählt, wird im Drama als lebendes Bild vorgeführt. Und der Zweck, also das Motiv dieser Aufführung, war keine müßige Erfindung und keine Schöpfung, sondern aus dem frommen Bedürfniß entstanden, die Geschichte der göttlichen Begebenheiten äußerlich dem Auge gegenwärtig zu machen, wie sie dem innern Blicke offenbar war. Aus den dionysischen Festscenen geht das

griechische Drama hervor, wie das deutsche aus den Passionsspielen. Grimm verfolgt das deutsche Schauspiel sogar noch weiter zurück in das germanische Heidenthum. Ich habe angeführt, daß der Uebergang des Sommers in den Winter und umgekehrt als ein Kampf zwischen Jünglingen und Jungfrauen dargestellt wird, bei dem die verschiedenen Parteien die Symbole der betreffenden Jahreszeiten tragen. In diesen Volksspielen reden die Wettkämpfenden einander an. Da macht nun Grimm die Bemerkung, dieses Einkleiden der beiden Vorkämpfer und ihre Wechselreden seien „die ersten rohen behelfe dramatischer kunst und von solchen aufzügen mußte die geschichte des deutschen schauspiels beginnen."*) Man sehe in dem Kuhn'schen Buche die Sage von Purûvavas und Urvaçi, in der das Phänomen des Tagesanbruchs behandelt ist. Aehnlich den Elbinnen, die nicht nackt gesehen sein wollen, will Urvaçi nur so lange bei dem Geliebten weilen, als sie ihn nicht nackt erblickt hat. Sie verschwindet „wie die erste der Morgenröthen". Diese lyrische Legende hat Kalidasa zu einem seiner schönsten Dramen den Stoff gegeben.**)

Aber abgesehen vom Stoff liegt es mir hauptsächlich an, darauf hinzuweisen, daß die Form nicht geschaffen, sondern aus dem religiösen Cultus herübergenommen und selbstständig ausgestaltet worden ist. Auch in neuerer Zeit ist das Drama wie die Oper aus der Kirche hervorgegangen.

Hier ist aber noch ein anderes Moment zu beachten. Das Drama erhebt sich, wie die Poesie überhaupt, immer an einer Zeitwende, bei einer neuen Gestaltung des Bewußtseins „beim Gewahrwerden einer fremden Cultur". So in Griechenland mit der Entwickelung der Demokratie. Ganz instinctiv richtig hat darum Solon die dramatische Aufführung verboten, weil er sagte, „es werde nicht lange dauern und man werde diese Sprache auch in den Volksversammlungen hören." Die Volksversammlungen waren eben das neue Element, das man mit dem überkommenen Inhalt des Mythos und der überkommenen Form

---

*) Grimm, deutsche Myth. S. 744. Vgl. S. 727.

**) Kuhn S. 78.

der dionysischen Aufführungen und des Satyrspiels zur neuen Apperception des Drama's verband.

Ist nun auf diese Weise die Entstehung der Poesie in ihren Hauptformen durch das Gewahrwerden neuer Apperceptionen erklärt, so komme ich nunmehr auf die Frage zurück: Wie ist der Fortbestand der Poesie in denjenigen Culturperioden möglich, in welchen jenes Gewahrwerden zu einem offenbaren Bruch des Bewußtseins sich verschärft hat?

Wie ist es nach den Voraussetzungen des psychologischen Mechanismus möglich, daß der Dichter zwei Vorstellungen, die, weil einander widerstrebend, zu einem einheitlichen Bewußtsein nicht zusammengehen können, nebeneinander nährt und ausgestaltet? Wie ist es ferner möglich, daß derselbe Dichter, der, obwohl er sich der Inadäquatheit seiner Vorstellungen bewußt ist, diese dennoch festhält und ausbaut, zugleich nach strenger, philosophischer Erkenntniß ringt, umfassenden naturwissenschaftlichen Studien obliegt, also das unverkennbare Streben hat, solche Vorstellungen zu erzeugen, welche den Dingen in Wahrheit entsprechen? Diese Frage wird noch dringlicher, wenn man bedenkt, daß sich die dichterische Apperception selbst mit der Logik ausrüstet, beim Ausspinnen poetischer Beziehungen die logische Cultur adäquater Vorstellungen zu Hülfe nimmt.

Die ganze Menschengeschichte drängt in ihren geheimsten Trieben nach jener Harmonie des Bewußtseins, die man das psychologische Ideal nennen könnte. Aber es giebt in der gesammten Menschengeschichte keine Erfahrung, welche so bewußter Weise jenem Ideal widerstrebte, wie die durch alle Zeitalter gehende Culturerscheinung der Dichtung. Diese wunderbare Thatsache muß ihren tiefen Grund haben, einen Grund, der zugleich in der Natur des Bewußtseins liegen muß.

In Bezug auf diesen principiellen Grund jedoch sei es mir gestattet, mich auf die in der bereits angezogenen Abhandlung (d. Zeitschr. Bd. V. S. 419—422) von mir gegebenen Andeutungen zu beziehen, welche in Folgendem auf die Bestimmung der poetischen Vorstellungen Anwendung finden sollen. Mit wenigen ergänzenden Bemerkungen jedoch glaube ich an jene Erörterungen erinnern zu müssen.

Die Zusammengehörigkeit von Gefühl und Vorstellung ist schon von Herbart bemerkt worden. „Indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch noch so vielfältiges und verwirrtes, als ein Vorgestelltes im Bewußtsein vorhanden sein, so daß dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt."*) Indessen bei derartigen Andeutungen ist Herbart in Bezug auf die mit voller Consequenz zu stellende Frage nach dem psychologischen Verhältniß jener beiden Formen des Bewußtseins stehen geblieben. Aber auch nach Herbart hat man sich nicht höher verstiegen, als das Zusammentreffen, das Nebeneinanderhergehen der Vorstellungen und der Gefühle anzuerkennen. Bei Lotze finden wir diesen Satz folgendermaßen ausgedrückt: „Auch der Gedankenlauf, selbst der abstracteste, ist von Gefühlen beständig durchzogen. Nicht einmal den trockenen Satz der Identität oder den rein logischen Begriff der Verschiedenheit oder des Widerspruchs sind wir zu denken im Stande (?), ohne jenen mit einem wohlthuenden Gefühl der Einheit zu begleiten, in diesen dagegen eine Spur von der Bitterkeit des Hasses und des Widerstrebens zweier Elemente hineinzulegen."**) Wenn dies zwar von dem „abstractesten Gedankenlauf" keineswegs gelten kann, so wird man doch aus dieser Anführung der Thatsache erkennen, daß das Phänomen des Ineinanderfließens von Gefühl und Vorstellung bei den Psychologen wohl bekannt ist. Aber diese Kenntniß hat nur dann Werth und Bedeutung, wenn sie zu der Erkenntniß von der Gleichartigkeit der nach jenen Kategorieen benannten psychischen Processe sich vertieft. Nachdem einmal die besonderen Seelenvermögen vernichtet sind, wird mit der Aufhebung der verschiedenen psychischen Functionen als besonderer Qualitäten nichts Unerhörtes vollzogen. Was wäre denn am letzten Ende damit gewonnen, daß man nicht mehr an seelische Sonderkräfte glaubt, wenn man doch nach wie vor seelische Sonderwirkungen, Sondererscheinungen an-

---

*) Sämmtl. Werke ed. Hartenstein VI., 70—71.

**) Medizin. Psychologie S. 254.

nimmt? Wären die letzteren vorhanden, so wäre es im Gegentheil methodischer, die angeblich verschiedenen Wirkungen auf verschiedene Ursachen zurückzuführen.

Von diesem Gedanken aus habe ich die nach den Kategorieen Gefühl, Empfindung, Vorstellung benannten psychischen Processe in Formen des Bewußtseins aufgelöst, um dieselben von dieser gleichen Stufe aus nach ihren Verschiedenheiten zu erkennen. In der angezogenen Abhandlung habe ich die Stufenfolge jener Formen des Bewußtseins an der Temperatur-Empfindung andeutungsweise darzulegen versucht: auch die folgenden ergänzenden Bemerkungen sollen von derselben ausgehen.

In der Temperatur-Empfindung werden zugleich die äußeren unsere Tastorgane berührenden Objecte angeschaut. Wie ist dies möglich? Durch die Bewegung sowohl der die Empfindung erregenden Objecte, wie unserer Tastorgane. Was ist denn aber diese Bewegung im Bewußtsein? Eine Empfindung. Durch die Verbindung also dieser beiden Empfindungen, welche mit anderen zugehörigen Empfindungen complicirt wird, entsteht die Anschauung des äußeren Objectes, und zwar sehr allmählich. Ebenso verhält es sich mit anderen Sinnesempfindungen.

Um nun Vorstellung werden zu können, muß die Empfindung einen Eindruck im Bewußtsein zurückgelassen haben, damit sie sich mit einer anderen Empfindung verbinden kann, sie muß deshalb intensiv genug sein, um im Bewußtsein eine nachwirkende Empfindung, oder zunächst, um in der Nervensubstanz, im Centralorgan eine nachwirkende Bewegung der Moleküle zu erzeugen. Intensive Lichterscheinungen sehen wir noch, wenn die Bewegungen bereits vorüber sind. Wir sehen beim Blitz eine Gegend, lesen beim elektrischen Funken einige Buchstaben, obwohl beide nur momentan sind. Die mangelnde Intensität kann aber ersetzt werden durch mehrfache Wiederholung, bei der sich die an sich schwachen Eindrücke im Bewußtsein complementiren. Aufmerksamkeit, d. h. die Apperceptionslauer, das Bestreben, aufnehmen zu wollen,

und die Richtung aufnehmen zu können, begünstigt die Aufnahme der Empfindung.

Der qualitative Unterschied zwischen Empfindung und Vorstellung ist demnach völlig aufgehoben. Man kann ebensowenig in Wahrheit von einer „reinen" Empfindung reden, als von einer „einfachen" Vorstellung. Denn eine Vorstellung kann niemals das Resultat einer einfachen Erregung eines Nerven oder gar einer Primitivfaser sein, sondern kann allein durch die Verbindung mehrerer Empfindungen entstehen. Die Empfindung der Muskelbewegung unserer Tastorgane berührt sich mit der Tastempfindung selbst, daraus entsteht die Anschauung eines die Tastnerven berührenden Gegenstandes. Die Empfindung unserer Bewegung zu den Wärmequellen hin verbindet sich mit der Empfindung der Wärme selbst; so entsteht die Anschauung des wärmenden Gegenstandes und bei wiederholter Erfahrung die in ihre Bestandtheile, d. h. in einzelne Anschauungen zerlegte Anschauung. Je mehr sich nun die einzelnen Merkmale von einander absondern und beliebig in verschiedenen Verbindungen sich reproduciren, desto eher wird die Abstraction des Gegenstandes, als eines warmen, möglich. So sondert sich das Merkmal des Gegenstandes als eines warmen von anderen Merkmalen, die ihm anhaften, und indem sich dieser Proceß bei anderen mit noch anderen Merkmalen versehenen wärmenden Gegenständen wiederholt, bildet sich im weiteren Verlaufe der Ausbildung des Geistes die Vorstellung der Wärme. Wo sich zwei Empfindungen nicht associiren können, da können sie zu keiner Totalanschauung und zu keiner Einzelvorstellung zusammengehen. Auf die näheren Bedingungen bei den verschiedenen Arten der Associationen, auf die Verhältnisse bei theilweiser Hemmung gehe ich hier nicht näher ein, wo es mir vornehmlich um die Bestimmung des mit anderen Formen des Bewußtseins ursprünglich Gleichartigen im Charakter der Vorstellungen zu thun ist.

Fassen wir nun das Erörterte von einer anderen Seite her kurz zusammen. Die molecularen Nervenerregungen bringen, wie bei dem Temperatursinn ein Temperatur-Gefühl, so bei jedem Sinne eine gewisse Constanz der Nervenbewegungen her-

vor, die ich mit dem Worte Gefühl bezeichnen möchte. Dieses Gefühl ist die allgemeinste Form des Bewußt-seins, ohne Subject und ohne Object; es ist das leere sich gegeben-sein. Sobald diese unter geringen Schwankungen sich bewegende Nervenexcursion durch einen differenten, über das Normalniveau heraus tretenden Eindruck gestört wird, dann haben wir eine Empfindung, die als solche nur eine Veränderung in dem sogenannten Zustande des Bewußtseins bedeutet. Werden diese so veränderten Nervenbewegungen selbst continuirlich, so bilden sie ebenfalls eine Constanz in dem Zustande des Bewußtseins und werden so selbst zum Gefühl, bis eine differenzirende Bewegung eintritt. Tritt dieselbe ein, so können sich die mehreren Empfindungen miteinander verbinden, alsdann wird die ursprünglich innere Zustands-Empfindung objectivirt und es entstehen Anschauung und Vorstellung.

Beides muß nun festgehalten werden. Einmal dies. Da die differente Empfindung selbst eine Zeit lang unter geringen Schwankungen sich erhalten kann, so wird auch sie einen gewissermaßen constanten Zustand, d. h. eine unter unbeträchtlichen Erhöhungen oder Erniedrigungen über oder unter dem gleichwelligen Niveau sich vollziehende Bewegung des Bewußtseins hervorbringen und so wiederum selbst zum Gefühl werden. Zugleich aber wird sich aus der Verbindung solcher differenter Empfindungen, die eine Zeit lang sich selbst überlassen, einen relativen Nullpunkt herstellen können, der theoretische Proceß der Anschauungen und Vorstellungen entwickeln, der bei der theoretischen Differenzirung doch keineswegs den Ausgleich des Empfindungszustandes, der bloßen Form des Bewußtseins verhindern kann. Beides scheint gleichzeitig zu sein, und daher ist der Irrthum gekommen, daß die Gefühle die Vorstellungen begleiten; aber das Gefühl ist die Vorstellung selbst, nur auf einer früheren Stufe des Bewußtseins. Das nächste Resultat der Verbindung von Empfindungen ist der Ausgleich im Empfindungszustande und die Herstellung einer neuen Form des Bewußtseins. Diese Herstellung wird in leichtem Uebergange oder in jäher Veränderung erfolgen, je nach dem die Empfindungen oder

die dieselben bewirkenden Nervenbewegungen verschieden sind oder unvermittelt an einander drängen. Aber in rascher Aufeinanderfolge, so daß der Zwischenraum unmerklich ist, vollzieht sich zugleich die theoretische Verbindung beider Empfindungen zur Bildung von, d. h. zum Uebergang in Anschauung und Vorstellung.

Nun bedenke man Folgendes. Soweit sich auch die Vorstellungen in der Reihe der Objectivirungsprocesse, in denen sich die einzelnen Empfindungen je nach ihrer Verbindung mit anderen als Merkmale eines Gegenstandes, als Eigenschaften, nach Gruppen im Bewußtsein ordnen, soweit sich, sage ich, die Vorstellungen von dem Empfindungs-Ursprunge entfernen und zu höheren Verbindungen entfalten und vereinigen; so bleibt ihnen doch, wenn auch mehrfach modificirt, der Empfindungszustand, von dem aus ihre Objectivirung sich plötzlich vollzogen hat, die allgemeine Form der Nervenbewegungen, in der das Bewußtwerden des differenten Gefühls, die Entstehung einer neuen Empfindung — wenn man von dem objectivirenden Inhalt derselben absieht — auftaucht. Dies ist besonders da der Fall, wo die Empfindung unter intensiveren Erregungen der Nerven und demzufolge unter stärkeren, plötzlicheren Aenderungen der constant gewordenen Nervenbewegungen, kurz, des Gefühls hervortritt. In der Verbindung von solchen Empfindungen und dem Bewußtwerden der relativen Zusammengehörigkeit derselben wird zwar der bloße Empfindungszustand bedeutend gemildert, die scharfe, durchdringende Objectivirung verscheucht das Bewußtwerden des Gefühls; aber immerhin bleibt, besonders in den ersten Perioden eines solchen psychischen Processes, diese Nervenbewegung noch in chemischer Wirksamkeit. Erst allmählich, wenn das subjective Bewußtsein, das Gefühl, sich mehr abgeschwächt hat, wird die Vorstellung von diesen Schwankungen des Empfindungszustandes befreit. Man hat alsdann die Vorstellung ohne das Bewußtsein des Gefühls, welches bei dem Zusammengehen der dieselben bewirkenden Empfindungen eingetreten war. Doch dies ist eine sehr späte Periode in der Entwickelung der Vorstellungen. Die Vorstellung des nicht abstracten Denkens haftet an dem so

gefaßten Gefühl. Dieses Schicksal der Vorstellung, ein Erbtheil ihrer Blutsgemeinschaft mit der Empfindung, giebt der Vorstellung ein unableugbares Familienmal. Während die Vorstellungen oder in ursprünglicherer Form die Anschauungen eine nach Außen setzende, objectivirende Kraft haben, sind sie dennoch an innere, subjective Empfindungszustände gebunden, die beständig wechselnden Producte der beständig fluctuirenden molecularen Bewegungen der Nerven.

Diesem Ursprung und diesem Charakter der Vorstellung entspricht die Theilung derselben in zwei Elemente, die man unterscheiden muß, aber nicht in selbständige Qualitäten scheiden darf. In soweit die Vorstellung an den Empfindungszustand, an die molecularen Bewegungsvorgänge der Nerven gebunden ist, ist sie mit einem Elemente behaftet, welches die bloße Form des Bewußt-seins ausdrückt und welches ich deshalb das formale Element der Vorstellungen nenne. Sofern aber die Vorstellung in einer objectivirenden Thätigkeit besteht, welche die Empfindung der inneren Veränderung nach außen verlegt, die Form des Bewußt-seins in den Inhalt eines Bewußten aufhebt, hat sie ein Element, welches ihr den theoretischen Inhalt giebt und welches ich demgemäß das inhaltige nenne.

Das formale Element „begleitet" demnach nicht in seiner Eigenschaft als das übliche Gefühl die Vorstellung, den „abstractesten" Gedankenlauf, sondern es ist die Vorstellung selbst, mit dem einzigen Unterschiede, daß es eine frühere Stufe in demselben Proceß des Bewußtseins bezeichnet, welchem die Vorstellung als inhaltiges Element angehört. Den „abstractesten Gedankenlauf" muß jedoch keineswegs das formale Element „durchziehen", es kann durch weitgeführte Objectivirungen so sehr abgeschwächt werden, daß das inhaltige Element allein im Bewußtsein verbleibt. Aber dies ist eben nur in den wissenschaftlichen Abstractionen und auch da nicht durchaus bei allen der Fall. Gemeinhin wogen beide Elemente im Bewußtsein durcheinander, aber nicht immer sind die zu einander gehörigen Elemente bei einander: oft ist das inhaltige Element einer Vorstellung, deren formales entweder ganz ausgetilgt oder für den

Moment zurückgedrängt ist, mit dem formalen Elemente einer anderen Vorstellung innig verbunden, deren inhaltiges Element nicht in die Apperception eingetreten ist. In solchem Falle werden wir die versteckte Apperception der formalen Elemente gewahren, wenn auch das eine derselben ausgefallen ist und für dasselbe das zu ihm gehörige inhaltige Element sich in den Vordergrund des Bewußtseins gehoben hat. Es werden, um dies zu wiederholen, die Vorstellungen nicht von Gefühlen begleitet, sondern Vorstellungen verbinden sich mit einander, deren formale Elemente bald in voller Thätigkeit, bald ganz unwirksam sind.

Auf diesem Verhältniß der Verbindung verschiedener Vorstellungen nach verschiedenen Elementen derselben beruht die Möglichkeit der Poesie. Dies wollen wir nun eingehend untersuchen.

Obwohl die Poesie über die Mythenperiode hinausliegt, obwohl sie unter dem Charakter reflectirender Subjectivität auftritt, so hat sie doch Ein Moment ganz besonders mit dem Mythos gemein: das formale Element der Vorstellungen, das wir in den Mythen nachzittern sehen. Sind die Vorstellungen die Effecte der als innere Reize rückwirkenden, im Bewußtsein residuirenden Empfindungen von Veränderungen in den Bewegungsverhältnissen der eigenen Nerven, so werden zugleich mit jenen Vorstellungen je nach der Intensität des Reizes, von dem alle Empfindung anfänglich ausgegangen war, oder der Kraft des neuen Anstoßes, welcher sie wieder an die Schwelle des Bewußtseins hebt, jene Empfindungen der eigenen inneren Veränderungen miterzeugt werden. Während also nach vielfachen Verbindungen zusammengehöriger Reize, deren Residuen sich im Bewußtsein zu coordinirter Retrosensation gruppiren, endlich die reine Objectivirung sich ergiebt, so ist doch immerhin die Empfindung der veränderten Form des Bewußtseins nicht zu verwischen; es sei denn, daß die Objectivirung durch die Wiederholung so abstract wird, daß die Vorstellung zum bloßen Wortbilde sinkt, so daß die ursprüngliche Empfindung ganz schwindet. Denn das ist ja klar: bei jeder Objectivirung wird der Empfindungszustand abgeschwächt, das formale Element

verdrängt. In der wissenschaftlichen Abstraction wird die völlige Befreiung von dem Empfindungselemente angestrebt. Die physikalische Vorstellung des Blitzes ist eine vollkommen inhaltige, aber sie ist auch aus ganz anderen Elementen zusammengesetzt, als welche in der Vorstellung des Urmenschen vom Blitze, oder sogar beim plötzlichen Anblick des Blitzes noch in uns erzeugt werden. Wir Alle objectiviren sofort das inhaltige Element des Feuers; aber der Reiz, der die Empfindung der veränderten Aufnahme der Aetherwellen durch den Blitz in uns hervorruft, ist so intensiv, die Bewegungsexcursionen des Nerven sind so verschieden von den gewöhnlichen, daß die Wirkung jenes Reizes trotz der sofortigen Objectivirung nachempfunden wird, welche Objectivirung eine Folge der öfter wiederholten Combinirung mit anderen Reizen, deren Empfindungen und Residuen ist. Diese bloße Form des Bewußt-seins bleibt nun als formales Element an der Vorstellung haften.

Das formale Element ist offenbar viel schwächer bei einer durch das Aufleuchten eines Streichholzes erzeugten Vorstellung vom Feuer, weil dabei der Reiz schwächer ist; aber das inhaltige Element beider Vorstellungen ist völlig gleich. Woher kommt es nun, daß mit der Vorstellung „Blitzfeuer" die Vorstellung der Größe, Macht, Gefahr verbunden wird, während die Vorstellung des Streichholzfeuers, dem Inhalte der Objectivirung nach ganz dieselbe, mit der Vorstellung des Kleinen, Alltäglichen, Unbedeutenden verbunden ist, und zwar desto mehr, je gewohnter die Empfindung wird? Dieser Unterschied in der Schätzung der Erscheinungen beruht lediglich auf dem formalen Elemente, das durch den heftigeren Reiz intensiver empfunden wird. Ich kann hier nur von der Beziehung dieses Elementes der Vorstellungen auf die Kategorie der Qualität Andeutung geben. Ursprünglich wird ja das Ganze einer Erscheinung mit seiner Umgebung appercipirt, allmählich ordnen und appercipiren sich sodann die zusammengehörigen Complexe. Wird nun die Objectivirung so lange fortgesetzt, bis sich aller Empfindungsinhalt aufzehrt, dann gelangen wir zur wissenschaftlichen Abstraction, in der die inhaltigen Elemente der

Vorstellungen von ganz anderen Anstößen aus erzeugt werden, als von den ursprünglichen Empfindungsreizen.

In der Poesie aber, wie im Mythos, ist diese Objectivirung der Empfindungen in so geringem Maße nur vollzogen, daß man nicht über die Personification hinauskam: da müssen die formalen Empfindungselemente noch stark wirksam den Vorstellungen einwohnen. Ich werde später in Betracht ziehen, welchen Einfluß die Ausbildung der Objectivirung auch auf die Poesie hat; zunächst erkennen wir darin den Charakter der Poesie, daß in ihr das formale Element vorwiegt. Hierauf beruht auch der Unterschied des Schönen nach seiner allgemeinsten psychologischen Bestimmung von dem Wahren, der ästhetischen Vorstellungen im engeren Sinne von den adäquaten logischen. In dem letzteren müssen die inhaltigen Elemente der neuen, zu appercipirenden Vorstellungen mit den inhaltigen Elementen der apriorischen, bereits im Bewußtsein vorhandenen und appercipirenden Vorstellungen übereinstimmen, während in der ästhetischen Apperception die inhaltigen Elemente nur in gewissem Maße, aber die formalen Elemente schlechterdings zusammenstimmen müssen. In der ästhetischen Vorstellung appercipiren die formalen Elemente einander.

Weiterhin wird dieser Gedanke noch eine andere Einschränkung erfahren. Die Gattungen der Kunst, welche den Ausdruck von Vorstellungen wesentlich zur Aufgabe haben, erreichen das Ideal des Schönen, wenn sie alle formalen Elemente der darzustellenden Vorstellungen den inhaltigen vollkommen entsprechend wachzurufen vermögen. Je höher entwickelt darum die Vorstellung ist, desto schwieriger ist die Kunst, sie darzustellen. Denn je höher eine Vorstellung entwickelt ist, desto reicher sind ihre inhaltigen Elemente. Nun kann aber sehr wohl jedes inhaltige Element einer Vorstellung ein formales haben. Die Vorstellung „Gott" z. B. hat unter vielen anderen die Inhaltselemente der Liebe und der strafenden Gerechtigkeit. Diese beiden inhaltigen Elemente haben je ein formales. Soll nun die Vorstellung nach ihrem ganzen reichen Inhalte dargestellt werden, so muß der Künstler dieselben so zu ordnen wissen,

daß die formalen Elemente, ohne bis zum Extrem hinausgeführt zu werden, einander nicht widerstreben, sondern harmonisch zusammengehen. Dies ist die höchste Anforderung, die wir an den Künstler stellen. Freilich giebt es aber hierfür in der Kunst selbst eine Grenze. Die Plastik konnte eben nur an die polytheistische Vorstellung „Gott" herantreten, die monotheistische hingegen ist plastisch nicht darstellbar. Das sollten endlich alle diejenigen einsehen, welche noch immer gegen die künstlerische Unfruchtbarkeit des Semitismus eifern. In der reichen, mit einer großen Anzahl abstracter, rein inhaltiger Vorstellungselemente begabten Ausbildung der monotheistischen Gottesvorstellung liegt der wahre Grund der Unmöglichkeit, dieselbe künstlerisch zu gestalten. Die schwarzblauen Augenbrauen, mit denen ein Gott nickt, kann man abbilden, und auch die ambrosischen Locken, die ihm vom Haupte herabwallen; aber die abstracten Vorstellungen von einem Schöpfer aus dem Nichts, von anfangsloser Einzigkeit und körperlicher Unveränderlichkeit, von unfaßbarer Größe und Milde, heiliger Gerechtigkeit und Liebe: diese Vorstellungen lassen sich plastisch nicht gestalten, weil die formalen Elemente ohne Beeinträchtigung der inhaltigen sich nicht gesondert abheben und so zum plastischen Ausdruck bringen lassen, daß durch dieselben zugleich die inhaltigen Elemente geweckt würden. Denn werden diese nicht erreicht, so werden auch die formalen nicht erzeugt. Wie klein mußte einem strengen Monotheisten der Zeus des Phidias erscheinen! Was den Griechen erhaben dünkte, daß sein Zeus so groß schien, daß er, wenn er sich erhöbe, die Wölbung einstoßen würde: wie eng mußte der Monotheist diese Vorstellung finden. Unsere Erwartungen müssen übertroffen, unsere Vorstellungen müssen mit Einem plötzlichen Blick weit über ihr gewöhnliches Maß hinausgedehnt werden, wenn wir den Eindruck des Erhabenen empfangen sollen. Den gewöhnlichen Anblick durchmessen wir bald, aber an dem Erhabenen läuft der Blick empor, ohne daß er es in der gewöhnlichen Apperceptionsdauer erfassen kann. Weder die Mitte, noch die Spitze der Pyramide ist erhaben, sagt Jean Paul, sondern die Bahn des Blicks. Darum kann

der plastische Gott dem Monotheisten niemals erhaben erscheinen, denn seine inhaltigen Vorstellungen laufen weiter als das Bildwerk reicht, und so können auch die formalen Elemente nicht erzeugt werden.

Diese Bedingung gilt nun in erhöhtem Maße von der Dichtkunst. Die Dichtkunst, die durch Worte, durch Vorstellungen Empfindungen zu erregen hat, soll und muß auch auf die inhaltigen Elemente der darzustellenden Vorstellungen ihre Rücksicht lenken; denn nur mit dem inhaltigen kann das formale Element erzeugt werden. Diese Rücksicht auf die Inhaltsvorstellungen soll nun nicht so weit gehen, daß dieselben nach der logischen Ordnung gefügt werden müßten; die formalen Elemente derselben sind Maß und Princip der ästhetischen Combination. Dies beruht darauf, daß viele verschiedene inhaltige Elemente ein und dasselbe formale Element haben können. Das formale Element der Vorstellung Liebe kann durch viele inhaltige Elemente erzeugt werden. In soweit nun, als sie noch immer dasselbe formale Element haben, müssen die inhaltigen nicht durchaus übereinstimmen. Wir verlangen nicht, daß Don Carlos oder König Philipp des Drama den inhaltigen Elementen unserer geschichtlichen Vorstellungen von diesen beiden Figuren entsprechen, wohl aber, daß — und sei es auch auf Kosten jener inhaltigen Elemente (bis zu einem gewissen Grade) — daß die formalen Elemente, die jene dramatischen Personen erzeugen, mit den formalen Elementen der Vorstellungen Held, Unglück, Liebe u. s. f. zusammenstimmen.

Auch das Häßliche, sagt Lessing, ist im Schönen zulässig, wenn es furchtbar ist. Dann ist es eben nicht mehr häßlich. Wenn in Vorstellungen die formalen Elemente des Häßlichen und des Furchtbaren zusammengehen, so ist das letztere im Stande, das erstere aus dem Bewußtsein zu verdrängen; darum kann die ästhetische Apperception von Statten gehen.

Die inhaltigen Elemente, vermöge deren die Vorstellung Apollo, Maria wunderthätige, verehrte Bilder schuf, sind längst aus unserem Bewußtsein geschwunden, aber noch immer verbinden sich die formalen Elemente jener Vorstellungen mit den formalen Elementen unserer Vorstellungen von schöner Jugend-

kraft, oder von dem unsäglichen Gefühl der innigsten Mutterliebe: dieser Zusammenstimmung der formalen Elemente verdanken wir noch immer den Genuß des Schönen an diesen Werken. Ursprünglich aber hat man die Götterbilder für Götter angesehen. Viele Gnadenbilder lassen in den Sagen einen Ring vom Finger, einen Schuh vom Fuße fallen, damit ihn der arme Mann oder die arme Frau, die zu dem Götterbilde beten, aufnehmen. Die Realität der Kunstgebilde wird überall geglaubt im Alterthum, im germanischen wie bei den Indern und Griechen.*) Erst die monotheistische Polemik spottet der Werke von Menschenhänden, die einen Mund haben und nicht reden, Ohren und nicht hören — wie sie selbst sind ihre Bildner. Das ist mit Bezug auf den Ursprung der Kunst in der That psychologisch richtig: wie die Kunstwerke sind die Kunstwerker. Man hätte nie Götterbilder gemacht, wenn man nicht die Götterbilder selbst für die Götter gehalten hätte. Aus dem Bedürfniß und zur Befriedigung des Cultus sind die Werke der Plastik ursprünglich hervorgegangen. Es ist psychologisch unmöglich, daß man Dinge schaffe, von deren Inadäquatheit und Unrealität man von vornherein überzeugt ist. In dem Bewußtsein des Künstlers lebt der Glaube an die gediegene Wahrheit seines Werkes. Erst nachdem die Kunst bereits Werke aus diesem Geiste heraus geschaffen hat, ist es möglich, in anderem Geiste, in anders gerichtetem Geiste nachzuschaffen. Dann wird die ursprüngliche Tendenz durch eine andere, gleich würdige ersetzt. Das erste Urbild aber ist die Gottesidee selbst, die den Künstler zur Schöpfung antreibt; sodann ist diese Schöpfung für jeden nachfolgenden Künstler eine objective Idee, die er in sich nacherzeugt und die er in sich nacherzeugen kann, weil dieselben Bedingungen, dieselben Elemente sich in seinem Bewußtsein regen, ohne daß das anfängliche Motiv des ersten Künstlers in ihm noch wirksam sein müßte. Die inhaltigen Elemente können ganz andere geworden sein; der erste Künstler sah in dem Werke den Gott selber, der spätere Nachbildner, der dabei eine viel tiefere, gewaltigere

*) Grimm, deutsche Mythologie S. 103.

Originalität des Schauens haben kann, hat nur dasselbe formale Element noch: das Werk erzeugt in ihm die Empfindung des Großen, Ehrwürdigen. Sobald die formalen Elemente zusammenstimmen, wird das Werk vom Künstler geschaffen und vom Beschauer genossen.

Wir wenden diese Betrachtungen nun auf die Poesie an. Aus dem Mythos, d. i. aus einer für das Bewußtsein vollkommen adäquaten Auffassung der Dinge hervorgegangen, unterscheidet sie sich jetzt von der normalen Gedankencombination in dem wesentlichen Punkte, daß sie nur die Verschmelzung der formalen Elemente anstrebt, während die inhaltigen einander bis zu einem gewissen Grade ausschließen können. Und dieser Grad wird nur bestimmt durch das formale Element selbst. Der Baum kann sich nicht nach einem andern Baume sehnen; das inhaltige Element der wissenschaftlichen Vorstellung Baum ist demjenigen inhaltigen Elemente geradezu entgegengesetzt, das die poetische Vorstellung Baum enthält. Wir finden dennoch das Gedicht schön, weil die formalen Elemente der poetischen Vorstellung Baum zusammenstimmen mit den formalen Elementen der in dem Gedichte zum Ausdruck gebrachten Vorstellungen der Liebe, der Sehnsucht u. s. f. Wir vergessen ganz, daß die Vorstellung Baum auch ein inhaltiges Element hat, mit Einem Worte: die poetische Vorstellung Baum und die wissenschaftliche sind nur dem Worte nach dieselbe, der Sache nach aber verschieden. Sie haben noch dasselbe Wort, weil sie noch mehrere gleiche Inhaltselemente haben, aber die überwiegende Zahl der inhaltigen Elemente ist verschieden, dasselbe Wort hat zwei innere Sprachformen, bezeichnet zwei Vorstellungen. Der Dichter hält sich nun an die poetische Vorstellung und so allein erfüllt er seine Aufgabe. Er soll uns nach Humboldt in einen Mittelpunkt stellen, von dem aus nach allen Seiten Strahlen ins Unendliche gehen. Er darf uns also nicht bei der abstracten, streng begrenzten wissenschaftlichen Vorstellung festhalten, sondern er muß eine Vorstellung vorführen, die unbegrenzt ist. Dieser Bedingung entspricht das formale Element, denn es ist dasselbe bei dem Fichtenbaume, sofern derselbe von einer Palme träumen kann, wie bei der Ingeborg,

die sich nach dem fernen Frithjof sehnt. In beiden Vorstellungen wird das formale Element des Mitleids geweckt, weil wir in beiden durch das gleiche formale Element die Vorstellung der Liebe empfangen.

Inhaltig also ist die poetische Vorstellung Baum durchaus eine andere als die botanische, aber appercipirt wird im Gedichte vermöge der formalen Elemente. Dahingegen können inhaltig gleiche Vorstellungen in der poetischen Apperception nicht benutzt werden, wenn die formalen Elemente nicht zusammenstimmen. Die abstracte Vorstellung vom Blitzfeuer hat dieselben inhaltigen Elemente wie die vom Streichholzfeuer. Bei der späteren Objectivirung wird mit der abgeschwächten, wo nicht ganz vertilgten Empfindung zugleich die Reizquelle, also die Ursache des formalen Elementes im Bewußtsein vernichtet und so werden beide Vorstellungen, als den gleichen physikalischen Proceß darstellend, identificirt. Aber für die poetische Apperception kann die eine Vorstellung keineswegs die andere vertreten. Wo wir im Gedicht ein Blitzfeuer erwarten, wird das Streichholzfeuer nur eine komische Wirkung haben.

Der Dichter braucht das Wort in der alten, mythischen Sprachform. Daneben aber hat sich die aus den einzelnen inhaltigen Elementen bestehende Vorstellung immer mehr zur Allgemeinheit ausgebildet, die wir Begriff nennen: wie ist nun bei der vollkommenen Gewöhnung an den wohlverstandenen Begriff die ursprüngliche mythische Apperception haltbar? Wie kann der Dichter in dem Worte noch den alten Inhalt denken, während er den neuen kennt? Wie kann er die formalen Elemente durch Vorstellungen erzeugen lassen, die inhaltig nicht mehr adäquat sind?

Um diese Frage, in der das alte Wie schärfer bestimmt ist, befriedigend lösen zu können, müssen wir auf den innigen Zusammenhang hinweisen, in dem die Vorstellung mit der Sprache steht. Durch das Wort erst vollzieht sich die Anschauung der Anschauung, die Vorstellung; denn in dem Worte allein wird die Anschauung als ein Aeußeres gesetzt, und durch diese Veräußerung der Anschauung entsteht die Vorstellung, die sich von dem Objecte und der Anschauung desselben als eigene

Anschauung von dieser Anschauung dargiebt. Wer mit diesen Bestimmungen nicht vertraut ist, den verweise ich auf „Grammatik, Logik und Psychologie" von Steinthal, S. 295—320, und „Leben der Seele" von Lazarus, das Kapitel „Geist und Sprache". Ich setze dies hier voraus, daß die Bildung der Vorstellung im prägnanten Sinne, nicht wie wir bisher von Vorstellung im Gegensatze zur Empfindung geredet haben, die That der Sprache ist: in den Stufen der Sprachentwickelung wird man die Entwickelung des Bewußtseins beobachten können.

In der pathognomischen Stufe sehen wir den niedrigsten Grad der psychischen Action; die Interjectionen, die auf derselben ausgestoßen werden, sind die unmittelbaren Reflexe der äußeren Reize, also der Empfindungen innerer Veränderungen. Freilich wird auch auf dieser Stufe schon objectivirt, der Schmerz wird in die Hand verlegt; aber der Charakter der Sprachäußerung dieser Empfindung, der Charakter des pathognomischen Reflexes in der Sprache, verräth noch nichts von der höheren Objectivirung, sondern steht noch, wenn nicht ausschließlich, so doch zum großen Theil, unter der Herrschaft der Empfindung, die in dem Laute reflectirt wird. Aber wir haben doch schon den Anfang einer Objectivirung einer inneren Sprachform, einer Anschauung des Lautes behufs der Vergleichung zwischen Laut und Bedeutung, wenn wir geringschätzig pah! sagen. Mit einer solchen Interjection stehen wir schon auf der Grenze zur onomatopoetischen Stufe. In dieser reflectirt das Wort nicht unmittelbar die Empfindung von den durch das Ding hervorgebrachten Veränderungen der eigenen Nervenbewegung, und so enthält sie schon den Anfang eines inhaltigen Elementes, während der pathognomische Ausdruck von der allerdings aufsteigenden Vorstellung nur das formale Element reflectirt. So viele inhaltige Elemente die Vorstellung „essen" haben mag, durch die onomatopoetische Wurzel pa, pappen, wird doch nur die Empfindung der bei jener Thätigkeit vollzogenen Lippenbewegung reflectirt. Es wird also nur das formale Element der Objectivirung, die Empfindung der Veränderungen der eigenen Organe im Worte

fixirt. Wir sehen hier schon die Anschauung einer Bewegung ausgedrückt, aber doch nur nach Maßgabe der eigenen Empfindung des formalen Elementes der Vorstellung, zu welcher die Empfindung objectivirt ist. In der onomatopoetischen Stufe erkennen wir immer nur den Eindruck, den ein Ding auf den Menschen, auf des Menschen Empfindungszustand macht; daher die onomatopoetischen Worte bei den verschiedenen Völkern so schwer zu erkennen sind.

Eine klare, freie Inhaltsanschauung neben dem formalen Elemente entfaltet sich erst auf der charakterisirenden Stufe. Hier werden äußere Erscheinungen nach Merkmalen aufgefaßt, welche nicht die unmittelbaren Effecte der Reize und der durch sie bewirkten Empfindungen, und auch nicht die ersten Objectivirungen, die Total-Anschauungen reflectiren, sondern aus dem Getriebe des psychischen Mechanismus hervorgehen, auf Associationen und Apperceptionen beruhen, welche ursprünglich auf Empfindungszustände zurückgehen, aber durch ihre weite Ausbreitung und vielfache Verschlingung dem Ausdruck derselben entfremdet sind. Und wo das formale Element noch in der Wurzel, in dem Worte haftet, da ist doch die innere Sprachform eine dergestalt veränderte geworden, daß dasselbe mit dieser Vorstellung nicht mehr verbunden ist. Die innere Sprachform des Wortes Tugend ist nicht mehr das Taugende, das formale Element ist wohl auch in dem Worte Freund nicht mehr ganz dasselbe, als was es durch seine Beziehung zu freuen gewesen sein muß. Die inneren Sprachformen wechseln so tief, daß von der ursprünglichen Vorstellung Nichts erhalten bleibt, aber man sieht doch, daß selbst auf der charakterisirenden Stufe die Anfänge von den Reflexen der formalen Vorstellungselemente gemacht werden.

In der ausgebildeten Sprache bleiben aber nun nicht bloß Reste dieser drei Stufen zurück, sondern sie werden in den Entwickelungsstadien des Menschen von Neuem gebildet. Pathognomische Wörter werden von den Kindern gesprochen, onomatopoetische absichtlich von den Dichtern gebildet. Und nicht allein von den Dichtern, auch der logische Denker bemüht sich um anschauliche Darstellung seiner Gedanken; darum greift

er zur onomatopoetischen Gestaltung nicht so sehr der Dinge, als der eigenen Empfindungen, welche die Dinge in ihm erzeugen. Der Fortschritt des Denkens besteht in der richtigen Charakterisirung, in der Verbindung adäquater Vorstellungen, der Apperception von Gegenständen nach ihren inhaltigen Elementen mittels der inhaltigen Elemente bereits vorhandener, mehr oder weniger gleichartiger Vorstellungen. Nun sind aber die Empfindungen oft noch so wirksam im Bewußtsein wegen des durch die intensiveren Reize bewirkten größeren Ausschlages in den normalen Bewegungsexcursionen des Nerven, daß sich in die Bildung adäquater Vorstellungen vermöge der Apperception der inhaltigen Elemente das formale Element oder die Verbindung mehrerer derselben einschiebt und deshalb eine schiefe Vorstellung, ein falsch charakterisirendes Wort hervorbringt. Wo nun die Charakterisirung gemäß den inhaltigen Elementen fortschreitet, da ändert sich allmählich die innere Sprachform des Wortes, aber das Wort bleibt so lange, bis die Gemeinsamkeit der inhaltigen Elemente vollständig aufgehört hat. Je schärfer der Begriff des Organischen und unter diesem der des Pflanzenreiches gefaßt wird, desto klarer entfalten sich die inhaltigen Elemente dieser Vorstellung und desto schärfer scheidet sich die innere Sprachform des Wortes von der früheren, nach der die Wurzel des Baumes als ein Fuß betrachtet wurde, mit dem der Baum trinkt. Im Sanskrit bedeutet das Wort „Pflanze", „Baum" mit dem Fuße trinkend. Da diese Scheidung nun bei einer großen Anzahl von Wörtern erfolgt, so ist bei allen diesen die innere Sprachform verändert und wir sind eigentlich Alle Dichter, denn wir sprechen in dem Worte eine andere Vorstellung aus, als welche in demselben liegt. „Wenn wir heute sprechen, sagen wir immer ein Doppeltes oder dasselbe in doppelter Auffassung." (Steinthal.)

Ist nun in einem Worte die innere Sprachform deutlich und als geschwunden erkennbar, so stirbt das Wort langsam aus und an seine Stelle tritt ein anderes. Dieser Proceß vollzieht sich aber nur sehr allmählich, und obwohl das Copernikanische Sonnensystem in den Dorfschulen gelehrt wird, sagen wir doch: die Sonne geht unter. Wir sagen aber nicht mehr: in den Ozean, weil diese

Vorstellung vollkommen geschwunden ist. Daß die Sonne aber untergeht, das kann man deutlich jeden Abend sehen, dagegen hilft kein physikalischer Unterricht. Die Anschauung ist so deutlich, so eindringlich, daß sie im Bewußtsein nicht vertilgt, wenngleich durch eine wissenschaftliche Vorstellung verdrängt werden kann. Weil nun aber so viele solcher durch die Wissenschaft überwundener mythischer Anschauungen durch die tägliche Beobachtung sich erhalten, so ist hierin die erste Möglichkeit der Poesie auch in unserer Zeit gegeben.

Die mythische Kraft ist in dem modernen Menschen nicht erloschen, weil die mythologische Vorstellung nicht qualitativ von der wissenschaftlichen unterschieden ist, sondern nur in der Combination der Anschauungen. Die Anschauungen wiederholen sich aber, also auch die Vorstellungen. Selbst wenn es der wissenschaftlichen Durchbildung im späteren Alter gelingt, die frühere mythische Anschauungsweise zu verdrängen, so wird doch in dem Mechanismus der Vorstellungen von dem Kinde auf den Mann so viel vererbt, daß diese Vorstellungsweise nicht bis auf die letzte Spur vertilgt werden kann. Es ist eine Frage von der höchsten Bedeutung für alle Zweige der Erkenntniß, für die Ethik ebenso wie für die Pädagogik, ob es möglich sein wird, die mythischen Vorstellungen vollständig durch die wissenschaftlichen zu unterdrücken. Ein gründlicher Fortschritt kann nur auf diesem Wege erreicht werden. Die mythischen Vorstellungen sind die Producte ganz natürlicher, ja, der allein natürlichen Apperceptionen. Daß an Stelle dieser mythischen solche Vorstellungen als Apperceptionsorgane einrücken, welche der wahren Natur der Dinge entsprechen, das ist die Aufgabe aller Erziehung und aller Bildung, die um so schwieriger ist, je natürlicher die mythischen Apperceptionen sind.

Ich will hier ein paar Fälle anführen, an denen man, da die Sache bereits mehrfach abgehandelt ist, von Neuem erkennen mag, daß unsere Kinder noch heute Mythendichter sind, wie die kindliche Menschheit vor zwei- und dreitausend Jahren. Ein Knabe von nicht ganz zwei Jahren, der im Sommer mit seiner Mutter aus Afrika nach Deutschland gekommen war, sah im vergangenen Winter zum ersten Male schneien. „Mama", rief er, „die Schmetter-

linge haschen sich in der Luft." So hat er den Schnee als Schmetterling appercipirt. Ein anderes Kind sah den Schnee zum ersten Male und hielt ihn für Zucker. Solcherlei Apperceptionen gelten bei einem Volke, das ohne wissenschaftliche Bildung die Naturerscheinungen anstaunt, als richtig und wahr. Erst nachdem in Anschauungen, die sich in Worten fixirt haben, andere Vorstellungen, andere inhaltige Elemente sich eingebildet haben, durch welche der Unterschied zwischen Schmetterling und Schnee erkannt wird, oder zwischen dem Baume, dessen Wurzel aus der Erde seine Nahrung zieht und einem animalischen Wesen, das mit dem Fuße Wasser schöpft; erst nachdem dieser Unterschied in's Bewußtsein eingedrungen ist, bildet sich eine Spannung zwischen der früheren Combination und der neuen; beide Vorstellungen congruiren nicht mehr, und so ändert sich, je mehr sich die Anzahl der ungleichen inhaltigen Elemente vermehrt, die innere Sprachform des Wortes.

Für den modernen Dichter nun verlieren die Mythen ihre inhaltigen Elemente fast gänzlich, sie werden Worte, die ihre inneren Sprachformen wandeln und vor neugebildeten Worten den Vorzug voraus haben, daß sie die formalen Elemente zur entschiedeneren Anregung bringen. Das alte Wort war vielleicht onomatopoetisch; jetzt aber charakterisirt es nicht mehr die alten in ihm verdichteten Vorstellungen, deren formale Elemente es dennoch weiter trägt. Oft ist die neue innere Sprachform der alten sogar entgegengesetzt, wie wenn wir die Selbstaufopferungsfähigkeit mit dem Worte Tugend bezeichnen, welches das Taugliche, Nützliche bedeutet. Der Fortbestand des Wortes und seine Anwendbarkeit auch auf die neuen Vorstellungen hat zwar oftmals keinen anderen Grund als den des allmählichen Ueberganges in eine im Vergleich zu der nächst voraufgehenden Stufe nur geringe Abart in der Entwickelung der inneren Sprachform: oft hingegen läßt sich dieses Haften der neuen Apperception am alten Worte durch andere Motive begründen. Das Wort bezeichnet nämlich nicht allein die Bedeutung der Vorstellung als eines logischen Inhalts, sondern zugleich den gesammten Stand des Bewußtseins unter der durch das Wort auszudrückenden Vorstellung. Im Worte sind die formalen

Elemente eben so sehr verdichtet wie die inhaltigen. Die Durchdringung der inhaltigen Vorstellungselemente durch die formalen, die Sensuation der Abstractionen, das ist das Geheimniß der Kunst, der neuen wie der alten Dichterfamilien. Darum sucht sie das alte Wort, in dem die ursprüngliche Personification noch ungeschwächt erhalten ist, zu conserviren; darum sucht sie das Widerspruchsvolle in dem Mythos, wenn der einzelne Dichter es hier und da dunkel fühlen sollte, vom Instinkt ihres Lebensbedürfnisses geleitet, zu verwischen. Denn in der Erhaltung der formalen Elemente, welche im mythischen Worte voller ausgebreitet entfaltet sind, liegt das wichtigste Mittel für die dichterische Darstellung.

Das alte Wort scheidet manchmal gänzlich aus der Umgangssprache; dann lebt es in der Sprache der Götter, denn die Menschen verstehen es nicht mehr. Dieses Schwinden eines Wortes aus der Umgangssprache und sein alleiniger Gebrauch in der Sprache der Dichtung ist der Grund für die auffallende Erscheinung, die uns bei den Griechen und Deutschen entgegentritt, daß die Götter eine besondere Sprache haben. Wo der Dichter zwei Benennungen findet, legt er die ältere den Göttern, die jüngere, gebräuchlichere den Menschen bei.*) In späteren Zeiten wurden alte Wörter, wie sie ja schon früher, obwohl zur Sprache der Götter gehörig, von dem Dichter vornehmlich gebraucht wurden, ausschließlich in den feierlichen Reden der Dichtung angewendet. Denn das alte, feierliche Wort weckt besondere formale Elemente, das Wort der Umgangssprache kann nur dann die Werktagsstimmung heben, wenn es mit ungewohnter Betonung gesprochen wird. Was nun so für die Worte gilt, das gilt ebenso für die Wort-Verbindungen und Stellungen, für ganze Sätze. Darum werden bereits aufgegebene, überwundene Apperceptionen von dem Dichter gern nachgebildet, weil durch sie abnorme formale Elemente der Vorstellung erzeugt werden. Zudem sind die mythischen Apperceptionen meist plastisch; Naturereignisse werden als Thaten bestimmter Personen gefaßt. Je concreter, je persönlicher eine

*) Grimm, deutsche Mythologie S. 309, 310.

Handlung dargestellt wird, desto entschiedener wirkt sie auf die formalen Elemente der Vorstellungen. Was soll der Dichter mit einem willenlosen physikalischen Proceß anfangen, der Gesetzen folgt, welche kein eigenes Dasein führen, sondern nur in den Processen lebendig sind? Von Anfang in die individualitätslosen Beziehungen der großen Wechselwirkung der Dinge gestellt, kann es ihm mit seinen Mitteln nicht mehr gelingen, einen Mittelpunkt zu schaffen, von dem er in ein weiteres Unendliches Strahlen ausgehen lasse. Nur von den begrenzten Wirksamkeiten der Einzeldinge aus läßt sich die poetische Unendlichkeit erfassen. Dieses Begrenzte, Persönliche nimmt die Apperceptionen der Kinder gefangen, denen die causalen Beziehungen immer nur in directen Bewirkungen offen liegen. Diese ursprünglichen Apperceptionen nun bleiben im Bewußtsein wegen ihrer Natürlichkeit sowohl als auch wegen des früheren und ungestört lange andauernden Eindrucks für das ganze Leben und legen den Grund für jene Gattung der Apperceptionen, welche wir der Phantasie zuschreiben und welche nichts Anderes sind, als Vorstellungen mit ausgeprägten formalen Elementen, deren gegenseitige Apperception diejenige der inhaltigen Elemente vertritt.

Der erste Grund für die Möglichkeit der modernen Dichtung ist demnach ein doppelter. Die mythischen Apperceptionen werden erstens von dem Kinde, also auch von dem Dichter in seiner Kindheit geübt und bleiben wegen ihrer Eindringlichkeit in das noch leere, also empfänglichere Bewußtsein fest in denselben eingeprägt; dann aber kann sie auch der Mann nur schwer abweisen, weil sie sich in deutlichen Erscheinungen, wie bei dem Phänomen des Sonnenunterganges, darbieten.

Ist hiermit der erste Grund für die Möglichkeit unserer Poesie gewonnen, so müssen wir hier, ehe wir weitere Gründe aufsuchen, zugleich eine Betrachtung anstellen, durch die es klar werden soll, daß in dem Träger der Vorstellungen zugleich ein Anlaß liegt, der das Wachsthum der Phantasie, ihre Erhaltung und Ausbreitung im psychischen Mechanismus begünstigt. Jede Vorstellung hat ihr formales Element. Auf der pathognomischen und zum Theil noch auf der onomatopoetischen Stufe kommt nur dieses zum reflectorischen Ausdruck: erst auf der charakte-

risirenden sollen reine Objectivirungen durch Worte dargestellt werden. Nichtsdestoweniger sind aber in den Vorstellungen die ursprünglichen Empfindungen immanent und fortwirkend. Werden nun die abstracten Vorstellungen ausgedrückt, so drängen die formalen Elemente derselben nicht minder auf einen reflectorischen Ausdruck: sind sie es ja doch, die sehr wesentlich auf die Gestaltung der inhaltigen Elemente selbst einwirken. Diese Darstellung der formalen Elemente der Vorstellungen, welche in den Worten nicht zum gleichgewichtigen Ausdruck kommen können, sehen wir in der Poesie, oder genauer, in dem Rhythmus, dem Metrum und der Harmonie, die sich frühzeitig mit der Poesie verbinden. Denn der Ausdruck der formalen Elemente gehört der Musik ihrem ganzen Charakter nach an. Ohne inhaltige Elemente an sich wachzurufen, regt die Musik die harmonische Verbindung formaler Elemente an. Wo aber nun, wie in der Poesie, auch inhaltige Elemente zum Ausdruck kommen, da besteht der Unterschied dieses Ausdrucks vom prosaischen, vom wissenschaftlichen, darin, daß die formalen Elemente in Rhythmus und Metrum, im dichterischen Satzbau und in der ganzen Form des Styls reflectirt werden. So werden also nach einem unabweislichen psychischen Impulse vornehmlich durch diese musikalischen Elemente die mythischen Apperceptionen unterstützt, um auch die formalen Vorstellungselemente in der Poesie zum Ausdruck zu bringen.

Dies ist das Unsagbare, von dem Lazarus (Leben der Seele, II. S. 96) geredet hat. „Der Urmensch ist im hohen Drange der erwachenden Seelennatur reich an Barren des Gedankens, und er müht sich, sie zu prägen, um ihnen bestimmten und erkennbaren Werth zu geben. Eben deshalb sind vielleicht Gesang und Poesie nicht viel jünger als die Sprache selbst." Auch bei den Kindern hat man beobachtet, daß viele, wenn nicht alle (Sigismund) früher nachsingen als nachsprechen." Dieses Naturbedürfniß, auch in den abstracten Vorstellungen das Gefühlselement zum Ausdruck zu bringen, hat die Poesie in ihrer musikalischen Form, in Rhythmus und Metrum, und von der Harmonie begleitet, hervorgebracht und es bildet noch heute einen wesentlichen Hebel zum Fort-

bestand der Dichtung. Die ältesten Dichtungen finden wir in geschlossenen Metren, und bei den Deutschen gewahren wir in früher Zeit die einfachste Form eines rhythmischen Verhältnisses in dem Reim. Der Reim findet sich bei den asiatischen Völkern ebenso wie bei den europäischen. Rhythmus und Metrum sind ganz mit der Poesie verwachsen, sie bestimmen den Charakter derselben, insofern sie die adäquate Combination der inhaltigen Elemente hemmen. Der Zwang des Metrum giebt dem Gedanken oft eine ganz andere Wendung und der anders gewendete Gedanke ist ein anderer geworden. Auf dem Verhältniß aber, welches zwischen beiden Elementen der Vorstellung obwaltet, beruht im letzten Grunde der Unterschied unter den verschiedenen Arten der Gedankenverbindung. Je abstracter eine Vorstellung ist, je objectivirter die Empfindungen sind, desto adäquater kann die Gedankencombination erfolgen. Je mehr aber in die Complexion der inhaltigen die formalen Elemente zum gleichzeitigen Ausdruck sich eindrängen, desto weniger wird sie von Gefühlen gereinigt sein.

Diese Schwierigkeit, die Vorstellung gänzlich von formalen Elementen zu entmischen, liegt überhaupt im Wesen des Wortes. Das Wort ist ein Klangbild, und die Klangvorstellungen sind im Gegensatz zu den deutlicheren Gesichtsvorstellungen unbestimmt.*) Man weiß, wie sehr das Sprechen vom Verstehen abhängt; wenn nun das Wort nur eine unbestimmte Vorstellung (seiner psychologischen Natur nach) schaffen kann, so ist es an sich nur ein Mittel für eine ebenso unklare neue Apperception, und so ist jedes Wort, auch das abstracteste, ein poetisches Mittel. Die völlige Auflösung der Sprache in abstracte Formeln, wie sie in der Mathematik geschieht, ist das einzige Mittel, zum adäquaten Ausdruck rein objectivirter Vorstellungen zu gelangen. Ob die Menschheit dies wünschen dürfe und erstreben solle — das ist eine andere Frage: wie auch immer darüber die Entscheidung falle, die Unzulänglichkeit und den Grund der Mißhelligkeiten, der für die abstracte Forschung in der Sprache liegt, soll man sich auf jeden Fall neben

*) Griesinger, psychische Krankheiten S. 27.

dem Gewinn, den die Cultur des Geistes aus derselben zieht, eingestehen.

Die Philosophie hat dieses gemeine Schicksal der Vorstellungen am schwersten zu beklagen. In den rein theoretischen Bestimmungen fließen nicht nur die formalen Elemente unter und streben zum Ausdruck hervor: die theoretischen Vorstellungen selbst sind so lange einer völligen Durchführung durch alle ihre möglichen Apperceptionsprocesse unfähig, als sie mit den formalen Elementen anderer Vorstellungsreihen sich immer unwillkürlich verbinden. Und was das Schlimmste und doch das Natürlichste ist, es sind gerade die principiellen Punkte, in denen man deswegen so schwer zu einer freien Abstraction gelangen kann, weil in diesen die verschiedensten Vorstellungen aus den verschiedensten Reihen zusammenlaufen, die mehr oder weniger von formalen Elementen erfüllt sind. Rein metaphysische Fragen — um nur Ein Beispiel anzuführen — werden mit beständiger Rücksichtnahme auf die Ethik behandelt.

Die Poesie hat die Bedingung ihrer Existenz in diesem Verhältniß des Ausdrucks zwischen den beiden Elementen der Vorstellung. Die Phantasie Newton's unterscheidet sich also von der Phantasie Shakespeare's auf eine psychologisch bestimmbare Weise. Ein schwaches Merkmal einer Complexion, die in Newton's Mechanismus einmal eingetreten war, war im Stande, eine andere Reihe anzuziehen, in der jenes Merkmal ebenfalls sich fand. Darin besteht die große, wie man wohl sagt, phantasiehafte Combination eines Denkers, wie Newton war, daß die Reihen schon durch wenige an sich schwache Merkmale reproducirt werden, und das nennt man Phantasie. Aber Newton hatte nicht auf die formalen Elemente dieser Vorstellungen zu achten, sondern er mußte dieselben, wo sie sich eindrängten, außer Rechnung lassen; bei der Uebung, welche der logische Ablauf der Vorstellungen erlangt, wird diese Schwierigkeit immer geringer. Shakespeare jedoch muß die Gedanken zugleich so fügen und die Worte so setzen, daß die Vorstellungen in ihrer Gesammtheit mit beiden Elementen wachgerufen werden. Je höher nun ein Dichter seine Vorstellungen wählt, desto schwieriger wird die Aufgabe,

sie zugleich auch formal zu bewältigen, im gleichzeitigen Ausdruck beide Elemente zu gestalten. An der Wahl der Gattung der Vorstellungen und an dem Grade ihrer Gestaltung nach ihren beiden Elementen ist die Kunstrichtung und die Kunstleistung zu beurtheilen. Wo die Unmöglichkeit eintritt, sei es in dem inhaltigen, sei es in dem formalen Elemente, einen gleichstimmigen Ausdruck zu erreichen, da ist die Grenze des Schönen.

Die erhabensten Philosophen des Alterthums haben versucht, ihre Theorieen in Dichtungen darzulegen, aber sie haben dadurch nur ihre Theorieen, die streng vermittelten Verbindungen adäquater Vorstellungen, geschädigt, ohne daß sie überall den vollen Ausdruck der formalen Elemente erreichen konnten. Denn die formalen Elemente reflectiren zwar in dem Metrum, dem Rhythmus, aber sie kommen nicht allein in diesen zum Ausdruck. Die Inhaltselemente der Vorstellungen dürfen nicht ganz abstract, aller individueller Beziehungen enthoben sein. Diese Bedingung ist nun freilich bei den alten Dichterphilosophen erfüllt, ihre Kräfte, Haß und Liebe, geberden sich wie persönliche Wesen, aber dadurch ist die Abstraction verblümt; und in soweit wieder diese die Conception beherrscht, das formale Element verblaßt. „Dasjenige Gedicht", sagt Schiller*), „worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Aber selbst da, wo die Vorstellungen aus den höheren Gebieten des Denkens gezogen werden, da beeinträchtigt die poetische Rücksicht die klare begriffliche Gestaltung. Ich denke hier nicht an die irrigen Versuche, die man zu allen Zeiten unternommen hat, abstracte Gegenstände poetisch zu behandeln, wie noch im 13. Jahrhundert eine mathematische Abhandlung in Versen geschrieben sein soll**); in solchen virtuosen Nachahmungen sehen wir den Charakter der Poesie offenbar verkannt. Aber selbst in denjenigen Dichtungen, in welchen ein

*) Naive und sentiment. Dichtung. Cotta, 1825, Bd. 18. S. 270.

**) Montucla, Hist. des mathématiques I, 506. Vgl. Buckle I. 254.

wahrer Dichtergeist rein gedankliche Reihen geformt hat, sehen wir doch das eine oder das andere Element abwechselnd geschwächt, so sehr es dem Dichter gelungen sein mag, beide zu einem möglichst kräftigen Ausdruck zu bringen. Davon ganz zu geschweigen, daß die Entwickelung eines wissenschaftlichen Gedankens die nüchterne, sachliche Verbindung erheischt, während die Dichtung die Ursachen zu Urpersonen umbildet. In der skeptischen Anschauung des Dichters erscheint die Theorie grau, und der realistische Gedanke in seinen verschiedenen Formen, als hedonischer oder nur als antispeculativer, wird im Haupte des Dichters zum goldenen Lebensbaum, der doch zugleich grün sein kann, weil die formalen Elemente dieser Vorstellungen einander sehr wohl appercipiren.

Es ist anziehend, die Form, die ein wissenschaftlicher Gedanke bei dem Dichter annimmt, mit der logischen Fassung desselben zu vergleichen.

Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß diese phantastische Verbindung der Vorstellungen allein der Poesie eigen sei; sie ist in der Poesie allerdings regelrechter Styl und wird durch Rhythmus und Metrum ausnehmend gefördert. Während die Vorstellungen in der wissenschaftlichen Production nach den logischen Beziehungen der adäquaten inneren Sprachformen abfolgen müssen, gelangen in der poetischen Conception mit Beihülfe der musikalischen Factoren die formalen Elemente besonders zum reflectorischen Ausdruck. Aber da alle unsere Vorstellungen in Worten geboren werden, die Worte selbst aber die den Vorstellungen zu Grunde liegenden Empfindungen wecken, so ist es schwer zu vermeiden, daß auch in der wissenschaftlichen Construction die formalen Elemente sich hervordrängen. Die Kunst des Styls beruht auf der Fähigkeit, die Vorstellungsreihen in Reinheit von einander zu sondern und sie nicht bunt durchmischt abzuwickeln. Ein großer Theil unserer abstracten Vorstellungen hat in sinnlichen Worten Ausdruck gefunden. Wir bezeichnen die Begriffe als scharf und stumpf, Gedanken als hell und frei. Sogar die Zeit wird durch den Raum vorgestellt, indem wir von einem Zeitraum reden. Vischer hat ein lehrreiches Beispiel für

die Verbindung des Raumsinnes mit der Zeit aus Shakespeare angeführt: „der alte Glöckner Zeit, der kahle Küster.“ Hier ist kahl durch alt reproducirt worden; immerhin ist aber die Verbindung beider und besonders des letzteren Wortes mit der Zeit, die dadurch sehr plastisch als eine im leeren Raum hingestreckte Oede, d. h. als eine Succession ohne Ende gezeichnet wird, nur durch den weiteren Schematismus der Vorstellungen erklärbar, der die abstractesten Vorstellungen für den äußeren Sinn räumlich gestaltet.

Diese enge Verbindung beider Anschauungen ist auch in der Etymologie gegeben. „Unsere sprache giebt mehrfache übergänge aus dem begriffe der zeit in den des raumes an die hand.“ *) Wir sehen auch hier die Entwickelung an dem Gängelbande aller Vorstellungen, dem Mythos, vorschreiten. Zeit und Raum, Zeit und Welt sind Erscheinungsformen der Götter. Wie sich aus den Göttern der Zeiten, der Jahreszeiten wie der Zeitalter, an der Hand der räumlichen Objectivirungen, denen zufolge der Fortgang der Zeit (tempus) als ein Vorrücken der himmlischen Deichsel (têmo)**) gedacht wurde, allmählich die Abstractionen von Raum und Zeit gebildet haben, das hängt mit der mythischen Uranschauung von der Sonne als einem Rade zusammen, aus dem später ein Wagen wurde, dem zuletzt Sonnenrosse beigegeben wurden. Wir sehen auch hier, wie aus dem Mythos in mannigfacher Vermittelung die Poesie und in manchen Wendungen die noch heute übliche Sprechweise hervorgegangen ist.

Bisher haben wir für unsere Frage nach der Möglichkeit der Poesie in unseren Tagen hauptsächlich nur die Antwort gegeben, daß die mythische Vorstellungsweise auch in uns noch lebendig ist, weil sie bei dem allmählichen Fortschritt der Bildung vom Kinde auf den Mann in unmerklichen Abstufungen übertragen wird, theils aber auch, weil die Naturerscheinungen in ihren gesetzmäßigen Zusammenhängen so schwer zu begreifen, besonders so schwer zu überschauen sind, daß die mythische

*) Grimm, deutsche Mythologie S. 750.
**) Ib. S. 687.

Apperception, welche mit dem Menschen heranwächst, nur durch die eindringendste Einsicht in den wahren Verhalt der Dinge bis auf die letzte Spur ausgetilgt werden kann. Von der Möglichkeit dieser Ueberwindung der mythischen Apperception durch die streng wissenschaftliche würde also zunächst die Zukunft der Dichtung abhängen. Das klingt freilich für poetische Naturen minder tröstlich, als die Zuversicht, die Schiller in seiner „naiven und sentimentalen Dichtung" ausspricht: „Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren." Wie exact Schiller diese seine Betheuerung ausdrückt: „und mit der Anlage zu ihr", der Menschheit, als ob er in den Embryonalzellen, ja, noch tiefer zurück in den geologischen Bedingungen für das Wachsthum des genus homo die unverwüstliche Anlage für den dichterischen Geist entdeckt hätte!

Indeß, wenn man den Schiller'schen Gedanken tiefer untersucht, wird man einen ganz anderen Grund desselben und mit diesem eine ganz andere Bedeutung des dichterischen Geistes — vielleicht nicht ohne großes Erstaunen — entdecken. Den Grund der Unsterblichkeit des dichterischen Geistes sieht nämlich Schiller dort in dem innigen Zusammenhange desselben mit dem „moralischen Triebe". Nur aus dieser „engsten Verwandtschaft des dichterischen mit dem moralischen Triebe" folgert er, daß „der Begriff der Dichtung mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft". Hier sehen wir ganz andere Vorstellungsmotive wirksam, als welche in den stereotypen Dithyramben des dichterischen Genius merkbar werden. Wäre Schiller auf die psychologische Untersuchung von der Verbindung und Einwirkung dieser verschiedenartigen psychischen Processe mit- und aufeinander eingegangen, dann würde er zur Klarheit über das psychologische Wesen des dichterischen Geistes gekommen sein und nicht in einem unbefangenen Zwischensatz die gewichtige Definition eingestreut haben: „Wendet man nun, den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben" u. s. f. So aber sagt Schiller: „Es ist hier der

Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen." Wenn nicht hier, wo der Unterschied zwischen der naiven und sentimentalen Dichtung im Urwesen der Poesie begründet werden soll — wo dann?

Ob eine psychologische Complication, wie der sogenannte dichterische Geist ist, unsterblich ist oder nicht, das wird die Psychologie nicht rundweg entscheiden wollen: so viel steht fest, daß sie wandelbar ist. Das naive Wahrheitsbewußtsein des Mythendichters hat sich in der Poesie zu einem Doppel-Gewissen gespalten, und aus der mythischen Thatsache ist der poetische Vergleich geworden. Aus diesem Vergleich aber ist die wissenschaftliche Analogie hervorgegangen, wie aus dem mythischen Vorzeichen der Gedanke von der Geltung der Causalität. Die Analogie aber ist das Werkzeug der wissenschaftlichen Induction, und so hat sich der mythische Impuls zu einer physikalischen Hypothese im fortschreitenden Mechanismus der Geister umgesetzt. Dies ist ein weites Thema; in Andeutungen werde ich auf dasselbe zurückkommen. Denn streng gehört es nicht zu meiner Aufgabe, da es die Entwickelung der Wissenschaft aus dem Mythos betrifft.

Jetzt scheint es vielmehr geboten, einem Einwande zu begegnen, dessen der Leser sicherlich schon seit lange sich nicht entschlagen kann. Bei dem ungeheuren Unterschiede der mythischen von der wissenschaftlichen Apperception scheint es kaum begreiflich, daß der moderne Dichter, durchdrungen von dem naturwissenschaftlichen Zeitbewußtsein, deshalb zu dichten fortfahre, weil er als Kind ein Mythendichter gewesen und weil ihm auch später noch bisweilen eine mythische Hallucination begegnet, die er sofort berichtigt, — wenn nicht noch andere treibende Mächte außer diesem dem modernen Dichter mit den epischen Völkern gemeinsamen Momente die Ausbildung einer dichterischen Conception ermöglichen und zur dichterischen Production anreizen. Die Darlegung dieses Momentes führt mich auf die Betrachtung des Verhältnisses, in dem der subjective Geist zum objectiven steht.

Ich habe an der platonischen Ideenlehre, als einer

metaphysischen Entdeckung zu zeigen versucht*), wie diese scheinbar originalste aller subjectiven Schöpfungen dennoch im Entwickelungsgange des gesammten griechischen Culturlebens vorgebildet war. Das Originale in einer Gedankenschöpfung beschränkt sich bei genauer psychologischer Analyse auf einen kurzen Schritt, der oft nur durch seine Wucht im schwerfälligen Gange der Ideen, oder durch die unerhörte Richtung, die er nimmt, die Kraft erlangt, weithin das Reich des Wissens neu zu gestalten. In der Aufdeckung dieser Beziehungen des subjectiven Denkens zu dem in der Literatur und im Leben objectiv gewordenen Geiste besteht die Arbeit des psychologischen Historikers auf allen Gebieten geschichtlicher Forschung. Die platonische Idee hat das Merkwort für den gesammten bisherigen Zug der Erkenntniß gegeben; darum darf sie als Typus des objectiven Geistes gelten. Nicht nur alle Freude des ästhetischen Genusses wie alle Zuversicht des sittlichen Pflichtgefühls, sondern auch alle Ueberzeugung von der dauernden Wahrheit des letzten, tiefsten Denkinhalts hat bis zu unseren Tagen auf diesen Grund der platonischen Idee sich gestützt. So oft man sich durch den theoretischen Zweifel in eine von sittlicher und künstlerischer Idealität verlassene Welt verschlagen glaubte, ist man zu der Idee zurückgeeilt. Man hat dieser Ketten zwar gespottet, indem man die Idee, wie Plato sie gedacht haben sollte, als eine hypostasirte Göttin verschrie, von der man bloß noch den Namen behalten habe. Wie es sich damit verhält, das gehört nicht hierher, ebensowenig aber die Untersuchung, wie es möglich sei, eine objective Idee zu denken, da doch nur durch die Zusammenfassung aller subjectiven Ideen und ihrer geringfügigsten Ansätze eine solche möglich scheine. Die systematische Untersuchung dieses Problems gehört in die Metaphysik; für die Psychologie kann es offenbar substantielle Ideen nicht geben, wären dieselben selbst als ethische Postulate nothwendig und unentbehrlich. Die Nothwendigkeit bedeutet in diesem Falle nicht eine logische, denn sie macht das Gegentheil nicht unmöglich, und für die unbefangene psychologische Analyse

---

*) Diese Ztschr. Bd. IV. S. 403—464.

gilt sie = wünschenswerth. Es ist, wie gesagt, der Ort nicht, diese Betrachtungen zu ihren systematischen Consequenzen hinauszuführen: indem ich von dem Verhältniß des subjectiven zu dem objectiven Geiste rede, liegt es mir nur an, vom psychologischen Standpunkte gegen die Auffassung des objectiven Geistes als eines außer den Subjecten denkbaren, mich im Voraus zu erklären.

Kann aber nun nach der psychologischen Methode der objective Geist nur die Abstraction einer größeren Anzahl zur theoretischen Einstimmigkeit vereinigter Geister sein: wie bildet sich jene Einstimmung und wie das Verhältniß des Einzelnen zu der Gesammtheit? Diese Frage soll uns nunmehr beschäftigen.

Wer sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß die menschlichen Vorstellungen unter dem Zwange eines Mechanismus stehen, dem wird die Thatsache geläufig sein, daß zwischen Gedanken einer zu einer irgendwie beschaffenen Gemeinsamkeit verbundenen Anzahl von Menschen eine Wechselwirkung der Apperceptionen stattfinden muß. Jenachdem bei dem Einzelnen die apriorischen Elemente vorhanden sind, wird er den Gedanken eines Anderen appercipiren, den derselbe vermöge gesammelterer Energie literarisch oder in irgend einem der gesellschaftlichen Sammelplätze niedergelegt hat. Sind die apriorischen Elemente nur wenig vorbereitet, so werden dieselben erst allmählich anwachsen müssen und der Proceß wird sich in kaum merklichen Umbildungen vollziehen; bei hinreichender Vorarbeit hingegen stoßen die wahlverwandten Elemente aneinander und erzeugen eine *geschichtliche Epoche*. Aber wie die großartigste Bewegung, so übt auch die alltägliche Erfahrung auf das Bewußtsein jedes Appercipirenden, des Schärfsten wie des Kurzsinnigsten — wenn der Apperceptionsproceß überhaupt bei diesem möglich ist — seine unausbleibliche Wirkung; der Grad derselben hängt von der Verschiedenheit der appercipirenden Elemente in den einzelnen Personen ab; außerhalb und oberhalb der allgemeinen Wechselwirkung steht Niemand. Für *Rosenkranz* und *Güldenstern* ist Dänemark freilich kein Gefängniß, weil sie „anders darüber denken" als *Hamlet*, der,

wie ein Schüler Spinoza's — bevor dessen Philosophie in Wittenberg gelehrt werden konnte — sagt: „An sich ist Nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Der Schein des „an sich" setzt sich aus den Strahlen zusammen, die von einer größeren Zahl gleich appercipirender Geister ausgesendet werden. Hat sich irgend eine mythische Auffassung, die Anschauung des Feuers als einer Reibung sich begattender Pflanzen, durch das allmähliche Zusammenwirken von Generationen appercipirender Menschen fortgesetzt erhalten, so wird sie zuvörderst eine verdichtete Thatsache, unter welcher mehrere analoge Erfahrungen als einer allgemeinen Form dieser Erscheinungen zusammengefaßt werden. Im weiteren Fortschritt dieser Processe aber, die sich in der Geschichte der Ideen kenntlich machen, werden die ursprünglichen Anschauungen, nachdem sie in ihrer Anwendbarkeit vielfach erschüttert sind, zu so tiefinnerlichen Voraussetzungen des Denkens, daß sie dennoch bei allen späteren Operationen die latenten Motoren sind, die im Dunkeln des Mechanismus wirkend, neue, aber ähnliche Vorstellungsmassen als Vertretungen einschieben. Ich verweise hier auf Lazarus' „Ideen in der Geschichte" (d. Zeitschr. Bd. III. S. 404 ff.). Hier ist die Wirksamkeit der appercipirenden Elemente am schwersten erkennbar; und doch ist gerade hier eine zureichende Erkenntniß dringlich. Denn in diesen Vertretungen operirt nicht bloß der Historiker, sondern der Denker überhaupt, und man darf sagen, daß es keinen großen Gedanken giebt, dem nicht, nachdem er eine lange Zeit verdichtet im Vordergrunde des gedanklichen Ausdrucks gewirkt hatte, das Schicksal geworden wäre, längere Zeit in Vertretungen als verborgenes Apperceptions-Werkzeug fortzuarbeiten. Das Verhältniß des religiösen zu dem sittlichen Bewußtsein beruht nicht zum geringsten Theil auf einer solchen Vertretung. Wo die specifisch religiösen Elemente abgeschwächt sind, da fahren sie dennoch fort, im Bewußtsein zu wirken, weil sie durch homogene sittliche Vorstellungsreihen vertreten werden.

Nicht anders ist das Verhältniß in den einzelnen Wissenschaften. Dies wird besonders aus den Beziehungen entfernterer Wissenschaften zu einander deutlich. Die Kant'sche Kritik hat

auf die Naturwissenschaft mächtig eingewirkt. Dieser Einfluß ist bis auf die neueste Zeit nachweisbar, nachdem der ursprüngliche Kant'sche Gedanke vielfach umgeformt ist. In den physiologischen Forschungen auf dem Gebiet der Sinnesfunctionen ist er die methodische Voraussetzung für die Subjectivität aller Wahrnehmungen, obwohl er hier durch andere Vorstellungen vertreten wird, denn der volle Gedanke in seiner positiven Wendung ist in die Naturwissenschaft nur spärlich eingetreten. Aber noch unzweideutiger erkennt man die Vertretungen an den systematischen Haltpunkten der Forschung. Da ist es anziehend zu sehen, wie mannigfache Vertretungen sich produciren. Die alte Lehre von der Scheidung des Organischen vom Anorganischen wird von der Zellentheorie vertreten, und wer bereits die Kant'sche Definition vom Organismus aufgegeben, weil doch füglich die pathologischen Theile nicht gut des physiologischen Ganzen wegen da sein können und dafür die ältere, der zufolge der Organismus eine Maschine ist, eingetauscht oder wenigstens derselben in der Einzel-Forschung sich hingegeben hat, der läßt sich doch den „edleren" Kant'schen Gedanken durch den Begriff der Zelle vertreten, in der das Kant'sche Ideal eines Organismus erfüllt sein soll. Die psychologische Erforschung der Geschichte der Wissenschaften wird bei derartigen Untersuchungen auf die interessantesten Ergebnisse geleitet werden. Hier wollen wir durch diese Betrachtung nur eine Analogie geschaffen haben zum umfassenderen Verständniß unseres speciellen Problems, indem wir nunmehr zur Bestimmung des Verhältnisses übergehen, in welchem der einzelne Dichter zur objectiv gewordenen Dichtung steht.

Sehen wir die Sache vorerst rein historisch an, so ist schon aus den geschichtlichen Darstellungen der Entwickelung unserer modernen Dichter hinlänglich bekannt, daß das Lesen der Dichtungen den jugendlichen, ja, den kindlichen Dichter zum Nachdichten anreizt. Besonders lehrreich ist für diesen Punkt die Jugendgeschichte Göthe's, der ja selbst seine eigene Originalität durch den Hinweis auf die angeerbten Eigenschaften geschmälert hat: von der Mutter die Lust zu fabuliren, vom Vater des Lebens ernstes Führen, den Hedonismus vom Ur-

ahnherrn, der der Schönsten hold, und von der Urahnfrau die Liebe zu Schmuck und Gold. Nach Art der Dichter hat er das psychologische Problem gefällig formulirt: „Sind nun die Elemente nicht Aus dem Complex zu trennen, Was ist dann an dem ganzen Wicht Original zu nennen?“ Die Elemente sind aber aus dem Complex zu trennen, ich meine nicht die physiologischen, sondern die in der objectiven Dichtung für den originalen Dichter gelegenen.

Göthe's Mutter berichtet selbst, wie sie den kleinen Wolfgang zum Dichter herangebildet. Man lese dies in dem „Leben Göthe's“ von Lewes nach. „Ich konnte nicht müde werden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und Alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte als meine Zuhörer.“ (I. S. 23.) Die Mutter hat also des Knaben Apperceptionsbahnen zuerst in die mythischen Geleise gelenkt, so daß es ihm möglich war, den ursächlichen Vorgängen in der Natur die Bedeutung einer persönlichen Wirkung unterzuschieben, zu welcher Auffassung, wie wir erkannt haben, die eigene Natur des Kindes hinstrebt. Denn es will ja alle diese Erscheinungen fassen, die auf seinen Geist eindringen; es muß die Wolke, das Wasser, die Luft nach den apriorischen Bedingungen seines Mechanismus sich aneignen. Dieses Bedürfniß nach der mythischen Apperception, weil für physikalische Vorstellungen im Bewußtsein keine Elemente vorgebildet sind, wird zugleich durch die Art der Entstehung und des Ablaufs der Vorstellungen vollauf befriedigt. Die Apperception geschieht in der scheinbar willkürlichsten Verbindung von kaum objectivirten Empfindungen: aber in dieser Willkür liegt das Gesetz des Mechanismus, denn die Willkür ist nur eine reiche, aber gesetzmäßige Mannigfaltigkeit der Reproductionen und Apperceptionen. Der Knabe sieht eine weiße Wolke, nachdem er früher eine große Dame aus der Nachbarschaft mit einem weißen Kleide gesehen hatte. Die so eben von Neuem objectivirte Empfindung des Weißen reproducirt in ihm die frühere Objectivirung der durch den Anblick

der weißen Dame erzeugten Empfindung. Da aber auf den Stufen der Objectivirung das Weiße als Farbe allein gar nicht appercipirt werden kann, sondern immer nur der weiße Gegenstand in seiner Totalität, so hat sich im Bewußtsein bei dem Anblick der weißen Dame die ganze Empfindung dieser Erscheinung objectiviren müssen — die Dame an sich ist in dieser anfänglichen Complexion nur ein Merkmal — und so besitzt das Kind die schwache Objectivirung des Empfindungszustandes, in den es durch den Anblick der weißen Dame versetzt wurde. Sieht das Kind nun eine weiße Wolke, so wird es nicht allein das Weiße als die bereits bekannte Farbe wiedererkennen, sondern da die langgestreckte Figur der Wolke die hohe Gestalt der Dame reproducirt, die weiße Wolke als die weiße Dame appercipiren.

Wie diese Apperceptionen, weit entfernt Unnatur zu sein, nach den Naturgesetzen des psychologischen Mechanismus sich vollziehen, so kann dem Menschengeiste in seiner jugendlichen Entwickelung eine derartige Auffassungsweise durch Ueberlieferung bereits vorhandener — sei es in großen Dichtungen, sei es in den lebendigen Märchen des im Zwielicht erzählenden Volkes objectiv gewordener — Mythen eindringlich zugeführt werden. In diesem Sinne kann man wohl von der mythischen Ueberlieferung als einer höheren reden, wie dies Göthe in dem Satze thut: „Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch."*)

Sie mag eine höhere heißen, weil sie der „Einbildungskraft" d. h. dem Mechanismus unserer appercipirenden Natur verwandt ist, denn sie ist zugleich und in prägnanterem Sinne als die gewöhnliche historische, ein Selbstergreifen des Ueberlieferten, indem die mythische Apperception den neu eintretenden Erscheinungen auf halbem Wege entgegenkommt, weil die apriorischen Elemente für diese Art der Auffassung in zureichender Anzahl gegeben sind. So läßt sich das Kind sehr leicht die mythische Auffassung der Luft als einer schönen Prin-

*) Maximen und Reflexionen Bd. III. S. 165.

zessin „überliefern", weil es selbst nahe daran war, die weiße Wolke als die weiße Dame zu appercipiren. Schwer ist es aber, dem Kinde die physikalische Vorstellung der Luft= und Wolkenbildung begreiflich, ihm die „historische Ueberlieferung" zugänglich zu machen, weil diese nicht das Ergebniß ursprünglicher, einfacher Apperceptionen ist, sondern erst auf dem Wege reiner Objectivirungen, in denen die formalen Elemente der Vorstellungen sich völlig ablösen, gewonnen wird. Und so hat auch Göthe, so hat jeder Dichter die mythische Apperceptionsweise früher geübt, als die wissenschaftliche, und das der eigenen Subjectivität als der schärferen Ausprägung des ursprünglich Menschlichen Verwandte in den ersten Processen des Mechanismus zur nachhaltigen Ausbildung gebracht. Der Widerspruch des Subjectiven und Objectiven hebt sich, wie wir sehen, auf, denn das Objective selbst entspricht der eigensten innersten Subjectivität. Was in jedem Kinde von Natur subjectiv lebt, das ist in der Dichtung objectiv ausgestaltet.

Dieses Verhältniß des subjectiven Dichters zur objectiv gewordenen Dichtung erkennen wir aber nicht nur in der Geschichte der einzelnen Dichter: es zeigt sich offenbar an der Entwickelung der Dichtung. Ueberall, wo sich aus einem strebenden Volksleben eine Literatur hervorarbeitet, da wird sie von denjenigen Mächten groß gezogen, die schon im Volke ein ausgebreitetes, wirkungsfähiges Dasein führen. Die Dichtung, aus dem Kreise der religiösen Feier hervorgegangen, bleibt in Griechenland bis in die späte Zeit unter dem Einfluß des delphischen Priesterthums stehen. Wie die ältesten Sänger Hymnendichter beim Orakeldienst des Apollo gewesen waren, so erhielt sich in den verschiedenen Gebieten der Kunst, in der Baukunst und Plastik wie in der Poesie — denn der Tempeldienst forderte und nutzte zu seiner würdigen Ausschmückung alle Gattungen künstlerischen Schaffens — die Einwirkung des Priesterthums, dessen Hauptsitz Delphi der Mittelpunkt wurde, zu dem alle in gleicher Richtung ihre Strahlen sendeten. Und diese Einwirkung des hieratischen Elementes blieb so mächtig, daß noch in der späteren Entwickelung der Dichtung der Einfluß der verschiedenen Perioden in der religiösen Anschauung sich

ausprägt. Die hesiodische Poesie ist von der homerischen durch den inzwischen entwickelten Apollo-Cultus wesentlich geschieden, und auch in der Lyrik bildet sich gegenüber der Individualitätsdichtung der Sappho der delphische Charakter des strengen dorischen Chorgesanges, bei dem der Dichter widerrufen mußte, wenn der Priester die Beleidigung eines Gottes oder nur einer Halbgöttin in dem Gedichte gefunden haben wollte. (Stesichoros und Helena!) Ueberall aber und unter den wechselnden Einflüssen bilden sich Dichterschulen, wie bei den Israeliten der Richterzeit Prophetenschulen, in denen der objective Geist der lebendigen Dichtung vertreten ist, gleichwie derjenige der abgeschiedenen Dichter in den literarischen Denkmalen fortdauert.

So haben wir denn den zweiten Hauptgrund für die Möglichkeit der Dichtung selbst in solchen Zeiten gefunden, in denen die wissenschaftliche Apperception unbestreitbar das Bewußtsein auch der dichtenden Menschen ergriffen hat. Wie kann die mythische Apperception auf das Gebiet dieser besonderen abnormen Thätigkeit bewußtvoll zurückgedrängt und in demselben erhalten werden? Mit den alten Philosophen erkennen wir, wenngleich in wesentlich verschiedenem Sinne, in der Nachahmung den Grund dieser Möglichkeit. Die Nachbildnng der in gewaltigen Schöpfungen objectiv gewordenen Leistungen Einzelner, welche in ihrem letzten Vorbilde, in ihren ersten Anfängen ihre volle psychologische Begründung haben in dem mythischen Bewußtsein jener frühen Culturepochen — diese Nachbildung mit den der Menschen-Natur so innig verwandten Mitteln ursprünglicher Apperception ist bis in die spätesten Zeiten der Hebel dichterischer Production geblieben. Man empfand zu lebhaft, wie in den Saiten des eigenen Gemüthes die Töne nachklingen, die aus dem Dichtersaal alter und jüngerer Zeiten herüberrauschten: was war da natürlicher, als daß man selbst mächtig in jene Saiten griff und neue Lieder anschlug, die harmonisch und ebenwürdig zu den alten Sängen stimmten. Denn wahrlich! gleiche Kraft, wenn nicht eine größere ist für den Dichter in solchen Zeiten erforderlich, wo die mythische Apperception durch alle Mittel wissenschaftlicher Erziehung in der frühen Kindheit gehemmt wird, wenn er ein

plastisches Werk im alten klassischen Sinne schaffen will: er muß an Ebenwerthigkeit der Kraft ersetzen, was ihm seine Culturperiode an Ebenbürtigkeit entzieht.

Hiermit will ich denn von vornherein den Vorwurf abgeschnitten haben, als sei nach dieser Auffassung der Natur der Poesie als einer zum Theil nachahmenden Thätigkeit der Charakter der Genialität verkannt. Was ist Genialität? Die überschwängliche Preisung dieser eigenthümlichen Art psychischer Thätigkeit hat die psychologische Schätzung immer erschwert; darum wird ein bündiger Ausdruck dessen, was man unter genialer Production verstehen darf, auch für unsere Untersuchung von klärendem Einfluß sein.

Alles menschliche Thun läßt sich in zwei Stellungen bezeichnen, die wir zur Natur einnehmen: der Vorstellung und der Darstellung. Vorstellung heißt die Auffassung äußerer Dinge oder Verhältnisse im Gedanken, und Darstellung die verschieden richtbare Thätigkeit des Geistes, dem Gedanken durch eigene That eine außerhalb des Geistes räumliche Realität zu geben, sei es durch das Wort oder an einem greifbaren Stoffe. Dieser Dualismus der Thätigkeit hat zu einer Antinomie der menschlichen Fähigkeiten Anlaß gegeben, der zufolge man von dem Verhältnisse, das zwischen diesen beiden Fähigkeiten bestehe, viel geredet und den Ausgleich dieser beiden als entgegengesetzt gedachten Fähigkeiten gefordert hat, wenn anders ein „geniales“ Kunstwerk erstehen soll. Aber bei der Bestimmung dieses Verhältnisses ging man, weil beide Glieder der Proportion antinomisch gefaßt wurden, begreiflicher Weise weit auseinander. Die Einen sagten, die Kraft des Genies beruhe in dem Ueberwiegen der darstellenden Fähigkeit, während die vorstellende ganz normal bleibe. Die Andern hingegen setzten allen Grund der Genialität ausschließlich in die vorstellende Kraft und meinten, alle Darstellung sei das bloße Werk der Technik, die ein Jeder, auch der Ungeweihte, erwerben könne. Die erstere Ansicht ist die flachere, denn woher, so muß man fragen, soll jene Kraft der Darstellung stammen, wenn nicht aus der Vorstellung? Wenn der Künstler die Fähigkeit hat, ein menschliches Gesicht mit allen seinen Regungen, in den

feinen Linien, in denen Bildung und Gesittung sich markiren, aus seinem Kopfe heraus auf die Leinwand zu setzen: sollte dann der Unterschied des Genies vom gewöhnlichen Buchstabenmaler, dem Schreiber, bei dem derselbe darstellende Proceß statthat, in dieser Fähigkeit allein gelegen sein, wenn doch auch dieser als Kind erst allmählich die Fertigkeit anüben muß? Sollte man da nicht fragen müssen: Wie ist aber der Eindruck dieses großen, in tausend und abertausend Gesichtswahrnehmungen zerlegbaren Bildes in den Kopf des Künstlers getreten, aus dem er es wieder darstellt? Hat der normale Beobachter die Fähigkeit, alle Nuancen des Blickes auch nur zu sehen, dauernd zu sehen und das Gesicht festzuhalten?

Wahrlich, diese Unterscheidungsweise ist nicht fern von der mythischen, nach der das Genie von dem Himmel fallen muß, aus der Götter Schooß, nach der es ein Geschenk der Musen ist, die den Dichter bei der Geburt anlächeln, ihm den Honig reichen, aus dem selbst die Götter dichterische Begeisterung schöpfen.

Aber auch die andere Erklärungsweise ist unzureichend. Wenn die Darstellung bei dem Genie die gleiche sein und nur die Kraft der Vorstellung den Unterschied bedingen soll, so bleibt die Verschiedenheit der Technik unerklärt. Wenn ein handlich oder — was die Dichtkunst betrifft — sprachlich vollkommen ausgebildeter Mensch, dennoch bei gleicher Uebung nicht die Fähigkeit der gleichen Darstellungsleistung gewinnt, sollte dann nicht in der Specialität der Darstellung zugleich der Unterschied mitbegründet sein? Ist nicht auch die Technik ein Product der inneren Arbeit der Vorstellungen, des Processes ihrer Ineinanderwirkung zu coordinirten Reflexen? Aber diese Zusammengehörigkeit der verschiedenen Arten psychischer Thätigkeit hat man übersehen und einen antinomischen Widerstreit erdichtet, der in der Natur des geistigen Wirkens durchaus nicht besteht. Eine instructive Form hat dieser Gedanke in dem bekannten Lessing'schen Worte in Emilia Galotti gefunden, nach dem Raphael auch ohne Hände ein Raphael hätte werden können. Abgesehen von der empirischen Leerheit dieses in der dramatischen Conversation wohl statthaften Blitzwortes, insofern es

ja keinen Maler gegeben hat und geben kann, der nicht ein Malender wäre, also Hände hätte; abgesehen von diesem Charakter des Gedankens, der sich nur vermöge der antithetischen Form, in der er durch den Kopf schwirrt, im Bewußtsein erhält, ist auch das Halbwahre, das in ihm, wie in jedem geistreichen Worte ausgedrückt ist, schief gefaßt. Schief nenne ich es, daß Lessing den halbwahren Gedanken, die Kraft der Darstellung beruhe allein in der der Vorstellung, so daß alle künstlerische Genialität von der Technik unabhängig sei, so ausdrückt, daß die Möglichkeit der Darstellung ganz und gar gestrichen wird. Ohne alle Darstellung sei der Künstler einzig und allein als Vorstellender ein Genie, ein Raphael! Das ist ja aber auch keineswegs gemeint, sondern das Halbwahre sollte nur scharf ausgedrückt werden, und in dieser brillanten Form wird Alles auf den Kopf gestellt. Es ist eine falsche Pietät, solche Stellen aus den Werken unserer großen Dichter, vor deren hohem Geiste späte Geschlechter noch den Sinn beugen werden, nicht zu beachten und zu kennzeichnen, damit ihre fernere Nachahmung nicht weiteren Schaden stifte. In der Literatur soll eine jede einzelne Production auf ihren Werth für die Gestaltung der künftigen Cultur geprüft werden, ohne daß man fürchten müßte, der sich auf das Einzelne beschränkende Tadel könnte maßlos über die Grenze seines Bezuges hinausgedehnt werden.

Der Hauptfehler in der Beurtheilung des Wesens der Genialität liegt also darin, daß man von der Antinomie ausgegangen und zu einer extremen Ausbildung derselben fortgeschritten ist, während jede Antinomie nur durch die richtige Verbindung ihrer beiden Glieder vermöge der Aufhebung ihrer conträren Stellungen geschlichtet werden kann. Wie die Sprache zu dem Geiste, so verhält sich die Darstellung überhaupt zur Vorstellung. Wie durch das Wort die Entwickelung des Geistes gefördert, ja bedingt wird, so ist jede Art der Darstellung mitwirkend bei der Ausbildung der Vorstellung. Die Darstellung ist der Reflex der Vorstellung, mithin wie jeder Reflex in dem Grade seiner Schärfe und Schnelligkeit an die sensorielle Function gebunden. Aber einerseits hebt der Reflex nun die

vorstellende Thätigkeit; andererseits setzt er selbst eine Coordination der reflectirenden Nerven- und Muskelgruppen voraus und ist so in dem natürlichen Verhältnisse des Organismus vorangelegt. Wie aber die Reflexion durch die Uebung gesteigert wird, so wird auch die Vorstellung, die Wirksamkeit des Geistes erhöht durch die Uebung, durch die Bildung und Verbindung vieler und neuer Apperceptionen und deren reflectorischer Darstellungen. Beide Elemente also, Vorstellung wie Darstellung, sind in gleicher Weise — wie man sagt — angeboren und müssen in gleicher Weise angeübt werden. Das Wesen des Genie besteht in der proportionirten Verbindung beider, scheinbar antinomischer, im Grunde aber einander ergänzender Thätigkeitsformen, die gleich angeboren sein und gleich angeübt werden müssen.

Faßt man den Charakter des Genies in dieser Weise, so kann es nicht befremden, wenn wir das Princip der Nachahmung auch für das dichterische Genie gelten lassen wollen. Die nachzuahmenden Dinge werden von den apriorischen Vorstellungen des Dichters appercipirt und treten in seinem Geiste mit den alten Vorstellungsreihen in Verbindung. Dadurch bilden sich neue Verflechtungen, je nachdem die Vorstellungen mehr oder weniger übereinstimmen. Die zu appercipirenden Elemente treten in den gelesenen Dichtwerken aber als dargestellte Vorstellungen entgegen und erregen so den ohnehin schon im Bewußtsein vorhandenen Trieb zur reflectorischen Darstellung der neuen Ergebnisse des Apperceptionsprocesses an. Wenn dem dichterischen Genius ein Gedicht, eine dichterische Vorstellung, eine mythische Apperception geboten wird, so tritt dieselbe schnell in neue Verbände mit den im Bewußtsein des Dichters apriorischen Vorstellungen und reizt ihn, insofern die Elemente nicht verschmelzen, zu eigener Darstellung auf. Wie er die Vorstellung im poetischen Worte, im Ton, im Bild empfangen hat, so reflectirt er sie wieder in derselben Form der Darstellung.

Zu diesem Motiv für die dichterische Production, das den psychologischen Mechanismus des Individuums zwingt, kommt nun noch ein anderes, völkerpsychologisches. Alles Bestehende, lange Bestehende wird für das Bewußtsein der Menschen ein

Beständiges; obzwar es nur seine subjective Begründung hat, erlangt es einen objectiven Grund. Das zeigt sich in allen Fragen der Erkenntniß, der rein theoretischen, wie der ethisch-praktischen. Dieses Bewußtsein bildet und stärkt zu allen Zeiten den historischen Widerstand gegen das neu Andringende, zur Umgestaltung Strebende, und wie in dem Staatsleben ist es in dem Entwickelungsgange der Wissenschaften dasselbe Hemmniß mit dem gleichen Erkennungszeichen. Wo der Entwickelungsgang ein stetiger ist, wo nicht neue umwälzende Ideen gähren, wie man denn in der ästhetischen Anschauung der Völker nicht erhebliche, unerhörte Neuerungen bemerken kann*), da lebt der objective Geist, der Glaube der Einzelnen an die Objectivität der geschichtlichen Gestalten, ohne merklichen Kampf bestehen zu müssen. Es genügt sich Alles in dem Neubilden nach den alten Prototypen. Ist ja doch der alte Geist noch immer lebendig, die alte Cultur nicht ausgetilgt; noch immer rinnt das mythische Blut in den Adern naturforschender Spätgeborener, die Plastik der Sprache vermag beide in ihren Principien so getrennte Vorstellungsweisen in Verbindung zu setzen: warum sollte der Dichter, wenn er, wie er muß, alle die schönen und guten Gedanken, die schon die Ahnen, die großen Dichter der Vorzeit, die dichtenden Völker gedacht und gesungen haben, noch einmal neu denken und singen will — wie sollte er sie nicht in derselben Form nachdenken wollen, in der die Wahrheit im Gewande der Schönheit alle Herzen zwingt? Sagt doch Göthe selbst: „Alles Gescheidte ist schon einmal gedacht worden, es kommt nur darauf an, es noch einmal zu denken." Und wenn die Individualität des Homer verleugnet wird, so ist es doch schön, „der letzte der Homeriden zu sein." So kommt der Dichter gar nicht zu der Frage nach der Möglichkeit, so inadäquate Vorstellungen zu bilden, und wenn die Skepsis ihn beschleicht, wird sie alsobald durch das Bewußtsein verscheucht: diese Vorstellungsweise ist ja in der mehrtausendjährigen Geschichte objectiv geworden. Wie nun der Dichter

*) Die Gleichheit der poetischen Stoffe in den verschiedensten Zeiten ist hierbei zu beachten. Faust und die mittelalterliche Faustsage.

während seiner Jugend, bevor er zur wissenschaftlichen Combination gereift ist, diese ursprünglichen mythischen Apperceptionen selbständig erzeugt, so gehen sie im späteren Leben als historische Tradition neben den Wissenschaften einher, da sie in der Geschichte der Dichtung ein objectives Dasein gewonnen haben. Nun beginnt das Spiel der Vertretungen. Die Kunst wird die Idealisirung der gemeinen Wirklichkeit, die Schaubühne die „beste moralische Anstalt", die Dichtung die „Offenbarung der Humanitätsidee". So wird jeder Zweifel an der Richtigkeit des Unternehmens im Keime erstickt.

Spuren indessen von diesem Zweifel an der ferneren Anwendbarkeit der alten mythischen Apperceptionen wird man öfters in der Geschichte der Dichtung finden. Innerhalb der productivsten Literatur gerade sind solche Bestrebungen hervorgetreten, die veralteten Vorstellungsweisen durch andere der Gesammtbildung entweder mehr entsprechende oder mehr förderliche zu ersetzen. Hierbei können sich Irrthümer geltend machen, wie wenn Klopstock die altnordische Mythologie einführen und zugleich die biblischen Figuren zu Apperceptionsorganen der Dichtung machen wollte. Aber man erkennt doch aus solchen Bestrebungen, daß das Rütteln an den hergebrachten Einrichtungen möglich war; die Erfolglosigkeit desselben beweist um so mehr die Wichtigkeit der betrachteten Momente für das Bewußtsein der dichtenden Menschheit.

Aenderungen solcher Art werden jedoch immer nur für einzelne Gestalten des allgemeinen poetischen Typus erstrebt; an der allgemeinen Vorstellungsform der Dichtung wird kein erheblicher Anstoß genommen. Der Dichter selbst befindet sich im reinsten Einklang mit der gesammten Culturbewegung. Wenn die Dichtung auch — so weist er sein theoretisches Gewissen zurecht — auf die Combination adäquater Vorstellungen keinen Anspruch erheben dürfte, so ist sie gerade um desto werthvoller für die Menschen, deren Ideen in Antinomieen schweben. Die Dichtung löst die ängstlichen Fragen des Gemüthes, indem sie jene mystische Verbindung herstellt zwischen dem Subjecte, das sich uneins fühlt mit der Welt, und jenem System der Kräfte, das in der allbefassenden Natur der Objecte kreiset!

Ob nun wirklich von der Dichtung dieses „Unbeschreibliche gethan" wird, ob sie die gesteigerte Cultur des Geistes mit den Naturforderungen des Gemüthes — nicht zu beschwichtigen, sondern auszusöhnen vermag, ob sie den wahren, allein wahren Genuß der Naturschönheit gewähren kann, in dem ein mit dem Culturgehalt seiner Zeit ausgerüsteter Denker — nach Kant's tiefem Ausdruck — „gleichsam Wollust für seinen Geist in einem Gedankengange findet", ob sie jene Erhabenheit des Gefühls erregen kann, welche wir bei der Offenbarung der Naturgeheimnisse empfinden, wie sie die Wissenschaft der gegenwärtigen Geschichtsperiode, die Wissenschaft der Natur, enthüllt?

Diese Fragen, so heftig sie sich zudrängen, streben über die Grenzen dieser Abhandlung hinaus. Ihre Lösung bleibt der Ethik vorbehalten, die aus dem Kerne der sittlichen Erziehungslehre des Individuums zur Ethik des Staates, der Völker, der Menschheit reifen wird.

Welche Richtung aber der dichterische Geist der künftigen Tage nehmen, mit welchem Inhalt er sich erfüllen wird, das dürfte sich erst bei dem unzweideutigeren „Gewahrwerden einer fremden Cultur" mit Sicherheit bestimmen lassen. Der psychologischen Untersuchung muß es genügen, die Uebereinstimmung methodisch zu erforschen, welche zwischen ihrer Hypothese von der Einheit des Bewußtseins und dem psychischen Proceß der bisherigen Dichtung besteht.

Ludwig Tobler, Dr. Prof. an der Hochschule in Bern, Ueber die Wortzusammensetzung, nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1868.

Der Verf. ist durch manchen sprachwissenschaftlichen Aufsatz in dieser wie in andern Zeitschriften schon längst vortheilhaft bekannt. In der vorliegenden ausgeführten Monographie tritt der Charakter seiner Bestrebungen noch deutlicher hervor, als dies schon in den kleineren Arbeiten der Fall war. Der Kreis von Thatsachen, innerhalb dessen er sich mit Freiheit bewegt, ist verhältnißmäßig (d. h. etwa mit Pott oder Gabelentz verglichen) nicht allzugroß; er umfaßt die klassischen, die germanischen und die romanischen Sprachen; diese aber beherrscht er bis in die Einzelheiten. Dabei ist er mit den Arbeiten über den asiatischen Zweig des indogermanischen Stammes, wie mit der ganzen, auch die fernstliegenden Sprachen einschließenden, sprachwissenschaftlichen Literatur wohl vertraut. Indessen, wie sorgfältig er auch um die relative Vollständigkeit, noch mehr um die richtige und genaue Darstellung der Thatsachen bemüht ist: nicht hier liegt der eigenthümliche Werth seiner Bestrebungen. Der ist vielmehr in der begrifflichen und idealen Durchdringung und Verknüpfung des Bestandes der Thatsachen zu erkennen. Das zeigt schon der Gegenstand, den diesmal der Verf. gewählt hat. Die Zusammensetzung der Wörter ist ja schon mehrfach vortrefflich bearbeitet. Zu Grimm's reichhaltigem Kapitel der deutschen Sprachen gesellt sich das gleichartige der romanischen Grammatik von Diez; Justi aber hat die Zusammensetzung durch den ganzen indogermanischen Stamm verfolgt, während auch Bopp derselben in seiner vergleichenden Grammatik angemessenen Raum widmete. Daß Schleicher in seinem Compendium sich darauf beschränkt, der Zusammensetzung eben nur

ihren Platz anzuweisen, auf eine nähere Betrachtung aber nicht eingeht, wird vielleicht von Manchem bedauert, sollte aber vielmehr die Frage veranlassen, ob dazu nicht ein objectiver, in der Sache selbst liegender Grund Veranlassung gab. Von den specielleren Arbeiten neuester Zeit mag nur Richard Rödiger (De priorum membrorum in nominibus Graecis compositis conformatione finali) erwähnt werden. Wie reich und geistvoll nun aber auch diese Arbeiten sind, sie bilden doch ihrer eigentlichen Aufgabe nach nur die Grundlage für des Verf.s Bestrebungen. Sie sind sämmtlich ihrem Wesen nach etymologisch; dem Verf. ist es um „die philosophische Ergründung" zu thun; er wollte einen Beitrag „zu einer immer lebendigeren Wechselwirkung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften" liefern, in welcher er „das höchste Ziel und einzige Heil beider erblickt".

Sprechen wir erstlich nach der einen Seite hin, nämlich nach Seiten der Kenntniß und Aufnahme der Thatsachen kurz und schlechthin unsere Anerkennung aus, und prüfen wir nun nach der anderen Seite hin, inwiefern ihm die höhere Synthesis, nach der Ueberschau auch die Durchschau der Thatsachen gelungen ist.

Ungern vermissen wir ein besonderes Kapitel über den Begriff und das Wesen der Zusammensetzung an sich; und zwar hätte dieses an der Spitze des Ganzen stehen müssen. Der Verf. scheint zu meinen, daß der Begriff der Zusammensetzung eben Gegenstand des ganzen Buches sei und aus den Theilen desselben seine Merkmale gewinne. So ist es auch. Das heißt aber, der Verf. giebt uns seine Arbeit statt das Ergebniß derselben. Das ist mindestens ein stylistischer Fehler, durch den die Verständlichkeit verloren hat, vielleicht auch der Inhalt selbst. Wenn nämlich der Verf. im ersten Abschnitte die „Unterschiede der Zusammensetzung von scheinbar ähnlichen Wortbildungen" darlegt, dann im zweiten von den „inneren Unterschieden der Zusammensetzung; von echter und unechter, eigentlicher und uneigentlicher Zusammensetzung, von Trennbarkeit und Stellung der Glieder, von der Wortart des Ganzen" handelt, so muß sich freilich wohl hieraus der Begriff und die Lautform der

Zusammensetzung nach allen Momenten allmählich heraus entwickeln; und durch die im dritten Abschnitte gegebene logische und psychologische Betrachtung muß sich das Wesen der Zusammensetzung enthüllen: das ist aber eben der Gang, den die Arbeit des Verf.s genommen hat, und indem er diesen darstellt, läßt er uns suchen, statt uns seinen Fund zu geben. Aus der Vergleichung z. B. von Ableitung und Zusammensetzung miteinander hellt sich gewiß der Begriff beider auf. Wäre uns aber ein Begriff der Zusammensetzung durch eine Betrachtung der unzweifelhaft unter diese Kategorie fallenden Thatsachen an sich schon gegeben, so würde die Vergleichung derselben mit andern sprachlichen Gestaltungen gewiß leichter, vielleicht auch fruchtbarer. Wenn ferner über die Echtheit und das rechte Maß der Composition und das Gegentheil ein sicheres Urtheil gewonnen werden sollte, so hätte der Verf. sogleich im ersten Kapitel nach Feststellung des Begriffs und der lautlichen Formung des Compositions-Processes und aus dem Inhalte dieses Begriffes heraus die Stellung der Composition als eines eigenthümlichen Bildungsmittels in der Technik der Sprache, den Ort ihrer Verwendung und damit ihre Bedeutung für den Organismus der Sprache zu entwickeln gehabt. Wie will man ein Abweichen vom Gesetz, ein Ueberschreiten des Maßes constatiren, wenn nicht zuvor ein solches Maß und Gesetz gegeben ist? — Nehmen wir indessen den Verf., wie er sich uns giebt, und fragen wir mit ihm zuerst: wie unterscheidet sich die Zusammensetzung von Flexion und Ableitung?

Der Verf. antwortet (S. 1), Zusammensetzung finde Statt, wenn „Wörter, d. h. selbständige und bereits geformte Sprachelemente, durch förmliche Verbindung mit einander ein neues Wort erzeugen"; und er fährt fort: „Ein principieller Unterschied der Zusammensetzung von der Ableitung und Abwandlung besteht also darin, daß die Producte der beiden letzteren zwar theoretisch in Bestandtheile *zerlegt*, aber nicht wirklich aus solchen zusammengesetzt werden können, weil höchstens der eine von diesen sich als selbständiges Sprachelement ausweist, das überdies eher Stamm als Wort zu nennen sein wird." Da aber der Verf. nicht leugnet (S. 2), „daß auch die Derivations-

und Flexionssylben, wenigstens zum Theil, einst selbständiges Dasein und eigene Bedeutung nach Art von Wörtern mögen besessen haben", so würde der eben ausgesprochene Unterschied doch keine principielle Bedeutung haben. Die abgeleiteten und abgewandelten Wortformen wären bloß allmählich erstarrte Zusammensetzungen ältester Zeit; erstarrt sind sie, weil die schließenden Elemente ihre Selbständigkeit als besondere Wörter verloren haben. Ja, ich meine, es sei nicht schwer, den Gesichtspunkt zu finden, von dem aus die Wortformen noch nicht einmal als erstarrt und die Flexionssylben nicht als unselbständig erscheinen; wie andererseits auch die Composita in einem Lichte betrachtet werden können, wo sie sich als Gebilde zeigen, die nicht zerlegt und nicht mehr „wirklich" aus ihren Bestandtheilen zusammengesetzt werden können; — und so würde das Gesagte ganz in sich zusammenfallen. Daher fügt der Verf. hinzu (das.): „Dieser Unterschied beruht auf der für alle Sprachbildung entscheidenden Thatsache, daß gerade bei den geistig begabtesten Völkern der Urzeit ein Theil der Sprachelemente scheinbar degradirt, in der That aber zu dem ausgezeichneten und den ganzen Sprachbau erhöhenden Dienste bestimmt wurde, mit Verzicht auf eigene stoffliche Bedeutung nur dem Ausdruck formeller Beziehungen, also insbesondere jener allgemeinen Denkformen zu leben, die man grammatische Kategorien zu nennen pflegt." Dieser Gedanke, den der Verf. fast nur wie gelegentlich herbeizieht, wäre vielmehr an die Spitze zu stellen und ausführlich zu begründen gewesen; von ihm aus hätte der Verf. das Wesen der Composition wie der Wortformung in ihrem Gegensatze darzulegen gehabt. Statt nun diesen Gedanken, nachdem er auf ihn gekommen ist, weiter auszuführen, springt der Verf. ab und kehrt zu seinem Ausgangspunkte zurück. Nun formulirt er den Gegensatz so, „daß die Flexion Wörter eben erst schafft, während die Composition solche bereits voraussetzt". Damit aber kämen wir nur dahin, daß die Flexion die ursprüngliche Zusammensetzung, die Composition eine auf Grundlage dieser ersten Zusammensetzung weiter fortgesetzte Zusammensetzung ist.

Das ist nun freilich nicht des Verf.s Meinung. Er spricht

vielmehr entschieden aus (S. 3): „Unstatthaft ist es jedenfalls, die Flexion sowie die Derivation förmlich als bloße Arten von Composition aufzufassen, indem man den engeren festen Begriff von Composition, wie wir ihn gleich Anfangs aus dem Sprachgebrauch entnommen haben, zu der vagen Allgemeinheit von irgend welcher Aneinanderfügung irgend welcher Sprachelemente erweitert.“ Ganz richtig; völlig unstatthaft ist das. Erwiesen aber wird diese Unstatthaftigkeit nur, wenn auf den vom Verf. nicht genug hervorgehobenen Kerngedanken zurückgegangen wird, nicht aber, wenn man sich auf den Sprachgebrauch beruft, den unsere Gegner gerade umstoßen wollen. Der Verf. kennt sie schlecht, unsere Gegner. Flexion und Derivation und Composition sind ihnen nicht einmal verschiedene „Arten“ der Zusammensetzung, sondern sie sind ihnen Zusammensetzung schlechthin, höchstens unwesentlich, etwa chronologisch verschiedene Varietäten derselben Art, im Grunde gleichgültige Modificationen derselben vagen Allgemeinheit.

„Dieser verdorbene Begriff“, sagt der Verf. sehr richtig, „wird auch nicht etwa verbessert dadurch, daß man die drei Bildungsweisen als eben so viele Grade von Innigkeit oder Festigkeit jener Fügung unterscheidet, denn dieselben liegen überhaupt nicht auf einer Linie als bloß quantitative Stationen, sondern sie sind qualitativ verschieden, trotz äußerer Aehnlichkeit der Formen ihrer Producte, weil sie ganz verschiedenen Bedürfnissen und Zwecken dienen.“ Das ist dreimal wahr! Aber der Verf. hat uns noch gar nichts von diesen Bedürfnissen und Zwecken der Composition gesagt.

So dürfte wohl eine Ergänzung zu des Verf.s Darlegung angemessen sein. Man gestatte mir ein grobes Gleichniß. Ein Stuhl ist etwas Zusammengesetztes; er besteht aus Sessel, Lehne und Fuß, von welchen Bestandtheilen jeder wieder aus mehreren Stücken zusammengefügt sein kann: so ist ein Compositum aus zwei oder mehreren Stücken gebildet. Diese Stücke sind Stoff, und die Composition ist also eine Vereinigung von Stoffen. Der Stuhl aber sei von Birkenholz und belegt mit Mahagoni-Plättchen: so ist auch dies eine Zusammensetzung, aber offenbar eine Zusammensetzung, die zwar nur eben so durch

Leimen bewirkt ist, wie die jener Stücke, die aber doch einen ganz anderen Sinn hat, — einen formalen, möchte ich sagen; und in der Wortform entspricht dem Birkenholz die Wurzel, den Mahagoni-Platten die Suffixe. Diese Platten, so verwerthet, zum bloßen Schmuck, zur Form des Stuhls, sind freilich, bevor sie auf das Birkenholz geleimt sind, ein Stoff an sich, und sie könnten z. B. zu Linealen verwendet werden und blieben dann besondere Stoffe: so sind auch die Elemente, welche zu Suffixen geworden sind, bevor sie dies sind, und an sich genommen, ein Stoff, und es können daraus auch besondere Stoffwörter gebildet werden; nun aber einmal als Suffixe verwerthet, dienen sie zur Formung der Wurzel. Das wird hoffentlich deutlich sein.

Aber auch der Lautproceß, durch welchen Composita entstehen, hätte vor allen weiteren Unterscheidungen hingestellt werden müssen. Hierbei möchte ich nur den wesentlichsten Punkt herausheben. Es muß, meine ich, scharf ausgesprochen werden: eine Flexionsform besteht aus einem Stamme mit einem Suffix; ein Compositum aus zwei Stämmen, denen als Einheit genommen ein Suffix zukommt. So ist der Unterschied handgreiflich.

Wir übergehen, was der Verf. in den vier folgenden Kapiteln des ersten Abschnittes über die Unterscheidung der Zusammensetzung von Reduplication und andern Erscheinnngen sagt, welche in den niedriger organisirten Sprachen vorkommen und mehr oder weniger unserer Zusammensetzung ähnlich erscheinen. Wir begnügen uns, hier des Verfs. Umsicht und vorsichtige Beurtheilung gebührend anzuerkennen. Besonders muß ich, mit Absehung von allen Einzelheiten, dem Streben des Verf.s überhaupt, das auch hier wieder entschieden hervortritt, meine volle Uebereinstimmung zusichern, dem Streben nämlich, die vagen, unterschiedslosen Allgemeinheiten zu verbannen und die bestimmten Charaktere der Sprach-Erscheinungen aufzufassen.

Wir kommen zum zweiten Abschnitt; und sehen wir zuerst, wie echte und unechte Zusammensetzung unterschieden wird. Der Verf. knüpft hier an die von den indischen Grammatikern

so genannten Dvandva-Composita an, d. h. an die paarende Zusammensetzung, deren Glieder, wenn wir sie auflösen, durch „und“ verbunden werden, z. B. Vater-Mutter für Vater und Mutter. Während bei den sonstigen Composita ein Glied dem andern untergeordnet ist, herrscht in jenen vielmehr Beiordnung der Glieder. Schon Justi hat, indem er eine Stufenfolge von Compositionsweisen aufstellt, die Dvandva an die unterste Stelle gesetzt. Der Verf. bemerkt (S. 35): „Ungenügend wäre es jedenfalls, mit einseitiger Rücksicht auf die äußere Form und abgesehen von ihrem inneren Werthe, die Dvandva-Composita mit den übrigen einfach darum gleich zu stellen, weil sie factisch allerdings eine Vereinigung zweier Wörter so gut wie die andern darbieten“. Aber warum wäre denn das ungenügend? oder welchen Mangel ihres inneren Werthes hat der Vrf. ihnen vorzuwerfen? Wo ist gesagt, daß die Glieder der Zusammensetzung unter einander nothwendig in einem Verhältnisse der Unterordnung stehen müssen? Will man aber dem Dvandva eine niedrigere Stufe anweisen, so mag das vielleicht nicht mit Unrecht geschehen; der Verf. jedoch will dasselbe nicht einmal als echte Composition ansehn — warum nicht? (S. 38): „Was solche Verbindung von echter Zusammensetzung noch scheidet, ist eben gerade dieses rein copulative, mehr additionelle als multiplicative Wesen, und je mehr die Verbindung dem letzten Charakter sich nähert, um so mehr tritt an die Stelle des Scheines das Wesen und der Werth der Zusammensetzung“. Wenn man auf solche Streitfragen und solche Entscheidungen stößt, so wird denn doch wohl deutlich, daß es nicht ein bloßer logischer Tick ist, wenn nach der alten logischen Regel gefordert wird, der Schriftsteller solle vor Allem sagen, was das ist, wovon er spricht. Wie will man sich ohne festen Begriff in dem wirren Reiche der Thatsachen zurecht finden? Mag es immerhin sein, daß sich die Thatsachen tausendfältig zu dem Begriffskreise excentrisch verhalten und daß sie sich nicht in regelmäßiger Kreisform bewegen; an Winkeleisen und Cirkel muß doch alles gemessen werden.

Noch ein anderer Punkt kommt hier in Betracht. Unausrottbar scheint die Neigung zu sitzen, das Vollkommenere als

aus dem Unvollkommeneren entwickelt anzusehen. Hiermit verschmilzt noch etwas. Die Ueberschätzung des Sanskrit, die freilich im Allgemeinen jetzt als überwunden angesehen werden darf, tritt hier in dem besondern Falle in einem eigenthümlichen Versteck auf. Das Sanskrit soll uns in seiner Alterthümlichkeit mit dem Dvandva einen Rest niedrigerer Bildungsform aufbewahrt haben, welche die europäischen Sprachen gänzlich von sich abgestreift hätten. — Hiergegen will ich nun nicht gerade in starrer Einseitigkeit behaupten, daß überall das Ursprüngliche das Vollkommenere sei; aber so viel steht fest und wird allgemein und auch vom Vrf. und namentlich in Bezug auf die Composition zugestanden, daß das Sanskrit „in orientalisch überschwenglicher Entwickelung des echten Triebes derselben" (S. 34) vielfach von der maßvollen, gesetzmäßigen Verwendung abgewichen ist. Und nur den indischen Mißbrauch des Dvandva scheint man im Auge zu haben, wenn man diese Compositionsform als unecht verdammt.

Ich halte das Dvandva für eine echte Composition und tadle den Mißbrauch desselben. Sehr zweifelhaft scheint mir des Vrf.s Behauptung (S. 38), daß „auf italischem so wie auf griechischem Boden keine Spur von Dvandvabildung mehr begegnet". Daß die Volkssprache der Hellenen viele Composita dieser Art besaß, ist mir schon durch das Neugriechische gewiß, wo z. B. folgende Fälle begegnen: τὸ ἀνδρόγυνον das Ehepaar; τὰ γυναικόπαιδα Frauen und Kinder, τὰ μαχαιροπέρνα Messer und Gabeln, τὰ γιδοπρόβατα Ziegen und Schafe, τἀμπελοχώραφα die Weinberge und die Aecker, ja sogar eine Composition aus Verben πηγαινοέρχομαι ich komme und gehe (s. Mullach, Gr. d. griech. Vulgarspr. S. 148 f. Roß, Reisen auf d. gr. Inseln II. S. 109). Aus dem Alterthum überliefert ist, abgesehen von Ζηνοποσειδῶν Zeus und Poseidon*), βατραχο-μυο-

*) Beim Athenaeus H 337 c. Zu erwägen bleibt nicht sowohl dies, daß uns der Name in einer scherzhaften Anekdote überliefert ist, denn der Komiker hat ihn nicht erfunden; es muß einen Tempel Ζηνοποσειδῶνος in Mylasa wirklich gegeben haben. Auch lehrt der Zusammenhang, daß der Name so zu verstehen ist: Zeus und Poseidon. Es wird nämlich erzählt, daß ein Musiker in Mylasa in keinem Gasthause Unterkommen fand. Als

μαχία der Frösche und Mäuse Krieg, su-ovi-taur-ilia (Opfer) von Schwein, Schaf und Stier, λευκο-μέλας weiß und schwarz, νυχθήμερον Nacht und Tag (Bopp). Daß die beiden erstgenannten Wörter nicht bloße Dvandva sind, thut nichts zur Sache. Ebenso das von Heerdegen aus Aristophanes (Ran. 966) angeführte σαλπιγγο-λογχ-υπηνάδαι tubas hastasque barbasque habentes.

Solche Beispiele lehren doch wohl, daß das Dvandva der alten Volkssprache nicht fremd war. Der Vrf. selbst bemerkt (S. 40): „daß die Dvandva-Verbindungen von Götternamen im Sanskrit nicht so ganz beliebig sind, sondern auf eine wirkliche innere Zusammengehörigkeit derselben gegründet, eine Dualität des Wesens, wie W. v. Humboldt sie für den Begriff des Dualis selbst, als grammatischer Form, zu Grunde legt." Es liegen, wie der Vrf. bemerkt (S. 41), im Dvandva „Paarungen oder Gegensätze, welche einander mit Naturnothwendigkeit ergänzen, wie Tag und Nacht, Himmel und Erde, Götter und Menschen." Wenn also der Vrf. später (S. 80) seine Ansicht beschränkend sagt: „Die Dvandva-Composita müssen von echter Zusammensetzung wenigstens dann ausgeschlossen werden, wenn sie nur eine äußerliche Gesellung, nicht eine innere Durchdringung bedeuten, eine Summe statt eines Productes", so meine ich, daß diejenigen Dvandva, welche hiernach

er sich nun deshalb vor einem Tempel niederließ und erfuhr, daß dies ein Tempel des Zeus und Poseidon sei, bemerkte er, es sei kein Wunder, wenn man in einer Stadt kein Unterkommen finden könne, wo es so eng ist, daß selbst die Götter paarweise (σύνδυο) wohnen. So würde jener Name eine Bildungsweise bekunden, die ganz genau den Zusammensetzungen indischer Götternamen entspricht. Indessen aus der Anekdote ergiebt sich zugleich, daß dieser Fall, daß ein Tempel zweien Göttern gehöre, einzig gewesen sein müsse. Ja, diese Auffassung scheint falsch gewesen zu sein, und vielleicht beruht das Lächerliche zum besten Theil auf der dem Erzähler bewußten falschen Erklärung. Denn jener karische Tempel war ungriechisch; man übersetzte bloß den fremden Gottesnamen, da er theils dem Zeus, theils dem Poseidon entsprach, mit Zenoposeidon und verstand darunter einen Poseidon, der von der Natur des Zeus an sich trägt (vergl. Welcker gr. Götterl. I. S. 641). Nur jener Musiker gab absichtlich eine andere Deutung des Namens.

unechte Zusammensetzungen sind, eben auch unechte Dvandva sind. Solch ein Compositum wie (hṛšita + srag) + (rag̕au + hīna), zu deutsch etwa: Blumen=bekränzt (und) Staub=los, ist die abgeschmackteste und niedrigste Redeweise, die auf indogermanischem Gebiete vorkommen mag.

Kurz, wenn ich irgend weiß und fühle, was eine Zusammensetzung ist, so kann ich das echte Dvandva nur als durchaus echte Zusammensetzung ansehen, als die sinnlichste, am meisten poetische, also kräftigste Form derselben. Gerade darum geht sie, wie der Dual, mit der Entwickelung des abstracteren Verstandes verloren oder wird sinnlos gemißbraucht oder erhält sich nur im niedrigen Volk und in der Komik. Und wie dem Sinne nach, so ist sie auch der Lautform nach die entschiedenste Gestaltung; das Wortpaar erhält eine Endung, durch welche es entweder als Paar (durch die Dualform) oder als Einheit (durch das Neutrum Singul.) bezeichnet wird. Und am lautesten redet für die einheitliche Natur des Dvandva die unter dem Namen ēkaχēša begriffene Erscheinung, daß nämlich nur ein Wort statt des Wörterpaares gesetzt wird und zwar im Dual. rōdasī die beiden Himmel, für Himmel und Erde. Gelegentlich verstehen wir die ergreifende Macht des Dvandva noch ganz unmittelbar. Was es mit dem neugr. Παρονaξία, Paros und Naxos, auf sich hat, weiß ich nicht; aber das deutsche Volk hat es doch wahrlich mächtig gefühlt, was „Schleswigholstein" und ein „Schleswigholsteiner" war. Nur das Dvandva konnte hier ausdrücken, was wir meinten.

Uebrigens wird die Dvandva-Composition vom Vrf. im Einzelnen mit vieler Feinheit behandelt. Nur, welcher Unterschied zwischen echter und unechter Composition besteht, das ist mir aus des Vrf.s Darlegung nicht klar geworden. Den Unterschied eigentlicher und uneigentlicher Composition aber, den er innerhalb der echten Zusammensetzung als eine untergeordnete Besonderung findet, läßt der Vrf. nur unter dem Zugeständnisse vieler Mittel= und Mischformen gelten. Hier zeigt sich namentlich oft der Widerspruch zwischen Lautform und innerer Bedeutung. Ich möchte vorschlagen, diese Unterschiede von echt und unecht, eigentlich und uneigentlich aufzugeben. Denn wenn man

so erst eine Zweitheilung vollzieht und dann den einen Theil wieder theilt, so geräth man mit solcher Division und Subdivision nothwendig in die Brüche. Dabei muß ich gestehen, daß mir nicht einmal klar geworden ist, wie sich in des Vrf.s Eintheilung der von ihm auch erwähnte Unterschied zwischen Zusammensetzung und Zusammenfügung einpaßt. Umschließt letztere nur die unechte oder auch die uneigentliche Zusammensetzung? Ich meine also, man sollte zuerst alles, was sich als Zusammensetzung darbietet, auch als solche anerkennen, und dann zwischen besseren und schlechteren, schöneren und häßlicheren, vollkommneren und unvollkommneren unterscheiden. Man hat nämlich zuerst die Forderungen auszusprechen, welche von begrifflicher und lautlicher Seite aus an ein Compositum zu stellen sind, und dann zuzusehen, wie die wirklich gebildeten Composita dieselben mehr oder weniger erfüllen, indem sie bald in diesem, bald in jenem Punkte nicht genügen. Diese Forderungen sind nicht a priori zu construiren, aber wohl aus den Bestrebungen der Sprache selbst, die sie in ihren gelungenen Erzeugnissen auch erreicht hat, zu erschließen. Darum sind es nicht Forderungen, welche der subjective Sprachforscher aussinnt, sondern welche die objective Sprache (oder der Volksgeist) an sich selbst stellt.

So kämen wir denn zu einer Stufenleiter von Compositionsformen, wobei es immerhin mehrfach unentschieden bleiben könnte, welche von zwei Formen höher oder niedriger steht; denn nicht in der Stufenfolge soll der Vortheil liegen, sondern darin, daß wir statt der unbestimmten Kategorieen „echt und unecht u. s. w." zu festeren, faßlichen Bestimmungen der Eigenthümlichkeiten gelangen und nicht bloß zu zwei oder vier Abtheilungen, welche in einander fließen, sondern zu mehr Klassen, welche noch dazu fest stehen.

Das Capitel „Trennbarkeit der Zusammensetzung" berührt wiederum tiefe Probleme. Doch ich eile weiter. Zu den beiden Capiteln „Stellung der Glieder in der Zusammensetzung" und „Wortart des Ganzen" will ich nur *eine* Bemerkung machen, den Accent betreffend. Man vergleiche θεοειδής, θεοείκελος, θεόεχθρος, ja sogar θέοινος mit unserm *göttgleich*, *gött-*

ähnlich, göttverhaßt. Was der Verf. hierüber sagt, wird richtig sein und ist fein gefühlt. Ich muß aber Folgendes hinzufügen. Der hier über den griechischen Wörtern bezeichnete Accent und der deutsche sind gar nicht dasselbe Wesen; das für beide Sprachen angewandte Zeichen hat hier einen ganz anderen Werth als dort. Man macht bekanntlich einen Unterschied zwischen dem Wortaccent, welcher die Einheit des Wortes herstellt, und dem grammatischen oder Satzaccent, der Wörter zu Satzverhältnissen und Sätzen zusammenbindet. Vom rhetorischen Accent können wir absehen, da er nur gelegentlich vom grammatischen abweicht; und auch der Fuß- und Vers-Accent oder der rhythmische kommt hier, wo es sich nicht um Verse handelt, nicht in Betracht. Nun unterscheidet sich das Compositum vom Simplex dadurch, daß es, obwohl es wie dieses nur einen Wortaccent hat, doch auch schon einen Satzaccent hat, den das Simplex an sich nicht kennt. In den Satzverhältnissen hat allemal das bestimmende Element den Hochton, und ebenso ist es im Compositum; und das gilt, wie ich a priori behaupte, für das Griechische wie für das Deutsche. Wenn wir nun den Vorzug, welchen in den deutschen Wörtern das Element „Gott" vor dem darauf folgenden hat, d. h. den grammatischen Hochton, so bezeichnen: gottähnlich u. s. w., so müßten wir die griechischen so schreiben: θεοειδής. Die griechischen Wörter stimmen in dem, was der wagerechte Strich bezeichnen soll, mit den deutschen überein, haben aber noch etwas Besonderes, was durch den Acut angedeutet wird: dies ist der Wortaccent. Das deutsche Compositum unterscheidet sich vom griechischen dadurch, daß der grammatische Accent den Wortaccent aufgesogen hat. Allerdings ist auch für den Wortaccent das Verhältniß der Glieder der Composition zu einander nicht immer gleichgültig, wie bekannt.

Doch kommen wir endlich zum dritten Abschnitt. Hier soll es sich theils um eine Classification der Thatsachen, theils „um die tiefer liegenden Fragen nach dem psychologischen Ursprung und Werth der Zusammensetzung im Ganzen und in ihren Hauptarten" handeln.

Logisch genommen stehen die beiden Glieder der Zusammen-

setzung entweder in dem Verhältnisse der Beiordnung oder in dem der Unterordnung; der allergrößte Theil der Fälle gehört in die zweite Klasse. Die Unterabtheilungen derselben werden nach grammatischen Rücksichten gewonnen. Ja wenn ich bedenke, daß Bei- und Unterordnung doch auch in der Grammatik ihre Rolle spielen, so möchte ich schon die Haupteintheilung nicht logisch, sondern grammatisch nennen. Das bestimmende Wort kann attributiv oder objectiv sein. Noch speciellere Verhältnisse, wie der Redetheil der Glieder an sich, machen noch weitere Unterklassen.

Schließlich die Frage (S. 90), „ob sich irgend welche psychologische Begriffe darbieten, mit deren Hülfe wir tiefer in das Wesen der Zusammensetzung eindringen können." Der Vrf. geht hierbei von folgendem Grundgedanken aus: „Da die Zusammensetzung im Allgemeinen eine Verbindung zweier Vorstellungen zu irgend einem Grade von Einheit ist, so werden wir auf das Gebiet der sog. Associationen hingewiesen, und es wird sich darum handeln, ob sich die verschiedenen Arten von Zusammensetzung in Hinsicht auf Motive und Resultat der in ihnen enthaltenen Verbindung von Vorstellungen auf allgemeine Arten von Association zurückführen lassen." Und was ist das Ergebniß, zu dem der Vrf. gelangt? Er stellt ein psychologisches, ein logisches und ein grammatisches Schema neben einander, aber (S. 92) „nicht als ob zwischen den psychologischen Categorien einerseits und den logisch-grammatischen andererseits irgend eine unmittelbare Aequivalenz oder Abhängigkeit statthaben könnte, sondern nur in dem Sinne, daß den sprachlichen Thatsachen und Werthen psychologische entsprechen, welche ungefähr in den angegebenen Richtungen den erstern allerdings zu Grunde liegen"; und jenem dreifachen Schema fügt er einen metaphysischen Gesichtspunkt hinzu. Das heißt allerdings eingestehen, daß der erste Versuch, der Lehre von den Zusammensetzungen eine psychologische Grundlage zu unterbreiten (und der Versuch des Vrf.s ist der erste), mißglückt ist, wie anregend und geistvoll auch alle hier vom Vrf. gemachten Bemerkungen in der That sind. Man vermißt das einheitliche Band für die gesondert verfolgten Gesichtspunkte.

Unsere Aufgabe ist zuzusehen, woran der Verf. gescheitert ist. Wir finden die Ursache hiervon ganz wo anders, als wo sie der Referent für das Literarische Centralblatt (1868 Nr. 49) zu erkennen glaubt. Er meint, beim Vrf. trete die historische Betrachtungsweise zu sehr zurück; historisch, so belehrt er diesen, würde man finden, daß die Composition älter als die Flexion sei. Aus dem, was der Vrf. im ersten Abschnitte über scheinbare Composition der formlosen Sprachen bemerkt, hätte vielmehr der Ref. lernen sollen, daß die Composition unmöglich älter sein kann als die Flexion, daß also sein historischer Fund mindestens noch zweifelhaft sei. — Auch Hr. Gerland in der Zeitschrift für deutsche Philologie I. S. 357 ff. hat des Vrf.s Denk-Motive nicht verstanden. Ihm nämlich fällt nicht bloß „ein Mangel an Material störend auf", sondern er wirft dem Vrf. auch für die philosophische Seite Dilettantismus vor. Derselbe sei nirgends in der Philosophie, am allerwenigsten in der Psychologie sicher zu Haus. Hr. Gerland nämlich hat sich, wie es scheint, in der Psychologie gemüthlich eingerichtet mit dem alten Hausrath der Complication, Verschmelzung und Association; und da nun Tobler an diesem Hausrath etwas gerührt und gerückt und denselben in sanftester Form für wenig brauchbar erklärt hat, so versteht Hr. Gerland seine bescheidene Kritik nicht und ruft hinter ihm her die Scheltworte Dilettantismus und Anderes. — Auch positive Belehrung giebt Hr. Gerland: „Wollte also der Vrf. die Wortzusammensetzung philosophisch erklären, so mußte er den Proceß aufdecken, durch welchen z. B. in den indogermanischen Sprachen oft so heterogene Elemente wie Haus und Frau, lach(en) und Taube u. s. w. zusammentreten und eine neue Worteinheit erzeugen konnten. Diese Bildungen werden, nach allen von Justi aufgestellten, wohl zu Stande gekommen sein (um einmal kühn vorzugehen), daß man zuerst Vorstellungen, die man äußerlich zusammengehörig fand, auch äußerlich zusammenstellte, bis dann nach langem Gebrauch dem Sprachgeist die Idee aufging, daß manche von diesen Zusammenstellungen selbst wieder einen einheitlichen, neuen Begriff darstellten, welche Erkenntniß sich in der nun entstehenden neuen Wortformation reflectirte."

Ich weiß nicht, ob man diesen „kühnen“ Satz einer Kritik unterwerfen darf. Darum nur so viel: wie zwei äußerlich zusammengehörig gefundene und äußerlich zusammengestellte Vorstellungen jemals sollen als einen einheitlichen, neuen Begriff darstellend erkannt werden können, ist unerfindlich. Die äußerlich zusammengestellten Vorstellungen Haus und Frau bleiben ewig zwei äußerlich zusammengestellte Vorstellungen, und wie soll die Idee aufgehen, daß sie einen neuen Begriff darstellen? Kurz, ich fürchte, der Dilettant wird Hrn. Gerland wenig für Belehrung zu danken haben. — Nein, des Vrf.s Mangel liegt ganz anderswo. Daß er die Unzulänglichkeit der bisherigen psychologischen Kategorien erkannt hat, gereicht seiner gewissenhaften Kritik, die sich nicht einbildet, erklärt zu haben, wo nichts erklärt ist, zur Ehre. Worin er aber fehl gegriffen hat, scheint mir Folgendes.

Wer einen organischen Stoff, Eiweiß, Roggenmehl u. s. w. nur nach den Gesichtspunkten der unorganischen Chemie betrachtete, der würde zu Ergebnissen gelangen, die wohl ganz denen ähnlich wären, mit denen der Vrf. abschließen mußte. Nichts was in der Seele vorgeht, ist ohne Anwendung der Kategorie der Association zu begreifen; aber mit dieser Kategorie und allen ihren näheren Bestimmungen allein wird kaum irgend etwas begriffen. Weder das Urtheil oder der Satz, noch ein Satzverhältniß wird als Association genügend begriffen; und auch nicht ein Compositum, denn auch dieses ist mehr als eine Association.

Und wie denn mehr? Mit den Namen Association und Complication bezeichnen wir Verhältnisse der psychischen Mechanik. Denken, Erkennen ist ohne und gegen diese Mechanik nicht möglich, ist aber dennoch mehr als sie, ist Apperception, und an die Verhältnisse der Apperception hätte sich der Vrf. wenden müssen. In ihr hätte er die Einheit für den logischen, grammatischen, psychologischen und metaphysischen Gesichtspunkt gefunden und zwar innerhalb der Psychologie. Denn appercipiren ist denken, insofern dieses eine psychische Thätigkeit ist; im Denken aber ist Metaphysisches, Logisches und Sprachliches

vereinigt, also ist alles dies, vereinigt mit Psychologischem, in der Apperception psychologisch zusammengefaßt.

Wie jedes Wort ist auch das Compositum ein Organ, um ein Object zu appercipiren, aber ein zusammengesetztes Organ, und unter den Gliedern desselben besteht wiederum (abgesehen vom Dvandva) ein Apperceptions-Verhältniß.

Bei dieser Andeutung muß es hier sein Bewenden haben. Ja noch mehr, es muß dahingestellt bleiben, wie weit bei der jetzigen Lage der Apperceptionslehre die gestellte Aufgabe gelöst werden kann. Nur in Betreff der Aufgabe selbst ist noch Folgendes zu beachten.

Zu Grunde gelegt muß die rein grammatische Anordnung der Composita werden. Da wir es mit einem sprachlichen Object zu thun haben, so muß von dem grammatischen Gesichtspunkt der Ausgang genommen werden. Dieser ist zunächst in aller Reinheit festzuhalten, und es darf nichts Fremdes in die Betrachtung hineingetragen werden. Es muß erst das grammatische Object für die psychologische Forschung gewonnen werden. Für den Grammatiker aber ist ausschließlich die Lautform maßgebend, wenn diese nicht etwa zerstört ist.

Nun sehe ich nicht ein, wie der Grammatiker, wenn er nur die Form der Composita in's Auge faßt, wie er muß, mehr als folgende drei Unterschiede finden kann: erstlich die paarenden oder copulativen Composita, welche einen Gegensatz zu allen übrigen bilden, in denen entweder das erste Glied das zweite bestimmt = attributive Composita, oder das erste Glied das zweite regiert = objective Composita. Die Klasse der attributiven Composita umfaßt nicht nur die Determinativa, z. B. Weißbrod, Abglanz, natürlich mit Einschluß der sehr beschränkten collectiven Composita, z. B. dreimal, Dreischlag, Viergespann, sondern auch sämmtliche sogenannte Abhängigkeits-Composita, z. B. Himmelsheer, himmelaufjauchzend, pflichtkundig, geldgierig, racheschnaubend, gottähnlich; denn Abhängigkeit wird hier durch die Form nicht ausgedrückt und findet hier eben gar nicht statt. In allen diesen Compositen der zweiten Klasse, und die deutsche Sprache kennt kaum andere, ist das erste Glied nähere Bestimmung des zweiten ohne jeden näheren

Unterschied. Nur die dritte Klasse enthält wahre Abhängigkeits-Composita, nämlich solche, wo das erste Glied ein Verbum, auch Adjectivum oder eine Partikel (Präposition oder Adverbium) ist und das zweite ein davon regiertes Nomen. In diese Klasse gehört φιλόλογος und φιλαλήθης (aber nicht wahrheitsliebend; ἰσόθεος, aber nicht θεοείκελος) unser Taugenichts, Störefried, Haberecht (nicht Rechthaber). Hier wird nicht bloß, wie von der zweiten Klasse gilt, bei der Auflösung das zweite Glied vom ersten regiert, sondern die Form des Compositum selbst deutet auf ein anderes Verhältniß der Glieder durch das einzige Mittel, über welches die Composition verfügt, nämlich die Stellung. Die sogenannten Possessiv-Composita umfassen Fälle aller Klassen; es sind Ableitungen, bei denen es sich um den Uebertritt in einen andern Redetheil handelt.

Dies ist der grammatische Boden, auf den wir uns zu stellen haben. Von hier aus ist weiter vorzuschreiten in die Psychologie; der Grammatiker muß es, muß es sogar als Grammatiker, so gut wie bei aller Bedeutungslehre. Wenn es ihm nicht genügen kann, bloß die etymologische Grundbedeutung eines Wortes oder eines Casus zu bestimmen, die weitere Entwickelung der Bedeutung aber im Sprachgebrauche unbeachtet zu lassen, so liegt es ihm auch ob, zu fragen, was es damit auf sich habe, wenn z. B. Wasser-Mühle und Oel-Mühle trotz der gleichen Form Verschiedenes bedeuten; d. h. psychologisch: wie wird mit Gleichem Verschiedenes appercipirt. Dabei ist denn freilich zuvörderst festzustellen, was alles mit derselben Form appercipirt wird.

Es läßt sich wohl voraussehen, daß in einer Anordnung der Composita nach den Kategorieen der Apperception alle die mannigfachen Klassen, welche der Vrf. aufstellt, sich wiederfinden werden, und vielleicht nur diese, aber unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gerückt. Wir würden wohl zu denselben Ergebnissen auf anderem Wege gelangen.

Wer die angedeutete Aufgabe übernehmen wollte, würde in des Vf.s Buch eine vortreffliche Grundlage finden.

H. Steinthal.

Michel Bréal. prof., Les idées latentes du langage. Leçon faite au collège de France pour la réouverture du cours de grammaire comparée le 7 Décembre 1868. Paris 1868.

Arbeiten wie die hier angezeigte liebe ich sehr. Ich will sagen warum.

Es kann keine Wissenschaft zu vollem Gedeihen und Wachsthum gelangen ohne die allgemeine Theilnahme der gebildeten Welt. Es genügt nicht, daß einige wenige Männer irgend ein Gebiet der Forschung mit Erfolg anbauen; nein, es muß das Bewußtsein von dem Bedürfniß ihrer Bemühungen, von der Natur und dem Umfange ihrer Aufgaben, von den Mitteln und der Methode der Lösung wenigstens in allgemeiner Weise weit verbreitet sein, muß zum geistigen Inhalt der Bildung gehören. So weit sind wir mit der Psychologie, der jüngsten aller Wissenschaften, noch nicht. Noch nicht einmal durchgängig die Philosophen, denen doch wohl zunächst der allseitige Anbau derselben anliegt, wissen, was sie zu leisten hat; ja, ob die Philosophen in der That es sind, denen sie anheimgegeben werden soll, wird heute nicht durchweg bejaht — die Physiologen sollen sie schaffen. Gleichviel wem die Aufgabe zugeschrieben wird; das Schlimme ist, man kennt die Aufgabe selbst gar wenig. Kurz, es herrscht über die Sache noch vielfach eine Verwirrung in den Geistern, unter denen dieselbe leiden muß.

Die Sache muß wohl recht schwierig sein! — Ja, was ist schwierig? was ist leicht? Unter Umständen ist das Schwierigste leicht und unter andern Umständen das Leichteste unmöglich. Lachen muß ich, wenn ich sehe, wie ein Philosoph, wenn von Psychologie die Rede ist, in Zorn erglüht gegen diejenigen, welche ein besonderes seelisches Princip annehmen; lachen muß ich, nicht über seinen Feuereifer selbst gegen die Seele: dieser

ist vielleicht ganz gerecht, wenn er am rechten Orte losbräche, in der Metaphysik, in der Religionsphilosophie; was will er aber in der Psychologie? Jener Philosoph beweist damit eben nur, daß er nicht weiß, was die letztere Wissenschaft zu leisten hat. Ist diese die Lehre von dem Mechanismus der seelischen Erscheinungen, so kann kein Satz derselben, auch nicht der Psychophysik oder Physiopsychologie, anders lauten, mag die Seele ein besonderes Princip sein oder Function des Gehirns mit Zubehör. Begreiflich aber ist, wie die Impotenz, welche ein Vorurtheil abgeschüttelt und gegen die Wahrheit eingetauscht zu haben glaubt, möge diese noch so inhaltsleer sein, sich Wunder was dünkt, wenn sie nur diese neue Wahrheit geltend macht. Wenn nun dieser Philosoph, der auch National-Oekonom ist und Mathematik liebt, von der Entwickelung der Psychologie nach „der Breite" und nach „der Tiefe" spricht: so weiß er sich bei ersterer nichts weiter zu denken, als die Breite der Erde; und so werden wir wenig begierig nach seiner Tiefe.

Das also bleibt zunächst zu wünschen: das Bewußtsein von der wirklichen Breite der Aufgabe der Psychologie. Es thut heute meistentheils noch noth, daß erst einmal der Anfang des Anfangs gemacht werde, daß man vor den seelischen Erscheinungen, vor dem Zusammenwirken der mannigfachen verwickelten seelischen Factoren zur Erzeugung geistiger Erfolge, gestaunt habe; daß das forschende Auge nur erst einmal die Festigkeit erlangt habe, in dem Gewirre des Seelenlebens ein Object anzuschauen. Zur Bildung solcher Kraft aber scheint vorzüglich die Sprachwissenschaft geeignet. Und weil die angezeigte Vorlesung gerade nach dieser Richtung hin besonders wirksam sein muß, darum liebe ich sie.

Der Gedanke, den sie ausführlich entwickelt, ist nicht neu; er findet sich nicht nur bei Wilhelm v. Humboldt, sondern auch bei Pott, bei G. Curtius. Es genügt aber nicht, daß Gedanken gelegentlich ausgesprochen werden, sie müssen durch die Breite der Thatsachen hindurchgeführt werden. Dies thut Hr. Bréal. Es handelt sich aber einfach darum. Der Sinn eines Wortes läßt sich nicht als bloße Summe dessen

auffassen, was in der Wurzel und in den Affixen wirklich ausgedrückt ist; es tritt überall eine Bestimmung hinzu, die aber nur im Gedanken hinzugefügt wird, ohne im Laute Ausdruck zu finden. Der Vrf. bespricht folgende Fälle.

Das französische Ableitungs-Suffix ier (vom lat. aris, are; arius, arium) bedeutet in pommier von pomme den erzeugenden Gegenstand, aber in encrier den Behälter (von Tinte), in prisonnier das Enthaltene, in geôlier den Hüter, und wieder Anderes in chevalier, bouvier, lévrier. Voiturier und dagegen carossier, dazu wieder cuirassier und armurier. Der Stoiker Chrysippos kommt durch solche Betrachtung zu Ehren. Das Suffix ο bedeutet in ἀγός Führer den Agens, in δόμος Haus das Actum, in τρόμος Zittern die Action; τόκος bedeutet beides, das Gebären und das Geborene. Ebenso lassen die Composita die Beziehung ihrer Glieder auf einander ohne Ausdruck. Μεγάθυμος ist Adjectivum, ohne daß es sich lautlich von θυμός unterschiede; ebenso ῥοδοδάκτυλος. — In ἐσ-τι is-t haben wir den Begriff des Seins und einer Person, in εἶ-σι geh-t das Gehen und eine Person; aber was bindet beide zusammen? Dieselben Elemente liegen im lat. ama-t lieb-t, und in ama-t(u-m) (ge-)lieb-t, in letzterem Falle jedoch ganz anders combinirt. Sämmtliche Substantiva sind ursprünglich Adjectiva; z. B. la terre, terra ist die „dürre"; und die Verbalstämme sind eigentlich Nominalstämme. Das Adverbium ist eine Casusform eines Nomen oder Pronomen und wird wiederum benutzt theils zur Präposition, theils zur Conjunction. Kurz, jede grammatische Form enthält etwas nicht im Laute Ausgedrücktes: une idée latente, durch welche sie erst ihren eigentlichen sprachlichen Werth erhält.

Also: La pensée est un acte spontané de notre intelligence, qu'aucun effort venant du dehors ne peut mettre en mouvement d'une manière directe et immédiate. Tout ce que vous pouvez faire, c'est de provoquer ma pensée. — C'est notre esprit qui anime le verbe d'une force transitive, enchaîne et subordonne les propositions, et dépouille certains mots de leur signification propre, pour les faire servir comme les articulations et comme les

jointures du discours. L'unité de la proposition et de la phrase, non moins que celle du mot, est le fait de l'intelligence.

Die Folgen dieser Thatsache für Sprachwissenschaft und Psychologie hat der Vrf. in den letzten Sätzen seiner Vorlesung kaum angedeutet. Wir gelangen hier zu den feinsten und schwierigsten Untersuchungen. Mit Recht bemerkt der Vrf.: L'ésprit pénètre la matière du langage et en remplit jusqu'aux vides et aux interstices. En n'admettant chez un peuple d'autres idées que celles qui sont formellement représentées, nous nous exposerions à négliger peut être ce que son intelligence a de plus vivant et de plus original. Puisque les idiomes ne sont point d'accord en ce qu'ils expriment, ils peuvent différer aussi par ce qu'ils sous-entendent. Wie soll man aber Letzteres erkennen? Wie sollen wir die Denkoperationen des Polynesiers erforschen, wenn sie von den unsrigen abweichen und doch nicht ausgedrückt sind? *) Wo hat das Hineindeuten seine Grenzen? Ja, wie soll nur der Deutsche den Franzosen und umgekehrt verstehen, da sie beide nicht alles sagen, was sie denken? Bedeutet z. B. de l'homme und hominis dasselbe? — Doch zuerst nur einmal gestaunt! Wie wenig sagt der Laut und wie viel giebt er uns zu verstehen!

---

*) Wie solche Aufgaben anzugreifen sind, habe ich in meinen „Mande-Neger-Sprachen“ zu zeigen versucht.

H. Steinthal.

Poesie und Prosa.

Von

H. Steinthal.

In einem früheren Aufsatze*) habe ich das Verhältniß zwischen Stoff und Form der Rede näher zu bestimmen gesucht. Ich war aber mit der Analyse der betreffenden, so mannichfach in einander verschlungenen Elemente dort nicht zu Ende gelangt. Das damals gegebene Versprechen, den fallen gelassenen Faden des Knäuels von Bestimmungen, welche das Wesen des Styls bedingen, wieder aufzunehmen, will ich heute einlösen: wie sehr ich auch fürchte, daß ich mit der Abwickelung nicht weit gelangen werde.

Es wird doch wohl zugestanden, daß wir uns auf dem Gebiete der Aesthetik bewegen. Wir streifen es nicht bloß; nein, wir bearbeiten hier ein Stück desselben. Nun bilde ich mir nicht ein, daß ich alles, was für diese Wissenschaft bisher schon geleistet ist, völlig überschaute, und daß ich die widerstreitenden Ansichten betreffs der in ihr aufgetauchten Probleme vollständig und bestimmt erfaßt hätte. Ich fürchte jedoch keinen Widerspruch, wenn ich voraussetze, daß es kaum eine andere Wissenschaft giebt, deren ganzer Grund noch so schwankend ist, wie der der Aesthetik. Dieser Sachlage entnehme ich das Recht, hier meine Ansicht vorzutragen, ohne Rücksicht darauf, ob sie Neues bietet.

Wir haben es hier mit der Redekunst zu thun. Nun wäre es geboten oder rathsam, vor allem die unerläßlichen Grundbegriffe zu bestimmen. Bevor gesagt werden kann, was Redekunst ist, wäre zu erörtern, was Kunst überhaupt ist; und bevor die Gründe der Schönheit der Rede eingesehen werden können, müßte man wissen, was das Schöne im Allgemeinen

*) „Zur Stylistik", diese Zeitschr. Bd. IV. S. 465—480.

ist. Ich will in der That, wie ich muß, zuerst diese allgemeineren Begriffe zu erörtern versuchen, aber nur soweit es zur Verständigung nöthig ist. Ich werde auch nur aussprechen, was mir nach Vielem, was ich früher darüber gelesen habe, scheinen will, und wobei ich mich vorläufig beruhigen zu können meine. Ich verzichte auf eine weitere Begründung der von mir vertretenen Gedanken, wie auch auf die Kritik anderer Ansichten. Ich wäre dazu jetzt nicht im Stande und weiß nicht einmal, wem und wie weit ich jedem zu Danke verpflichtet bin. Dies bitte ich zu verzeihen.

I.
Von Kunst und Schönheit überhaupt.

Jedes besondere sinnliche Gefühl ist ein eigenthümlicher Eingriff in unser Lebens- oder Gemein-Gefühl und ist eine locale Abänderung desselben. Es zieht daher unsere Aufmerksamkeit auf sich oder auf den angegriffenen Punkt unseres Leibes und ist immer eine locale Erhöhung des Lebensgefühls. Wird durch diesen Eingriff unser Wohl erhöht (wenn auch nur vorübergehend und local, wie z. B. durch süßes Gift), so nennen wir das Gefühl angenehm; wird im Gegentheil unser Wohl dadurch verringert (wenn auch die Nachwirkung und anderweitiger Einfluß nützlich ist, wie z. B. die bittere und ekelhafte Medicin), so nennen wir das Gefühl unangenehm. — Ist aber ein besonders wichtiges Organ ergriffen, so zeigt sich die Wirkung unmittelbar als Erhöhung oder Niederdrückung des allgemeinen Lebensgefühls, z. B. wenn der Rhythmus des Herzschlages oder des Athems abgeändert ist, oder wenn das Central-Organ leidet.

Wie uns der Gesammtzustand der vitalen Functionen unseres ganzen Leibes ein Gemein- oder Lebens-Gefühl giebt, so giebt uns der jeweilige Gesammtzustand unseres Bewußtseins eine Stimmung. Zu dieser trägt natürlich unser Gemeingefühl sehr viel bei; denn theils ist es ja selbst unmittelbar ein Moment unseres Bewußtseins, und zwar ein sehr mächtiges, theils wirkt es als hebende Macht für gewisse verwandte Vorstellungskreise und unterdrückt andere, ihm widerstreitende. Das Gefühl

leiblicher Kräftigkeit und Gesundheit hebt die Vorstellung unserer geistigen Macht und Fähigkeit; leibliche Schwäche, Depression der Nerven fördert zugleich den Gedanken unserer geistigen Ohnmacht. Erinnert muß noch werden, daß Vorstellungen in einem gewissen Zustande in unser Bewußtsein hinein wirken und also die Stimmung beeinflussen können, ohne sich im Bewußtsein zu befinden. Irgend ein großer Verlust z. B. wird nicht ohne Unterbrechung gedacht, während er doch dauernd auf die Stimmung mächtig einwirkt.

Jeder Gedanke nun, welcher machtvoll in den Zustand unseres Bewußtseins eingreift, sei es daß er durch eine Wahrnehmung von außen veranlaßt ist, oder daß er nach dem mechanischen Ablauf unserer Vorstellungen erinnert ist, jede Anschauung und jeder Gedanke also, welcher im Bewußtsein mächtig verdrängend oder herbeiziehend oder die Ordnung und die Verhältnisse der Vorstellungen umgestaltend wirkt, welcher einer verfolgten Gedankenreihe den gesuchten Abschluß und Ruhepunkt giebt oder abschneidet, erregt ein geistiges Gefühl, das zunächst unsere Stimmung abändert, dann aber auch auf das leibliche Gemeingefühl wirkt. Es ist wiederum angenehm oder unangenehm, je nachdem unser Ich dabei gefördert oder geschädigt erscheint. So entsteht ein angenehmes Gefühl durch einen Gedanken, der uns eine Thatsache darstellt, durch welche unser Ich irgendwie bereichert wird, der uns z. B. eine Erkenntniß giebt, nach welcher wir strebten. Es durchzuckt uns freudig, wenn, wie man sich ausdrückt, uns plötzlich ein Licht aufgeht, und zwar eben so entschieden, als wenn sich unserm leiblichen Auge eine verschränkte Aussicht plötzlich erweitert.

Sowohl der Leib als das Bewußtsein ist als eine Gesammtheit ununterbrochener geordneter Bewegungen zu denken. Jeder Eingriff ist also als Abänderung der stattfindenden Bewegung anzusehen, mag er nun eine neue Bewegung erzeugen oder die stattfindende fördern oder auch dieselbe hemmen. Geschieht nun diese neue oder die abgeänderte Bewegung so, wie sie nach der Organisation unseres Leibes und unseres Geistes vorgebildet ist, der Fähigkeit, Gewohnheit und Neigung entgegenkommend, dadurch auch andere Bewegungen fördernd: so

erzeugt sie ein angenehmes Gefühl, im Gegentheil ein unangenehmes. Irgend eine Form oder eine Combination von Klängen ist angenehm, weil sie unsere Sinne zu einer Form der Thätigkeit veranlassen, für welche sie vorzugsweise organisirt sind. Die lebhaftesten Gefühle aber müssen entstehen, wenn der Eingriff in das Gemeingefühl oder in die Stimmung in continuirlicher Veränderung vor sich geht. Demnach werden wir sagen: Einzelne Empfindungen und zusammengesetzte Anschauungen, wie auch leibliche Bewegungen, Vorstellungs- und Denkthätigkeiten jeder Art (wenn unsere Empfänglichkeit dafür nicht schon abgestumpft ist und wir gleichgültig dagegen geworden sind) erregen in uns nach Maßgabe der durch sie bewirkten Abänderung des leiblichen und seelischen Gesammtzustandes ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl; sie machen uns Freude, Vergnügen oder das Gegentheil. Von Schönheit aber ist hier noch gar nicht die Rede. Nicht nur ein warmes Bad oder Schlittschuhlaufen und Wohlgeschmack und Wohlgeruch sind bloß angenehm und nicht schön; sondern auch die Färbung der Dinge, die wir sehen, mag sie die natürliche oder eine künstlich erzeugte sein, der Schwung einer Linie, die so oder so erzeugten Schälle und Klänge, und auch die Harmonieen oder Disharmonieen der Farben und der Töne, die Symmetrie der Linien sind angenehm oder unangenehm, aber nicht schön oder häßlich; und dem Rechner ist je nach seiner Uebung und Neigung die Lösung eines Exempels (wenn er nicht gleichgültig dagegen geworden ist) angenehm oder unangenehm, macht ihm Vergnügen oder Verdruß. Schönheit sehe ich hier noch nirgends hervortreten.*)

Demnach findet in der ganzen Natur als solcher, wie im gesammten praktischen, religiösen und wissenschaftlichen Leben der Menschheit an sich genommen, die Schönheit keine Stätte. Zunächst wenigstens müssen wir festhalten, daß weder ein Natur-Gegenstand, noch eine wissenschaftliche Wahrheit, noch auch eine sittliche That an sich schön sein könne.

*) Auch Sittlichkeit noch nicht. Bloß beiläufig jedoch will ich von ihr nicht reden und zu weiterer Ausführung ist hier nicht die Gelegenheit.

Vielmehr scheint es mir gewiß: wie im All nichts weiter gut oder böse ist, als des Menschen Wollen, Gesinnung, That, so ist auch nichts weiter schön oder häßlich als die Kunst.

Kunst aber oder Schönheit ist reine Darstellung des Innern durch angenehmes Sinnliche. Wenn irgend etwas Seelisches in einer Anschauung ausgedrückt ist, die uns angenehm berührt: so ist diese schön. — Es kann sogleich hier hinzugefügt werden: das Häßliche, insofern es in der Kunst berechtigt, an seinem Platze, und also schön ist, ist reine Darstellung eines Innern durch unangenehmes Sinnliche, welches das Angenehme der Gesammtwirkung verstärkt.

Da als bekannt vorausgesetzt werden darf, was sinnlich ist, und da wir schon bemerkt haben, was angenehm und sein Gegentheil ist: so bleibt nur näher zu bestimmen, was Darstellung und was das Innere ist.

Darstellen heißt ein sinnliches Object in der Absicht und in der Art gestalten, daß der dasselbe Wahrnehmende es nicht bloß als das erfasse, was es, rein sinnlich genommen, ist, d. h. daß er es (anschauend) erkenne; sondern daß er daraus zugleich ein bestimmtes Innere, einen gewissen geistigen Inhalt, den der Darstellende in sich trug, erfasse, d. h. daß der Wahrnehmende das Object oder vielmehr den Darsteller verstehe.

Demnach ist Darstellung scharf und bestimmt geschieden von Handlung, und man hat auf die Frage, ob die Kunst theoretisch oder praktisch ist, weder herumschweifend zu antworten: sowohl das eine als auch das andere, noch durchschlüpfend: weder das eine noch das andere. Vielmehr ist die Kunst ganz eigentlich und genau theoretisch und nicht praktisch. Die praktische Thätigkeit, die Handlung, die sich auf ein Object erstreckt, will dem Objecte eine Gestalt geben, welche es fähig mache, den menschlichen Bedürfnissen zu dienen. Der Praktiker bearbeitet ein wirkliches Ding, damit es nicht so sei, wie es von Natur ist und wie es ihm nichts nützt, sondern damit es anders werde, auf daß es so sei, wie es seinen anderweitigen Zwecken und Absichten entspreche. Der Baumstamm z. B. wird zersägt und gespalten, damit er in kleinen Stücken leichter brenne, oder er wird zum viereckigen Balken behauen, damit er in

irgend ein Gezimmer eingefügt werden könne, u. s. w. Wer nun solch ein bearbeitetes Ding wahrnimmt, der erkennt es; er sieht, aus welchem Stoffe es bereitet ist, und sieht entweder geradezu, wie es verwendet ist, oder wenigstens, wozu es bestimmt ist, welche Absicht der Mensch damit hat. — Der Künstler dagegen, der Poet, verhält sich theoretisch, wie sehr er sich auch am Objecte müht; denn das Ding, den materiellen Stoff, den er bearbeitet, will er nicht zu irgend welchem nützlichen Gebrauche gestalten, sondern er will ihn zum Ausdruck seines Innern, zum Zeichen machen, er will damit etwas Geistiges wahrnehmbar machen, darstellen, so daß der Beschauer wisse, was in ihm, dem Künstler, geistig geschaffen war, und daß er ihn verstehe, d. h. daß die geistige Schöpfung aus dem Geiste des Künstlers übergehe in den des Beschauers, in diesem nachgeschaffen werde.

Ist nun aber die Kunst nicht praktisch, sondern theoretisch, so ist sie doch andererseits an sich wenigstens auch nicht Erkenntniß, obwohl sie immerhin Darstellung von Erkanntem sein kann, da ja unser theoretisches Innere, welches die Kunst darstellt, nur entweder Gefühltes oder Erkanntes enthält.

Um aber das Wesen der Darstellung und das Verhältniß des Innern zum darstellenden Stoffe tiefer zu begreifen, scheinen mir noch folgende Betrachtungen wesentlich.

Die Kunst als Darstellung des Innern beruht auf den zwei folgenden Grundtrieben oder Einrichtungen des menschlichen Wesens.

Erstlich: Das Innere giebt sich naturgemäß und nothwendig durch gewisse Wirkungen nach außen hin kund. Ich deute hiermit auf den ganzen Kreis der Reflexbewegungen. Lachen und Weinen mit den Ausrufungen der Freude und des Schmerzes äußern, was innerlich vorgeht; Liebe und Haß, Wohlwollen und Neid, Zorn und Gleichmuth u. s. w. spiegeln sich ab auf der Oberfläche und in der Haltung des Leibes; und der Wille wird zur That.

Diese im Mechanismus des menschlichen Wesens begründete Einrichtung der Aeußerung alles Innern ermöglicht das gegenseitige Verständniß menschlicher und thierischer Geister und er-

zeugt im Menschen unbewußt, aber unwiderstehlich, die Gewohnheit, alles Aeußere als Erscheinung eines Innern zu betrachten und auch umgekehrt das Innere so aufzufassen, wie es erscheint.

Was heißt denn aber das: Inneres erscheint im Aeußern? Heißt das weiter nichts als: Inneres ist die Ursache des Aeußern? Nein; es muß hier noch mehr vorliegen. Das Aeußere, welches uns etwas Inneres darstellt, ist doch für uns eben nur durch Wahrnehmung vorhanden, also als eine Wahrnehmung und folglich als Inneres; und schließlich also wird uns das Innere doch nur durch Inneres dargestellt. Denn alles Aeußere ist für uns nur insofern da, als es uns zu einem Innern wird. Das äußere Darstellungsmittel, wie gegenständlich es auch sein mag, kann uns nichts mittheilen, wenn es nicht zunächst von unserm Innern erfaßt ist — erfaßt als das, was es als Gegenstand an sich ist. Zwischen dem darstellenden Gegenstande aber, der nun ein innerer geworden ist, und demjenigen Innern oder geistigen Inhalte, welcher uns dargestellt werden soll, muß eine gewisse Verwandtschaft bestehen, vermittelst deren es möglich ist, daß für uns jener Gegenstand den Werth habe, diesen Inhalt zu vertreten — Verwandtschaft sage ich, d. h. eine gewisse Gleichheit und Uebereinstimmung. Diese kann ja nun eine logische Grundlage, einen logischen Gehalt haben; ja sie kann gänzlich fehlen und durch Convention ersetzt sein: man ist etwa übereingekommen, dieser Gegenstand solle dieses oder jenes darstellen. In solchen Fällen aber sagt man vielmehr, ein Gegenstand bedeute etwas, und dann handelt es sich entweder um Erkenntniß oder um Mittheilung. Die Quecksilbersäule z. B. kann uns den Grad der Wärme der Luft darstellen in Folge wissenschaftlicher Deutung und Convention; und die so über die Wärme gewonnene Erkenntniß kann durch ein Zeichen einem Andern mitgetheilt werden. Sache der Kunst aber ist weder Erkenntniß noch Mittheilung, und ihre Werke sollen nicht irgend etwas bedeuten.*)

*) Hier liegt der Unterschied zwischen Kunst und Sprache, welche beide unter den Gattungsbegriff Darstellung fallen.

Die Verwandtschaft zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten beruht also nicht auf einer Gleichheit zweier Momente in Bezug auf ihren Erkenntnißinhalt, sondern auf einer Gleichheit der mit ihnen gegebenen Gefühlsbestimmungen. Nicht darum stellt eine Bildsäule der Venus das Weib dar, weil diese Bildsäule nach ihrer Form oder Gestalt unter dieselbe Art fällt wie die Frauen (das wäre die logische, inhaltliche Beziehung); sondern weil sie die Stimmung erweckt, welche auch der Gedanke des Weibes erregt. Diese gleiche Stimmung ist nicht nur das Band zwischen dem Inhalt und dem Darstellenden, sondern ist auch die schöpferische Kraft für die Aeußerung der Darstellung selbst.

Zweitens: Da jede in uns eintretende Erkenntniß, sei es eine Wahrnehmung, sei es ein Gedanke, den Zustand unserer Empfindungen und Vorstellungen abändert, so erzeugt sie auch ein Gefühl, und zwar wird nicht etwa bloß die Abänderung im Allgemeinen gefühlt; sondern wie der ältere, so giebt sich auch der neuere innere Zustand als eigenthümliche Seelen-Lage durch ein eigenthümliches Gefühl kund. Um dieses Gefühl, das mit der Wahrnehmung jedes Dinges verbunden ist, nicht für zu geringfügig zu halten, als daß man daraus irgend eine wesentliche Wirksamkeit erklären könnte, muß man nur bedenken, daß solche Wahrnehmung nicht bloß eine bestimmte Erregtheit der Nerven ist, die uns in bestimmter Form angenehm oder unangenehm berührt, sondern daß sie auch mit vielen Erinnerungen verknüpft ist. Solches Ding, es sei lebend oder selbst leblos, hat uns schon oft in mehrfacher Weise genützt oder geschadet, hat uns erfreut oder geschmerzt. Das Ding hat ferner in der Anwendung, die wir von ihm machten, und auch sonst sich bewegt und hat durch seine Bewegungsformen unsere Nerven sehr lebhaft berührt. Diese Gefühlswirkung wird jetzt bei dem Anblick des Dinges zugleich mitreproducirt. Die Kugel und das Rad mag jetzt ruhen; wir sehen sie dennoch rollend und sich drehend in der Erinnerung. Ja das Ding selbst mag uns bisher noch niemals begegnet sein; aber durch die Aehnlichkeit mit anderen, uns vertrauten Dingen erweckt es die Gefühle, die mit diesen zusammenhängen. Wir leben wie

mit den Personen, so mit den Dingen; alles was in unserer Umgebung liegt, was wir brauchen und was wir wahrnehmen, gehört näher oder ferner zu unserem Leben, hat einen Werth oder eine Gemüthsbeziehung zu uns. Denn auch wenn es solchen Werth an sich nicht hat, so steht es in Beziehung zu andern Dingen theils an und durch sich selbst objectiv, theils durch unsere selbstthätige Combination oder auch durch bloße Vergleichung.

Die Dinge oder Wesen der Natur zeigen sich der unmittelbaren Wahrnehmung als in Verkehr mit einander stehend. Wir sehen sie drückend und gedrückt, einander stoßend und ziehend, sich mannichfach zu einander hin bewegend oder sich trennend. Wir beurtheilen an ihnen verschiedene Grade der Stärke und der Schwäche, Sieg, Niederlage und Untergang, Zerstörung und Entstehung. Durch all dies erregen sie unsere Sympathie. Wir meinen zu fühlen, wie ihnen zu Muthe sein müsse, nämlich so wie uns zu Muthe wäre, wenn wir Gleiches erführen. Darum meinen wir auch, daß ihren Bewegungen solche Motive zu Grunde liegen, wie diejenigen, welche uns zu solchen Bewegungen veranlaßten. Annäherung scheint uns aus Liebe zu folgen und ein Suchen zu sein, Entfernung dagegen Flucht aus Abneigung oder Scheiden mit Schmerz. Das Männchen und das Weibchen scheinen uns auch Mann und Weib nach Charakter und Gefühlsweise; und alles, was in seiner Form und Bewegung, seiner Härte und Starrheit oder seiner Weichheit und Schmiegsamkeit, in seiner Lage und Umgebung, kurz nach irgend welcher Seite seines Verhaltens männliche oder weibliche Stimmung in uns erweckt, erscheint uns auch als Mann oder Weib. Und wie diese objectiven Bewegungen und Verhältnisse in der Natur, so fühlen wir auch die logischen Verhältnisse zwischen den Begriffen und Gedanken. Auch diese scheinen uns kräftig und schwach, sich anziehend und abstoßend, kämpfend oder ausgeglichen. Kurz, das unmittelbar zu Bewußtsein gelangende Leben und Treiben in der menschlichen Gesellschaft ist der Maßstab, wonach alle rein natürlichen oder rein geistigen Bewegungen beurtheilt, geschätzt werden. Wir schaffen eine Hierarchie der Natur und des Geistes, in der jedes individuelle

Element eine bestimmte Stelle und Bedeutung erhält je nach seinem Werthe. Dieser Werth aber giebt sich ebenso unmittelbar in unserem Gefühle kund, wie Licht und Schall in unsern Empfindungen.

Nun verlangen wir aber drittens, in Vereinigung der beiden dargelegten Grundtriebe, daß jedes Ding äußerlich so erscheine, d. h. uns sinnlich so berühre, wie es uns seinem Wesen nach berührt; daß sein Aeußeres für unser Gefühl denselben Werth habe, welchen sein Inneres, sein Begriff und seine Wirksamkeit, sein Dasein hat: so gilt uns sein Aeußeres als Darstellung oder Ausdruck seines Innern. Wir wollen aus der Sinnlichkeit das Innere lesen, welches nach menschlicher Ansicht die Dinge bewegt und treibt. Diese nach der Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes geforderte Uebereinstimmung zwischen Erscheinung und Inhalt wird in der natürlichen Gestalt der Dinge nicht immer, ja sogar selten gefunden (in gewissem Sinne sogar niemals); und so befriedigt sich der Geist durch eigenes Gestalten, d. h. durch die Kunst. Der Mechanismus der Natur und der Seele wirkt bei der Hervorbringung oder Gestaltung der Wesen niemals gerade nur mit der Auswahl von Kräften und den Maßen an Kraft, so ganz ungestört von nicht dazu Gehörigem, wie nöthig wäre, um solche Gestalten zu erzeugen, die vollständig und makellos das Innere des betreffenden Wesens erscheinen ließen. Mancher Mensch sieht im Zorn oder im Schmerz so aus, daß er Lachen erregt. Der Künstler nun zeigt uns, wie ein menschliches Antlitz aussieht, wenn es durch gerechten, heiligen Zorn Furcht und Entsetzen erweckt, aber doch nicht Grausen; und wie der Schmerz der Mutter aussieht, die ihre Kinder verloren; und wie Furcht vor dem Untergange aussieht; und er läßt uns in solchem Anblick solche Gefühle in Reinheit schmecken. Er zeigt das Pferd, wie es den Sieger trägt, den Adler als König der Vögel, und so jedes Wesen, den Stier, das Lamm, die Eiche, die Rose u. s. w. in der Gestalt, in welcher uns die Stellung desselben in der Schöpfung klar wird.

So tritt die Kunst ein, um das Wesen der Dinge als erscheinendes darzustellen. Sie stellt die Dinge nicht durch den

Mechanismus dar, durch welchen ihre Wirklichkeit gebildet ist, und schafft daher auch nichts Wirkliches; sie bringt nur den Schein der Dinge hervor, läßt ihre Gestalten und Bewegungen erscheinen ohne ihr wirkliches Sein. Das eben heißt darstellen: ein Ding dadurch zeigen, daß nur sein Schein, aber nicht es selbst producirt wird. Diese Scheinproduction geschieht nicht mit dem natürlichen Mechanismus, sondern nach eigener künstlerischer Causalität.

Nur der von der Kunst zum Behufe der Darstellung der Dinge geschaffene Schein ist schön. Was in diesem Schein erscheint, ist der Inhalt. Der Mechanismus, der diesen Schein trägt oder bewirkt, ist der Stoff des Kunstwerks. Der Schein ist die Form, die diesem Stoffe künstlich angebildet ist, Gestalt, Bewegung, Verhältniß, welche unsere Gefühle erwecken, und welche zwar an sich nur unter die Kategorieen des Angenehmen und Unangenehmen fallen würden, dadurch aber schön werden, daß sie uns an diesen Gefühlen den Werth des Dinges, dem der Schein gehört oder gebührt, rein und vollständig fühlen lassen.

Das Kunstwerk ist reiner Schein oder reine Darstellung, reine Form, weil an ihm eben nur diese Function, einen Inhalt scheinen zu lassen, in Wirksamkeit tritt, der Stoff aber an sich, insofern er nicht etwa schon durch sich selbst zum Schein beiträgt (wie z. B. schöner Marmor), gar nicht in Betracht kommt. Wenn ich durch ein sorgfältig gearbeitetes stereoskopisches Bild den Anblick einer Venus vor mir habe, so ist das derselbe Kunstgenuß und hat also denselben Kunstwerth, wie der Anblick der Marmor-Säule selbst.

Es handelt sich in der Kunst nur um Form, Gestalt, Verhältniß, nur um Linie und Oberfläche ohne Raumerfüllung. Sie zeigt uns strengste Nothwendigkeit, reinste Causalität, nämlich einen ganz und gar und lediglich vom Zwecke beherrschten und in ihm aufgehenden ursächlichen Zusammenhang formaler Verhältnisse. Nicht die Causalitäts-Verhältnisse der wirklichen Dinge kann sie auftreten lassen, nicht eine Nothwendigkeit der Stoff-Wirkungen bringt sie zur Geltung, sondern nur einen Zusammenhang der Formen. Nicht wie das Blut des Zornigen

rollt und sich in der Stirnader ansammelt, nicht wie sich der Muskel zusammenzieht, zeigt die Bildsäule; aber sie zeigt, wie dieses materielle Leben äußerlich, auf der Oberfläche erscheint. Die Form des organischen Körpers ist nothwendig, d. h. abhängig von den vegetativen Processen. Diese Nothwendigkeit ist kein Moment der Kunst, sondern was hier in Betracht kommt, ist nur erstlich die nothwendige Uebereinstimmung der Lage der Glieder mit der eben sich vollziehenden Bewegung oder mit der Lage des Körpers und die Wechselwirkung der Glieder unter einander. Dieses Glied muß so gespannt oder so gedrückt erscheinen, weil jenes in solcher Lage ist, und beide müssen so sein, weil die Situation des Ganzen gerade diese ist, und zugleich muß das durch solche nothwendige gegenseitige Lage erzeugte Linien-Verhältniß angenehm sein. Daher bedingt zweitens auch das eine Glied als bloße Linie das andere Glied ebenfalls als Linie, insofern beide zusammengenommen dem Auge angenehm sein sollen. Daher der Ausdruck, es scheine ein Glied aus dem andern zu wachsen.

Die Kunst ahmt die Wirklichkeit nach, aber bloß im Scheine, zum Scheine. Und was stellt sie also dar? Nicht eigentlich die Wirklichkeit, sondern nur wie wir das Wirkliche in unserm Gefühl tragen. Nicht das Weib, nicht den Zürnenden inhaltlich stellt sie dar, und sie erweckt auch in uns nicht inhaltlich die Liebe zum Weibe; nicht den wirklichen Zorn oder irgend eine Leidenschaft, einen Affect, ein Gefühl erregt sie in uns; sondern sie läßt uns nur den Werth fühlen, den die sinnliche oder die geistige Neigung zum Weibe, den irgend eine Gemüths-Erregung für unser menschliches Leben hat. Sie stellt dar, was das All und jedes Ding und Wesen im All, und also auch, was der Mensch in seiner vielfältigen Thätigkeit und Erregtheit, mit den Formen seines sittlichen Lebens und seiner Schicksale dem Menschen gilt, und zwar stellt sie dies für das Gefühl dar durch scheinbare Nachahmung der Wirklichkeit. Weil sie aber den Inhalt des nachgeahmten Dinges darstellt, so kann man auch kurz sagen, sie stelle dieses Ding dar. Festzuhalten ist jedoch, daß die Kunst nicht kindischer Nachahmungstrieb, nicht Copie der Wirklichkeit ist. Denn der Künstler schaut, was nicht da ist.

Er übersetzt Gefühl in Gestalt, welche er rein innerlich schafft und in Stoff legt. Der Beschauer geht den umgekehrten Weg; er nimmt die Gestalt auf und diese setzt sich in Gefühl um. Die Gestalt ist nicht ein Abbild eines Wirklichen, aber wohl ein Bild oder ein Ideal. Diese Bilder oder Ideale schaffende Thätigkeit verstehen wir unter Phantasie.

Das hier über das Wesen der Kunst und der Schönheit Bemerkte kann zunächst wohl für unsern Zweck genügen. Es ist vorzugsweise von den bildenden Künsten abstrahirt, und die Anwendung auf die Dichtung soll ja ausführlich dargelegt werden, wobei auch Gelegenheit zu näheren Bestimmungen sich bieten wird. Zur größeren Bestätigung wird aber vielleicht ein Wort über Baukunst und Musik hinzuzufügen sein. Die bildenden Künste stellen uns Gegenstände der Natur und den Menschen dar. Was in ihren Darstellungen erscheint, ist klar: das Wesen der Gattung, wie sie als Idee in uns lebt; das Bild ist der Typus, die ideale Form des dargestellten Gegenstandes. Unsere Idee vom Weibe in ihren Individualisirungen erscheint in den Gestalten der Juno, Venus u. s. w. Ebenso unsere Idee vom Pferde, Löwen u. s. w. Aber was erscheint denn in dem Werke der Baukunst und in dem der Musik? Die letztere ist doch wohl die wunderbarste Kunst. Sie gebietet entschieden über die reichsten Mittel. Während die Poesie in der Zeitfolge abläuft, die bildenden Künste ein ruhendes Nebeneinander bieten, wirkt die Musik durch ein Nacheinander und auch durch ein Zugleich sehr vieler Mittel (man denke an ein vollständig besetztes Orchester). Und ihr Mittel ist schon an sich das ergreifendste: der Ton, und ist der mannichfaltigsten Gegensätze und Lösungen fähig. Und was erscheint in ihr? Nichts Bestimmtes, nicht dieses oder jenes Object, dieser oder jener Gedanke, sondern unmittelbar eine geistige Stimmung selbst in ihrer objectlosen Beschaffenheit, das Gemüth an sich ohne anschaulichen oder gedanklichen Inhalt. Hierin stimmt sie (so berühren sich auch hier die Gegensätze) mit der materiellsten Kunst, der Baukunst, die schon an der Grenze der Kunst dem Leben dient. Auch der Tempel, das Haus drückt nur Stimmung aus, und zwar viel beschränkter als die Musik, nur wenige Stim-

mungen: der Tempel — die Andacht; das Haus — das Wohnliche, das Gemüthliche, das Prächtige, das Geschäftsgefühl. Weil diese beiden Künste unmittelbar auf die Stimmung schlechthin wirken, so ahmen sie auch nicht nach. Sie wirken durch Linien- und Ton-Verhältnisse, ohne uns ein Ding der Natur vorzuführen.

Wenn es oben hieß, nur das Kunstwerk, nur der Schein sei schön: sollen wir denn nun in Wahrheit niemals sagen dürfen, dieser Mensch, dieser Baum u. s. w. sei schön? O gewiß! insofern wir nämlich das Object der Wirklichkeit nur von Seiten des Scheines beurtheilen, d. h. insofern wir das Wirkliche so ansehen, als wäre es bloßer Schein, reine Gestalt; und die Kunst soll uns dahin führen, die Natur auch als schön zu genießen. Die reinigende Kraft der Kunst beruht darauf, daß sie nicht die wirkliche Leidenschaft in uns entzündet, wirkliche Affecte weckt, sondern durch Spiegelbilder derselben, welche sie uns vorhält, uns ihre Bedeutung fühlen läßt. So sollen wir nun lernen, auch das Wirkliche so zu betrachten, daß es uns nicht in leidentliche Zustände versetzt, sondern daß es nach seinem idealen Werthe gefühlt werde. Beim Anblick von Dingen, zu denen wir nach unserer Lebensweise und Gewöhnung überhaupt nicht leicht in utilistische Beziehung treten, von denen wir keinen sinnlichen Genuß haben, wird es leicht, die Anschauung nicht nach der subjectiven und einseitigen Beziehung des Dinges zu uns, sondern nach dessen objectivem und allseitigen Werthe für das All auf uns wirken zu lassen, z. B. wenn wir eine Eiche, eine Landschaft u. s. w. sehen. Diese Dinge wecken in uns kein Verlangen, und so können sie unter Erfüllung gewisser Bedingungen ganz ebenso wie ein Bild als schön genossen werden. Nicht leicht ebenso ein völlig nacktes lebendes Weib. Dieses mit gleicher Freiheit anzusehen wie das Bild des Weibes vermöchte wohl nur Jemand, dessen plastischer Sinn die vollste Herrschaft über das Gemüth gewonnen hat.

Hiermit ist schon der Werth des Schönen berührt. Daß er häufig und namentlich in Deutschland in der klassischen wie in der romantischen Zeit unserer Dichtung überschätzt worden ist, braucht jetzt nicht mehr erinnert zu werden. Sollte es viel-

leicht gar an der Zeit sein, die Kunst, den reinen Schein, in Schutz nehmen zu müssen? Ja, in der That, können wir übersehen, daß der Schein, welch' hohe Ideen in ihm auch erscheinen mögen, doch immer ein leerer Schein ist, ein unerfüllter? Geziemt seine bloße Oberfläche dem Ernste unseres menschlichen Strebens? Zeigt er seinen Inhalt in einer Weise, die sich mit unserer sonstigen Auffassung des Wirklichen, wie des Wahren und Guten, verträgt? Gehört vielleicht die ganze Betrachtungsweise, auf welcher die Kunst ruht, einem niedern Standpunkte geistiger Entwicklung an, den wir heute überwunden zu haben uns freuen dürfen? Dürfte vielleicht Lotze (Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 190) zu schnell über diesen Punkt hingegangen sein, den er an der Stelle berührt, wo er von Hegel mittheilt: „Ihm ist die Kunst weder der Form noch dem Inhalte nach die höchste Weise, dem Geiste seine wahrhaften Interessen zum Bewußtsein zu bringen .... „„Es giebt eine tiefere Fassung der Wahrheit, in welcher sie nicht mehr dem Sinnlichen so verwandt und freundlich ist, um von diesem Material in angemessener Weise aufgenommen und ausgedrückt zu werden. Der Geist unserer heutigen Welt, unserer Religion und Vernunftbildung erscheint als über die Stufe hinaus, auf welcher die Kunst (wie bei den Griechen der Fall war) die höchste Weise ausmacht, sich des Absoluten bewußt zu sein. Nach der Seite ihrer höchsten Bestimmung bleibt die Kunst für uns ein Vergangenes; was durch Kunstwerke jetzt in uns erregt wird, ist außer dem unmittelbaren Genuß zugleich unser Urtheil, in dem wir den Inhalt, die Darstellungsmittel des Kunstwerks und die Angemessenheit beider unserer denkenden Betrachtung unterwerfen. Die Wissenschaft der Kunst ist uns daher mehr Bedürfniß als die Kunst selbst; nicht Kunst wieder hervorzurufen trachten wir, sondern, was Kunst sei, zu verstehen."" Lotze geht wohl darum zu leicht über diese Herabsetzung der Kunst hinweg, weil er zu voll ist von der Verehrung des Schönen. Hegel ist nicht der einzige Kunstverächter; er hat die edelsten Vorgänger unter den Griechen selbst.

Wir haben uns also zugleich vor Ueber- und vor Unterschätzung zu hüten. Nun möchte ich drei Gesichtspunkte geltend machen.

Erstlich: Die Kunst ist doch nicht etwa eine Göttin, welche aus zweibeinigen Bestien Menschen macht, indem sie denselben Gefühl für Schönheit ins Herz gießt, oder welche diese Aufgabe hätte und erfüllt oder nicht erfüllt. Also spreche man auch nicht so von ihr, daß man fragt: was hat sie geleistet, uns vom Aberglauben zu befreien, die Menschheit glücklich, gebildet zu machen? Sie ist ein Erzeugniß einer gewissen geistigen Bewegung und fördert diese Bewegung — weiter nichts. Sie entsteht aus künstlerischem Sinne und schafft oder weckt künstlerischen Sinn — zunächst wenigstens: weiter nichts. Es versteht sich allerdings von selbst, daß sie als ein bestimmtes Moment der geistigen Bildung mit allen andern Momenten derselben in Wechselwirkung steht, und daß sie von gewissen Grundtrieben, welche die ganze Gestaltung des geistigen Lebens bedingen, mit geleitet wird. So ist sie denn auch bei der Beurtheilung irgend eines Zeitgeistes, einer Culturgestaltung, mit in Betracht zu ziehen als ein Moment derselben nach ihrer Bedeutung für die andern geistigen Momente und für den ganzen Geist, wie auch umgekehrt nach ihrer Abhängigkeit vom Ganzen und dessen einzelnen Momenten.

Zweitens scheint mir: Man begreift doch nur, was man in sich erlebt hat. Nun frage ich: haben wir etwa die wahre und volle Wirksamkeit der Kunst erlebt? Nur ein Jahrhundert hat es gegeben, wo die Kunst das im Leben war, was sie ihrem Leben nach sein soll: das Jahrhundert des Perikles, d. h. des Aeschylus und Phidias. Seitdem war sie zu keiner Zeit mehr als das Genußspiel einer Coterie, einer engern oder weitern, oder gar Moment des privaten Luxus, der persönlichen Eitelkeit — mit wenigen und doch auch wieder nur bedingten Ausnahmen, wie unser Schiller. Unsere Erfahrung an diesem Dichter reicht wohl hin, um uns klar zu machen, was eine Kunst bedeuten würde, die mitten in einem kräftigen Leben stünde und selbst ein kräftiges Moment in diesem Leben wäre, die nicht aus Kennerthum und Liebhaberei, sondern unmittelbar

aus dem Gesammtgeiste der Nation hervorgegangen, der Nation den Ausdruck und die Verkörperung ihres Geistes böte, ihren geistigen Inhalt zum Genusse brächte. Daß man also die Sünden des Alexandrinerthums und des Romanticismus nicht der echten Kunst aufbürde! Die wirkliche Kunst ist das National-Fest.

Drittens: Der Ausdruck ist dem Inhalt nicht eine Hülle, von dem dieser in seinem Wesen unberührt bliebe, und demgemäß ist auch die Wahrheit, welche im Gewande der Kunst erscheint, nur bedingt und keineswegs die höchste Schöpfung des menschlichen Geistes. Aber durch unvertilgbare Grundtriebe der menschlichen Natur hervorgebracht und sich der fortschreitenden Entwickelung derselben anschließend, dürfen wir sie (ohne Propheten zu spielen) so unvergänglich wie das Menschengeschlecht nennen. Die niedere Phase schwindet vor der höheren; aber die niedere Offenbarungs- und Thätigkeitsform des Geistes bleibt in ihrem bedingten Rechte neben der höheren bestehen: so die Kunst neben der Wissenschaft. Diese mag ihren Flug nehmen wie sie mag, sie bewege den Geist und auch das Gemüth mit aller Macht: sie kann der Kunst ihren Raum nicht bestreiten, und was sie ihr von einer Seite etwa nimmt, dafür giebt sie ihr auf der anderen vollen Ersatz.

II.

Mythos und Poesie.

Der erste Theil dieser Abhandlung war schon niedergeschrieben, als mir die im vorigen Hefte dieser Zeitschrift abgedruckte Arbeit unseres jungen Freundes „Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins" mitgetheilt ward. Ich will nun diesen zweiten Theil so bearbeiten, daß ich dabei zugleich die Verschiedenheit meiner Ansicht gegen die seinige darlege.

Der Vrf. wendet sich zunächst gegen das Vorurtheil, „daß die Dichtung eine Schöpfung sei". Wenn hierunter eine Schöpfung aus Nichts verstanden wird, so müssen wir ihm unbedingt zugestehen, daß derartiges im menschlichen Geiste nicht vorkommt. Ob es Jemand in strengem Ernste behauptet

hat, bleibe dahingestellt; gewiß ist, daß mancher, der es ausgesprochen hat, sogleich hinzufügte, der Dichter müsse das menschliche Leben, das er darstellen wolle, in sich erfahren haben. Die dichterische Schöpfung, meinte man also, bedürfe des Materials der Erfahrung. Und so würde ich als Psychologe auch ganz zufrieden sein, wenn man zugesteht, daß es „poetologische" Gesetze gebe; schlimm wäre nur, wenn man dies leugnete und dagegen behauptete, das poetische Schaffen sei gesetzlos.

Nun geht der Vrf. gegen die Phantasie. Sie sei „kein guter Gattungsbegriff". Das heißt doch wohl nur, daß man bis jetzt diesen Begriff noch nicht gut definirt habe. Der Vrf. citirt (S. 183) billigend Herbart's Ausspruch: „Oder hat schon jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern, in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren äußere? Was den Verstand der Frauen, der Künstler und der Logiker unterscheide?" Verstehe ich nun unter Einbildungskraft, was man nach dem Sprachgebrauche darunter zu verstehen pflegt, so muß ich die erste Frage ganz abweisen; denn weder der Gelehrte, noch der Denker, noch der Staatsmann, noch der Feldherr hat Einbildungskraft; die hat ausschließlich der Dichter. Es könnte sich treffen, daß der Staatsmann Kleon auch ein Dichter wäre und der Dichter Sophokles auch ein Feldherr: wie ein Schneider auch ein Schuster sein kann. Die Schuhe aber macht dieser Schneider nicht wie die Schneider, sondern wie die Schuster. Nehme ich ferner Verstand nach der Definition von Herbart, so muß ich auch die andere Frage ablehnen; denn weder der Künstler noch der Logiker als solcher hat Verstand: den hat nur der Realist.

Dies könnte nun freilich beweisen, der Vrf. habe Recht, wenn er meint, die üblichen psychologischen Gattungsbegriffe seien nicht genügend begrenzt. Wer möchte dies auch bestreiten? Er selbst scheint im Folgenden die Verschwommenheit des Begriffs ganz übersehen zu haben. Wenn man nämlich einerseits die Dichtung aus etwas ganz Besonderem erklärte, aus „der schaffenden Phantasie des Genius", andererseits aus der in Balladen erzählten Geschichte, so will es dem Vrf. scheinen,

„als ob die (letztere) nüchterne Ansicht, welche für die Dichtung einen gemeinsamen Ursprung mit allen andern Culturgattungen vermuthet, trotz ihrer Irrthümer die methodisch geradere sei. In der Geschichte der Meinungen wenigstens hat sie sich als die förderlichste erwiesen.“ Ich meine umgekehrt, die nüchterne Ansicht sei die methodisch krumme. Wenn der Vrf. mit Recht mahnt, die Einzelerscheinungen des Bewußtseins aufzufassen, wie schief muß die Erklärung werden, welche die Dichtung aus einem Grunde ableiten will, der nicht der Dichtung, sondern der Erscheinung x zu Grunde liegt. Ist dieser Grund aber so allgemein, daß er nicht bloß das x und die Dichtung und „alle anderen Culturgattungen“ zu erklären vermag, so erklärt er gewiß nichts. Hat die erste Ansicht wenigstens das Verdienst, eine Einzelerscheinung, wenn auch undeutlich in sich und mit verworrenen Grenzen, wie ein unbewaffnetes Auge sie sieht, als ein Einzelnes hinzustellen und so den Anfang einer Unterscheidung zu machen: so läßt die andere Ansicht jeden Unterschied verschwinden. Hier kommt man dann zu dem einzigen psychologischen Gattungsbegriff „Culturgattung“ oder „Gedankenbildung“; und das ist sicherlich kein guter Gattungsbegriff. — Noch weniger kann ich zugestehen, daß die nüchterne Ansicht in der Geschichte der Meinungen über die Dichtung die förderlichere gewesen sei. Es war dies eben die Ansicht der Alexandriner und der alexandrinischen Köpfe des 18. Jahrhunderts, in denen kein Funke dichterischen Verständnisses war. Dieses beginnt womit? Mit der Behauptung der Schöpferkraft des Dichters, wie sie von den Männern unserer goldenen Literatur ausging.

Das war sogar ein unermeßlicher Fortschritt, alle Nachahmung und sonstige nüchterne Principien, d. h. alle Irrthümer wenigstens einmal von sich gestoßen zu haben. Nun war doch tabula rasa gemacht und es ließ sich etwas bauen. Und selbst derjenige, der in aller Strenge behauptete: Die Dichtung ist absolut Schöpfung aus sich selbst: der hat die festzuhaltende Wahrheit erfaßt, daß die Dichtung etwas ist, was auf eigenem Grunde steht. Daran war nur dies falsch, daß man nicht sah, wie überhaupt jedes Ding auf sich steht. Aber dieser Irrthum ward sogar bald überwunden. Denn bald behauptete man auch

von der Sprache, von dem Mythos, von der Philosophie, von der sittlichen Lebenseinrichtung, von allem voll Menschlichen, daß es aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths quelle. Kurz: die nüchterne, von den Griechen überlieferte Ansicht war grundfalsch und verkehrt; die neuere, überschwengliche, deutsche hatte in Wahrheit den Sinn, die Dichtung sei unerklärlich. Und dies war insofern wahr, als sie nicht nur für unerklärt gehalten werden mußte, sondern aus jenen nüchternen Gründen wirklich unerklärlich ist. Man war zum Wissen des Nichtwissens gelangt und irrte nur darin, daß man das Nichtwissen für die unüberschreitbare Schranke erklärte.

Der Vrf. war ungerecht gegen die letztere Ansicht; aber das Eingehen auf die erstere veranlaßt ihn sogleich zu einer Correctur seines Urtheils über beide. Die Behauptung, die Dichtung sei Nachahmung, wird nun kurzweg geleugnet, indem er beispielsweise auf Heinrich Heine's Gedicht vom Fichtenbaume und der Palme hinweist. Es ist offenbar nicht Nachahmung, wenn der Dichter von einem einsamen Fichtenbaume im Norden sagt, es schläfre ihn, und er träume von einer Palme im Morgenlande, welche einsam und schweigend trauert. Nun citirt der Vrf. Wilhelms v. Humboldt Ansicht mit Vischer's Commentar — aber nur, um danach das absonderliche Wesen der Dichtung auf's schroffste hinzustellen und sich damit das Problem vollständig vorzuhalten (S. 198): „Der durchgreifendste Unterschied zwischen der poetischen Gedankenbildung und jeder andern Combination ist dieser, daß der Dichter Dinge und Verhältnisse denkt, die nicht vorhanden sind oder wenigstens in der Weise nicht vorhanden sind, in welcher sie der Dichter denkt. Der Dichter selbst ist sich der Unrealität seiner Dinge bewußt; er macht aber nicht nur nicht den Anspruch an sich, adäquate Vorstellungen von den Dingen zu bilden, sondern er geht gerade darauf aus, zu erfinden: dichten ist erdichten." Wie ist dies psychologisch möglich? fragt der Vrf. „Sehe ich einen Baum, so muß ich ihn als Baum erkennen, ich mag wollen oder nicht" — nach psychologischer Nothwendigkeit. „Wir müssen uns zwingen, den Baum einen Mann zu nennen, und indem wir es thun, fühlen wir

die Wirkung der psychischen Hemmung in der unvermeidlichen Vorstellung der Inadäquatheit.“ Nichtsdestoweniger nennt der Dichter einen Baum Mann, muthet uns zu, dasselbe zu thun, und wir thun es. „Wie ist diese Getheiltheit des Bewußtseins nach unseren psychologischen Annahmen (nach der Hypothese von der Einheit des Bewußtseins) möglich? Ist Dichtung etwa Hallucination, Illusion?“ Ein berühmter Arzt hat es halb bejaht. Der Vrf. ist dagegen.

Die Erinnerung an das Drama, das eben so wenig wie die Lyrik, und, wie wir hinzufügen müssen, eben so wenig wie das Epos, wirklichen Verhältnissen entspricht, führt den Vrf. zum Mythos, als der Grundlage der Dichtung. Nun zeigt er, daß die mythischen Anschauungen und Erzählungen ursprünglich als die adäquaten Auffassungen der Natur galten und als solche ganz der psychologischen Causalität gemäß entstanden sind; und damit ist „in dem mythendichtenden Volke, dem ersten Dichter, die Einheit des Bewußtseins dargethan“. Die dichterische Phantasie nun appercipirt in allen folgenden Zeiten vermittelst des Mythos. Wie aber erhebt sich Poesie in Verschiedenheit vom Mythos? Vortrefflich, wie mich dünkt, weist der Vrf. nach (S. 215—217), wie „aus der mythischen Apperception, welche sich im Vollbewußtsein der Wahrheit fühlt, eine ihrer Inadäquatheit bewußte poetische Vergleichungsapperception wird“, indem die mythische Anschauung des Dinges zum Bilde, zum Vergleiche umgestaltet wird.

Danach fragt es sich weiter vom Fortbestande der Poesie in den Perioden immer höher entwickelter wissenschaftlicher Bestrebungen. Wie kann derselbe Mann dichten und nach philosophischer und naturwissenschaftlicher Erkenntniß ringen? Um dies zu erklären, unterscheidet der Vrf. in der Vorstellung ein inhaltiges und ein formales (Gefühls-) Element. Letzteres wird durch die mannichfachen Combinationen und Abstractionen, durch Objectivirung, immer mehr geschwächt und soll im reinen Denken vernichtet sein; in der Poesie wiegt es vor. In dieser appercipiren die formalen Elemente der Vorstellungen einander rein und vollständig, während dies von den inhaltigen Elementen nur in gewissem Maße gilt. Maß und Princip der ästhetischen

Combination der Vorstellungen sind die formalen Elemente. Daß aber die Apperception je nach der geistigen Richtung entweder nach den inhaltigen oder nach den formalen Elementen vollzogen werden kann, ohne daß die eine mit der andern congruent sein müßte, dies beruht darauf, daß viele verschiedene inhaltige Elemente ein und dasselbe formale Element haben können. Das formale Element der Vorstellung Liebe kann durch viele inhaltige Elemente erzeugt werden. „Insoweit nun, als sie noch immer dasselbe formale Element haben, müssen die inhaltigen nicht durchaus übereinstimmen. Wir verlangen nicht, daß Don Carlos oder König Philipp des Drama den inhaltigen Elementen unserer geschichtlichen Vorstellungen von diesen beiden Figuren entsprechen, wohl aber, daß — und sei es auch auf Kosten jener inhaltigen Elemente (bis zu einem gewissen Grade) — daß die formalen Elemente, die jene dramatischen Personen erzeugen, mit den formalen Elementen der Vorstellungen Held, Unglück, Liebe u. s. f. zusammenstimmen." — „Die inhaltigen Elemente, vermöge deren die Vorstellung Apollo, Maria wunderthätige, verehrte Bilder schuf, sind längst aus unserm Bewußtsein geschwunden, aber noch immer verbinden sich die formalen Elemente jener Vorstellungen mit den formalen Elementen unserer Vorstellungen von schöner Jugendkraft, oder von dem unsäglichen Gefühl der innigsten Mutterliebe: dieser Zusammenstimmung der formalen Elemente verdanken wir noch immer den Genuß des Schönen an diesen Werken."

Endlich aber fragt der Vrf. (S. 233): Wie kann der Dichter, indem er vom Baume spricht, der doch für uns nur einen botanischen Begriff bildet, formale Elemente in uns erzeugen, wie Liebe, Sehnsucht u. s. w., die wohl der mythischen Betrachtung einwohnten, unserm Begriffe aber gar nicht anhängen können? Hierauf antwortet der Vrf. Folgendes:

Erstlich erneuern sich täglich trotz der wissenschaftlichen Erkenntniß die mythischen Anschauungen. Auch der Astronom sieht die Sonne untergehen. Ferner sind die mythischen Gebilde, welche der Geist jedes Kindes schafft, im Manne nicht bis auf die letzte Erinnerung ausgetilgt. Ganz ebenso ist es mit dem Volksgeiste: die Wörter der Sprache bewahren die

ursprünglichen formalen Elemente älterer Zeit bis auf uns. Insofern aber diese aus der Wortbedeutung schwinden, geben sie sich doch noch durch den Laut kund, nämlich durch Rhythmus und Harmonie (S. 241).

Wenn dieser erste Grund uns zeigt, wie man bis heute noch dichten konnte, so ist noch zu zeigen, warum man es immer noch wollte. Was reizt zur dichterischen Production? Dies erklärt sich aus der Beziehung des subjectiven Geistes zum objectiven (S. 248), aus der Macht der gewaltigen Schöpfungen der vorhandenen, objectiv gewordenen Dichtung, welche, da die Anlage zu solchen Productionen noch nicht geschwunden ist, diese zur Wirksamkeit, zur Nachahmung, Nacheiferung anspornt. „Man empfand zu lebhaft, wie in den Saiten des eigenen Gemüthes die Töne nachklingen, die aus dem Dichtersaal alter und jüngerer Zeiten herüberrauschten: was war da natürlicher, als daß man selbst mächtig in jene Saiten griff und neue Lieder anschlug, die harmonisch und ebenbürtig zu den alten Sängen stimmten" (S. 256). „Ist ja doch der alte Geist noch immer lebendig, die alte Cultur nicht ausgetilgt; noch immer rinnt das mythische Blut in den Adern naturforschender Spätgeborener, die Plastik der Sprache vermag beide in ihren Principien so getrennte Vorstellungsweisen in Verbindung zu setzen: warum sollte der Dichter, wenn er, wie er muß, alle die schönen und guten Gedanken, die schon die Ahnen, die großen Dichter der Vorzeit, die dichtenden Völker gedacht und gesungen haben, noch einmal neu denken und singen will — wie sollte er sie nicht in derselben Form nachdenken wollen, in der die Wahrheit im Gewande der Schönheit alle Herzen zwingt?"

Daß uns in des Vrf.s Darlegung eine offenbare Ungunst gegen die Poesie entgegentritt, darf uns nicht irren, da er die Frage über den eigentlichen Werth der Poesie noch durchaus offen gelassen hat. Vergessen wir nicht, daß er nur eine psychologische Frage aufwirft, die Frage von der psychologischen Möglichkeit poetischer Apperceptionen. Es genügt nicht zu sagen, die Poesie, wie die Kunst überhaupt, biete das Unendliche im Symbol, in der Anschauung, und was man sonst noch zur

Verherrlichung des Dichters rühmen mag: die Frage bleibt immer, wie kommt der Dichter zu solchen Anschauungen, die der Wirklichkeit widersprechen und psychologisch unmöglich erscheinen müssen.

Gestehen wir nun einerseits zu, daß der Vrf. zur Lösung dieser psychologischen Aufgabe einen werthvollen Beitrag geliefert hat, so will uns doch scheinen, als habe die ungünstige Ansicht, die der Vrf. von der Poesie hat, sich nicht nur überhaupt, obwohl unausgesprochen offenbart, sondern auch auf die rein psychologische Seite einen schädlichen Einfluß geübt. Man sucht eben andere Gründe für vorübergehende, pathologische und andere für ewige Erscheinungen.

Daß der Vrf. so großes Gewicht auf den Rest mythischer Erinnerung legt, der in der Sprache aufbewahrt wird, wie auf die im Manne noch nicht ausgelöschten mythischen Anschauungen aus der Kindheit, versteht Jemand, der in der Kunst etwas absolut Humanes sieht, so wenig, daß es ihm lächerlich erscheinen muß. Also weil sich Göthe in der Kindheit die Luft, das Feuer und das Wasser als eine schöne Prinzessin dachte, so konnte er als Mann die Iphigenie, Tasso, Faust dichten! Allerdings der objective Geist kam hinzu. Wäre aber der objective Geist weiter nichts gewesen, als läppisches, kindisches Zeug, so hätte er ebensowenig zur Erzeugung jener Kunstwerke beitragen können. Der Vrf. hat den Kern seiner Entwickelung nur kurz zum Schlusse angedeutet und zwar in offenbar verspottendem Tone (S. 262): „Nun beginnt das Spiel der Vertretungen. Die Kunst wird die Idealisirung der gemeinen Wirklichkeit, die Schaubühne die „„beste moralische Anstalt““, die Dichtung die „„Offenbarung der Humanitätsidee““. So wird jeder Zweifel an der Richtigkeit des Unternehmens (nämlich: dichten zu wollen) im Keime erstickt.“ Wer hat wohl je aus Schiller's oder Goethe's ästhetischen Betrachtungen den Eindruck gewonnen, als handle es sich darin nur darum, den erwachten oder erwachenden Zweifel an der Berechtigung des Dichtens niederzukämpfen? Und sind diese Abhandlungen so kurz, so leichtfertig, daß man sähe, es sei dem Gegner nicht volle Gelegenheit gegeben, seine Kraft geltend zu machen. Der

historische Proceß, der uns in Schiller u. s. w. entgegentritt, mag immerhin eine Vertretung sein. Aber auf solchen Vertretungen beruht ja, wie der Vrf. selbst erwähnt (S. 251 f.), der Fortschritt in der Geschichte. Wenn die Dichtung das ist, wozu sie, die Anfangs Mythos war, durch Vertretungsprocesse umgestaltet ward, nämlich Schöpfung von Idealen, Lehrerin der Sittlichkeit und Humanität: so fällt des Vrf.s pathologische Frage weg. Dagegen wäre dies die Frage geworden, wie solche Vertretungen sich vollzogen haben, wodurch sie bedingt, gefördert wurden. Es hat eben zu keiner Zeit ein Dichter an der Berechtigung der Poesie gezweifelt: so mächtig war in ihm der Vertretungsproceß, d. h. so mächtig war in ihm der Drang zur Poesie. Glaubt der Vrf. wirklich mit seinen kleinlichen Gründen dies erklärt zu haben! Aeschylus und Pindar hätten darum gedichtet, hätten darum dichten gekonnt und gewollt, weil das Kind in ihnen noch nicht erstorben war, weil sie noch kindlich zu fühlen verstanden, vielleicht gar, weil sie eifersüchtig auf den Ruhm, ich weiß nicht wessen, waren?

Der Vrf. hat sich selbst widerlegt. Denn er beginnt freilich mit dem Problem, das ihm seine Dialektik stellte, die Poesie sei eine abnorme Vorstellungsweise. Im Verlaufe seiner Darlegung aber macht er klar, daß sie ganz und gar nicht abnorm sei, sondern ganz normal. Daß sie zwar abnorm scheine, wenn man die inhaltigen Elemente beachtet; daß sie aber eben eine Apperception unter den formalen Elementen ist und als solche ganz normal, in gleichem Grade normal, als sie auch Poesie und schön ist. Wovon jeder Dichter und jeder poetisch gestimmte Geist unmittelbar überzeugt war, so überzeugt, daß ihm der Zweifel seltsam erscheint, das hat des Vrf.s Dialektik und Psychologie klar dargelegt.

Die Verschiedenheit der Ansicht des Vrf.s gegen die in Deutschland herrschende, der ich mich anschließe, besteht also kurz darin. Der Vrf. geht von der Voraussetzung aus, das Dichten habe seine „besondern" Gründe; denn es trage keine Nothwendigkeit in sich, die aus der gesetzmäßigen Construction des Bewußtseins erfolgte, sondern es sei ein Nebenproduct, das zwar nothwendig sei, weil die Verhältnisse nun einmal so liegen,

das aber in Wahrheit zufällig sei, insofern es nicht zur eigentlichen Sache, zum Wesen der Entwickelung des Bewußtseins gehöre. Nothwendig sei die Schöpfung des Mythos; die Tradition des Mythos dagegen, auf der die Poesie beruht, habe nicht die gleiche Nothwendigkeit, sei nur Product des Trägheitsgesetzes. Der Vrf. mußte also dieses Verhältniß darlegen, um die Möglichkeit der Poesie zu erklären. — Wir aber meinen: der Dichter dichtet nicht aus besonderem Grunde, sondern nur weil er Mensch ist; und der Mensch dichtet, weil er Dichter ist. Das veranlaßt eine andere Betrachtung auch für den Mechanismus der dichterischen Phantasie.

Wenn der Vrf. zugesteht (S. 238): „Für die modernen Dichter nun verlieren die Mythen ihre inhaltigen Elemente fast gänzlich, sie werden Worte, die ihre inneren Sprachformen wandeln und vor neugebildeten Worten den Vorzug voraus haben, daß sie die formalen Elemente zur entschiedneren Anregung bringen“, so sehe ich gar nicht mehr ein, wie er ein so großes Gewicht auf den noch in uns lebenden Mythos legen kann. Denn dieser tritt ja gar nicht als solcher in die Poesie ein, sondern erst in Folge einer Wandlung ihrer inneren Form, zu dem Zwecke, etwas zu vertreten, was unmittelbar gar nicht in ihm liegt. Auf dem vom Vrf. verhöhnten Vertretungsproceß beruht die Poesie, und ihn mußte man darlegen, wenn man den Mechanismus der Phantasie analysiren wollte. In dem Heine'schen Gedichte, von dem der Vrf. ausging, handelt es sich ganz und gar nicht von Fichte und Palme; nur grammatisch (buchstäblich) genommen ist hier „ein Fichtenbaum“ Subject, mit dem das Prädicat „er träumt“ verbunden ist, zu welchem „von einer Palme“ als Object gehört. Dargestellt ist in diesem Mythos, diesem Gramma, diesem Logos oder Epos, etwas ganz Anderes. Dargestellt, d. h. vertreten. Ja, wem jenes Gedicht nicht das zu erwecken vermag, was es darstellt, der hat es nicht verstanden. Also ist nicht das die Frage (wenigstens nicht bloß das): wie kann man Fichte als träumend appercipiren, sondern wie sind solche Vertretungen möglich.

Die Dichtung ist nicht Fortsetzung des Mythos, sondern Aufhebung desselben. So lange er wirklich Mythos ist, kann

von Poesie im eigentlichen Sinne noch nicht die Rede sein. Eine Procession, eine Liturgie, mag sie noch so dramatisch sein, ist kein Drama. Unzählige Völker hatten dramatisch gefeierte Feste, aber kein Drama. Der Mythos thut's nicht. Also kann auch der Knabe, der in Delphi den Gott Apollo agirte, nicht Ursache des Drama's in Athen sein. Es muß wohl zum Mythos etwas hinzukommen; was ist das? Das bleibt zu zeigen.

Ist denn der Mythos wirklich so wesentlich für die Poesie, wie der Vrf. stillschweigend voraussetzt? Was sollen wir denn z. B. zu dem bekannten Goethe'schen Gedichte sagen:

> Ueber allen Gipfeln ist Ruh;
> In allen Wipfeln spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vöglein schweigen im Walde:
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

Ist das schön? Und wo ist hier ein Mythos? Oder beruht hier die Poesie lediglich auf Reim und Versmaß? Und wie verhält es sich mit der Novelle und dem Roman in Prosa?

Geschichtlich, das ist richtig und ist oft ausgesprochen, hat sich die Poesie und alle Kunst innerhalb der Religion entwickelt, und zwar innerhalb der mythischen Religion oder des religiösen Mythos. Ursprünglich ist sie nichts weiter als schlechthin die erhabene, dem gemeinen Verkehr enthobene Rede, die Sprache, mit welcher man sich an die Götter wendet, in welcher man bei feierlicher Gelegenheit sich ausdrückt. Da ist sie religiös, weil es nur religiöse Feier giebt; da ist sie reiner Mythos, weil man nur mythisch denkt. Es sind die Epochen des menschlichen Lebens, Geburt und Tod und der Eintritt in den Ehebund, es sind nationale Ereignisse, wie der bevorstehende Kampf, es sind Abschnitte in dem Naturlaufe, wie der Anbruch des Morgens, des Frühlings, welche Opfer und Feier der Götter veranlassen und den dichterischen Ausbruch des bewegten Gemüths hervorrufen. Das Dichterische liegt hier lediglich in der edeln und rhythmischen Sprache. Das ist wohl kaum mehr

als Keim der Poesie, noch nicht sie selbst. So verhält es sich am klarsten, wie mir scheint, in den altindischen Hymnen, den Veden. Eigentliche Poesie erhebt sich allmählich mit der Verweltlichung der Feste; es ist das fröhliche Nachspiel des Gottesdienstes, wobei der Frohsinn immer noch unter Festesglanz in edlen Worten hervorbricht. Auch die Götter lachen und freuen sich des Daseins; es giebt neben dem erhabenen Mythos auch einen heiteren. In dem Maße, wie der Mythos zur Sage wird, verliert die Poesie den hieratischen Charakter und nähert sich ihrem Wesen. So entwickelt sich das ursprüngliche Epos. Dann bedient man sich wohl der Poesie auch zu weltlichen Zwecken, zunächst zu den allgemeinen staatlichen, in Ermahnungen zu Vaterlandsliebe und Tapferkeit in Zeiten der Gefahr, zu Klagen in Zeiten allgemeiner Noth. So erhebt sich die Lyrik, in welcher sich die Poesie immer mehr auch des individuellen Gemüthslebens bemächtigt. Um diese Zeit entwickelt sich denn auch schon die Prosa, welche den heilig gebliebenen Mythos der Religion überläßt, die Sage aber als unwahr verurtheilt und die Wahrheit sucht. In einem Gegensatze zur Prosa ersteht nun die Poesie als sie selbst.

Zeigt sich also, daß der Mythos der Poesie nicht nothwendig ist; ist er nur ein mögliches Mittel für dieselbe; wird er dies aber erst durch eine innere Verarbeitung: so muß man vielmehr behaupten, daß Poesie und Mythos trotz einer gewissen Verwandtschaft und trotz des historischen Zusammenhanges dennoch wesentlich verschieden sind, eben so sehr, wie auch Wissenschaft und Mythos. Wo Mythos als solcher erscheint, da ist keine Poesie.

Wenn, wie der Vrf. bemerkt, der Mythos dem mythisch denkenden Menschen als objective Auffassung der Dinge gilt, Poesie aber eine Vergleichungs-Apperception ist, so ist die Nabelschnur, welche die Poesie noch mit dem Mythos verband, völlig durchschnitten; die Poesie ist ein Wesen mit eigenen Lebensbedingungen, und der Mythos ist in ihr untergegangen. Der Vrf. bemerkt, wir können immer noch die Schönheit des Apollo und der Madonna genießen, weil die formalen Elemente dieser Vorstellungen auch in uns noch entsprechenden, apper-

ceptionsfähigen Elementen begegnen; und er will damit nur beweisen, daß dasselbe formale Element durch verschiedene inhaltige erzeugt werden könne. Wir benutzen diesen Fall, um daran zu zeigen, wie völlig verschieden Kunst und Mythos ist. Derjenige, auf welchen eine Raphael'sche Madonna nur die Wirkung übt, welche jedes Heiligen-Bild, das am Wege steht, ebenfalls übt, der genießt das Kunstwerk Raphael's und dessen Schönheit nicht; und derjenige, für welchen die Vorstellung Apollo, Maria, ein wunderthätiges Bild schaffen konnte, hat nie ein Kunstwerk hervorgebracht. Ich habe von vielen wunderthätigen Bildern gehört, darunter aber war keins von einem nennenswerthen Künstler. Die Bilder verlieren in demselben Maße an Wunderkraft, als sie an Schönheit gewinnen. Wenn Raphael die schönste Madonna hervorgebracht hat, so ist ihm dies nicht darum gelungen, weil er am festesten an Maria geglaubt, am inbrünstigsten zu ihr gebetet hätte, sondern weil er der größte Maler war: sonst hätten ihn gewiß die Maler der früheren Jahrhunderte weit übertroffen.

Umgekehrt muß man sagen, die Kunst sei Freiheit vom Mythos. Wer ein schönes Bild von Maria und Jesus schaffen wollte, mußte sich bewußt sein, kein Portrait zu liefern. Er fühlte sich dem Mythos gegenüber so frei, wie gegenüber irgend einer Thatsache, deren allgemein menschlicher, durch die Kunst darstellbarer Inhalt herausgehoben werden mußte. Indem er aber dies in Bezug auf Maria that, hat er den Mythos als solchen vernichtet. — Und hier hat die höhere Kritik dieser Kunst anzuknüpfen. Werden wir immerfort meinen, Jungfrauschaft und Mutterliebe auf demselben Gesichte zeigen zu können? Und werden wir die Reinheit der Jungfrau nicht anders denken können, als mit verhimmelnden Augen und auf der Brust gefalteten Händen?

Der Mythos ist an sich und ursprünglich, wie schon wiederholt bemerkt ist, die vermeintlich objective Auffassung der Naturerscheinungen, wird dann zu einer quasi-historischen Erzählung, einer Sage, endlich zu einem Märchen; also ist er, wenn er in der Poesie erscheint, etwas von ihr Ergriffenes, ein Gegenstand: ebenso wie irgend eine geschichtliche Thatsache,

irgend eine Begebenheit im menschlichen Leben, irgend ein Ding der Natur, Gegenstand der Poesie werden kann.

III.
Die Factoren der Poesie.

Wir haben in dem Eingangs citirten Aufsatze nur das Verhältniß zwischen der Sprache und dem in ihr dargestellten Inhalte an der Hand der beiden Kategorieen Stoff und Form erörtert. Wir hatten gesehen, wie sich von verschiedenen Standpunkten aus sowohl die Sprache als der Inhalt je als Stoff oder als Form ansehen lasse. Fassen wir die dort gewonnenen Ergebnisse mit dem zusammen, was sich uns hier schon ergeben hat, so gelangen wir zu einer mehrfältigen Unterscheidung und einer bestimmteren Fassung der unterschiedenen Momente. Wir haben nämlich erstlich dem Marmor des Bildwerkes parallel ein Material der Poesie; dies ist die Sprache. Von dieser nun abgesehen unterscheiden wir weiter an dem, was sie ausdrückt, an ihrem Inhalte, drei Momente; nämlich erstlich einen Gegenstand, welcher aus irgend einer Sphäre des Alls, irgend einem Kreise der Natur oder des geistigen Lebens und der geistigen Erzeugnisse gewählt sein kann. Wie uns der Maler einen Baum oder eine Landschaft darstellen kann, so auch der Dichter. So zeigt uns z. B. Freiligrath in einem Doppelbilde „die Tanne", so giebt uns Goethe mehrere Mondlandschaften („Luna", „An den Mond"), und Heine in dem oben erwähnten Gedichte zeichnet Pol und Aequator. Zweitens aber ist es nicht um den Gegenstand als solchen zu thun, sondern um unser Gemüths- und geistiges Verhältniß zu ihm, um Stimmung oder Idee, um ein Inneres, welches an jenem Gegenstande erweckt und dargestellt wird. Dies wird erreicht drittens durch die künstlerische Formung oder Vorführungsweise des Gegenstandes. Erst wenn wir diese Momente jedes einzeln näher dargelegt haben, können wir auch die Sprache als Material der Poesie betrachten.

Der Gegenstand ist dem Wesen des Kunstwerkes fast noch eben so äußerlich wie das Material. Auch dieses ist ja freilich nicht gleichgültig für die Charakteristik des Künstlers und seines

Werkes; es ist wesentlich, ob derselbe ein bildender oder redender Künstler ist. Dies verhält sich aber doch nur darum so, weil je nach der Eigenthümlichkeit der Phantasie dieses oder jenes Material der Darstellung das geeignetste ist. Der so oder so individuell bestimmte künstlerische Genius arbeitet seine innern Bilder nicht gleich vollkommen für Stein oder für Farbe aus, und sein Bild läßt sich überhaupt nicht in gleich günstiger Weise so oder so zur Aeußerung bringen. Kurz, wer innerlich ein Bild entwirft, thut dies sogleich mit bestimmter Rücksicht auf das Material, in welchem es ausgeführt werden soll, z. B. der Maler mit Rücksicht darauf, ob es ein Wandgemälde oder ein Oelbild sein soll, und welche Dimensionen es haben soll. In gleicher Weise nun ist auch nicht jeder Gegenstand geeignet, um aus ihm jede Idee strahlen zu lassen. So ist allerdings die Geschichte der Gegenstände der Poesie, wie die des Materials der Künste nicht bloß etwas Aeußerliches, aber doch nur secundär wichtig, als Symptom, da das Primäre doch immer die innere Thätigkeit bleibt. Dabei kommt auch noch die Natur der Kunstart in Betracht. Die Geschichte der Instrumente mag eine höhere Bedeutung für die Musik haben; die der Farben für die Malerei nicht minder; ebenso die des Materials für die Bauwerke: während sie für die Plastik schon gleichgültiger ist. Sehr wichtig dagegen ist anerkanntermaßen die Natur der besondern Sprache für die Dichtung. Es ist nur Folge des universellen, allumfassenden Charakters der Poesie, daß der Gegenstand für sie weniger in's Gewicht fällt. Indessen ist auch hier mit Recht z. B. oft genug auf das Verhältniß der Dichtung zur Natur hingewiesen, als auf einen Punkt, in Bezug auf welchen sich Völker, Zeiten und Individualitäten unterscheiden. Daß die höfische Poesie des Mittelalters vorzugsweise den bretonischen, die nationale Poesie in Deutschland zur selben Zeit den altgermanischen, in Frankreich den karolingischen Sagenkreis bearbeitet, ist für das innerste Wesen dieser Dichtungen bestimmend. Es ist auch gewiß charakteristisch für Schiller, daß er für seine Dramen (abgesehen von der fremden Turandot oder etwa von der Braut von Messina?) weder Novellen noch Sagen zur Grundlage wählte,

wie doch Goethe und Shakespeare thaten, und daß er für seine erzählenden Gedichte (mit Ausnahme des Fischerknaben im Anfange von Tell) nicht jene geheimnißvollen Mächte herbeizog, welche in den berühmtesten Balladen wirken. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Punkt näher einzugehen. Da es mir an dieser Stelle nur darum zu thun ist, zu zeigen, daß einerseits sich schon in der Wahl des Gegenstandes die Eigenthümlichkeit des dichterischen Genius klar herausstellen läßt, andererseits aber doch dieselbe nur ein Symptom ist: so brauche ich, um dies zu genügender Deutlichkeit zu bringen, nur auf die Gegenstände hinzuweisen, welche Tieck im Gegensatze zu Schiller bearbeitete. Denn einerseits zeigt sich so unmittelbar die ganze Kluft, welche jenen Romanticisten von diesem „modernsten" Dichter trennt, und doch ist damit noch gar nicht auf das Wesen der beiderseitigen Bestrebungen und Weltanschauungen eingegangen.

Hieraus ergiebt sich das richtige Maß der Wichtigkeit, welches in der allgemeinen Literaturgeschichte jenen Untersuchungen zukommt, die in neuester Zeit im Gefolge der vergleichenden Sprach- und Mythenforschung mit umfassender Gelehrsamkeit über die Wanderungen der von der Dichtung ergriffenen Erzählungen angestellt worden sind. Als bloße Betrachtung der Gegenstände bleibt sie in der Vorhalle der Literatur; aber nicht bloß ist von hier aus der Eintritt in das Innere nahegelegt, sondern es tritt auch noch eine andere Rücksicht hinzu. Jene Erzählungen (z. B. von zwei Liebenden aus feindlichen Häusern, oder die durch einen Strom getrennt sind; von einer Frau, die sich dem Manne überlegen dünkt und sich dennoch von ihm überlisten läßt; von der Schönen, die durch Lösung eines Räthsels zu gewinnen ist; vom sogenannten Urias-Briefe), welche sich in mannichfacher Abwandlung über den Orient und Occident verbreiten, bilden, noch abgesehen von der dichterischen Bearbeitung, die sie erfahren, schon an sich Theil einer Art bloß im Munde lebender Volksliteratur. Wenn auch zuweilen noch nicht in rhythmische Sprachform gebracht und insofern noch außerhalb der Volkspoesie stehend, bilden sie so zu sagen die prosaische Ergänzung zu letzteren. Solche Sagen, Erzäh-

lungen, Märchen, Schwänke tragen wie die Mythen einen poetischen Charakter und Keim in sich. Wir können in ihnen selbst schon einen Gegenstand, eine Idee und eine Form unterscheiden, wie an jedem Kunstwerke. Sie sind die eigentliche Urpoesie, Poesie in primärster Gestalt oder in erster Potenz; und nun, von einem Dichter als Gegenstand ergriffen, werden sie in zweiter Potenz in die wirkliche Poesie erhoben. Und gern natürlich wendet sich der Dichter an sie, die selbst schon Dichtung sind, wenn auch noch kein Gedicht; er wendet sich an sie lieber als an einen unmittelbaren Gegenstand der Natur oder des geistigen Lebens. Sie bieten ihm einen Stein, an dem die erste Zubereitung schon vollzogen ist, den er nur der feineren Bearbeitung zu unterwerfen hat. Solche Erzählungen haben an sich schon formalen, idealen Werth, und so treten sie, wenn vom Dichter ergriffen, nur relativ als Gegenstand und Stoff eines Kunstwerks auf, sind aber an sich schon Form oder Idee. Wenn Schiller solche schon zubereitete poetische Stoffe für seine Dramatik liegen ließ und sich unmittelbar aus dem gesellschaftlichen Leben und der Geschichte den Stoff holte, den er dichterisch formte, so zeigt dies die hohe Energie seines Geistes, die aber fortan dem modernen Dichter nicht mehr zu erlassen sein wird. Wenn wir darum in der ersten Zeit nur mangelhafte Dichtungen erhalten werden, so dürfen wir uns wohl mit der Hoffnung trösten, daß diese Werke folgenden Geschlechtern die nothwendigen poetischen Vorarbeiten für Werke eines höheren poetischen Styles liefern werden.

Die Betrachtung der poetischen Idee und Formung würde uns unmittelbar in die speciellere Aesthetik führen. Hier tritt uns nun aber der Hauptunterschied unter den Gattungen der Redekunst entgegen, der vor allem zu erledigen ist, nämlich der von Poesie und Prosa; und zu diesem wenden wir uns jetzt. Ihn darzulegen war ja, wie die Ueberschrift ausspricht, der Zweck dieser Abhandlung.

IV.

Poesie und Prosa nach ihren Zwecken und Stoffen.

Wenn hier der Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Redekunst dargelegt werden soll, so ist eben schon vorausgesetzt, daß wir hier unter Prosa nicht die unkünstlerische Rede verstehen, wie man das gewöhnlich thut. Also nicht, wie man die Prosa des Lebens und der Wirklichkeit der Poesie der Ideale entgegenstellt, nicht in diesem Sinne reden wir hier von Prosa. Wir müssen jedoch diesen Begriff bestimmter begrenzen, indem wir genauer bezeichnen, was von ihm ausgeschlossen bleibt und was nur mißbräuchlich mit jenem Worte bezeichnet wird. Wir schließen aus die Umgangssprache, die mündliche wie die schriftliche, also jeden Geschäftsstyl, Brief-, Canzlei- und Gesetz-Styl, jede Formel-Sprache, wie wichtig sie auch für die Wissenschaft sein mag. Dies alles ist nicht Prosa, sondern Noth- und Verkehrs-Sprache. Solches Reden ist Praxis, Kundgebung des Willens, der ausgeführt werden soll, Mittheilung, Belehrung, Hülfsmittel für Erkenntniß. Was hier erstrebt wird, ist genaue Bezeichnung dessen, was gemeint wird, und unzweifelhaftes Verständniß. Aesthetische Rücksicht darf in solche Rede gar nicht eintreten. Wenn wir nun auch diesen ganzen Kreis der Geschäfts-Rede als völlig unkünstlerisch von der Prosa ausscheiden, so können wir doch bemerken, daß es auch hier nicht nur Unterschiede giebt, sondern auch größere oder geringere Entfernungen von der Kunst. Eine Familien-Anzeige in der Zeitung soll nicht den Anspruch auf wirkliche Prosa erheben; wir finden es nicht gebildet, hier von „dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung" zu reden. Indessen wüßten wir kaum, wie es anders lauten könnte, wenn Hr. N. N. anzeigt, seine Frau sei von einem Knaben entbunden, ja ein Söhnchen oder Knäblein wird seiner Vaterfreude gern gestattet, und er kann auch drucken lassen: meine liebe Frau. Die Polizei aber notirt: „geboren: ein Kind männlichen Geschlechts". Daß es ein „gesunder, kräftiger Knabe" ist, meldet die Anzeige ebenfalls; der Polizei ist das gleichgültig, sie hat nicht für Arzt und Arzenei zu sorgen. Nur wenn der Knabe

stirbt, ist der Tod zu melden, gleichviel, ob er sehr gelitten hat oder nicht. Erst wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wo er Soldat werden soll, geht seine Gesundheit den Staat an.

Die eigentliche Geschäftssprache also hat (mit der Beschränkung, die später anzugeben sein wird) keinen ästhetischen Charakter. Denn für sie, wie für alle Praxis, ist als wesentlich bezeichnend dies hervorzuheben, daß hier überall die Gegenstände in ihrer endlichen Erscheinung als Einzelheiten aufgefaßt werden sollen, um mit ihnen oder auf sie praktisch zu wirken. Wir bewegen uns hier im Gegensatze zu aller Kunst und Wissenschaft, welche auf das Allgemeine gehen und rein theoretisch sind. Wie verschieden ist die Thätigkeit des Untersuchungs-Richters von der des wissenschaftlichen Juristen! Jener hat den einzelnen Fall festzustellen mit allen seinen näheren Umständen; er hat es mit dieser Person und dieser Sache zu thun, welche so aufzufassen ist, daß sie durchaus als diese und keine andere ganz unverwechselbar hingestellt werden muß.

Unter Prosa als Redekunst wird also nur die wissenschaftliche Darstellung (abgesehen von aller formelhaften Ausdrucksweise) und die Beredsamkeit begriffen. Letztere wird gewöhnlich in viel höherem Grade als die erstere zu den Künsten gezählt, und sie trägt vorzugsweise den Namen Redekunst. Und dies mit allem Rechte, wie in die Augen springt, sobald man den Blick auf die Reden irgend welcher Art richtet und mit der entsprechenden Wissenschaft vergleicht, die religiöse Rede mit der Dogmatik und Ethik; die gerichtliche Rede mit der Sprache des Gesetzbuches oder der Aktenstücke, überhaupt der Jurisprudenz; die politische Rede mit der Geschichte und Politik, und welchen Wissenschaften sonst noch der Redner seine Gedanken entnimmt. Dies scheint aber insofern abnorm zu sein, als die Wissenschaft mit der Kunst das Allgemeine und das rein Theoretische gemeinsam hat, während die Beredsamkeit auf das Einzelne und Wirkliche und die Praxis geht und sich dadurch eben so sehr von der Kunst entfernt, als sie sich dadurch ganz auf Seiten des Verkehrs stellt. — Die Stellung der eigentlich so genannten Reden gegen die Werke der Wissenschaft ist aber allerdings eine bedeutend niedrigere, wie unmittelbar

einleuchtet, wenn man die tausend gerichtlichen Reden über Diebstahl, Betrug u. s. w. und auch tausend Verhandlungen politischer und gesetzgebender Corporationen in Betracht zieht. Dieselben stehen so wenig auf dem Boden der Kunst, wie die Aktenstücke, auf welche sie sich stützen. Nur wo der Gegenstand der Verhandlung allgemeine und hohe sittliche Interessen berührt, wo sich der Verkehr zu seiner vollen Höhe menschlicher Zwecke erhebt, da gewinnt die Rede einen künstlerischen Charakter, weil die lebhaftesten Gefühle erweckt werden, und diese sind es, durch welche die Beredsamkeit mit der Kunst verbunden ist.

Gehen wir nun näher auf das Wesen der Prosa und Poesie ein, so wird sich zeigen, um das Ergebniß vorauszuschicken, daß nur die Poesie wahrhaft und ganz in die Reihe der Künste gehört, die Prosa aber, selbst nur im engern und höhern Sinne, doch bloß eine „anhängende Kunst" zeigt, wesentlich aber einem ganz anderen geistigen Gebiete angehört. Sie stehen zwar beide in gleich scharfem Gegensatze zur Sprache des Verkehrs, wie zu aller Praxis überhaupt; aber jede thut dies in so verschiedener Weise, daß schon hier der unter ihnen bestehende Gegensatz klar hervortritt.

Die Praxis ist auf das Einzelne gerichtet, um an ihm irgend einen subjectiven Zweck zu objectiviren. Dieser Zweck ist etwas Allgemeines; und wenn irgend ein Stoff dazu bearbeitet und geformt wird, um einem unserer Bedürfnisse zu genügen, um unsern Körper zu kleiden, unsern Hunger oder Durst zu stillen, uns durch den Raum zu tragen oder um als Werkzeug und Mittel zur Beschaffung der Dinge zu dienen, durch welche wir unsere Bedürfnisse irgend welcher Art befriedigen: so wird immer einem begrenzten einzelnen Stoffe eine durch das Subject bestimmte Form angebildet; es wird in das Object eine Allgemeinheit gesenkt, welche aus dem Gedanken und den Verhältnissen des Subjects stammt. So entsteht ein einzelnes Ding, das insofern einen allgemeinen Werth in sich trägt, als es zum Ausdrucke eines bestimmten menschlichen Gedankens geworden ist: ein Kleidungsstück, ein Messer. Der Zweck, das Kleiden, das Schneiden, ist ein allgemeiner Gedanke subjectiver Art, d. h. auf die Verhältnisse und Bedürfnisse des

Menschen berechnet, aus denselben entsprungen, und dieser ist dem Stoffe immanent gemacht worden, so daß nun das Kleid eine Einheit von Einzelheit und Allgemeinheit ist. — Das Kunstwerk ist ebenfalls eine Einzelheit, ein gegebener Stoff, dem etwas Allgemeines eingebildet ist; insofern steht es dem verfertigten Dinge gleich. Es unterscheidet sich aber von diesem dadurch, daß das Allgemeine nicht ein subjectiver Zweck ist, sondern eine objective Idee. Eben darum ist das Kunstwerk nicht nützlich, dienlich, sondern es stellt dar. — Die Wissenschaft bietet Abstractionen, also nichts Einzelnes, sondern das objective Allgemeine an sich. Sie steht also in dieser Rücksicht in doppelseitigem Gegensatze zur Praxis, aber auch zur Kunst. Dem Einzelnen abgewandt, welches jene beiden hervorbringen, ist sie wie die Kunst auf das objectiv Allgemeine gerichtet, während die Praxis auf die subjective Allgemeinheit geht. Das wissenschaftliche Allgemeine aber ist dennoch ganz anderer Art als das künstlerische, wie sich im folgenden Paragraphen ergeben wird.

Scheint hier die Wissenschaft der Praxis ferner zu stehn, als die Kunst, so zeigt sie sich in anderer Rücksicht derselben näher als diese. Nämlich die Praxis ist auf die Wirklichkeit und zwar auf die Beherrschung derselben gerichtet; die Wissenschaft geht auch auf dieselbe, wenn auch zunächst nur auf ihre Erkenntniß. Das Causalitätsverhältniß der Wirklichkeit, welches die Wissenschaft zu erkennen strebt, wird von der Praxis vorausgesetzt; die Kunst will bloß den Schein — ein Unterschied, der schon oben erörtert ist (S. 295 f.), den wir aber hier noch einmal mit der besondern Rücksicht auf den uns in diesem Paragraphen beschäftigenden Punkt erläutern wollen.

Schien uns nämlich soeben die Wissenschaft der Praxis ferner zu stehen als die Kunst, weil sie mit dem Einzelnen als solchem gar nichts zu thun hat, sondern ausschließlich auf das objective Allgemeine geht, während die Kunst wie die Praxis Einzelnes hervorbringt, so tritt sie damit zugleich auch der Kunst ferner als die Praxis. Und dies führt nun auf einen andern Unterschied.

Die Kunst ist ihrem eigentlichen Wesen nach Darstellung;

die Wissenschaft aber ist an sich bloßes Erkennen, und es ist ihr genau genommen ganz äußerlich, mitgetheilt und darum dargestellt zu werden.

Die Wissenschaft will die Wahrheit des Seins erfassen, die Poesie will den wahrhaften Schein darstellen. Darum also hat jene das Gewebe der mechanischen Kräfte nach den mannichfachen Verschlingungen der Fäden zu verfolgen. Sie hat die Dinge der Natur, wie geschichtliche Ereignisse oder Thaten, als Wirkungen vorhandener Bedingungen nach objectiven Gesetzen zu erklären. Und so steht sie eben der Praxis zur Seite, welche dieselben Kräfte und Bedingungen für ihre Zwecke zu verwerthen sucht. Die eine wie die andere bedarf des Sinnes für die Wirklichkeit. Im Gegensatze zu beiden sucht die Kunst nur die Nothwendigkeit des Scheins festzuhalten, welcher subjectiven Gesetzen unterworfen ist, weil er überhäupt nur für die Subjectivität des Beschauenden vorhanden ist. Die Aufgabe des Historikers, zu zeigen, an welchen bestehenden feindlichen Mächten und an welchen ihm und seinen Verhältnissen inwohnenden Schwächen ein Held zu Grunde gegangen ist, muß sehr verschieden sein von der poetischen Gerechtigkeit und der poetischen Nothwendigkeit, wie ein Gedicht sie zu bieten hat. Ja, es wäre vielleicht die unbeschränkte Behauptung aufzustellen, daß es für die Geschichte keinen Helden giebt, daß ein solcher nur für die gemeine Betrachtungsweise und für die Poesie existirt. Denn die Geschichte als rationale Wissenschaft muß selbst die Personen als bloße Mächte behandeln und erkennt in ihnen nur gewisse in persönlicher Erscheinung zusammengebundene Kräfte. Sie sind für die Wissenschaft Producte von Bedingungen und Ursachen für Wirkungen. Ja meist erscheinen die vorwiegenden historischen Mächte nicht einmal als Personen in individueller Lebendigkeit, sondern als Collectivum, als Institution, als Idee. Die Geschichte ist doch wahrlich nicht die Geschichte von Personen, sondern (jenachdem man es ansehen mag) von Völkern, oder die Entwickelung von Schöpfungen der Cultur und Civilisation. Die Poesie aber, da sie in Bildern arbeitet, bedarf der Helden, wollender, wirkender und sich genießender Persönlichkeiten, in denen die geschichtliche Macht

zu schöner Erscheinung kommt, unserm Gemüthe faßbar wird. Die geschichtliche Person aber, wie sie in der That auftritt, wirkt mit Mechanismen, mit Fremdem, für Andere; ja sie ist selbst nur ein einheitlicher Mechanismus: der poetische Held wirkt aus sich, zu seiner Genugthuung und fühlt das Glück und das Unglück, und mit ihm wir, die Zuschauer.*)

Steht also die Wissenschaft in so schroffem Gegensatze zur Kunst, so fordert das Schönheits-Gesetz, welches verlangt, daß jedes Wesen in seiner Eigenthümlichkeit erscheine — es fordert, daß die Wissenschaft nicht poetisch dargestellt werde. Nur wie jedes Geräth und alles Praktische eine „anhängende Kunst" haben kann, so auch die Wissenschaft, was später näher zu bestimmen sein wird. Wir können daher schon vorläufig bemerken, daß, wie jedem Geräth, so auch der Sprache des praktischen Verkehrs eine gewisse Kunst oder Schönheit anhangen kann. Ja, wenn dies nicht wäre, so wäre Beredsamkeit undenkbar, da diese nur die vollendetste Sprache des Verkehrs ist.

V.

Poesie und Prosa in ihren psychologischen Formen und Processen.

Wir kommen endlich zu dem Cardinalpunkte. Hier muß der Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Rede nach seiner eigentlichen Bethätigung und in seinem Ursprunge klar werden. Nach dem aber, was schon bemerkt ist, wird es keiner weitern Erklärung darüber bedürfen, daß hier als Prosa nur die Darstellung der Wissenschaft beachtet wird. Von der Beredsamkeit später.

Die Wissenschaft will die Wirklichkeit erfassen. Das Erzeugniß der geistigen Auffassung eines Wirklichen nennt man psychologisch eine Anschauung. Die gemeine, niedrige Anschauung wird durch sinnliche Wahrnehmung erzeugt; die wissen-

*) Eine Vergleichung Scipio's, Hannibals und etwa noch Demosthenes (oder Philopömens oder Alcibiades) in Bezug auf ihre geschichtliche Bedeutsamkeit und ihr ästhetisches Interesse könnte vielseitig vorgenommen werden und müßte dann lehrreich sein für den Unterschied zwischen Geschichte und Poesie.

schaftliche Anschauung ist eine intellectuelle, d. h. nach der Natur unserer Intellectualität, eine durch Begriffe vermittelte. Darum ist sie von Allgemeinheiten durchzogen, und wir nennen sie vielmehr gewöhnlich eine Idee. In Wahrheit, eine Idee ist einer Anschauung sehr unähnlich. Wenn diese wesentlich auf der Thätigkeit unserer Sinne beruht und nur ein einzelnes Ding erfaßt: so fehlt zwar der Idee nicht die Sinnlichkeit, und zwar liegt ihr eine sehr massenhafte und sehr sorgfältige zu Grunde; aber sie ist ganz von Allgemeinem aufgesogen, in Allgemeines umgesetzt (z. B. die Idee des Zoologen vom Thier und vom Hecht).

Die Wissenschaft producirt also Ideen, indem sie die (gemeine) Anschauung begrifflich bearbeitet. Alles Einzelne als solches ist hier getilgt. Eine Kette von Begriffen constituirt die Idee des Wirklichen. — Rechnen wir das Sittliche ohne Weiteres zum Wirklichen, so gilt von dem Wissen desselben auch eben nur das, was von dem des natürlichen Daseins gesagt ist (vgl. den Kauf eines Hauses und das Erwerbungs-Recht).

Die Kunst dagegen soll uns durch Vorführung von Gestalten und Bewegungen den Werth der Ideen fühlen lassen. Sie wirkt also erstlich gar nicht auf die Intellectualität, sondern auf das Gefühl; und sie wirkt zweitens nicht mit Begriffen und Allgemeinheiten, sondern durch Bilder. Ein Bild, welches uns den Werth einer Idee erscheinen läßt und zu Gefühl bringt, ist ein Ideal. Die Kunst producirt nicht Ideen oder Begriffe, sondern Ideale. Begriffe erzeugen nennt der Psychologe Verstand, Ideale erzeugen: Phantasie.

Alles was da ist, erklärt die Wissenschaft; sie zeigt die Wirklichkeit von Seiten ihrer mechanischen oder causalen Nothwendigkeit: was alles, und wie und wodurch es ist. Auf die Frage aber, wie dem Menschen bei all dem zu Muthe ist, antwortet die Kunst. Die Wissenschaft giebt ihre Antworten in Begriffen; denn nur das Allgemeine ist das Nothwendige: die Kunst giebt die ihrigen in Gestalten, welche sie so formt, daß dieselben denjenigen Muth wecken, den die Wirklichkeit theils wirklich erweckt, theils erwecken würde, wenn sie überall vollendet wäre. Gestalten aber sind einzelne Bilder. Die psychologische Auffassung solcher Bilder aber geschieht in derselben

Form, wie die der wirklichen Einzelheiten, nämlich durch Wahrnehmung; jene wie diese fallen unter die Kategorie der Anschauung.

Die Wissenschaft erhebt die Anschauungen durch Begriffe zu Ideen; die Kunst erhebt die Anschauungen durch Bilder zu Idealen. Jene stellt die Ideen hin, bietet sie an sich und nach ihrem Gehalte dar; diese stellt den Schein der Ideen hin und läßt uns dadurch fühlen, was sie unserm Gemüthe gelten.

So berühren sich Wissenschaft und Kunst niemals, und können darum nie in Widerspruch gerathen. Wenn uns der Maler oder der Dichter eine Landschaft vorführt, so hat das mit Geographie, Geologie, Botanik und Zoologie gar nichts zu thun.

Dieser psychologischen Verschiedenheit der Producte gemäß sind auch die erzeugenden Processe verschieden. Die wissenschaftliche und die künstlerische (prosaische und poetische) Apperception werden mit andern geistigen Organen in andern Formen vollzogen.

„Sehen!" ist eine Forderung, die wir in gleich unerläßlicher Weise an den wissenschaftlichen Forscher wie an den Künstler (und auch an den Praktiker) stellen. Nur daß jeder von diesen ganz anders sieht. Das wissenschaftliche Sehen ist Beobachten. Hier kommt es darauf an, die subjective Natur unserer Empfindungen einmal zugestanden, die sinnlichen Qualitäten eines Gegenstandes so objectiv und genau zu erfassen wie möglich. Mit großer Energie macht sich der besonnen Betrachtende zum bloßen Reflex des betrachteten Objects, also thätig aufnehmend. Was die gemeine Anschauung obenhin, leicht und schnell thut, das wird hier mit Besonnenheit, Sorgfalt, Genauigkeit, in vielfältigen Beziehungen und also mit reicherem Erfolge gethan. — Das poetische Sehen ist ein Schauen. Geschaut aber wird mehr als gesehen. Es wird in das Object hinein- und aus ihm herausgeschaut, was gar nicht in ihm liegt. Es ist nicht ein passives Widerstrahlen, sondern ein B i l d e n. Das künstlerische Bild ist fern von den schwankenden Linien und allem Unbestimmten der gemeinen Anschauung; es hat mindestens die gleiche Schärfe der Umrisse als die wissen-

schaftliche Anschauung; aber diese Bestimmtheit der Form ist nicht von außen her in das Bewußtsein genommen, sondern innerlich geschaffen. Der Künstler sieht nicht oder nicht bloß die Formen, welche die Natur wirklich hervorgebracht hat, sondern welche sie hat hervorbringen wollen; er sieht den Urtypus, nach welchem sie geschaffen hat. Auch die Wissenschaft bleibt nicht dabei stehen, bloß einzelne Formen aufzunehmen; die Morphologie zeichnet ebenfalls ewige Urtypen und bestimmt das Gesetz der Gestalten (und unterscheidet sich dadurch von der Praxis, der es um die Erfassung der Einzelheit als dieser bestimmten Form zu thun ist). Das Gesetz aber, welches die Wissenschaft construirt, bezeichnet ein Causalitätsverhältniß im Werden der Dinge; die Kunst zeigt vielmehr ein erstrebtes Ziel der Natur. Sie führt aus, was die Natur angelegt hat.

Wer gelernt hat, eine Linie als Fortsetzung einer andern zu appercipiren und so den Begriff und die Anschauung der Fortsetzung appercipirt hat, der kann hieraus auch die Fortsetzung der Fortsetzung appercipiren, und das kann man eine rein apriorische Apperception nennen, welche über das in der Erfahrung Gegebene hinausgeht. So ist das künstlerische Bilden eine die Erfahrung überschreitende Fortsetzung der Natur, ein apriorisches Gestalten, eine Vollendung der Tendenz der Natur. Natürlich muß oder kann diese Tendenz nur der Natur selbst abgelauscht sein. Es wird eine Linie verlängert oder verkürzt, mehr oder weniger gekrümmt; es wird die unterbrochene Linie zusammenhängend gemacht. Für diese Correctur ist das Gefühl der unmittelbare Maßstab.

Der Poet schafft, wie jeder bildende Künstler, Bilder aus Natur-Anschauungen. Da er aber seine Gestalten nicht sinnlich vorführen kann, so hat er die Aufgabe, durch einzelne Züge, die sich durch das Wort bezeichnen lassen, die Phantasie (die bildende Apperceptions-Thätigkeit) des Lesers zu veranlassen, aus dem gegebenen Zuge eine Gestalt zu entwickeln. Ist er insofern im Nachtheil gegen den Künstler, so hat er den Vortheil, den Gefühls-Eindruck, den die Gestalt hervorbringen soll, unmittelbar auszusprechen und dem Leser mitzutheilen und ihn zu veranlassen, eine Gestalt zu bilden oder zu denken, welche

solchen Eindruck hervorzubringen vermag. Er malt nicht die Landschaft; aber er läßt uns so fühlen, als wenn wir sie sähen, und aus diesem Gefühl heraus appercipiren wir sie, das heißt schauen wir sie.

Demnach wirkt der Dichter in entgegengesetzter Reihenfolge als der bildende Künstler; aber daraus dürfte kaum folgen, daß in ihm der Gefühlseindruck mächtiger, in diesem die Anschauung oder das Bild bestimmter sein müsse. Denn beides bedingt sich gegenseitig. Aus dem Gefühlseindruck heraus idealisirt der Künstler die gegebene Gestalt, und aus der scharfen Auffassung der Gestalt bestimmt sich im Dichter das Gefühl. Jenes objective und dieses subjective Moment lehrt auch den Dichter unmittelbar, welchen Zug er herauszugreifen hat, um mit einem Schlage Gestalt und Eindruck dem Leser mitzutheilen.

Bei der Bildung der wissenschaftlichen Anschauung hat jedes Gefühl zu schweigen; in der poetischen, überhaupt künstlerischen Apperception soll es zum Ausdruck kommen. Es wird der Maßstab für die Fortsetzung und Correctur des Gegebenen; denn es gilt als Inhalt der Tendenz der Natur. Der Dichter appercipirt also jedes Ding mit dem Gefühl, welches dasselbe erweckt. Nicht nur geht der ganze Apperceptions-Proceß unter Leitung dieses Gefühles vor sich, sondern dasselbe kann sich so stark hervordrängen, daß es dem Objecte selbst zugeschrieben wird, daß das Object ganz an Stelle unserer selbst als Subject auftritt. So wie der Dichter spricht: „Ein Fichtenbaum steht einsam Im Norden auf kahler Höh'. Ihn schläfert, mit weißer Decke Umhüllen ihn Eis und Schnee": so stehen wir plötzlich im eiskalten Norden und genießen dessen schauervolle Schönheit; und so fühlen wir unmittelbar, wie uns dort zu Muthe wäre. Und eben mit diesem Gefühle hat der Dichter das nordische Bild appercipirt. Unmittelbar und unbewußt verschmilzt durch die Macht des Gefühls unser Selbst mit der angeschauten Fichte. Wir verschwinden vor uns selbst, und was in uns rege ist, wird dem selbst zugeschrieben, was uns so erregt hat: denn wir sind ganz in das Bild versenkt. *Wir appercipiren uns in ihm, d. h. es als uns.* — Aus dem Gegensatze heraus appercipirt dann der Dichter die Palme;

aber er erfaßt auch zugleich den Gegensatz selbst und das zerstörende Wesen extremer, exclusiver Zustände, und daher das Bedürfniß der Ergänzung. Vereinsamt trauern beide, und träumend sehnen sie sich nach einander, nach Ausgleichung ihrer Naturen.

Liebe zur Natur ist die Ursache der poetischen Naturauffassung und ihre Wirkung. Tausend Dinge, an denen wir mit Wissenschaft gleichgültig vorübergehen, tausend Bezüge, die wir mit kaltem Verstande völlig übersehen, enthüllt uns der Dichter, der sie gemüthvoll appercipirt hat und uns zeigt.

Läuft denn nicht Alles, was oben über das Wesen der Kunst gesagt ist, darauf hinaus: Kunst ist, Alles mit Liebe sehen und Jedes so erscheinen lassen, wie der es Liebende es sieht? — Und ist Liebe etwas Anderes als Tausch der Gemüther? sich im Andern, also den Andern als sich appercipiren? Und das ist Poesie.

Danach können wir aber vier Apperceptions-Verhältnisse unterscheiden. Es kann erstlich der Dichter irgend eine Beziehung zwischen Naturwesen in tiefer Symbolik, und insofern ganz objectiv, und doch so darstellen, daß wir unmittelbar ein großes Verhältniß anschauen und fühlen: wie dies in dem Heine'schen Gedichte geschieht. — Oder es wird zweitens an etwas Natürliches etwas Menschliches angeknüpft, angelehnt: eine Apperception nach Analogie. In einem natürlichen Ereignisse wird ein menschliches Schicksal erfaßt, oder umgekehrt. So wenn uns Freiligrath zuerst die Tanne auf des Berges Höhen vorführt und sie dann als starken Mast inmitten der Fregatte zeigt. Der Dichter führt uns das Schicksal des Baumes vor und er verkündet, was dieser aus uns heraus spricht, oder wir aus ihm, und er spricht aus, wie ihn oder uns, unbefriedigt von allem was wir bei der Reise um die Erde erfahren haben (wir im Baume), ein starker Zug nach dem Heimathberge zieht. — Oder drittens es tritt ein bloßes Spiel, ein Unterschieben ein. Doch Spiel gehört zur Liebe. So schreibt man dem Baume oder der Bergspitze einen menschlich gedachten Verkehr mit den Wolken zu und den Wurzeln mit den Metallen und Edelsteinen. Das Mädchen, das durch

Blumendüfte vergiftet wird, wird von den Geistern der abgeschnittenen Blumen aus Rache getödtet. Dieses Spiel belebt die Anschauung und behält darum als ein untergeordnetes Element, als poetischer Schmuck, seine Berechtigung. Wir schmücken gern den Gegenstand unserer Liebe; und obwohl wir wissen, daß der Schmuck nicht zur Person der Geliebten gehört, hängen wir ihr denselben dennoch um, weil er schön läßt. — Wenn aber endlich viertens unmittelbar aus der Mythologie her die Kräfte der Natur mit belebten und bewußten Wesen vertauscht werden, wenn die Naturdinge mit den Augen des Märchens angesehen werden, ohne daß dieses Märchen an sich einen besondern Werth beanspruchen kann; wenn man meint, man könne uns den Wald lieb und werth machen, wenn man ihn als Zauberwald darstellt, Alles darin als verhext, die Natter als ein Königskind u. s. w. u. s. w., so fragt man allerdings, wie mir scheinen will, mit Recht, wie lange man wohl noch an dergleichen Gefallen finden wird, oder wer wohl heute noch an dergleichen Gefallen findet. Nur wenn wir uns dann mit bewußter Ironie in das kindliche Vorstellen zurückversetzen, kann diese Poesie genossen werden.

Ueberhaupt aber ist der wichtigere Gegenstand der Poesie nicht die Natur, sondern das menschliche Leben. Dieses soll uns die Dichtung in seiner Wahrheit vorführen. Der Natur ist der ideale Inhalt von uns eingedichtet; dem Menschen-Leben wohnen die Ideen ursprünglich inne. Die Dichtung, welche die Natur ergreift, versenkt den Geist in einen ihm nicht homogenen Stoff, bewirkt eine Vermählung aus Leidenschaft. Wenn sie aber den idealen Gehalt der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch oder das Verhältniß des Menschen zu sich selbst und zum Schicksal in Ereignissen aus dem Menschen-Leben darlegt, so bewegt sie sich in einem Kreise, dessen sämmtliche Factoren ihrem Wesen nach zu einander passen. Sie schreibt freilich nicht die Wirklichkeit unmittelbar ab: Wahrheit ist nicht Wirklichkeit — ist ihr aber doch nicht fremd. Die Dichtung kann, wie sie nicht Physik zu lehren versteht, auch nicht die Räthsel des Menschen-Schicksals lösen; aber sie giebt uns den Werth alles wahrhaft Menschlichen zu fühlen. Sie ist weder

Geschichts-, noch Religions- und Lebens-Philosophie; aber sie läßt uns fühlen, wie wir in höchster Form Menschen sind.

Wie appercipirt der Dichter das menschliche Treiben? Nicht wie der Geschichtschreiber oder Ethiker, nicht wie der Statistiker, nicht wie der Richter und Polizist. Die Letzteren, der Praxis gewidmet, suchen irgend eine einzelne That in ihrer Vereinzelung nach ihrem Verlaufe genau festzustellen, und schließlich ist die Frage: ist hierbei irgend ein Recht oder Gesetz verletzt oder nicht? Es kommt darauf an, die Thatsache so zu appercipiren, wie sie sich wirklich begeben hat. Der Statistiker will aus den Summen gleichartiger Fälle von Ereignissen und Thaten aus dem Menschen-Leben allgemeine Verhältnisse, wo möglich Gesetze bilden. Das liegt dem Dichter ganz fern. Er appercipirt wohl gelegentlich einen Polizei- oder Criminal-Fall, den er entweder unmittelbar erlebt hat oder den er einer actenmäßigen Darstellung entlehnt. Aber auch hier wird ihm die Anschauung zum Bilde, die einzelne, halb oder ganz zufällige Geschichte wird zum Bilde der menschlichen Natur. Der Apperceptions-Proceß vollzieht sich hier ganz analog dem des bildenden Künstlers bei der Auffassung der Gestalt des einzelnen Naturwesens. Namentlich aber hat er die Lücken der unterbrochenen Linien auszufüllen und engen Zusammenhang herzustellen.

Der Künstler muß genau wissen, welche Lage jeder Theil des Körpers bei irgend einer Bewegung annimmt; wie sich bei jeder Haltung die Oberfläche gestaltet. Was dagegen unter der Haut vorgeht, das braucht er eigentlich nicht zu wissen, denn das ist der Mechanismus, mit dem er sich nicht beschäftigt. Eine analoge Scheidung zwischen Oberfläche und Anschauung einerseits und verdecktem Mechanismus andrerseits läßt sich auch im geistigen Leben machen, wenn auch in unräumlicher Weise. Was ein bestimmter Mensch unter gewissen Umständen thun wird, weiß Jeder aus Lebens-Erfahrung ohne Psychologie. Was nun solche Erfahrung weiß, ist Oberfläche (obwohl sie ins Innerste dringt); was die Psychologie hinzuthut, ist die Analyse des Mechanismus. Wenn der Himmel eine gewisse Färbung zeigt, so schließt Jeder auf Regen, auf Donner und Blitz, auch wer nicht weiß, was jene Färbung eigentlich bedeutet

und was Donner und Blitz und Regen wirklich ist. Wer behauptet, er kenne den Charakter eines Menschen, was weiß er wohl von ihm? Er hat bemerkt, wie sich dieser in zehn, in hundert Fällen benommen hat, und er glaubt zu wissen, wie er sich in jedem Falle, in den er gerathen sollte, benehmen würde. Fordert man ihn auf, den Charakter dieses Mannes zu bezeichnen, so gebraucht er vielleicht ein allgemeines Beiwort wie „gut", oder, da ihm dies wohl nicht genügt, er erzählt, wie sich derselbe einmal benommen hat; ja vielleicht sagt er, der Mann sei so, daß er in einem solchen oder solchen Falle, der als möglich gedacht werden könne, sich so oder so benehmen würde. Er erdichtet einen Fall, um zu charakterisiren. — Das Wissen, was ein Mensch im gegebenen Falle thun wird, ist ein Schluß aus Analogie, auf einen Fall nach hundert ähnlichen Fällen. Das Erdichten eines Falles und des dabei zur Erscheinung kommenden Benehmens ist eine schöpferische Apperception nach Analogie. Solch ein Erdichten schafft eine Dichtung, wenn der Fall eine werthvolle Idee des geistigen Lebens verwirklicht.

Jeder Dichtung liegt doch mindestens so viel Wirklichkeit zu Grunde, wie irgend einem Bilde. Wenn aber eine wirkliche Begebenheit zur poetischen Fabel gestaltet werden soll, so wird sie derartig appercipirt, daß Anfang und Ende und alle Punkte miteinander nach den allgemein geltenden Erfahrungen über menschliche Charaktere und über Ursache und Folge im menschlichen Verkehr in Zusammenhang gesetzt, was in diesen nicht paßt, ausgesondert oder umgestaltet, was in demselben fehlt, hinzugedichtet werde. Was hierüber für viele Dichtwerke in ästhetisch-kritischer und dramaturgischer Beziehung bemerkt worden ist, dürfte ein fruchtbarer Gegenstand für psychologische Forschung werden.

Die Dichter unterscheiden sich gewiß in der Rücksicht, ob die nothwendige, idealisirende Umgestaltung der gegebenen Geschichte unmittelbar, ohne Sinnen vorgenommen wird, so daß nicht sowohl der Dichter am Vorliegenden ändert, als dieses vielmehr von selbst sich im Bewußtsein des Dichters unbewußt umgestaltet; oder ob das Ergänzen und Abändern stückweise

geschieht, wie auch die Lücken erst nach und nach gefunden werden. Wichtiger aber ist jedenfalls, ob überhaupt die Umgestaltung zum vollen Bilde glücklich ausgeführt ist.

Der Künstler hat nicht nur zu beachten, welche Form der Arm bei solcher Haltung zeigen muß, sondern auch, ob es der Arm einer Diana oder einer Venus ist; d. h. maßgebend für alle Gestalt und alle Causalität ist die Idee. So ist auch für die Gestaltung einer Thatsache in Bezug auf Bestimmung des Charakters, wie auf den Ablauf der Ereignisse und Thaten die Idee, mit welcher sich der Dichter dem Gegenstande naht, das innerlichst und entschieden maßgebende Moment. Das wird besonders einleuchtend, wenn man vergleicht, wie derselbe Mythos, dieselbe Sage, dieselbe geschichtliche Thatsache in verschiedenen Tragödien behandelt worden ist. Denn die Idee bestimmt zunächst den Ablauf des Ereignisses, dieser aber ist in solcher Form nur unter Voraussetzung bestimmter Charaktere möglich.

Kommen wir jetzt zur Vergleichung des Dichters mit dem Prosaiker. Wir dürfen wohl die Philosophie und die rationale empirische Wissenschaft, welche Begriffe, das abstract Allgemeine oder Ideen in ihrer Abstractheit suchen und mit Begriffen operiren, ohne weiteres hier ausscheiden; denn ihr wesentlicher Unterschied liegt auf der Hand. Die Kunst zeigt die Idee im Einzelnen, in einem Bilde; für jene Wissenschaften kommt das Einzelne als solches gar nicht in Betracht. Anders ist es mit der Geschichte.

„Die Geschichte hat es mit der Zusammenfassung zur Gesammtheit, zum Ganzen zu thun, aber nicht mit dem Allgemeinen .... Die Wissenschaft arbeitet mit logisch allgemeinen Begriffen, die Geschichte mit Verdichtungen und Vertretungen; zwar wird auch in diesen ein Mannichfaltiges zusammengefaßt und als Einheit gedacht, aber der concrete Inhalt soll darin als dies Besondere erhalten bleiben. Die Wissenschaft sucht Gesetze, die Geschichte jedes einzelne Factum und die Gesammtheit derselben; letztere hat es allemal mit diesen bestimmten Personen, Thaten, Begebenheiten zu thun; ihre Aufgabe ist das Einzelne als concrete Individualität, als individueller Proceß“

(**Lazarus**, diese Zeitschr. III, S. 408). — Hiernach ist offenbar die Prosa der Wissenschaft einerseits der Poesie ebenso entgegengesetzt, als sich andererseits die Geschichtschreibung mit der Dichtkunst, fast sollte man meinen, identificirt.

In der That, wenn ich lese, wie man zuweilen die Geschichtschreibung der Poesie entgegenstellt, so muß ich vor Allem leugnen, daß die behaupteten Unterschiede stattfinden, und schon einmal habe ich (Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen mit besonderer Rücksicht auf die Logik S. 267) behauptet: „Die Geschichte ist nicht nur philosophischer, sondern auch poetischer als die Poesie.“ Dies ist freilich cum grano salis zu nehmen. Daß es übrigens Kapitel der Geschichte giebt, die uns unmittelbar wie Dichtung anmuthen, wird wohl niemand leugnen. Doch sehen wir die Sache näher an.

Ausgehen müssen wir von dem Grundgedanken: Ist die Geschichte Auffassung der Idee der Menschheit in ihrer realen Entwicklung, so haben wir in ihr die höchste und umfassendste Idee in wirklicher Gestalt. Und gilt dies von der Geschichte als Ganzheit, so ist dies nothwendig auch wahr von jedem Theile derselben je nach Verhältniß. Hierauf beruht in Wahrheit die tiefe innere Verwandtschaft zwischen der Geschichtschreibung und der Dichtung, wie **Wilhelm von Humboldt** sie in seiner berühmten Abhandlung dargelegt hat. **Vischer** glaubt folgenden Unterschied hervorheben zu müssen (3,1208). Durch Ausscheidung des störenden Zufalls vollbringe die Poesie die Versöhnung des Thatsächlichen mit der Idee „hier, auf diesem Punkte“, während die Geschichte, welcher es um den Stoff als solchen zu thun sei, solche Ausscheidung nicht vornehmen dürfe, jene Versöhnung also nur durch den weiten Blick über die Zeiten und Ereignisse gewinne. Hiergegen muß geltend gemacht werden, daß was man gewöhnlich Trübung der Idee nennt, dies in Wahrheit nicht ist, sondern nur dem beschränkten Blicke so erscheint; und dann läuft der Unterschied, der noch verbleibt, auf ein rein quantitatives Verhältniß des von der Poesie und von der Geschichte eingenommenen Horizontes hinaus. Die Geschichte verlangt einen weitern und tiefer eindringenden Blick als die Poesie. Abgesehen nun davon, daß

sie die schwerere Mühe und Arbeit durch ein gediegneres Ergebniß vergütet, ist auch der quantitative Unterschied an sich betrachtet gar nicht so groß, wie ihn Vischer hier hinstellt. Von einer Aussöhnung, die hier, auf diesem Punkte vollzogen werde, kann doch höchstens nur beim bildenden Künstler die Rede sein. Sein Werk ist wesentlich zeitlos und nimmt eine kleine Spanne des Raumes, ein Hier, ein. Diese Spanne ist jedoch nicht so klein, daß nicht auch hier das Auge eine discursive Arbeit zu vollziehen hätte. Lassen wir nun einmal das lyrische Werk unberührt, so gilt jenes „Hier" gewiß nicht vom dramatischen, noch weniger vom epischen Gedicht. Dem letztern ist es wahrlich nicht um schleunige Erfüllung zu thun, und auch dem Dramatiker nicht, Shakespeare und Schiller noch weniger als Aeschylus, der übrigens nicht nach den einzelnen Stücken, sondern nach seinen Trilogieen beurtheilt werden muß. Kann man also wohl beim Drama von einem „Hier und diesem Punkte" reden? Muß man nun vielmehr auch hier die epitomirende (verdichtende) Kraft des Geistes in Anspruch nehmen, so kommt es nur darauf an, wie geübt, wie stark diese Kraft ist. In der Geschichte giebt es allerdings noch mehr retardirende Momente als im Epos; aber für uns ist ein Jahrhundert und ein Jahrtausend ein „Hier", ein „dieser Punkt".

Wesentlich ist der andere Punkt, den ich kurz so ausdrücken möchte: der Dichter motivirt, der Historiker causirt. Was ich meine, wird aus früher mehrfach Wiederholtem klar. Der Geschichte kommt es auf die Ursachen an, wie sie im Getriebe der wirklichen Verhältnisse gegeben sind. Ihr erscheint alles als Ereigniß, wenn auch als geistiges, weniger aber als individuelle That, wie sie sich im Scheine darstellt.

Kurz: die Geschichte im objectiven Sinne mögen wir immerhin ein Kunstwerk nennen, das unendliche Drama. Der Historiker aber verhält sich zu diesem Drama nicht als Dichter; weder dichtet er es, noch dichtet er darüber; sondern sein Verhalten zur wirklichen Begebenheit ist eher das des Kritikers, der eine Kunstrede nach Inhalt und Form darlegt, zum tiefsten Verständniß bringt. — Mit gleichem Rechte ließe sich sagen, der Dichter sei der Interpret der Geschichte, d. h. mit gleichem

Unrechte. Was er thut, ist etwa Folgendes. Vor unsern Augen ist ein Blatt mit unzähligen sich nach allen Richtungen durchschneidenden Linien bezogen. Unter diesen giebt es einige, welche eine schöne Figur bilden. Aus dem Linien-Gewirre aber findet das gemeine Auge diese Figur nicht heraus. Der Künstler nun ist es, der uns dieselbe zeigt, ihre Umrisse mit dem Stabe verfolgend oder durch Färbung in das Gesicht fallen lassend.

Das ist ein Gleichniß. Die Sache in ihrem psychologischen Wesen ist diese. Der Historiker erkennt in den Thatsachen die Idee; er umfaßt sie als Mann der Wissenschaft nach ihrem abstracten Inhalte durch Begriffe und vermittelt sie durch Abstraction und verständige Thätigkeit mit den einzelnen Begebenheiten, wie er auch diese für sich nach Gesetzen unter einander zusammenhängend erkennt. So mag immerhin das Ergebniß, wenn es vollständig gelungen ist, für den Historiker eine große Geschichts-Anschauung sein, die wiederum wie die Geschichte selbst als ein Kunstwerk gelten kann: das historische Werk aber, die Thätigkeit des Urhebers wie des Lesers, ist doch nur vermittelnd und hat die Erzeugung jener Geschichts-Anschauung zum Ziele, ohne dieselbe darzustellen. Der Dichter hingegen erfaßt die Idee und stellt sie dar unmittelbar in der Thatsache, ohne sie von dieser getrennt noch besonders auszusprechen, ohne sie überhaupt anders zu haben als in diesen. Er braucht es weder, noch könnte er seinem Werke ein haec fabula docet beifügen.

Wenn also auch die Geschichte im objectiven Sinne ein Kunstwerk sein mag, so ist doch die Geschichts-Anschauung nur in dem Sinne schön, wie die Anschauung eines schönen Natur-Objects. Außerdem tritt noch folgender Unterschied hinzu. Die ästhetischen Gefühle, welche die Natur-Anschauung erweckt, sind von der naturwissenschaftlichen Erkenntniß ganz unabhängig. Ob wir unser Zimmer mit Blumen schmücken, ob wir uns des bunten Wiesenteppichs freuen, ob wir uns an Berg und Wald und Vogel, an Sonnenschein und Luft ergötzen: das hat gar nichts mit Botanik, Geologie u. s. w. gemein, wird dadurch nicht gestört, vielleicht erhöht. Wenn nun aber der Botaniker

den Baum ästhetisch genießen kann, ohne sich dabei seiner Wissenschaft als solcher zu erinnern, so ist der Historiker gegenüber der Geschichte nicht in gleicher Lage. Er hat die Geschichte immer nur als wissenschaftliches Ergebniß in sich. Dieses aber besteht wesentlich, neben anschaulichen Thatsachen, aus abstracten Vermittelungen derselben, die nichts Aesthetisches an sich tragen.

Wenn man, wie man doch sollte, unter Anschauung nur die Auffassung oder Reproduction von sinnlich Wahrnehmbarem versteht, so sollte man gar nicht von wissenschaftlicher und auch nicht von Geschichts-Anschauung reden, da ja der wesentliche Inhalt dessen, was hierunter verstanden wird, nichts Anschaubares, sondern etwas Begriffliches und Abstractes ist. Man würde auch nie von dergleichen gesprochen haben, wenn nicht folgender Gedanke zu Grunde gelegen hätte, der eine wesentliche Verwandtschaft zwischen der sinnlichen und der so zu sagen geistigen oder allgemeinen Anschauung zu begründen schien.

Der Anschauung eigenthümlich ist, gegenüber dem discursiven Denken, die Gleichzeitigkeit der das Ganze ausmachenden Theile, im Unterschiede gegen deren Aufeinanderfolge im Urtheilen und Folgern. In so weit es nun gelingt, lange und mit einander verflochtene Gedanken-Reihen gleichzeitig im Bewußtsein gegenwärtig zu haben, entsteht die Meinung, dies bewirke ebenfalls eine Anschauung, und zwar höherer Art. Daß die Gleichzeitigkeit hier doch nicht ganz vollständig ist, wird wenig in Anschlag gebracht; denn sie ist es bei der Anschauung eines auch nur einigermaßen großen und reichen Bildes auch nicht. Genug daß, wie hier der sinnliche Blick, so dort der innere Sinn nur wenig Bewegungen auszuführen hat, die sich leicht dem Bewußtsein entziehen. Ferner legen wir leicht einem Gedanken-Schema (wie schon dieses Wort besagt) räumliche Gestaltung unter. Indem so ein Schein der Anschauung entsteht, meint man auch in ihr ästhetische Elemente zu haben.

Genauere psychologische Betrachtung aber lehrt, daß jenes gleichzeitige Ueberschauen großer Gedanken-Gewebe durch ein Mittel erreicht ist, welches der ästhetischen Anschauung sehr fern

steht, nämlich durch Verdichtung oder gar bloß Vertretung.*) Wenn Jemand die Parteien, welche in der ersten französischen Revolution nach einander zur Herrschaft gelangten, jede mit einem treffenden Beinamen bezeichnet, welcher die Bestrebungen derselben ausdrückt, so kann dies eine Verdichtung sein, und die Vergegenwärtigung dieser Beinamen kann die ganze Geschichte der Revolution so vertreten, daß man dieselbe anzuschauen meint. Jene Epitheta aber, auf welchen dieser ganze Proceß beruht, sind Vorstellungen ohne wesentlich anschauliches Element, vielleicht allgemeine Begriffe, die selbst schon nicht sowohl Verdichtungen, als vielmehr ziemlich inhaltsleere, jedenfalls ganz abstracte Vertretungen sind.

Solche Verdichtungen und Vertretungen aber sind allerdings dem Geschichtsforscher unentbehrlich, gehören der Geschichtsbetrachtung wesentlich an, und zwar derartig, daß zuerst die Einzelheiten einer Begebenheit in solchen verdichtenden oder stellvertretenden Gebilden des Geistes zusammengefaßt, dann aber die so gebildeten Verdichtungen von neuem verdichtet oder vertreten werden, und so fort in immer umfassenderer Weise, bis zu den letzten Zusammenfassungen, wie sie uns in „Alterthum, Mittel-Alter, Neue Zeit" geläufig sind. So kann, mehr als bloß scheinbar, der Historiker die ganze Menschen-Geschichte im Bewußtsein gegenwärtig haben.

Die Poesie arbeitet ebenfalls mit gewissen Verdichtungen und Vertretungen. Dichtung ist ja schon ihrem eigentlichen Wesen nach nichts Anderes als Verdichtung von vielen Thatsachen zum Ausdruck einer Idee, zu einem idealen Bilde. Aber abgesehen davon bedarf sie der Vertretungen, wie der dichtende Volksmythos, zum Behufe der Motivirung; indessen die Form, in welcher sie hierbei vorgeht, ist von der des Historikers verschieden, ergiebt doch wieder nur ein anschauliches Bild. Ein Held ist in Wirklichkeit durch Intriguen der Höflinge untergegangen.

*) Ich bitte den Leser, hierbei und für diesen ganzen Abschnitt über Geschichte sich das zu vergegenwärtigen, was Lazarus in dieser Zeitschr. Bd. III. S. 402—406 bemerkt hat.

Diese vielen kleinen, gemeinen Geschichtchen erlangen eine den Helden vernichtende Macht. Indessen sind sie ganz und gar unpoetisch. Der Historiker kann sich, wenn der Charakter der maßgebenden Persönlichkeiten dargestellt ist, damit begnügen, alle jene Geschichtchen durch den Begriff „Intrigue" vertreten sein zu lassen. Der Dichter muß ebenfalls eine Vertretung schaffen, aber durch eine vielleicht ganz fingirte Geschichte, welche den Charakter der wirklichen zeichnet und die Wirkung derselben haben kann. Denn seine Motivirung, der Zusammenhang, den er zwischen den Ereignissen und Thaten aufdeckt, muß unmittelbar faßlich, anschaulich sein.*)

*) Es würde zu weit in die Technik der Poesie, namentlich des Dramas führen, wollten wir das oben über die poetische Verdichtung Bemerkte weiter ausführen. Das Gesagte wird genügen, um unsern Gedanken klar auszudrücken. Nur folgende zwei Punkte hinzuzufügen kann ich mir nicht versagen.

Daß den neuern Dichtern das historische Drama noch nicht recht hat gelingen wollen, scheint mir hauptsächlich daran zu liegen, daß sie nicht genug verdichtet haben. Diese Arbeit an dem geschichtlichen Stoffe ist unumgänglich, kann freilich nur auf Kosten der Treue gegen den geschichtlichen Buchstaben vollzogen werden, findet aber volle Freisprechung, wenn dadurch die Treue gegen den geschichtlichen Geist gewinnt. Und nach unserer Ansicht ist der geschichtliche Geist der höchst poetische. Es gehört aber eine viel mächtigere Gestaltungskraft dazu, die Geschichte, als den Mythos dichterisch zu bearbeiten.

Das Zweite soll dies sein. Ohne Verdichtung wird kaum ein Drama bestehen können, und dies oder die Natur solcher Verdichtungen scheint mir die Kritik des Realisten zuweilen verkannt zu haben. Die Forderung kann freilich gestellt werden, daß irgend ein thatsächlicher Zug, der in der Absicht der Verdichtung erfunden ist, nicht nur seinem Inhalte nach diesen Dienst leiste, viele oder mehrere Thatsachen gleicher Art vertrete und so zur Darstellung bringe, sondern daß er auch allein und für sich (da er eben nur allein erscheint) die Kraft habe, das hinlänglich zu leisten, was jene Masse leistet, welche er vertritt. Eine erfundene Intrigue z. B. müsse, so läßt sich fordern, die Wirkung haben können, welche die hundert in Wirklichkeit angesponnenen Intriguen, welche von jener vertreten werden, gehabt haben. Nur scheint mir, mit dieser Forderung dürfe nicht voller Ernst gemacht werden; es giebt (und muß geben) eine gewisse, möchte ich sagen, poetische Convention. Die Oper ist ohne Anerkennung solcher Convention undenkbar. Wollten wir dem Dichter ohne diese Bereitwilligkeit entgegentreten, so

Fassen wir nun die Unterschiede zwischen Geschichte und Dichtung zusammen.

Zu dem Hauptunterschiede, daß

1) der Dichter die Idee unmittelbar in einem Vorgange, in einer That, zur Erscheinung bringt, während der Historiker durch mühsame wissenschaftliche Denkprocesse aus Thatsachen Ideen entwickelt, wobei immer Thatsachen und Ideen, eben weil sie erst vermittelt werden, auch aus einander gehalten werden — tritt

2) in Bezug auf die Vermittelung der Thatsachen unter sich der andere, nicht minder wesentliche Unterschied hinzu, den wir oben mit den Worten bezeichnet haben: „der Historiker causirt, der Dichter motivirt", und welcher folgende Sätze in sich schließt:

a) Der Historiker vermittelt die einzelnen Momente einer Begebenheit und Begebenheiten mit einander causaliter durch Nachweis einer gesetzlichen Wirkung und Folge, der Dichter durch anschauliche Momente, deren Zusammenhang unmittelbar einleuchtet.

b) Der Historiker schafft Verdichtungen und operirt mit Hülfe von Vertretungen; der Dichter kann Vertretungen, weil sie des anschaulichen Inhaltes entbehren, gar nicht in Anwendung bringen, und die Verdichtungen, welche auch er schaffen muß, sind anderer psychologischer Art. Der Historiker verdichtet große Massen von Einzelheiten in gehaltvollen höheren Begriffen, der Dichter wiederum nur so, daß in einer anschaulichen Thatsache der Sinn und Werth sehr vieler Thatsachen mit einem Schlage geboten wird.

---

würden die größten Tragödien dem vernichtenden Tadel um so weniger entgehen, als es sich meist gerade um die Motivirung des tragischen Zusammenstoßes oder des Ausganges handelt. Nur unter der Voraussetzung, daß eine Scene etwas bedeuten könne, was sie eben nur andeutet, nicht wirklich hinstellt, ist der Anfang des Lear, der Räuber, ist die Scene mit dem Tuche in Othello, mit dem Briefe in Kabale und Liebe, mit der unterbrochenen Post in Romeo und Julie gerechtfertigt.

VI.
Dichtung in Prosa.

Kein Zug unterscheidet die schöne Litteratur der neuern Völker gegen die der alten so augenscheinlich als die Novellen und Romane in Prosa. Sie sind für uns von so großer Wichtigkeit, daß nicht nur der Litterarhistoriker ihnen einen weiten Platz einräumen muß, sondern auch der Aesthetiker nicht umhin kann, ihnen in seinem Systeme eine Stelle anzuweisen. So bedeutend sie nun auch für das geistige Leben der letzten Jahrhunderte gewesen sind, und obwohl sie heute eine ganz hervorragende Rolle spielen, so scheinen doch die Aesthetiker über ihren Werth noch zweifelhaft, ja oft genug wird diese Gattung als zwitterhaft verurtheilt.

Bedenkt man, wie groß der Reiz der Verse ist, und wie wenig Mühe unsern Dichtern die Verse-machen, so kann schon die Bereitwilligkeit, mit welcher Schriftsteller und Leser auf diesen Schmuck verzichten, den genügenden Beweis liefern, daß jene Dichtungen nicht zufälligen Ursachen ihr Dasein verdanken und nicht Erzeugnisse mangelhafter Schöpfungskraft sind. Sie müssen vielmehr als eine nothwendige Entwickelungsstufe der Poesie angesehen werden.

In Poesie und Philosophie begann das staunende menschliche Auge, welches die Welt erfassen sollte, mit dem Himmel und senkte sich allmählich zur Erde, begann mit dem Fernsten und dem Fernen und kam immer mehr zum Nahen und Nächsten. So ist die älteste Poesie Götter- und Heroen-Dichtung und steigt allmählich in das menschliche Getriebe hinein. Die Novellen und Romane (wie auch das bürgerliche Drama) verlassen die höheren Lebensbethätigungen der menschlichen Gesellschaft und greifen in das sociale, das Familien- und das individuelle Leben. Will man leugnen, daß es hier eine unerschöpfliche Fülle von Gegenständen giebt, welche unser reinstes und höchstes Mitgefühl erwecken, Ideen, welche die idealste Gestaltung zulassen? Jener unendliche Kreis von Gemüthsbewegungen, welcher nicht unmittelbar in die Geschichte gehört, aber den Zustand des Nationalgeistes ausmacht, das Einzelne, in

welchem der Gesammtgeist, die Institution, die Cultur und Civilisation einer Zeit sich bethätigt, muß wohl einen allgemein menschlichen Gehalt haben und poetischer Idealisirung fähig sein. Ja, hier hat die Poesie ihre größte Aufgabe, nämlich die, im Verkehr, wie Bedürfniß und Nothwendigkeit ihn bedingt, also in der eigentlichen, gemeinen Prosa des Lebens die Poesie, die Idealität, zu enthüllen.

Weil es nun darauf ankommt, den rein prosaischen Stoff zum poetischen Bilde zu gestalten, so kann hier auch der Mechanismus des menschlichen Handelns und Treibens, auch alles, was wie Staatsformen und Einrichtungen und Gesetze und Convention von umfassenderer und beschränkterer Geltung den Menschen unfrei macht, ihn treibt und drängt, so kann der ganze Niederschlag der Geschichte, der, an sich todt, der fortwährenden Belebung durch geistige Bethätigung bedarf, so kann nichts, was zur nackten Wirklichkeit gehört, aus dieser Art der Dichtung ausgeschlossen werden. Nicht nur die Bosheit, auch die Rohheit findet hier Zugang.

Wo ist denn nun die Grenze zwischen solcher Dichtung und — ich sage nicht der Geschichte, sondern den Criminal-Erzählungen und den alltäglichen Lebenserfahrungen?

Diese Frage zu beantworten, kann schwer sein. Daß aber ein Unterschied besteht, und zwar ein schneidender, sagt uns das Gefühl, mit welchem wir eine große Anzahl von Novellen und Romanen lesen.

Wesentlich mag Folgendes sein. Wenn uns gerichtliche Aktenstücke und Begegnungen oder Erfahrungen zeigen, wie gemein, wie schwach und unfrei der Mensch ist, so soll die Dichtung zeigen, wie im Gegentheil der freie Mensch gegen die Schranken, in welche er gezwängt ist, machtvoll ankämpft, um sie zu durchbrechen oder daran zu Grunde zu gehen. Auch hier herrscht die ganze Tragik mit allen ihren Gesetzen und in voller Strenge und Macht, nicht anders als bei Aeschylus; der einzige tragische Held, Prometheus (der einzige, obwohl höchst vielgestaltige Held) tritt auch in jedem Roman und in jeder Novelle auf: der Mensch im Kampfe mit seinem Schicksal. So proteusartig der Mensch, so vielgestaltig ist auch der Gott

oder das Schicksal, gegen welches er anzukämpfen hat, und welches wesentlich selbst ein menschliches, ja des Helden eigenes Werk ist. Zwischen dem Helden des Romans und dem des Dramas ist kein so wesentlicher Unterschied; nur der Widerstand, welcher ihm entgegentritt, ist hier und dort ein anderer, und demgemäß ist dann auch die Weise der Vermittelungen eine andre. Der Glanz des idealen Scheines ist gedämpft; nur stellenweise bricht er ungehemmt hervor. Viele Einzelheiten sind an sich ganz unpoetisch, ganz und geradezu der Wirklichkeit entnommen; nur der größere Zusammenhang, in welchen sie verwoben sind, die weiteren Umrisse des poetischen Bildes, innerhalb deren sie gestellt sind, nehmen ihnen die Stumpfheit und Starrheit, verleihen ihnen Glanz und schöne Beweglichkeit.

Realismus ist der Grundzug der Novellen und Romane, und man möchte behaupten, daß das Maß ihres Werthes nicht so sehr von der Erfüllung aller dichterischen Forderungen abhänge, als davon, wie sehr der Kreis von Charakteren, Verhältnissen und Ereignissen, innerhalb dessen uns ein poetisches Bild aufgerollt wird, der Wirklichkeit gleich kommt. Wie in der Baukunst alle Pfeiler, Säulen und Balken und Wände, indem sie in schönen Verhältnissen zu einander stehen und ein schönes Ganzes bilden, doch auch einen realen Dienst leisten nach mechanischer Gesetzmäßigkeit, und zwar nicht versteckt, sondern ganz offenbar den Dienst, den sie leisten, zur Schau stellend, so mögen auch im Roman alle Theile nach den Gesetzen und Formen der Wirklichkeit zusammenhängen und müssen doch als Ganzes und darum in diesem Ganzen auch an sich als schön erscheinen.

Wie der Roman vermag, was das Drama nicht würde, gemeine Bausteine zu verwenden und einen poetischen Bau hinzustellen, das würde sich nur zeigen lassen, wenn auf die verschiedene Technik beider genauer eingegangen würde, was an diesem Orte nicht geschehen kann. Nur an den Grund-Unterschied werde erinnert. Das Drama führt vor die äußern Sinne, der Roman nur vor den innern Sinn. Darum wird der Geist vom Roman theils in schwächerer Abhängigkeit gehalten, theils zu größerer Selbstthätigkeit angeregt. Alle Kunst

des Romans besteht nun darin, das Gemeine so hinzustellen, daß es sich dem Geiste so wenig fühlbar wie möglich macht, das Ideale dagegen fortwährend in wirksam erregender Kraft zu erhalten, so daß das Gemeine vom Idealen ununterbrochen zerschmolzen wird.

Von der Geschichte aber bleibt der Roman gerade so fern, als er einerseits mitten in der Poesie steht, andrerseits aber das persönliche Leben der Individuen auffaßt. Was ist denn aber ein historischer Roman? Der Roman hat ja nothwendig immer eben so wohl die allgemein menschlichen Gefühle und Beziehungen zum Gegenstande, als er auch gewisse historische Zustände nothwendig voraussetzt. Wir nennen aber einen historischen Roman einen solchen, der uns den Einfluß großer geschichtlicher Ereignisse auf ein Familien- und persönliches Leben, ihren Eingriff in dieses darstellt, wobei auch wohl die geschichtlichen Persönlichkeiten in ihren persönlichen Beziehungen und Gefühlen vorgeführt werden. Auch hier bleiben wir der eigentlichen Geschichte fern, welche nur den Hintergrund des Gemäldes liefert.

Es ist schon angedeutet, was doch noch ausdrücklich gesagt werden mag, daß Alles, was hier von Roman und Novelle gesagt ist, auch für das prosaische Drama gilt. Der Unterschied liegt nur in der specielleren dichterischen Form.

VII.

Anhängende Schönheit der Redewerke.

Wir haben in den frühern Paragraphen die wissenschaftlichen Werke allseitig von der Kunst abzusondern gesucht. Es sei hier noch einmal daran erinnert, daß dies aus den zwei Hauptgründen geschehen ist: erstlich, daß die Wissenschaft das Wahre und nicht das Schöne will, und zweitens, daß sie an sich gar nicht die Aufgabe hat, darzustellen, während Darstellung gerade Sache der Kunst ist. Hier liegt es uns ob, nachzuweisen, inwiefern dennoch Elemente der Schönheit sich auch in der Wissenschaft geltend machen können.

Freilich nicht im Wissen an sich. Aber nicht bloß soll das Gewußte auch mitgetheilt werden, was nur durch Darstel-

lung geschehen kann; sondern nach der Natur unseres Bewußtseins, welches ja nicht ohne Unterbrechung den gesammten Inhalt unseres Geistes gegenwärtig haben kann, wird es für den Wissenden selbst unerläßlich, so oft er sich selbst seine Wissenschaft vergegenwärtigen will, sich dieselbe darzustellen, wobei er gerade so zu verfahren hat, als ob er einem Andern mittheilen, also darstellen wollte. Nicht zum Besitze der Wissenschaft, aber zur Energie des Wissens (um in diesem Augenblick etwas zu wissen) gehört also nothwendig Darstellung.

Jeder, auch der kleinere Kreis wissenschaftlicher Bestimmungen oder Erkenntnisse ist ein aus mannichfaltigen Vorstellungs-Geweben zusammengesetzter Organismus. Da ist immer ein Central-Kreis, um den sich nach vielen Richtungen hin andere Kreise lagern, die unter sich und mit dem Centrum in mannichfacher Beziehung stehn. Klar und deutlich denken, das heißt jene vielen Vorstellungen, welche ein Erkenntniß-Ganzes bilden, mit ihren vielen gegenseitigen Beziehungen in scharfer Sonderung und fester Fügung dem Bewußtsein vorführen. Hierbei möchte man eine wissenschaftliche Phantasie anerkennen, welche der eigentlich so genannten Thätigkeit, der Schöpfung von Bildern, insofern analog ist, als es sich auch hier um Anordnung (verschieden von Zusammenfassung, überhaupt von der denkenden Thätigkeit) von Theilen zu einem Ganzen handelt, welches erst im Geleite dieser Anordnung von dem auffassenden Denken ergriffen werden kann. Im producirenden Geiste erzeugt eben das Denken zugleich die Anordnung, im receptiven Geiste ermöglicht die Anordnung das Verständniß.

Wie nicht ohne Phantasie der Hergang einer Schlacht gut beschrieben werden, ja, nicht ein Zimmer mit seiner Einrichtung oder ein noch einfacherer Gegenstand in Worten dargestellt werden kann, so erfordert es in gleicher Weise Darstellungs-Kunst, ein Gedanken-Gewebe oder einen begrifflichen Organismus in Sprache auszudrücken. Es ist dies zwar nur eine anhängende Kunst, da sie nicht den Inhalt des Wissens berührt; aber sie berührt aufs innigste die Thätigkeit des Bewußtseins.

Anhängende Schönheit wollen wir definiren als eine Form, welche, indem sie den Sinnen wohlthut und angenehm

ist, nur den utilistischen Zweck des Gegenstandes, an welchem sie erscheint, zur Erscheinung bringt. Die Form der Vase z. B. ist schön, wenn die Schwingung der umschreibenden Linie dem Auge gefällig ist und zugleich die Bestimmung der Vase offenbart, etwas aufzunehmen, in sich zu fassen.

Demnach wäre eine schöne wissenschaftliche Darstellung eine solche, welche einerseits die auffassende Thätigkeit begünstigt, erleichtert (die zur Apperception geeigneten Vorstellungsmassen mit Bestimmtheit in Bewegung setzt und Organe der Apperception heraushebt, welche die Vermittelung zwischen jenen Vorstellungen und dem zu appercipirenden Stoff sichern und beschleunigen), andererseits die objective Gliederung des wissenschaftlichen Gedanken-Inhalts rein und klar hervortreten läßt.

Die letztere Beziehung ist allerdings die wesentlichere. Eine stumpfe Darstellung, in welcher der Gegensatz, der Fortschritt in seinen Krümmungen wie in seiner geraden Richtung, die Sonderung und die Zusammenfassung, die Ueber- und Unterordnung, das größere und geringere Gewicht der Momente u. s. w. nicht ihren scharf geprägten Ausdruck finden, ist ohne Weiteres unschön. Diesen Forderungen könnte indessen derartig genügt werden, daß die Auffassung immer noch eine schwierige, anstrengende Arbeit wäre. So muß denn, wenn die Darstellung schön werden soll, zur objectiven noch die andere, subjective Rücksicht auf den Empfänger hinzutreten.

Wo Schönheit anerkannt werden soll, muß Genuß sein. Der Genuß aber, den die wissenschaftliche Darstellung gewähren soll, kann nur ein solcher sein, der aus der Thätigkeit des auffassenden Verstandes erfolgt. Daß auch der theoretischen Verstandes-Thätigkeit ein Genuß inwohnen kann, beweist der Witz. Denn, ohne daß wir nöthig hätten klar einzusehen, worauf die Freude am Witz beruht, ist so viel gewiß, daß derselbe gefällt und eine Bewegung des verständigen Bewußtseins in sich schließt. Auch ist schon im ersten Paragraphen darauf hingewiesen, daß, wie jede leibliche Bewegung, so auch jede des Bewußtseins ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl erweckt. Der gute wissenschaftliche Darsteller versteht es, so zu reden, daß alles was er bietet, mit allem was sich im Leser vorfindet, sich leicht

vereinigt, daß er überhaupt Apperceptions-Processe, Gedanken-Bewegungen einleitet, welche der Organisation des Bewußtseins zusagen. Er besitzt den Zauberstab, durch dessen Berührung der Kopf des Lesers productiv, Gedanken-schaffend wird. Der Genuß der Zeugung würde aber verkümmert, wenn vielmehr die Ermüdung der Arbeit gefühlt wird. An der Hand des Autors soll der Leser auf ebenem, ununterbrochenem Wege geführt werden und muß nicht jeden Augenblick genöthigt sein, über Gedanken-Klüfte und Gedanken-Berge zu springen. Er will auch nicht durch jedes seichte Gewässer waten und über jeden losen Sand- und Maulwurfs-Haufen schreiten, sondern vom Autor schnell hinübergehoben sein (was durch geschickte Verdichtungen und Vertretungen ermöglicht wird).

Doch jene doppelte Beziehung erschöpft (vielleicht die Güte, aber gewiß) die Schönheit der Prosa noch nicht. Eine weite Strecke mit geebneten und strenge Figuren zeichnenden Wegen zu durchwandeln ist noch kein schöner Spaziergang, wenn die weite Strecke öde ist. Das bloße Gefühl angemessener Bewegung und frischer, stärkender Luft wird dankbar genossen, aber nicht schön genannt. Das Gemüth verlangt noch besondere Anregung. Auch diese gewährt die schöne Prosa.

Wer's nicht fühlt, dem kann man's nicht geben. Ich aber meine: die Gedanken leben und erscheinen wie Personen, handelnd und fühlend. Wenn uns schon die leblosen Dinge ein Gefühl der Theilnahme abzwingen, um wie viel mehr müssen es die Gedanken! Wie leicht müssen *sie* uns als Persönlichkeiten gelten, in denen wir unsere eigene Persönlichkeit besitzen, in denen wir uns als diese individuelle Wesen fühlen. Was einem unserer Gedanken begegnet, trifft ein Glied unseres Geistes.

Wer's nicht in sich erfahren hat, mag es und muß es für Phantasterei halten: Unser Bewußtsein ist eine Bühne, auf der Gedanken ihre Tragödie und ihre Komödie (auch der Irrungen) agiren, und dieses Schauspiel ist unser Ich. Das ist aber auch für uns gar nichts Wunderbares; denn die Helden des Dramas, gelesenen oder aufgeführten — gleichviel, sind sie für uns anders als eben so, daß sie unsere Gedanken sind? Ist die

Bühne für uns nicht dadurch vor uns, daß sie in uns ist? Spielt also doch in Wahrheit jedes Drama nur in unserm Bewußtsein, so mag auch unser Bewußtsein immer eine Bühne sein. Wir fühlen die Gedanken-Schritte, wir fühlen die Gedanken-Schicksale, wie sie gegen einander stoßen, sich an einander zerreiben, sich freundlich einander anziehen u. s. w. Wer noch nicht gefühlt hat, wie eine Kritik eine gute (obwohl undramatische) Tragödie sein kann, der weiß nicht, was eine gute Kritik ist; und ein Begriff ist ein Charakter, der im Fortgange der Abhandlung seinen Charakter entfaltet. Es fehlt auch nicht an Peripetieen und Katastrophen.

Hierin also liegt die Schönheit der Prosa, abgesehen von ihrer objectiven und subjectiven Angemessenheit, daß wir das zu fühlen bekommen, was den Gedanken widerfährt. Der Styl aber ist verschieden. Anders wirkt Iphigenie, anders Richard III und Hamlet. Der Gang ist langsamer und schneller; der Schluß ist von Anfang an sichtbar oder tritt überraschend auf; das anfänglich Gegebene scheint arm und schwach, und wächst zusehends von innen heraus an Kraft, und erweist sich als reich und stark, oder es erhält aus der Ferne Hülfe, welche aber, obwohl fern, mit Nothwendigkeit heranzieht, durch innere Verwandtschaft getrieben. Ein schmaler Bach schwillt an zum mächtigen Strome. — Fragen setzen in Affect, lang unterhaltener Zweifel erregt Bangigkeit; man geräth an einen Abgrund, und da heißt es: verzweifeln oder entsagen; plötzlich öffnet sich eine lichte Aussicht vor uns, die sich doch vielleicht bald wieder schließt oder auch glücklich erweitert. Ein Fund, gesucht oder unerwartet gefunden, wird allseitig betrachtet. Man schreitet in gerader Linie vorwärts oder kehrt in immer reizvollen Windungen ungeahnt zu demselben Mittelpunkte zurück, von dem man sich zu entfernen schien.

Kurz, es giebt Gedanken-Rhythmen und Gedanken-Melodieen und eine Gedanken-Plastik.

Fern aber bleibe, hier wie in aller Kunst, das pathologische Interesse. Wem nur gefällt, was Wasser auf seine Mühle ist, und weil es dies ist, wird nie die Schönheit der wissenschaftlichen Prosa fühlen. Reinheit der Gesinnung, frei von Egoismus

und Hingebung an die Sache, Güte, ist erste Bedingung für Aufnahme der Schönheit wie der Wahrheit.

Darum kann ich die rhetorische Prosa so hoch nicht stellen, wie die wissenschaftliche. Ihr ausgesprochener Zweck ist es, den Hörer in Affect zu setzen, pathologisch zu berühren. In allem was sie der Wissenschaft und der Geschichte entlehnt, sollte sie zwar diesen gleich stehn; und durch das was sie außerdem noch hat, erweist sie sich als Dichtung in Prosa; sie sondert sich jedoch von allen diesen durch die Absicht. Das gestaltet sich aber freilich, wenn wir Demosthenes und Cicero lesen, für uns ganz anders. Für uns sind diese Staatsmänner nicht verschieden von dramatischen Helden; wir genießen ihre Reden wie die des Thukydides als Kunstwerke, und zwar (weil hier alle Gefühlsmomente aufs entschiedenste aus den Gedanken hervorbrechen, und darunter gerade die höchsten und mächtigsten: Patriotismus, Liebe zur Freiheit und zum Recht, und weil alle erzählten Thatsachen zum Bilde gestaltet sind, das unsere Phantasie und unser Gemüth aufs lebhafteste ergreift) als die vollendetsten Redewerke in Prosa. Ich sage nicht, daß uns darum Demosthenes größer erscheint, als er wirklich war; aber er wirkt auf uns anders, als er wollte und als er auf seine Hörer wirkte; nämlich für uns ist er, der Staatsmann war, reiner Künstler, oder vielmehr reine Poesie. Darum ist der Wettkampf eines lebenden Redners mit ihm ein völlig ungleicher, eigentlich ein unmöglicher, undenkbarer.

VIII.
Schönheit in der Natur und im Leben.

Wenn auch schön im eigentlichsten Sinne nur die Kunst heißen kann, so muß doch schon aus den letzten Paragraphen klar geworden sein, inwiefern auch in der körperlichen und geistigen Wirklichkeit Schönes genossen wird und anerkannt werden muß. Dichtung in Prosa und schöne Prosa wäre unmöglich, wenn uns nicht häufig das Wirkliche unmittelbar wie ein Kunstwerk als schön anmuthete. Der Hauptpunkt ist schon ausgesprochen. Das Wirkliche ist an sich häufig sehr vollkommen, gesund, wahr, gut. Wir können es aber auch unter dem Ge-

sichtspunkte der Kunst betrachten, und es kann dann schön erscheinen: ein Kunstwerk der Natur und des menschlichen Lebens.

Es ist zunächst nur rein ästhetische Bildung, Empfänglichkeit für Formen und Verständniß für ihren Sinn, was uns auch in der Wirklichkeit Schönes genießen läßt und sie schön zu gestalten treibt. So viel scheint nun damit gewonnen, daß durch die ästhetische Bildung die gemeine Genußsucht, welche egoistisch ist und das Object zerstört, überwunden wäre. Der niedrige Genuß ist materiell; denn er geht auf die Wirklichkeit, auf das, wodurch das Dasein des Gegenstandes bedingt wird; er ist chemischer und physiologischer Natur und besteht in der Mischung von Stoff mit Stoff. Das gilt auch mit geringer Abänderung von der unkörperlichen Befriedigung der Leidenschaft, die immer auf das Wohlergehn gerichtet ist. Das ästhetische Interesse dagegen wird durch die formalen Verhältnisse befriedigt. Schlimm freilich, wenn die formale Befriedigung nur dazu dient, den materiellen Genuß um so heißer ersehnen zu lassen*); schlimm, wenn selbst der geistige Genuß seinen Abschluß erst (wie Mephistopheles meint) in der Befriedigung sinnlicher Lust finden soll. — Ein andrer, ebenso großer Uebelstand und mit dem soeben angedeuteten oft verbunden ist der, daß die Gewöhnung, das Schöne zu suchen und zu genießen, eine Gleichgültigkeit gegen Inhalt und Wirklichkeit erzeugt, welche der Wahrheit und Sittlichkeit gefährlich wird. Doch krankhaft kann alles werden; und jener einseitige und feige Aestheticismus, den wir in manchen Zeiten zu beklagen finden, ist nur Symptom und Folge einer Geistes-Krankheit, die ihren Heerd ganz wo anders hat.

Doch hiervon war schon die Rede (in § I Schluß), und an dieser Stelle ist die Frage nicht sowohl, wie entwickelter Schönheitssinn im Leben wirkt, auch nicht wie sich die Schönheit mitten innerhalb der Praxis ihr Reich gründet, wie sie jedes Werkzeug und Geräth, Haus und Hausrath und Klei-

*) Die Fabel: „Wie schön schlägt die Nachtigall! — wie schön muß die schmecken!" begegnet leider gar häufig und in viel roheren, verdammungswürdigeren Formen, als Lessing andeutet.

dung, Haltung und Bewegung des eigenen Leibes und den ganzen geselligen Verkehr, Betragen und Unterredung gestaltet, als vielmehr, wie, unter welchen Bedingungen das Wirkliche an sich als schön erscheint. Jenes bildet das Reich der dem Leben anhängenden Schönheit; hier handelt es sich von derjenigen Schönheit, welche der Natur und der Sittlichkeit an sich, nach ihrem eigensten Wesen, zukommen kann.

Ein unabsehbares Fruchtfeld ist nicht schön. Wenn indessen der Wind darüber hinfährt und die starken kornreichen Halme sich neigend Wellen bilden, so gewinnt es schon einen gewissen Reiz. Wenn wir früh durch solche Felder einen Spaziergang machen, — der Himmel blau, die Luft rein, kühl und stärkend, in Thautropfen glitzert die noch niedrige Sonne, die Lerche steigt mit ihrem Tirili, so sagen wir: ein schöner Morgen. Was ist hier schön? es ist ja nicht einmal eine einheitliche Anschauung gegeben! Das Subject, das gar nicht vorhanden ist, wird vertreten durch die Zeitbestimmung. Genauer hieße es: uns ist schön zu Muthe. Wir genießen das Erwachen. — Oder ein Abend-Spaziergang; die Sonne ist unter, der Vollmond geht auf, die Nachtigall schlägt u. s. w. und wir sagen: ein schöner Abend. Wir genießen die Ruhe nach dem Tagewerk. Was wir in uns fühlen, wird uns von der Natur dargestellt, und so nennen wir die Wahrnehmung schön.

So ist überhaupt die Natur schön, insofern sie nicht bloß da ist, sondern uns etwas aus unserm Gemüthsleben darstellt, uns uns selbst entgegenbringt, so daß wir uns in ihr genießen.

Thiere sind schön, wenn sie mit gefälligen Umrissen irgend einen Charakterzug darstellen, wie das Pferd, der Löwe, der Hund (Muth, Kraft, Treue).

Der Verkehr der Menschen, ihr Treiben und Handeln, verhält sich zur Schönheit wie die Natur; nur insofern er uns etwas Gemüthvolles darstellt, ist er schön. Wie das Räderwerk einer Maschine höchstens nur anhängende Schönheit haben kann, so hat auch alles Geschäftsmäßige höchstens die Schönheit des äußern Anstands, äußern Schmuckes. Alles berufsmäßige Arbeiten, alle Erfüllung seiner Pflicht und Schuldigkeit, jede Abhängigkeit und Unterwürfigkeit ist bei aller Ehrlichkeit

und Treue, mit Erfolg und Entsagung, wie sittlich auch immer, doch nicht schön. Schöne, sittsame Hausfrauen, welche pünktlich die Wirthschaft führen und Kinder gebären, während der Mann Schätze sammelt, schöne Nähterinnen, die sich häßlich nähen, um sich zu ernähren, sind nicht schön. — Wirklich nicht? unter allen Umständen nicht? Nicht bloß hundert Romane beweisen das Gegentheil, nicht bloß Schillers didaktische Poesie, sondern auch die Tragik Fausts, der in Gretchens Zimmer tritt. Es kommt auf das Auge an, d. h. auf den innern Sinn, mit dem man alles dies ansieht.

Wie ein bewegtes Kornfeld schon einen gewissen Reiz hat, so kann niemand stumpf bleiben bei dem Anblick von Tausenden sich hin und her bewegender Arbeiter in einer großen Maschinen-Fabrik. Es tritt uns hier die Größe der Kraft des Menschen, seine Herrschaft über die Natur entgegen. Neben dem was unsere Augen sehen, erhält unser Gemüth noch eine Erhebung durch das was sich dort darstellt.

Jede übliche Thätigkeit, die wir beobachten, läßt uns kalt, wie sehr wir sie auch loben. Die Beobachtung einer besondern Geschicklichkeit und Kraft aber schon, selbst des Gauners, der Muth eines Mörders gewinnt uns Theilnahme ab. Aber wo die Erfüllung der Pflicht besonders erschwert war und besonders hohe Sittlichkeit voraussetzt, wo Schnelligkeit des Entschlusses und unmittelbares, kühnes Erfassen des rechten Mittels in besonders schwieriger Lage Rettung brachte, wo Großes vollzogen ward, das nicht zu fordern oder nicht zu erwarten stand, wo Muth sich zu Edelmuth erhob, hohe Kraft in hoher Güte wirkte, da sagen wir mit Recht nicht bloß: das war gut, sondern: das war schön. Hier ward uns dargestellt, was der Mensch ist.

Und nun endlich der erwähnte, stille Lauf des Lebens, die Frau in der gemeinen Prosa des Hauses, der Mann im Geschäft, wie wird hier Schönheit verspürt? Wenn nur erstlich dafür gesorgt ist, daß das absolut Häßliche, der Schmutz, der sich allem Wirklichen ansetzt, weggeschafft ist, daß man das Reine sieht, nicht die Reinigung, und wenn dann das Allergewöhnlichste so gezeigt wird, wie es unmittelbar als Energie

dem Innern der Persönlichkeit entquillt, und wie es darum Zeichen des Charakters ist: so sind wir mit ganzem Gemüthe dabei, sind ästhetisch bewegt; man hat uns den Menschen enthüllt.

Oder vielmehr: wer in der Thätigkeit das Innere sieht, das sich darin verkörpert, der hat den offenbarenden Blick des Dichters, dem ist das Menschen-Leben schön.

Wer aber so handelt, daß er in jede That das erzeugende Innere so greifbar legt, daß jeder für Poesie empfängliche Mensch es mit erfaßt, der ist poetisch handelnd, Dichter in That, eine schöne Seele.

Mit dem vorstehenden Aufsatze sollten begriffliche Bestimmungen und Unterscheidungen geboten werden, welche als Ausgangspunkte für die Litteraturgeschichte dienen und Kategorien zur Bestimmung der Style liefern könnten. Nach oben hin müßte das Gesagte (abgesehen von dessen Unvollkommenheit an sich) durch das ergänzt werden, was ich in dieser Zeitschr. II. S. 279—283 formelhaft ausgesprochen habe und später auszuführen gedenke; nach unten hin wäre die Untersuchung mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Dichtungs-Gattungen fortzuführen, wobei sich auch über das hier schon Berührte Genaueres ergeben würde. Dann erst wäre schließlich die prosaische und dichterische Sprache in Betracht zu ziehen.

Steinthal.

Zur Theorie der Geberdensprache.

Von

Dr. Kleinpaul.

Tot linguae quot membra viro.

I.

Kruse, der taubstumme Lehrer taubstummer Schüler, erzählt folgende merkwürdige Geschichte, welche sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zugetragen hat: Ein taubstummer Knabe, welcher ohne allen Unterricht geblieben war, wurde während seines Herumlaufens in Prag von der Polizei aufgegriffen; man konnte nichts aus ihm herausbringen und schickte ihn in eine für Unglückliche seiner Art bestimmte Anstalt, damit er seine Geschichte erzählen lerne. Nachdem er hier einigen Unterricht genossen, war er im Stande, zu verstehen zu geben, daß sein Vater eine Mühle habe; und von dieser Mühle, der Ausstattung des Hauses und dem Lande rings um dieselbe machte er eine genaue Schilderung. Er gab einen umständlichen Bericht über sein dortiges Leben: seine Mutter und seine Schwester seien gestorben, sein Vater habe wieder geheirathet, seine Stiefmutter ihn mißhandelt und er sei davon gelaufen. Er kannte seinen Namen nicht und ebensowenig den der Mühle, aber er wußte, daß sie von Prag aus gegen Morgen lag. Auf geschehene Nachforschung fand sich die Angabe des Knaben bestätigt. Die Polizei fand seine Heimath, gab ihm seinen Namen und sicherte ihm seine Erbschaft (Chambers Journal).

In der That ist für den Sprachphilosophen nichts interessanter und belehrender, als einen Blick in ein Taubstummeninstitut zu thun und die Mittel zu beobachten, mit welchen diese Unglücklichen einen nicht minder bewundernswerthen Zeichenorganismus entwickelt haben, als die vorzugsweise Redenden. Er wird dann gewahr, daß er hier vor einem oft ebenso geheimnißreichen Gewebe von Beziehungen und Ausdrucksweisen steht, als wenn er im Auslande fremde Zungen reden hört: hundertäugig und tausendarmig erhebt sich die Geberde und die stummen Glieder beginnen eine Sprache, die mit wunderbarer Geläufigkeit blitzesschnell den scheuen Gedanken sichtbar werden läßt. Ja, wenn man bedenkt, daß z. B. im Berliner Taubstummen-Institut 5000 Zeichen in Anwendung kommen, während die Engländer ihren Zungenvorrath doch nur auf 20 mal mehr, d. h. auf 100,000 Stück schätzen und nach Max Müller's Berechnung sich ein gewöhnlicher englischer Bauer oder Feldarbeiter etwa 300 (genau so viel hat ein Geistlicher von einem friesischen Eilande bei einem Tagelöhner seines Kirchspiels gezählt), ein Mann, der eine Durchschnittsbildung hat, 3000 bis 4000, ein großer Redner höchstens 10,000 verschiedener Wörter im täglichen Verkehr bedient; daß nach einer Notiz des Athenäums in Manchester Shakespeare's Henry IV. in Patterson's Zurichtung von Taubstummenzöglingen in Gegenwart ihrer taubstummen Mitschüler und einer hierfür sich interessirenden Anzahl Zuschauer — man kann nicht wohl sagen Zuhörer — aufgeführt wurde, indem sie den Text durch ihre Zeichensprache versinnlichten, welcher das Publicum leicht folgen konnte: so erscheint es fast als ein Zufall, daß die Lautsprache bei uns eine so ausschließliche Geltung gewonnen hat, da es gar nicht zu bezweifeln steht, die Geberdensprache, wäre sie wie die Lautsprache Jahrhunderte lang durch den Verkehr von Millionen ausgebildet worden, sie würde ihr an Vollkommenheit, Bequemlichkeit, Mannichfaltigkeit kaum nachzusetzen sein.

In der That aber ist auch die Geltung der Lautsprache keine so ausschließliche. Es ist bekannt, daß die Geberdensprache bei allen Südländern, namentlich bei den Neapolitanern und Sicilianern, so scharf ausgeprägt ist, daß sie fast beständig

in zwei Sprachen sprechen, indem sie jeden Satz zugleich durch Worte und durch Gesten versinnlichen (A. de Kerio, La mimica degli antichi investigata nel gestire Neapolitano. Neapel 1832); bekannt, daß besonders alle wilden Völker, denen es schwer wird, sich in Worten auszudrücken, sich fast mehr durch Geberden als durch Laute verständigen. Daher kommt es denn, daß, wie man in Chambers Journal und im Ausland 1865, Nov. 18., lesen kann, den nordamerikanischen Indianern so viele Zeichen mit den Taubstummen gemein sind, wobei ich dahingestellt lassen will, ob die Uebereinstimmung allein auf der Natürlichkeit des Zeichens beruht oder ob die Lehrer es nicht vielleicht geradezu von den Indianern entlehnt haben, denn es wäre gewiß eine ganz richtige Praxis, die Taubstummen eine Sprache zu lehren, welche instinctmäßig und unbewußt erfunden worden ist, also jedenfalls den Vortheil der psychologischen Möglichkeit für sich hat. Beide also bezeichnen z. B. das Feuer auf dieselbe Weise, indem sie mit den Fingern Flammen nachahmen, beide den Regen, indem sie die Fingerspitzen der theilweis geschlossenen Hand abwärts biegen, beide drücken den Begriff des Sehens dadurch aus, daß sie die ersten zwei Finger getrennt gleich dem Buchstaben V halten und sie dann von den Augen abstoßen. Daß diese Uebereinstimmung aber sich nicht bloß auf einzelne Zeichen erstreckt, beweisen die eben daselbst erwähnten Fälle, wo z. B. ein Eingeborener von Hawai, in ein amerikanisches Institut gebracht, sogleich mit den Kindern in Zeichen zu sprechen anfängt, ihnen seine Reise beschreibt und das Land nennt, aus dem er kam; oder wo ein taubstummer Knabe Namens Collins zu einigen Lapländern mitgenommen wird, die man sehen ließ und diese dann, während sie sich um andere Menschen nicht im geringsten kümmerten, doch sogleich mit ihm über Rennthiere und Elche zu sprechen beginnen und „lächelten ihm viel zu“.

Es ist wahr, man braucht nicht erst in ein Taubstummen-Institut zu gehen, auch nicht erst nach Neapel und Sizilien zu reisen, um die Geberdensprache zu studiren: schon bei uns auf Markt und Straße, im Wirthshaus und im Gesellschaftssalon, allüberall wo Menschen sind, ja wo nur ein Lebendiges existirt,

bieten sich dem Beobachter die merkwürdigsten Belege dar, wie alle Wesen die ihnen zu Gebote stehenden Organe ausbeuten, um sich ihre guten oder schlechten Gedanken zu verdolmetschen. Allerdings muß man namentlich die Bewegungen lebhafter Menschen, die ausdrucksvollen Geberden der Käufer und Verkäuferinnen, der Markthelfer und Köchinnen ins Auge fassen, aber jeder gebildete Mann ist alltäglich ein Mimiker, so sehr, daß er sich ohne das kaum getraute, den Ruf seiner Bildung zu bewahren; uns Allen sind gewisse Geberden zur Gewohnheit geworden, wir machen sie unzählige Male, ohne nur im Mindesten ein Bewußtsein davon zu haben, daß wir sie machen und warum wir sie machen, es ist eben wie mit der Sprache überhaupt. Wollte uns nun Jemand daran erinnern, so erschienen sie uns vielleicht zu unbedeutend und der Betrachtung unwerth. Quid mihi cum nugis istis?

Aber das ist das Kennzeichen der wahren Philosophie, daß sie auch das Triviale interessant finden und in dem Allergeringsten wissenschaftliche Probleme entdecken kann. Dem Philosophen ist nichts unbedeutend, ihm ist der Gassenjunge, welcher vor seinem Kameraden in bedeutsamer Symbolik die Zunge herausstreckt, ebenso merkwürdig wie der griechische Redner, der in der vollendetsten aller Sprachen Leuchtkugeln des Witzes und des Spottes steigen läßt; der Subalternbeamte, welcher seinen Vorgesetzten durch Hutabnehmen grüßt, ebenso der Erklärung bedürftig wie der Lictor, welcher vor dem Consul die fasces herträgt. Manche Leute denken eben immer, andere nur zu gesetzten Zeiten.

Wir haben die Mimik des Lebens, diese Sprache des ganzen Menschengeschlechtes, die Sprache, mit deren Hülfe Eskimo's und Mohren, Hottentotten und Tataren conversiren, die Sprache, welche es dem Handwerksburschen, welcher kaum sein Deutsch ordentlich versteht, möglich macht, mit fremden Nationen zu verkehren, wir haben diese eigentliche Weltsprache ebenso wissenschaftlich zu classificiren, wie es mit den Typen des Sprachbau's, mit den isolirenden und flectirenden Sprachen geschehen ist. Es sei uns vergönnt, im Folgenden einige Gesichtspunkte flüchtig zu bezeichnen und in zwangloser Weise

etliche der geläufigsten Geberden dabei zu deuten: nihil humani a me alienum puto.

II.

Es könnte fraglich sein, ob die Leitrufe der Fuhrleute an das Zugvieh: hü! hüst! hott! u. s. w. eine gewisse symbolische Bedeutung haben, die beiden letzten sollen wohl rechts und links bedeuten. Mir scheinen sie doch an sich bedeutungslose Laute zu sein, nur dadurch significativ, daß sich der Fuhrmann vermittelst ihrer seinen Pferden bemerklich macht. Denn es ist die einfachste Form der Geberdensprache, daß man, ohne irgend etwas ausdrücken zu wollen, einen sinnlichen Eindruck auf einen Andern hervorbringt, nur um dessen Aufmerksamkeit zu erregen, die ja nach Rain de Biron die Bedingung jeder Wahrnehmung ist. Der, welcher aufmerksam gemacht wird, bekommt dann entweder die Mittheilung, weshalb es geschehen ist, oder er muß sich den Grund davon selbst hinzudenken.

Einen sinnlichen Eindruck, denn kein Sinn wird geschont, sondern, wo der Andere nur zu fassen ist, da packt man ihn, um sich ihm aufzudrängen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man in Gesellschaft Einen, dem man etwas sagen will, am Rocke zupft oder ihm auf die Schultern klopft:

aliquis cubito stantem prope tangens inquiet
Hor. sat. 2, 5, 42;

es hat ganz dasselbe zu bedeuten, als wenn man ihn bei seinem Namen oder wenn man he! rufen würde; man will eben nur seine Aufmerksamkeit rege machen, denn ohne diese hörte er uns nicht. Eben dazu dienen ja auch die Alarmvorrichtung beim Nadel-, der Weckapparat beim chemischen Drucktelegraphen, während bei den Morse'schen Telegraphen ein besonderer Weckerapparat nicht nöthig ist: das Aufschlagen des Schreibstiftes bringt ein solches Geräusch hervor, daß dasselbe zur Erweckung der Aufmerksamkeit auf der entfernten Station ausreicht. Will der Telegraphist eine Depesche geben, so ruft er die betreffende Station durch wiederholtes Anschlagen des Schreibstiftes; der gerufene Telegraphist antwortet: „Ich bin bereit“ und läßt das

Uhrwerk seines Apparates los, und nun beginnt die Correspondenz.

Bei den Römern scheint besonders das Ohrläppchen die Zielscheibe eines derartigen Angriffs gewesen zu sein, ohne den selbst der Gott Apoll nicht auskommen kann:

> cum canerem reges et proelia, Cynthius aurem
> vellit et admonuit Virg. ecl. 6, 3.

Aber nicht bloß Menschen und Götter, sondern auch die Thiere kennen diese Art der Geberdensprache. Wenn z. B. mein Lieblingshund beim Essen neben mir sitzt, so kommt es nicht selten vor, daß er mit seiner Nase an meinen Arm stößt, damit ich seiner nicht vergesse. Die Ameisen, Bienen u. s. w. machen sich durch ihre vielgestaltigen Fühler, die Spinnen durch ihre Fußspitzen untereinander bemerklich; gerade so wie Nestor den Diomedes (Il. κ, 158), oder Telemachos den Peisistratos (Od. ο, 45) durch einen Stoß mit der Ferse aus dem Schlafe weckt. Wir klatschen in die Hände, wenn wir uns verirrt haben, wir feuern in der Wüste eine Pistole oder auf Schiffen Kanonen ab, damit Andere es vernehmen und uns aus der Noth helfen; Andere nur unsere bloße Existenz errathen zu lassen, das ist das Einzige, was uns übrig bleibt, es sieht recht aus wie wollen und nicht können. Odysseus pfeift dem Diomedes, nachdem er die Rosse des Rhesos weggetrieben hat, wo ausdrücklich das Pfeifen als ein Reden bezeichnet wird:

> ῥοιζησεν δ᾽ἀρα πιφαυσκων Διομηδεϊ διῳ Il. κ, 502.

Verschiedene Insekten entwickeln Licht, um ihr Nahen oder ihre Gegenwart anzuzeigen; Vögel sträuben die Federn, Menschen erheben die Hände, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: kurz alle Sinne, die den Anderen mit der Außenwelt in Verbindung setzen, werden erregt, um ihm anzuzeigen, daß er sie gebrauchen solle.

Sehr oft macht man die Leute aufmerksam, um sie zu warnen, um sie von irgend etwas zurückzuhalten. In großen Gesellschaften, wo man viele Dinge nicht laut sagen kann, zupft

wohl eine feine Mutter ihr Kind und giebt ihm dann durch einen Blick zu verstehen, daß irgend etwas am Anzuge nicht in der Ordnung ist. Es genügt aber auch hier oft, den Betreffenden eben überhaupt aufmerksam zu machen, damit er sein eigenes Thun bedenke und die Gefahr oder Unziemlichkeit desselben selbst errathe. Nun hierher gehört die Gemsenvorhut in Schiller's Tell 1, 1:

Die spitzt das Ohr und warnt
mit heller Pfeife, wenn der Jäger nah't.

Oder wenn die Studenten im Colleg wegen des zu schnellen Dictats nicht nachkommen können, wenn sie ein Wort nicht verstanden haben, so fangen sie mit den Füßen an zu scharren, wie mir scheint, nicht um etwa symbolisch eine gehinderte Bewegung anzudeuten, sondern rein, um sich dem Professor bemerklich zu machen; dieser merkt dann selbst leicht, woran es fehlt, ebenso wie der Kellner, wenn die Gäste mit den Deckeln an dem Bierglas klappern, oder wie der Regisseur, wenn das Publikum vor Beginn des Stückes ungeduldig mit den Füßen pocht. Schon etwas Conventionelles liegt darin, wenn in Neworleans jeder Nachtwächter, sobald er an die Ecke gekommen ist, seinen Stock dreimal fallen läßt, zum Zeichen, daß er da sei.

III.

Wenn bei dieser ersten Form der Geberdensprache das Gewicht darauf zu legen war, daß alle Mittheilung hier durchaus nur in der Nöthigung zur Aufmerksamkeit auf eine Mittheilung bestand, daß der Betreffende wie dort Diomedes und Peisistratos gleichsam immer nur aus dem Schlafe geweckt wurde, von welchem sein Bewußtsein befangen war: so folgt nun naturgemäß die eigentlich mittheilende Geberde, wo wirklich ein reales Verhältniß ausgedrückt und bezeichnet wird. Es gehört hier oft ebensoviel Combinationsgabe dazu, das mimische Zeichen zu erfinden, als die Bedeutung desselben zu verstehen. Um es zu erfinden und es dieses erste Mal zu verstehen. Denn freilich, nachdem es einmal erfunden ist, wird es con-

ventionell, und der Sprechende gebraucht's, der Angesprochene versteht's, ohne den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu ahnen. Dieser aber ist es, auf den es uns ankommt: wir sind Etymologen der Geberdensprache.

Freilich giebt es Fälle genug, wo kein solcher ursprünglicher Zusammenhang vorhanden, das Zeichen also von Anfang an conventionell gewesen ist. Wir sind ja oft genug dabei, wenn solche Zeichen vielleicht nur für eine kurze Frist eingesetzt werden. In einer Versammlung sagt der Präsident: Jeder, welcher für den Vorschlag stimmt, erhebe sich, hebe die Hand in die Höhe, nehme die Mütze ab u. dgl. In der Schulstube streckt der, welcher es weiß, die Hand empor. Ein Kanonenschuß verkündete in Jeddo, daß ein Todesurtheil vollstreckt sei. Schiffe, die in Häfen einlaufen oder sich einander begegnen, grüßen durch mehrere blinde Kanonenschüsse, welche das begrüßte Schiff mit einer geringeren Anzahl von Schüssen erwidert. Auch Forts werden von Schiffen, die in deren Häfen einfahren, salutirt und antworten. Dergleichen Zeichen haben nun, nachdem sie bekannt geworden, dieselbe expressive Kraft wie die naturwüchsigen, aber es fehlt ihnen ganz der sinnige Reiz der letzteren, man erkennt so deutlich die nichtssagende Willkür gegenüber der stillen Naturnothwendigkeit; es muß ein recht lächerlicher Mann gewesen sein und er muß ein recht großes Bedürfniß gehabt haben, sich geltend zu machen, der seinen Sclaven Ἀλλαμην nannte.

Indessen hiervon abgesehen, wird man wohl behaupten können, daß erst diese expressive oder significative Geberdensprache den Namen einer Sprache überhaupt verdiene, denn diese setzt eben voraus, daß wirklich ein Gedanke ausgedrückt und verdeutlicht wird. Es ist z. B. eine große Verwirrung der Begriffe, Interjectionen zu der Sprachmaterie zu rechnen, denn diese sind ja ganz unwillkürliche, ich möchte sagen Reflexbewegungen der Kehle, wobei an eine absichtliche Mittheilung nicht im Entferntesten zu denken ist. Klopfe ich ferner meinem Kameraden auf die Schulter, um ihm etwas ins Ohr zu sagen, so ist zwar die Absichtlichkeit des Klopfens nicht zu leugnen, wohl aber die Mittheilung, denn diese soll eben erst folgen: es

ist nur die Vorbereitung auf eine Mittheilung, nicht selbst eine Mittheilung, also auch streng genommen keine Sprache, denn diese ist die Offenbarung des Gedankens, die im Urtheil vollzogen wird.

Da wir nun unter Urtheil die Verbindung von Subject und Prädicat durch die Copula verstehen und zwar eine Verbindung, daß, was hier subjectiv in Subject und Prädicat geschieden ist, als objectiv identisch, mithin in der Wirklichkeit das Prädicat längst im Subject vorhanden gedacht wird: so entsteht nun die Aufgabe, zu zeigen, wie mit Hülfe der Geberde Subject und Prädicat versinnlicht und dem Angesprochenen durch eine Aussage eine wirkliche Erweiterung des Wissens geboten wird. Es kommt alles darauf an, die objective Identität von Subject und Prädicat zu fassen: hier liegt das Geheimniß des Denkens wie der Sprache.

Wenn ich meine Faust balle, auf Jemanden losgehe und drohend den Arm erhebe, so ist das eine sehr naive Sprache, die der Andere wohl versteht. Und doch ist hier kein Urtheil, sondern die noch nicht in Subject und Prädicat zerlegte objective Identität selbst gegeben; man kann eben die ganze Welt als ein Urtheil implicite auffassen. Ich zeige mich dem Andern, wie ich im Begriffe bin zu schlagen: ich selbst erscheine ihm als ein solcher, objectiv, realiter: seine Gedanken erst werden mich in Subject und Prädicat zerfällen und die von mir repräsentirte Wirklichkeit verstehen. Bin ich selbst das Subject, mit dem das Prädicat in der Vorstellung identificirt werden soll, so ist es eben das Einfachste, diese Identität gleich in mir selbst leibhaftig darzustellen; was wir in der Lautsprache erst zertheilen müssen, um es zu verbinden, erscheint hier schon verbunden von Anfang an.

Was ist es aber, höre ich fragen, wenn hier bloß die reine, an sich unbegriffene und eben erst zu begreifende Wirklichkeit gegeben wird, was diese Darstellung der Wirklichkeit zur Sprache macht? Ist denn nicht die ganze Wirklichkeit des Universums eine Sprache, ein Buch, wie man sie oft bezeichnet hat? Ich sehe einen gereizten Buben wüthend einem andern Buben nachlaufen, schon die Hand zum Schlag erhoben. Auch

dieser Bube sagt mir, er ist im Begriff zu schlagen. Wodurch unterscheidet sich nun dieser Fall von dem vorigen? Thut der etwas mehr, der sich drohend vor mich hinstellt, wenn ich mich an seinem Eigenthum vergreife? Ja, er thut etwas mehr, denn er will, daß ich ihn verstehen soll, während Jener vielleicht gar nichts davon weiß, daß ich ihn verstehe; die Absicht der Mittheilung ist es, welche die eine Geberde von der andern unterscheidet, während sie vielleicht an sich ganz gleich sind. Die Sterne, welche in ihren Sphären tanzen, sprechen auch eine Sprache und keiner der Philologen mag sie ergründen, aber sie tanzen und kümmern sich nicht darum, was wohl das Auge, welches andächtig und ahnungsvoll hinaufschaut, in ihnen lesen mag.

IV.

Durch die vorstehenden Betrachtungen werden wir nun einen tieferen Blick in das Wesen der Geberdensprache gewonnen haben und die Gesten, mit denen wir so oder so unsere eigenen Zustände bezeichnen, als implicite gegebene Prädicate verstehen können.

Als Zeus der Thetis mit Worten versprochen hatte, ihre Bitte zu erfüllen, da neigte er zur Bekräftigung seiner Rede das unsterbliche Haupt Il. α, 528, denn das bleibt nicht unerfüllt, was Zeus durch Kopfnicken bestätigt hat (daraus, daß, während die Geberde sich offenbar auf das ganze Haupt bezieht, v. 528 nur die Augenbrauen genannt sind, sieht man, um mit Lessing zu reden, quanta pars animi sich in ihnen zeige, cf. Laokoon 22.) Während also bei den Türken das Kopfschütteln Bejahung, Nicken Verneinung bedeuten soll, galt das Kopfnicken dem Griechen, wie noch uns, für den Ausdruck des Beifalls, der Zusage, der Beistimmung, daher κατανευειν und ἐπινευειν geradezu für versprechen, versichern gebraucht werden. Umgekehrt heißt ἀνανευειν soviel wie versagen, verbieten, z. B. Il. π, 251, χ, 205, ω, 317, 671; Od. ι, 468 u. s. w. Indem man den Kopf in die Höhe, zurückwarf, drückte man also aus, daß man nicht beistimmte. Wir werfen in diesem Falle

den Kopf weniger zurück, sondern wir schütteln ihn. Wie kommen wir dazu?

Der König von Preußen schenkte einst dem Kaiser, wenn ich nicht irre von Japan, einen Galawagen, und der Ehrwürdige ließ den Bock niedriger machen, weil er es für unangemessen hielt, daß sein Kutscher höher sitze als er. So lächerlich uns dies vielleicht erscheinen mag, so handeln wir doch alle tagtäglich nach der Maxime dieses Kaisers. Sitzt nicht auch bei uns der König oder Präsident auf erhöhtem Throne? Denn allen Rang und alle Macht bemißt man nach der Höhe und unter dem Bilde einer Scala denken wir uns die ganze Welt. Höhe und Niedrigkeit haben für uns eine moralische Bedeutung gewonnen, was wahrscheinlich mit der größeren Freiheit des Blicks und der durch die Höhe gegebenen natürlichen Ueberlegenheit zusammenhängt: man betrachtet den Besseren als höher stehend, man steht unter ihm und ist ihm daher unterwürfig. Der Sclav beugt sich vor seinem Herrn, vor seinem hochgebornen Herrn; Hoheit, Celsitudo, Altesse sind ja geradezu Fürstentitel. Man neigt sich daher bei einem Gruß aus Höflichkeit, wie sich vor Josephs Garbe seiner Brüder Garben, und wiederum vor Joseph Sonne, Mond und Sterne neigten, Mos. I., 37, 7. In der Türkei kreuzt man beim Gruß die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen man grüßt, denn die Höflichkeit besteht eben darin, daß man Jemanden zu erkennen giebt, man betrachte ihn als vornehmer und vortrefflicher als sich, so daß man einen Diener macht; wie z. B. der urbane Chinese sich selbst Schimpfnamen im Gespräche beilegt und statt: „ich habe“ sagt: „Diener hat, Knecht hat, Dieb hat, Dummkopf hat.“ Daher bringt sogar J. Grimm den Stamm tu mit einer Wurzel zusammen, die groß sein, wachsen bedeute, so daß du eigentlich „Größe“ wäre, wie wenn man sagt: Euer Gnaden, your honour.

Ueberall werfen sich die Niederen vor den Höheren auf die Erde; padam do nog, falle zu Füßen, Herr, sagt der polnische Bauer zu dem Edelmann, oder er umfaßt bei der Begrüßung wirklich die Kniee und küßt die Schulter. In Asien stufen sich die Begrüßungen nach dem Range des zu Grüßenden

ab und bestehen wie bei den Hindu's in Berührung der Stirne und Beugen des Kopfes bis auf die Erde, oder wie in China im Nicken mit dem Kopfe, Uebereinanderschlagen der Hände und allerhand freundlichen Worten, oder wie in Sumatra und andern ostindischen Inseln im Niederwerfen auf die Erde und darin, daß man den Fuß des zu Grüßenden auf die Brust, den Kopf, das Knie des Grüßenden setzt. Ja, dieselbe Höflichkeit beobachtet der Mensch auch gegen seinen Gott: der Böhme macht seine Reverenz vor einem am Wege stehenden Christusbilde und der Christ liegt im Gotteshause voll Andacht auf den Knieen. Nicht umsonst steht der Czar von Rußland, wenn das ganze Heer zum Gebete niederknieet, allein aufrecht als Herr der Kirche.

Auch das Hutabnehmen findet nur so seine Erklärung. Seit dem 17. Jahrhundert ist das Entblößen des Hauptes zum Zeichen des Grußes ziemlich allgemein geworden; es kommt, wie alte Bildwerke zeigen, bereits im 15. Jahrhundert vor, wurde aber im Anfange nur von Niederen gegen Höhere beobachtet. Die Mitglieder des Bürgervereins und des großen Clubs in Braunschweig haben kürzlich einen bereits vor 20 Jahren gefaßten Beschluß erneuert, sich des Hutabnehmens auf der Straße zu enthalten und bitten das Publikum in einer Anzeige, eine Berührung des Hutes oder eine grüßende Bewegung mit der Hand als Ausdruck der Achtung anzunehmen; also ähnlich wie man bei Militairs den guten Willen für die That gelten läßt, wenn sie den Hut, Czako oder Helm mit der rechten Hand nur anfassen. In England neigt man sich auch vor dem respectabelsten Mann nur mit dem Kopf, ohne den Hut abzunehmen; vor Damen dagegen zieht man ihn, darf sie aber nicht zuerst grüßen. Die Franzosen sind in der That die galanteste von allen Nationen, wie sie überhaupt die höflichste sind. Zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung begleitete Louis XIV die Damen seines vertrauten Umgangs entblößten Hauptes zum Wagen vor dem Palast und der galante König hat zahllose Vorbilder und Nachahmer. Kein Franzose der gebildeten Klasse spricht anders als den Hut in der Hand mit einer Dame, wo er ihr auch begegnen mag.

Nun, daß ich mir selber meinen Kopf kühle, das macht

die Höflichkeit nicht aus, sondern wenn, wie Lotze in seinem Mikrokosmus treffend bemerkt, der Hut, vor allem der majestätische Cylinder eine Verlängerung unserer Existenz, also eine Erhabenheit über andere Subjecte mit sich bringt, so folgt nach dem Obigen von selbst, wie ehrend es für den Anderen sein muß, wenn ich durch Ziehen des Hutes meine Existenz wiederum vor ihm verkleinere, gleichsam vor ihm den Kopf niedriger trage als gewöhnlich. Vielleicht hängt es hiermit zusammen, daß der Hut, den in Griechenland nur kränkliche Leute und Proletarier trugen, von den Römern zum Symbol der Freiheit erhoben wurde, weshalb auch die Sclaven bei ihrer Freilassung einen Hut erhielten; nach Cäsar's Ermordung setzte man den Hut als Zeichen der Freiheit zwischen zwei Schwertern auf die Mützen, was später die Republik der vereinigten Niederlande nach der Abwerfung des spanischen Joches nachahmte. Wer kennt nicht den reichen güldenen Kelch mit dem böhmischen Wappen:

> Die stolze Amazone da zu Pferd,
> Die über'n Krummstab setzt und Bischofsmützen,
> Auf einer Stange trägt sie einen Hut
> Nebst einer Fahn', worauf ein Kelch zu sehn.
> Könnt Ihr mir sagen, was dies all' bedeutet? —
>
> Die Weibsperson, die Ihr da seht zu Roß,
> Das ist die Wahlfreiheit der böhm'schen Kron'.
> Das wird bedeutet durch den runden Hut
> Und durch das wilde Roß, auf dem sie reitet.
> Des Menschen Zierrath ist der Hut, denn wer
> Den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
> Und Königen, der ist kein Mann der Freiheit.
>
> Schiller: Piccolomini 4, 5.

Sehe man sich doch einen Schmeichler an, einen recht kriechenden Schmeichler. Er kriecht in der That gleichsam unter die Erhabenheit seines Gegenstandes: er möchte es wenigstens. Denn worauf zielt jene duckende Bewegung seines Kopfes, in-

dem er bei seiner Antwort mit demselben gewöhnlich von links nach rechts einen Halbkreis nach unten zu beschreibt,

stans capite obstipo multum similis metuenti
Hor. sat. 2, 5, 92?

Darauf, sich als einen Unterworfenen, einen Gefangenen der Autorität, einen der Ueberlegenheit sich willig Fügenden zu charakterisiren, ein Sclave zu sein und sich einen Sclaven zu nennen:

οὐ ποτε δουλειη κεφαλη ἰθεια πεφυκεν,
ἀλλ' αἰει σκολιη καὐχενα λοξον ἐχει.
Theogn. 547 f. cf. Pers. 3, 80.

In gleicher Weise sagt also der nickende Zeus zur Thetis, daß er sich ihr in diesem Punkte fügen wolle; er will ihr beistimmen und da Beistimmung eine Unterordnung ist, so stellt er sich wenigstens der Intention nach unter sie. Nur ist natürlich die Unterordnung des Zeus ein majestätisches Gewähren; der überlegene Götterkönig weiß, daß sein Nachgeben im höchsten Grade freiwillig ist, und daher erbeben doch selbst bei dieser Demuth des Herrschers die Höhen des Olympos.

Die gerade entgegengesetzte Geberde ist das trotzige Zurückwerfen des Hauptes; sie drückt demnach die Negation der Unterthänigkeit aus, ohne daß, wie mir scheint, durch das Zurückwerfen ein Verwerfen symbolisch ausgedrückt werden sollte. Beim Kopfschütteln dagegen schüttelt man recht eigentlich die Sache von sich ab, gerade so wie viele Menschen mit der ausgestreckten rechten Hand in der Luft herumvagiren, als wollten sie etwas daran Haftendes abfallen machen, indem sie sagen: damit ist nichts. Wollen sie umgekehrt Jemanden aufmuntern, so klopfen sie ihm auf die Schultern, wie man ungefähr seinem Pferde auf die Seiten klatscht, um es anzufeuern. Das Achselzucken wird wohl bedeuten, daß man ein Ding auf der einen Seite annimmt, auf der andern Seite fallen läßt, was freilich nur auf das allerdings auch gewöhnliche einseitige Achselzucken paßt. Endlich mit den Augen zwinkern heißt bejahen im Sinne von zugestehen, nicht sehen wollen, ein Auge zudrücken wollen.

Wenn ein Cardinal in Rom mit einer Dame spricht, so muß sie aufstehen und wäre es die Fürstin Borghese. Es sind nicht die häßlichsten, denen diese Gunst widerfährt und so sah man einst eine der schönsten Frauen während eines ganzen Abends unter dem Abonnement aller anwesenden Cardinäle zu permanentem Stehen verurtheilt. Hier besteht die Höflichkeit wohl darin, daß man es sich vor der Respectsperson weniger bequem macht, sich vielmehr vor ihr zusammennimmt; geradeso wie man Höhergestellten gegenüber die Wörter nicht so nachlässig wie im gewöhnlichen Gespräch verkürzt, „wünsche guten Morgen" sagt statt bloß „guten Morgen", Monseigneur statt Monsieur ꝛc.

Noch sei hier der Anstandsregel erwähnt, daß man Damen, überhaupt Personen, denen man Achtung schuldig ist, rechts von sich gehen läßt (comes exterior Hor. sat. 2, 5, 71. latus tegere ib. 18. Eutrop. 7, 13 verglichen mit Suet. Claud. 24. latus claudere Iuven. 3, 131). Das Gehen zur Linken ist ein Beweis der Ehrerbietung, weil die Linke wie eine des Schutzes bedürftigere Außenseite betrachtet wird, cf. Xen. Cyrop. 8, 4, 3, wo Cyrus den Gast, welchen er am meisten ehren will, zu seiner Linken sitzen läßt.

V.

Der Posaunenvirtuos Stabstrompeter Böhme aus Dresden wurde in Paris durch Hervorruf beehrt. Als er im Gefühle der Dankbarkeit, aber des ihm mangelnden Sprachidioms die rechte Hand auf die linke Brust legte, da wollte der Beifall kein Ende nehmen, denn diese Herzenssprache gefiel den Franzosen erst recht.

Händedruck, Umarmung und Kuß gelten als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. In England giebt man einer Dame, der man vorgestellt wird, sogleich die Hand; wenn wir recht herzlich unsere Freunde grüßen wollen, so fassen wir sie mit beiden Händen. Bei den Juden pflegten sich Personen, die genauer miteinander bekannt waren, wechselsweise die Hand, das Haupt und die Schulter zu küssen. Während aber bei

Franzosen, Deutschen und andern Völkern Männer sich küssen, so halten das die Engländer nur unter den nächsten Verwandten für anständig. In den meisten deutschen und andern Ländern hielt man es sonst und hält man es in Oesterreich wie in höheren Cirkeln noch jetzt für eine unerläßliche Pflicht des Anstandes, den Frauen die Hand zu küssen, während dies in Italien für ein Zeichen der Vertrautheit gilt, die sich nur die nächsten Verwandten erlauben dürfen. In den höchsten Kreisen der russischen Aristokratie streift die Frau mit ihren Lippen die Wange des Mannes, welcher ihr die Hand küßt; sonst lassen sich in Rußland die Frauen nicht die Hand, sondern die Stirn, in Polen auf die Schultern küssen. Unter den slawischen Völkern, namentlich bei den Russen ist das Küssen der Kleider und Schuhe dessen, dem man seine Ehrfurcht bezeugen will, Sitte. „Schön willkommen, küss' unterthänigst die Hand", sagt der böhmische Wirth. Der niedere Araber ruft den ihm Begegnenden: selâm aleikum! d. i. Friede sei mit Euch! zu und legt dabei die linke Hand auf die Brust. Der Begrüßte entgegnet in gleicher Stellung: aleikum es-selâm! d. i. mit Euch sei Friede! Die vornehmen Araber dagegen umarmen sich beim Gruß mehrmals, küssen sich die Wangen und dann die eigene Hand. Die Neuseeländer, Lappen, Otaheiter drücken sich ihre Nasen, was vielleicht einigermaßen erklärt, daß diese so flach sind; die Neger an der Guineaküste grüßen sich durch Knacken der Finger. In Ostafrika schütteln einige Stämme die Hände, drücken aber dabei nach Moslimart die Daumen gegeneinander, also ähnlich dem bekannten freimaurerischen Fingerdruck. Die nordamerikanischen Indianer reiben einander Arme und Brust wie ihre eigenen.

Der Sinn aller dieser Geberden ist offenbar, daß man die geliebte Person festhalten will, daß man sie an sein Herz schließen will, weil man sie in das Herz geschlossen hat, daß man überhaupt die innige Vereinigung und Unzertrennlichkeit symbolisiren will. Darum giebt man sich auch die rechte Hand (χερος σης πιστιν ἀρχαιαν Soph. O. C. 1632): δεξιῃ ἠσπαζοντο ἐπεσσι τε μειλιχιοισιν Il. x, 542.

Ob die Sitte der Adaman-Insulaner, sich zum Gruße in

die Hände, oder die von Charlevoix erwähnte, eines Indianerstammes am Meerbusen von Mexico, sich in die Ohren zu blasen, auf ein ähnliches Princip zurückgeht, möchte ich nicht entscheiden. Wenn man sich dagegen in Polynesien das Gesicht mit der Hand oder dem Fuß des Andern streichelt, so ist das ein Ausdruck der Liebe, die man mit der sanften, vielleicht auch besänftigenden Berührung des Streichelns von jeher bewiesen hat; man denke nur an den häufigen Vers im Homer:

χειρι τε μιν κατερεξεν ἐπος τ' ἐφατ' ἐκ τ' ὀνομαζεν.

Eine beschwichtigende Geberde ist auch die, welche man auf dem Caliari'schen Bilde: die Ehebrecherin vor Christus in der Pinakothek zu München beobachten kann; Christus hält die rechte Hand so, als ob er etwas vor sich Stehendes niederdrücken will, offenbar auf die Gemüthsbewegung angewandt.

Ein recht drastischer und charakteristischer Gruß ist der der Beduinen, welcher darin besteht, daß sie auf den Fremden losjagen und dicht bei ihm das Gewehr abfeuern.

VI.

Die Fidschi-Insulaner riechen und schnüffeln an einander als Zeichen der Begrüßung. Dieser echt hundemäßige Gruß war ursprünglich ein Act, den sie aus Instinct und zwar aus einem für solche Kannibalen sehr richtigen Instinct, bei jeder Zusammenkunft verrichteten; nun haben sie ihn zur Regel gemacht, gleichsam, um damit ihre Zusammenkunft zu bezeichnen. Ein derartiges Erheben instinctiver Acte zu bewußten Ausdrucksmitteln oder physiologischer Reflexbewegungen zu Prädicaten der Geberdensprache ist sehr häufig. So lächelt man unwillkürlich, wenn man fröhlich ist, das vergnügte Gesicht besteht eben darin; macht man aber einem vornehmen Herrn seine Aufwartung und bietet er Einem einen Stuhl zum Sitzen an, so lächelt man auch und macht auch ein freundliches Gesicht, diesmal aber, um ihm ausdrücklich damit zu sagen, daß man sich sehr freue. Ebenso pflegen wir vor Lust in die Hände zu klatschen, ursprünglich ganz unbewußt, und dies ist im Theater

das conventionelle Zeichen der Befriedigung geworden; plaudite schloß schon im alten Rom die Komödie. Hieraus ist auch das Ausspeien zum Zeichen der Verachtung zu erklären. Bei den Gefühlen des Ekels und des Abscheu's sammelt sich nämlich zunächst ganz unwillkürlich Speichel im Munde, welcher von den Drüsen abgesondert wird: und es ist dann durchaus natürlich, denselben zu entfernen. Indem man sich nun diese physiologische Folge merkte, that man später dasselbe, auch wo sie vielleicht noch nicht eingetreten war, um den Anderen aus der Folge die Ursache errathen zu lassen. Auf einem ähnlichen Princip beruht wohl der Fall, den mir der Director des Leipziger Taubstummen-Instituts erzählte: Als 1849 ein Anschlag an den Straßenecken klebte, wo von „verrotteter Gottesgnadenwirthschaft" die Rede war, griff ein Taubstummer, der es gelesen hatte, unwillkürlich wie schnäuzend an die Nase und schien etwas wegzuwerfen; darauf ging er fort.

VII.

Ein anderes Zeichen der Verachtung giebt sich der Gassenbube oder Proletarier durch das Herausstrecken der Zunge, häufig combinirt mit dem s. g. Nasendrehen, wie es im Kladderadatsch vom 17. März 1867 der Sachse hinterm Rücken des Preußen macht. Diese höchst merkwürdige Geberde, welche natürlich von der eben erwähnten völlig verschieden ist, lehrt uns zugleich, wenn die nachfolgende Erklärung richtig ist, eine neue Form der ausdrückenden Geberdensprache kennen, wo man sich nämlich nicht selbst, sondern andere Menschen oder Dinge darstellen will, also das Subject des Urtheils nicht wie bisher die eigene Person, sondern eine fremde ist. Denn ein geistreicher Mann interpretirte sie so: Nichts ist gewöhnlicher, als dem Anderen seine Dummheit dadurch plastisch zu veranschaulichen, daß man selbst ein sehr dummes Gesicht macht. Nun scheint es das Zeichen thierischer Dummheit zu sein, die Zunge herauszustrecken, denn man sagt: er ist so dumm, daß er bläkt. Man würde also dem Betreffenden durch das Herausstrecken der Zunge

das Prädicat thierischer Dummheit octroyiren; denn daß man sich nicht selbst als Subject hinzudenkt, ist wohl sehr begreiflich.

Mir will das nicht recht einleuchten, daß das Herausstrecken der Zunge ein Zeichen von Dummheit sein solle; man denke sich z. B. einen Jagdhund mit herabhängender Zunge. Ich will daher versuchen, eine andere Erklärung aufzustellen. Man erinnere sich daran, wofür es in W. Menzel's Geschichte der Deutschen mindestens drei Belege giebt, daß selbst Prinzessinnen es nicht verschmähten, durch Entblößung und Zuwendung eines anderen Theiles Hofleuten ihre Verachtung zu bezeigen. Sie wollten damit sagen, daß ihr schnödester und niederster Theil für solches Pack gehöre, daß sie sich vor ihm auch ihrer gemeinsten Stellen nicht schämten. Nun mag ich zwar nicht behaupten, daß dem Menschen in Bezug auf sein geistiges Zeugungsglied nach Analogie eine gewisse Schamhaftigkeit innewohne, jedenfalls aber hat er das Gefühl von der Unziemlichkeit, ein Glied, das wir nicht erst durch Kleider bedecken, sondern das unser Körper selbst bedeckt, zur Schau zu stellen, abgesehen von der Häßlichkeit der Erscheinung. Man würde also dann dem Anderen sagen, daß man sich vor ihm selbst der unziemlichsten Handlung nicht schäme, daß man ihm das zeige, was man vor jedem anständigen Menschen verberge — —

Indessen täusche ich mich über die Unzureichendheit dieser zweiten Deutung nicht. Man wird doch wohl zu der ersten zurückkehren müssen, indem man vielleicht noch hinzufügt, daß in der That das Aufsperren des Mundes überall ein Zeichen von gaffender Stupidität ist, daß das Herabhängen der Unterlippe Gutmüthigkeit, aber auch die oft damit verbundene Einfalt bekundet, daß aber das Herabhängen der Zunge, welches man sogar gradweise beobachten kann, nur eine Fortsetzung dieser Akte und somit der Ausdruck geistiger Schlaffheit und Energielosigkeit, also Dummheit ist, den man dann in absichtlicher Nachahmung wiedergiebt. — Das zur Zeit des Rabelais gewöhnliche spöttische Fixiren (taking a sight?), das Schnippchen schlagen u. s. w. übergehe ich hier.

VIII.

Eine anständigere und besonders in dem s. g. Vogelsteller höchst anmuthige Geberde ist die des drohend erhobenen Zeigefingers. Man versteht dieselbe sofort, wenn man sich einen Menschen denkt, der mit einem Stocke zuschlagen will: der Zeigefinger ist nichts Anderes als ein etwas abgekürzter Stock.

Der Zeigefinger dient aber nicht bloß dazu, Stöcke, sondern auch dazu, ganze Menschen zu vertreten. Dies geschieht nämlich beim Heranwinken, wo wir den Zeigefinger in der Richtung nach uns bewegen, während der Italiener gerade umgekehrt die Hand mit dem Rücken an die Brust legt und nun die Finger nach dem zu spielen läßt, der herankommen soll. Freilich wird man schwerlich im ersten Falle sagen können, der Finger sei gleichsam ein Vorbild für den Herangerufenen, der dieselbe Bewegung im Großen machen solle, wie er im Kleinen, denn die Hauptsache ist doch wohl nur, daß die Richtung und das Ziel bezeichnet wird, im zweiten Falle dagegen nur die Richtung. Gerade so deutet man mit dem Kopf, der Hand, dem Stocke dahin, wohin man Jemand haben will; Achilles weist den Patroklos durch ein bloßes Zucken der Augenbrauen an, dem Phönix ein Lager zu bereiten:

> ἦ και Πατροκλῳ δγ' ἐπ' ὀφρυσι νευσε σιωπῃ
> Φοινιxι στορεσαι πυxινον λεχος
>
> Il. ι, 620.

Der Kutscher, der knallt, giebt ein Warnungszeichen der oben beschriebenen Art; zeigt er mit der Peitsche auf die Seite, so sagt er, man solle aus dem Wege gehen; und steht Jemand unten, der mit seiner Hand wiederholt schnell vorwärts deutet, so versteht er, daß er schnell weiterfahren soll.

Eine vorzugsweise sprechende Geberde ist die, die geöffnete rechte Hand vor sich zu halten, gleich als ob es offen vor Augen liege, was man suche; man sieht sie z. B. an dem h. Zacharias von H. Wagner in der Münchener Pinakothek. Den Begriff des Schließens drücken die Taubstummen aus, indem sie mit dem rechten Zeigefinger erst den Daumen, dann den

Zeigefinger der linken Hand berühren. Es folgt! Aehnlich zählt man ja auch an den Fingern die Gründe her, wie z. B. in außerordentlich charakteristischer Weise Sokrates auf Rafael's Schule von Athen.

Noch Eins vom Zeigefinger, was sogar für Reisende eine gewisse praktische Bedeutung hat. Will man in Neapel die zudringlichen Bettler los werden, so erhebe man den Zeigefinger und den kleinen Finger der linken Hand bis zum Ohr, indem man die übrigen Finger einbiegt und dabei hastig mit den Achseln zuckt: Sofort reißen sie aus, denn der Jettature-Aberglaube knüpft sich an diese Geberde.

IX.

Wenn Menschen sich untereinander auslachen, besonders Kinder und schalkhafte Damen, so legen sie den Zeigefinger der rechten Hand auf den Zeigefinger der erhobenen linken Hand und fitscheln darauf hin und her, gewöhnlich mit den Worten: ätsch! ätsch! oder auch: Schimpf! Schimpf! (Braunschweig.) Es ist dies eine sehr sonderbare Geberde, die in Nord- und Süddeutschland gewöhnlich ist. Man glaubt ihrem Ursprunge auf die Spur zu kommen, wenn man hört, daß sie Rübchenschaben genannt wird (schieb, schieb Möhrchen!); der linke Zeigefinger wird also jedenfalls als eine Rübe betrachtet, die man schabt. Aber wie ist das zusammen zu reimen? Soll es heißen, der Verspottete müsse mit dem Abschabsel zufrieden sein, eine Erklärung, die ich in Körte, Sprichwörter der Deutschen (Leipzig, 1862) gefunden habe? Oder ist es etwa ein intensives Zeigen? Aber wie kommt man auf die Rübe?

Umsonst sucht man in Grimm's Mythologie — oft sind solche Sachen Geheimnisse der Mythologen —, umsonst in alten Wörterbüchern, welche zuweilen seltsame Repertorien für allerlei Weisheit bilden, nach Aufklärung über diese sonderbare Sitte; sie ist ihnen jedoch nicht unbekannt. Adelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Leipzig 1777, sagt: Jemanden ein Rübchen schaben, eine im gemeinen Leben, besonders unter Kindern gewöhnliche Art, seine Schadenfreude an den Tag zu

legen, da man den Zeigefinger der linken Hand mit dem Zeigefinger der rechten Hand so streicht, als wenn man eine Rübe schabet. Campe, Wörterbuch der deutschen Sprache (Braunschweig 1809): Einem ein Rübchen schaben, im gemeinen Leben, besonders bei Kindern, seine Schadenfreude an den Tag zu legen, oder Einen necken und beschämen dadurch, daß man mit dem Zeigefinger der rechten Hand wiederholt über den der linken Hand so hinstreicht, als wenn man eine Rübe schabte. Endlich Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache (Leipzig 1863): „Einem ein Rübchen schaben", ihn neckend höhnen, indem man wiederholt mit dem Zeigefinger der rechten Hand über den der linken streicht (wie Rübchen schabend); auch „ein Schaberübchen machen" (ätsch! ein mildhöhnender Ausruf, manchmal allein, manchmal mit der Geberde des Rübleinschabens).

Schauen wir einmal um, ob wir nicht irgendwo einen Volksglauben entdecken, wo die Rüben eine Rolle spielen. Nun ich denke, es fällt Jedem sogleich jener berufene Berggeist ein, der im Riesengebirge sein Wesen treibt und „voll zwergischer und koboldischer Laune" die Bewohner neckt (in Mähren läuft die Sage von dem Seehirten, einem schadenfrohen Geist, der in Gestalt eines Hirten, die Peitsche in der Hand, Reisende in einen Moorbruch verlockt; Sagen aus der Vorzeit Mährens, Brünn 1817, p. 136—171 — giebt wohl keinen Anhalt). Lassen wir uns also von Musäus einmal die alte Geschichte wieder erzählen. Als Rübezahl die schöne Prinzessin Emma in sein Schattenreich entführt hatte und sie sich aus Mangel an Gesellschaft einsam fühlte, da zog er auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, welche Emma nur mit einem kleinen Stabe zu berühren brauchte, um ihnen jede beliebige Gestalt zu geben. Als aber die Rübengesellschaft welk und alt geworden war, säete Rübezahl neue Rüben, mit denen die Prinzessin ihr Spiel wieder beginnen konnte. Sie aber verwandelte die Rüben jetzt in Bienen, Grillen, Elstern u. s. w., welche sie als Liebesboten zu ihrem früheren Geliebten, Fürst Ratibor, entsendete, und bereitete sich vor zu entfliehen. Einst sagte sie zu Rübezahl, er habe ihr Herz besiegt und sie fordere nur noch als Probe seiner Treue, daß er die Rüben auf dem Acker alle zählen solle.

Während nun der Gnome zählte, sich verzählte und wieder zählte, metamorphosirte Emma eine in Bereitschaft gehaltene saftvolle Rübe in ein Roß, auf welchem sie in's Marienthal zu Ratibor entfloh.

Was ich nun hinzuzusetzen habe, ist dies: Man lacht Jemanden aus, wenn man ihn überlistet hat; dafür ist jenes Rübchenschaben der eigentliche Ausdruck. Die Prinzessin überlistete ihren Paladin in der That dadurch, daß sie mit ihrem Stäbchen die Rüben bestrich und sie so verwandelte; jedenfalls versteht man unter dem Schaben diesen Akt; Rübchenschaben und überlisten ist also Eins. Die Dame, welche demnach einem Herrn Rübchen schabt, lacht ihn aus, weil sie ihn wie Emma überlistet hat; und daß diese Sitte so allgemein geworden, daß jetzt jeder Vogel, welcher dem Buben aus dem Käfig geflogen ist, demselben Rübchen schabt, beweist, wie viel Anklang die Schlesierin in der gesammten deutschen Frauenwelt gefunden hat.

Ideen zu einer vergleichenden Syntax.

— Wort- und Satzstellung. —

Von

Georg von der Gabelentz.

1.

Vor allem ein paar Worte pro domo. Ideen habe ich den Inhalt der folgenden Seiten genannt, nicht eine Skizze; denn eine Skizze soll ein Ganzes in seinen Umrissen geben, während, was ich dem Leser biete, seinem Umfange nach fragmentarisch und in seiner Ausführung leider nur skizzenhaft sein wird. Was ich gebe und was ich vorläufig nur geben kann, sind Beobachtungen, welche ich beim Studium einiger Sprachen der indogermanischen, finnotatarischen, indochinesischen, malaiisch-polynesischen Stämme und des Japanischen gemacht, Analogieen und Verschiedenheiten der Erscheinungen, die ich zu ordnen, zu erklären versucht habe; und wenn ich die Ergebnisse für meine Ideen ausgebe, so geschieht dies wahrlich nicht mit der Prätension, erster Entdecker zu sein, hieße dies doch die vielen scharfen und feinen Bemerkungen übersehen, welche sich namentlich in den Werken des Herrn Prof. Steinthal zerstreut finden. Auch bin ich mir des Precären meiner Ansichten und der Mangelhaftigkeit der von mir gebrauchten Terminologie wohl bewußt, und ich fühle nur zu tief, wie sehr meine Arbeit der Nachsicht bedarf, welche man Erstlingen nicht leicht versagt.

2.

Die Frage, die ich mir gestellt habe, lautet: Auf welchen allgemeinen Principien beruhen die Wort- und Satz-

stellungsgesetze der einzelnen Sprachen? Welche Bedeutung hat nun diese Frage für die Wissenschaft? Der leider zu früh verstorbene Schleicher hat seiner Zeit die Grundsätze, nach welchen sich die Wortbestandtheile zum Worte zusammensetzen, in einer „Morphologie der Sprache" geordnet, er hat dargethan, wie constant diese Grundsätze innerhalb der einzelnen Sprachstämme sind, welch' hervorragenden Einfluß sie auf die Bestimmung der Sprachverwandtschaft ausüben. Und unser Thema? Vergleiche man einen lateinischen Satz mit einem französischen, und welch himmelweiter Unterschied! Hier werden wir das: „le style c'est l'homme" analog wiederfinden: wie ein Volk seine Begriffe, seine Gedanken ordnet, so ordnet es seine Sätze: die Stellungsgesetze können innerhalb eines Stammes beständig sein, und sie sind es in vielen mehr oder weniger, z. B. im Ural-altaischen, im Malaiischen, aber sie sind es nicht in allen, weil Richtung, Methode, ja Fähigkeit des Denkens bei sprachlich sehr nahe verwandten Völkern sehr verschieden sein können. Mit anderen Worten: Der Werth unserer Aufgabe ist in erster Reihe völkerpsychologischer, nur in zweiter Reihe sprachgenealogischer Natur.

3.

In der Wahl meiner Erkenntnißquellen, der Beispiele, welche ich beizubringen gedenke, werden mich, abgesehen von den Schranken, die mir mein positives Wissen setzt, die Grenzen bestimmen, welche ich meiner Arbeit vorgezeichnet habe. Von ihr soll alles, was der rhetorischen Wort- und Satzgruppirung angehört, ja vorläufig selbst die Inversionen des Relativ-, des Befehls- und des Fragsatzes ausgeschlossen bleiben. Umstellungen z. B., wie wir sie zu machen gewöhnt sind, wenn uns der Angeredete nicht verstanden hat und wir den gesprochenen Satz noch einmal wiederholen müssen, lassen wir für diesmal unberücksichtigt, und je weniger fest innerhalb einer Sprache die Regeln über die Anordnung der Satzbestandtheile sind, desto weniger taugt diese Sprache für unsern Zweck. Sprachgeschichtlich werthvoll werden wir die Composita finden, denn in ihnen zeigen sich alte Wortstellungsgesetze so zu sagen in krystallinischer

Form. Hier mag nur darauf hingewiesen werden, daß eine Sprache um so mehr an feste Stellungsgesetze gebunden ist, je weniger Mittel sie besitzt, die Beziehungen der Worte zu einander, ihre Functionen im Satze zum lautlichen Ausdrucke zu bringen.

4.

Die einfachste Mittheilung durch die Sprachorgane geschieht durch Laute, welche nur eine Erscheinung, eine Wahrnehmung, Empfindung zum Ausdrucke bringen, ohne kund zu geben, an wem oder was der Redende (wenn man das ein Reden nennen will) wahrnehme u. s. w. Z. B. der Ruf: Plautz! erweckt in dem Hörenden nur die Vorstellung eines gewissen Geräusches, dessen Ursache, Ursprungsort u. dgl. er unbestimmt läßt. Derartige Lautgesten, um mit Heyse zu reden, mögen in einem früheren, naiveren Stadium der Sprachentwickelung eine hervorragendere Rolle gespielt haben, sind es doch bei uns Kinder und Ungebildete, die sich ihrer am häufigsten bedienen: für unseren Zweck sind sie werthlos; sie sind Satzsurrogate, nicht Sätze, ja ihrem Wesen nach oft nicht einmal Satztheile.

5.

Was bezweckt man nun, indem man zu einem Andern etwas spricht? Man will dadurch einen Gedanken in ihm erwecken. Ich glaube, hierzu gehört ein Doppeltes: erstens, daß man des Andern Aufmerksamkeit (sein Denken) auf etwas hinleite, zweitens, daß man ihn über dieses Etwas das und das denken lasse; und ich nenne das, woran, worüber ich den Angeredeten denken lassen will, das psychologische Subject, das, was er darüber denken soll, das psychologische Prädicat. In der Folge wird es sich zeigen, wie verschieden oft diese Kategorieen von ihren grammatischen Seitenstücken sind. Von der Copula sehe ich ab, denn ein selbständiger, von dem Prädicate getrennter Ausdruck derselben gehört nicht zu den sprachlichen Nothwendigkeiten.

Um einen Vorgeschmack für das Folgende zu geben, anzudeuten, wie verschiedene Dinge fähig sind, Subjecte eines Satzes

zu werden, erinnere ich gleich an dieser Stelle an die philippinischen Sprachen. Diese haben außer der activen Redeweise noch eine dreifache passive, durch welche bald das ursprüngliche Object, bald das Werkzeug, bald der Ort der Handlung zum Subjecte erhoben werden können.

6.

Die Stellung jener beiden psychologischen Haupttheile des Satzes ist nun meines Erachtens naturgemäß die, daß das Subject zuerst, das Prädicat zu zweit steht. Diese Anordnung bildet hinsichtlich der entsprechenden grammatischen Kategorieen in allen mir bekannten Sprachen die Regel, für die psychologischen ist sie ein Gesetz, das, wie mir scheint, keine Ausnahme zuläßt. Man muß uns eben den Gegenstand zeigen, wenn wir ihn betrachten, das Werkzeug in die Hand geben, wenn wir es benutzen, uns an den Ort führen, wenn wir uns daselbst umschauen sollen. Nur wenn wir den Gegenstand bereits im Auge, das Werkzeug in der Hand haben oder wenn wir uns schon an Ort und Stelle befinden, bedarf es dieser Vorbereitung nicht. Hieraus erklären sich die in manchen Sprachen, z. B. im Chinesischen, dem Mandschu, dem Japanischen, so häufigen Ellipsen des Subjectes, eine Redewendung, die bekanntlich auch uns nicht fremd ist; z. B.: „Was! schon wieder da?" „Ja, und alles besorgt", wo: „du bist" und „ich habe" sich von selbst verstehen.

7.

Bemerkt mag werden, daß es für unsern Zweck keinen Unterschied macht, ob der betreffende Satztheil aus einem oder aus mehreren Wörtern oder aus einem ganzen Satze (Vorder-, Neben-, Zwischen-, Nachsatz) bestehen. Ausdrücke wie: gestern vor einigen Jahren, nachdem dies geschehen war, sind Adverbien; in dem Satze: er fragte, ob ich kommen würde, sind die vier letzten Worte Object u. s. w.

8.

Ich sagte nun, in dem Satze nehme stets das psychologische Subject die erste, das psychologische Prädicat die zweite (letzte)

Stelle ein. Ist dies richtig, so springt ins Auge, wie verschiedene Rollen oft die grammatischen Satzbestandtheile und ihre psychologischen Seitenstücke spielen.

In allen mir bekannten Sprachen kommen die Adverbien in doppelter Stellung vor: bald treten sie unmittelbar zu dem Verb, vor oder nach dasselbe je nach den Regeln der einzelnen Sprachen, bald beginnen sie den Satz. Nun ist es gewiß im Erfolge ein und dasselbe, ob ich sage: Napoleon wurde bei Leipzig geschlagen, oder: bei Leipzig wurde Napoleon geschlagen; durch den einen Satz erfährt der Hörer nicht mehr und nicht weniger als durch den andern. Psychologisch aber besteht ein tiefer Unterschied: in dem einen Falle ist es Napoleon, in dem andern die Gegend bei Leipzig, von der ich reden, auf die ich den Gedanken des Angeredeten hinlenken will, also mein psychologisches Subject. Letzteres könnte man mit den Worten: Leipzig ist die Stadt, bei welcher (oder: die Umgegend von L. ist es, wo) N. geschlagen wurde, umschreiben, Ersteres nimmermehr. Beispiele wie: gestern war Sonntag, und: Sonntag war gestern, sind vielleicht noch prägnanter; Ersteres läßt sich ohne Weiteres in: der gestrige Tag war ein Sonntag, Letzteres in: der Sonntag fiel auf den gestrigen Tag übertragen, dort ist das Adverb psychologisches Subject, hier Theil des Prädicates. Wenn er kommt, soll es mir angenehm sein, ist gleich: sein Kommen soll mir u. s. w.

Der Gedanke läge nahe, jene Adverbien und Adverbialsätze, insoweit sie den Satz beginnen, lediglich als dessen Attribute (s. u.) anzusehen. Mir scheint dies aus zwei Gründen bedenklich: einmal finden sich derartige satzbeginnende Adverbien auch in Sprachen, in welchen das Attribut stets hinter das näher zu bestimmende Wort oder doch das Adverb stets hinter das durch dasselbe zu bestimmende Verbum zu treten hat (Ersteres in den malaiischen Sprachen, Letzteres im Französischen), und dann scheinen die Inversionen, deren sich manche Sprachen nach saßeröffnenden Adverbien bedienen, z. B. das Deutsche, das Französische in: demain sera mon jour de fête, darauf hinzudeuten, daß man den folgenden Satz als ein in sich abgeschlossenes Ganze auffassen müsse.

9.

Beschränkteren Gebrauches ist die Stellung des grammatischen Prädicates oder eines Theiles desselben vor dem Subjecte. Hierher gehören:

a) unsere Personalendungen in der Conjugation, ein Gemeingut der indogermanischen, semitischen, finnischen und noch mancher anderen Sprachstämme; z. B. sanskrit: svapi-mi, ich schlafe, ungarisch: tud-om, ich weiß;

b) die Stellung gewisser, namentlich intransitiver (also auch passiver) Verben zu Anfange des Satzes, z. B. sanskrit: **âsîn Madrêschu dharmâtmâ râjâ** es = war zu = Madras ein = tugendsamer König; lateinisch: incipit liber de ...; deutsch dialectisch: kommt ein Vogel geflogen, statt: es kommt u. s. w. In der Sprache der Alifurus von Amurang (Nord-Celebes), welche ich aus einer Uebersetzung des Matthäus-Evangeliums erlernt habe, sind derartige Inversionen bei intransitiven Activverben und bei der sehr häufigen passiven Ausdrucksweise gestattet, z. B. weaweanem anwiitu tou essa war daselbst Mensch ein = es war dort ein Mensch, kepakaanakkem si Jezus nachdem = geboren = worden der Jesus, aitiaam watu essa geworfen = wurde Stein einer. Manche Sprachen entbehren dieser Inversion gänzlich, so die mongolische und mandschuische; andere, deren Satzbau in mittheilender (nicht fragender, befehlender) Rede die Stellung des Verbums zu Anfange des Satzes nicht gestattet, helfen sich mit Surrogaten, lassen vor das Verbum das unpersönliche Fürwort oder ein Adverb treten, z. B. deutsch: es, franz.: il, dagegen ital.: ci und engl.: there. Ich glaube, psychologisch ist hier das Prädicat Subject und das grammatische Subject Prädicat. Z. B. A. hinkt, B. fragt ihn: Was fehlt dir? Die Antwort lautet: Es drückt mich (oder mich drückt) der Stiefel. Aber A. giebt dem Schuhmacher den Stiefel zurück mit den Worten: Der Stiefel drückt mich. B. wollte wissen, was dem A. fehlte, der Schuhmacher sollte erfahren, was der Fehler des Stiefels sei. Mich blendet das Licht, werde ich sagen, um zu erklären, warum ich blinzele; das

Licht blendet mich, sage ich, um über das Licht zu urtheilen. Dort ist es die Erscheinung, von welcher ich die Ursache (das Subject), hier der Gegenstand, von welchem ich die Erscheinung, die Wirkung dem Angeredeten zu wissen thue. Ebenso mit Subjectssätzen: Meine Sorge war, er möchte behindert sein; daß er noch gekommen ist, war mein Glück. Hier spreche ich im ersten Satze von meinem Zustande, der Sorge, diese ist mir Subject, von ihr sage ich aus, worauf sie sich bezogen habe; im zweiten Satze rede ich von seiner Ankunft, deren Wirkung auf mich ist Gegenstand des Prädicates.

Die allgemeine Anwendung der Personalendungen (vgl. unter a) erklärt sich, wenn man annimmt, daß Lautgesten (vgl. 4) die primitivsten Sprachbehelfe gebildet haben, mit andern Worten, daß man sich in der Kindheit der Sprache begnügt, den Anderen auf die Erscheinungen, Empfindungen an sich aufmerksam zu machen und ihm erst in zweiter Reihe das grammatische Subject (den Urheber, Leidenden, Empfindenden) genannt habe.

10.

Die zwei ursprünglichen Satztheile treten vielfach in zusammengesetzter Form auf. Insbesondere sind es zwei Erweiterungen, die wir hier in's Auge fassen:

a) Nebenprädicate. Es können einzelne Satztheile (namentlich auch das psychologische Subject außer dem Hauptprädicate) noch mit besonderen Prädicaten versehen werden; der Redende will den Hörenden wissen lassen, wie er sich das Subject, wie er sich das Hauptprädicat des Näheren vorzustellen habe. Was er ihm dabei mittheilt, sind beiläufige Prädicate, nähere Bestimmungen (Genitive, Possessive, Adverbien, Adjective, Participien u. dgl.). Die Stellung derselben kann eine doppelte sein:

aa) hinter dem näher zu bestimmenden Worte; so in den malaiischen, polynesischen, melanesischen Sprachen, im Annamitischen, Siamesischen. Z. B. Alifuru: tou sakit essa Mensch krank ein = ein kranker Mensch, ranu anggor Wasser Wein = Weinwasser, Most, watu apo Stein Vorfahr = Urgestein,

Fels, si amang-amu si andarem in sorga der Vater = euer der im = Innern n. gen. Himmel.

bb) vor dem näher zu bestimmenden Worte. So in den finnotatarischen Sprachen, dem Chinesischen, Japanischen; z. B. chinesisch: jîn sîn des Menschen Herz, min tse lai Volk Kind kommt = das Volk kommt wie ein Kind; japanisch: tami kono gotoku kitaru Volk Kindes ähnlich kommt; mandschu: musei emu sain sargan jui bi unser ein gut Weib Kind ist = es existirt ein uns angehöriges hübsches Mädchen; ungarisch: jó bór guter Wein. Daß diese Wortstellung in den indogermanischen die ursprüngliche gewesen sei, dafür sprechen die Composita: mahârâjâ = Großkönig, γλαυκῶπις = blauäugig. Hier scheint mir erst der parenthetische Werth derartiger Prädicate recht zum Bewußtsein gekommen zu sein; mit ihrer Stellung vor dem zu bestimmenden Worte haben sie ihre Prädicatseigenschaft verloren und den Charakter eines neuartigen Satztheiles angenommen. Dort dagegen sind sie im Wesentlichen Prädicate geblieben, und höchstens Conjugationsbildungen, Artikel (Demonstrativwörter), oder Copulasurrogate deuten, wo sie sich finden, den Unterschied zwischen Haupt= und Nebenprädicat an.

11.

b) Das Object; ich fasse hierunter das directe und das indirecte zusammen. Die Verwandtschaft desselben mit dem Adverb ist leicht begreiflich und hat in den Sprachen mehrfach Ausdruck gefunden; indem das Object die Richtung der Verbalhandlung bezeichnet, bestimmt es diese näher. Domum eo übersetzen wir durch: ich gehe nach Hause, also adverbial; im Sanskrit werden Adverbien durch den Accusativ neutr. des Adjectivs gebildet, und im Chinesischen kann das directe Object, das sonst hinter das Verbum zu treten hat, mit vorgesetzter Partikel ĭ = mit, benutzend, also adverbial vor das Verbum treten, z. B. ĭ thian-hia iü jin benutzend Reich geben Menschen = das Reich einem Menschen geben, ihn damit beleihen.

Es wurde eben angedeutet, daß die Wortstellungsgesetze des Chinesischen einen Unterschied zwischen Adverb und Object machen: jenes tritt vor, dieses hinter das Verbum, und dasselbe

Gesetz gilt u. A. auch im Ungarischen, während die tatarischen Sprachen und das Japanische, ebenso wie die malaiisch-polynesischen Sprachen der Stellung nach keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden machen: beide treten dort vor, hier hinter das Verbum. Aehnlich im Deutschen: er sagte dem Freunde schnell Lebewohl, und: nachdem er dem Freunde schnell Lebewohl gesagt. Unterscheidungen aber, wie sie das Chinesische macht, nöthigen zu der Annahme, daß doch das Sprachgefühl wenigstens einzelner Völker einen erheblichen Abstand zwischen beiden kennt. Worin beruht dieser? Ich glaube darin, daß diese Völker in dem Verbum transitivum den Vermittler zwischen Subject und Object erblicken, etwa den Weg, auf welchem jenes zu diesem gelangt, und daß sie dieses Verhältniß versinnlichen müssen.

12.

Es ist klar, daß, wie wir es unter 8. bezüglich der Adverbien gesehen haben, so auch directe und indirecte Objecte zu psychologischen Subjecten des Satzes werden können, sobald nur die Sprachgesetze die Stellung des Objectes zu Anfang des Satzes zulassen. Wo sie dies nicht gestatten, da treten, wie im Deutschen beim Verbum (vgl. unter 9.), Surrogate ein. Wir sahen, wie sich das Chinesische mit der Partikel ĭ behilft (11.), Andere erheben das Object zum grammatischen Subjecte durch Anwendung des Passivums, und unter 5. ist darauf hingewiesen worden, wie weit es eine kleine Sprachengruppe darin gebracht hat; das Französische liebt Umschreibungen durch Demonstrativ- und Relativsätze: c'est à vous, que je parle, c'est toi que je regarde. Das Mandschu, dessen Gesetze in der Regel Stellung des Objectes zwischen Subject und Verbum verlangen, kann vermöge seiner Casuszeichen ebensogut wie das Lateinische, Griechische, Sanskrit u. s. w., ohne Weiteres invertiren: age-i ferguwecuke gônin be bi wacihiyame saha des = Herren ausgezeichnete Gedanken nota acc. ich vollkommen habe = verstanden = Ihre Ansicht ist mir wohlbekannt. —

Hiermit schließe ich diesen Versuch, dessen Zweck es mehr war anzudeuten als auszuführen.

Aesthetisches und Ethisches im Sprachgebrauch.

Indem die Sprache dem Geist, oder vielmehr der Geist selbst sich mittelst der Sprache, Ausdrücke für seine gesammte Vorstellungswelt geschaffen hat, sind darunter auch Bezeichnungen ästhetischer und ethischer Dinge inbegriffen, deren Besitz ja zum Wesen des Geistes im Unterschied von bloßer Naturseele vorzüglich gehört. Alle Bezeichnungen für geistige Dinge sind aber durch stufenweise Vergeistigung von Bezeichnungen natürlicher Dinge auf dem Wege der Metapher u. s. w. entstanden und so auch die Bezeichnungen ästhetisch-ethischer Dinge, wenn sie nicht von bereits geistigen hergenommen sind. Der Sprachgeist als solcher ist weder ästhetisch noch ethisch, sondern kennt nur einen logischen Werth der Wörter, so wie das Sprechen ursprünglich ein organisch-psychisches, nicht ein ästhetisches oder ethisches Thun ist. Aber im Verlauf der Cultur und Geschichte scheint die Sprache doch ästhetischen und ethischen Einflüssen noch in einem engern Sinne unterworfen zu werden als bloß so, daß sie eben für alle aufkommenden ästhetischen und ethischen Vorstellungen irgendwie aus ihrem Vorrath Bezeichnungen herschaffe und mit sich führe, ohne dadurch aus ihrer sonstigen Indifferenz gegen Werthbestimmungen jener Art herauszutreten, sondern so, daß gleichsam innerhalb der Sprache selbst ästhetische und ethische Unterschiede auftauchen und sich festsetzen, indem nicht nur Bezeichnungen aller möglichen sittlichen Zustände, Thätigkeiten und Werthstufen in den Wortschatz eindringen, sondern auch Benennungen von an sich indifferenten Dingen einen Anflug ästhetisch-ethischen Werthes gewinnen. Dies ist zunächst Folge davon, daß immer mehr Gegenstände

in den Kreis ethischer und ästhetischer Cultur oder wenigstens Betrachtung gezogen werden; aber dies gilt eben auch von der Sprache selbst.

Wie alles Natürliche, kann auch das Sprechen mit der Zeit veredelt werden; es entwickelt sich eine Sprache der höheren Stände in ihrem amtlichen und geselligen Verkehr, sodann eine wirkliche Kunst der Rede, ein rhetorischer und poetischer Stil; je mehr öffentliches, zum Theil feierliches Reden im Dienste sittlicher Zwecke des geselligen Lebens aufkommt, um so mehr werden Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Sprache in dieser Richtung erhoben und erhöht. Was die Sprache darin wirklich zu leisten vermag, ist ein wesentliches Element dessen, was wir im Unterschied von natürlicher Sprache und Sprachentwicklung den gebildeten Sprachgebrauch nennen, worunter wir also nicht den Gebrauch verstehen, den irgend ein Subject von der Sprache mit mehr oder weniger Willkür und Geschick macht und für den es selbst ästhetische und ethische Beurtheilung erfährt, sondern eine objective, einigermaßen constante und obligatorische Auswahl von Gebrauchsweisen, die zunächst Gegenstand der Sprachwissenschaft sind, obwohl wir nicht Alles, was der Geist aus uns mit der Sprache macht, ihr selbst zurechnen können.

Daß nun an Wörter, welche nicht unmittelbar ethische oder ästhetische Dinge bezeichnen, dennoch Werthbestimmungen dieser Art sich ansetzen können, muß freilich logisch vermittelt sein, wie alles Sprachliche, aber es wird eben darum nicht schwerer zu erklären sein als die Entstehung geistiger und ethischer Begriffe überhaupt auf der Grundlage sinnlicher Anschauungen, zumal da es sich hier nicht um wirklichen materiellen Uebergang der Bedeutung aus einer Begriffssphäre in eine andere handelt, sondern mehr um eine nur dem Gefühle vorschwebende formelle Modification der Gebrauchsweise je nach dem Zusammenhang der Rede. Auch eine solche ästhetische Bedeutungssphäre kann sich doch nur aus der logischen entwickeln, nach denselben Motiven und Gesetzen wie die Bedeutungsänderungen überhaupt; gerade in dieser Richtung ist der Sprachgebrauch weniger „Tyrann“ als vielleicht in manchen Wort- und Satz-

formen, obwohl auch dort das sog. Tyrannische eben nur etwas noch nicht Erklärtes betrifft. Es müssen also in der logischen Bedeutungssphäre irgend welche besondere Elemente oder Momente gegeben sein, welche das betreffende Wort bei gewissen Gelegenheiten zu einem spezifischen Gebrauche von der fraglichen Art nicht bloß befähigen, sondern fast nothwendig erscheinen lassen.

Solche Beschaffenheit einzelner Wörter kann nicht leicht bloß Resultat „natürlicher Auswahl" sein; dieses Princip, das nach Darwin den jeweiligen Bestand der Spezies in der organischen Natur beherrscht, erklärt in so allgemeiner Fassung nur den materiellen Bestand an Wörtern und Bedeutungen in der Sprache, nicht spezifische Gebrauchsweisen; es müssen der Wirksamkeit eines allgemeinen Prinzips für die einzelnen Fälle ja doch immer wieder besondere Bedingungen zu Hülfe kommen, welche sich freilich nicht immer nachweisen lassen. Ein solcher Factor ist für die Bedeutungsgeschichte einzelner Wörter unstreitig der Sprachgebrauch hervorragender Schriftsteller, welcher nicht bloß als Folge, sondern zugleich auch selbst mit als Grund der fraglichen Erscheinung zu betrachten ist. Classisch werden ja gewisse Schriftsteller, abgesehen von dem reinen Gedankengehalt ihrer Werke, wesentlich auch durch ein formell künstlerisches und zwar individuell schöpferisches Verfahren, womit sie den überkommenen Sprachgebrauch zwar nirgends umstürzen, aber vielfach umbilden. Die von ihnen getroffene Auswahl muß zwar selber wieder Gründe haben in vorgefundenen Beschaffenheiten des Wortmaterials und findet einen solchen z. B. darin, daß durch den Gang des allgemeinen volksthümlichen Sprachgebrauchs nach dem Princip natürlicher Auswahl einzelne Wörter, besonders ältere, selten geworden sind und nur einen engen Kreis von Anwendung beibehalten haben. Indem nun ein vielgelesener genialer Schriftsteller solche Wörter hervorzieht und ihre Spezialität benutzt, um neue Anschauungen darein zu kleiden (damit zu appercipiren), kommen sie neuerdings in Curs, jedoch mit diesem aufgefrischten Gepräge, welches nun, wie es glücklich getroffen erscheint, eine Zeit lang haften bleibt. Nicht selten wird die dichterische Auswahl davon

geleitet, daß ein echt volksthümlicher, einheimischer, natürlicher Ausdruck neben einem sachlich gleichbedeutenden fremden, künstlich entlehnten und nationalisirten, den Vorzug größerer Kraft oder Gemüthlichkeit besitzt. Ein anderer Factor, der Wörtern einen eigenthümlichen Charakter verschaffen kann, sind Umstimmungen der öffentlichen Meinung über gewisse Dinge, nicht durch Einfluß der Litteratur, sondern in Folge allgemeinen Bildungsganges, herangereift im Schooße des Volkes selbst und vielleicht verstärkt durch besondere Ereignisse in der Politik oder Culturgeschichte. Auf diesem Wege entstehen z. B. sprüchwörtliche Redensarten, vergleichbar den Citaten aus Schriftstellern, und Wörter, welche in solchem Zusammenhang üblich sind, erhalten davon eine spezifische Färbung, wodurch sie auch wieder zu besonderer Farbengebung geeignet werden.

Die Thatsache, deren weitere Besprechung wir mit diesen Erklärungen zunächst einleiten wollten, ist der Unterschied eines edleren und gemeineren Sprachgebrauchs, in dem Sinne, daß die Sprache unter den sog. Synonymen solche besitzt, welche sich als edlere und gemeinere Bezeichnung scheinbar desselben Dinges unterscheiden. Daß dieser Unterschied ästhetischer Art ist, liegt auf der Hand; daß er auf logischen Verschiedenheiten (Verengerung oder Erweiterung der Begriffssphäre, Abschwächung oder Steigerung der Bedeutungsintensität u. dgl.) beruhen muß, ist oben voraus bemerkt worden; es wird also, wie bei den andern Synonymen, der Satz gelten, daß das verschieden benannte Ding im Grunde — eben selbst ein verschiedenes sei, nur daß dieser Grund hier durch einen geradezu ästhetisch gewordenen Charakter des einen Wortes verhüllt wird. Was hier „ästhetisch" und vorher „edler" genannt wurde, wird in unsern Wörterbüchern meist als „dichterisch" vom gewöhnlichen Sprachgebrauch unterschieden, und wir können uns, nach den obigen Bemerkungen über die künstlerische Ausbildung des Sprachgebrauchs und den Einfluß classischer Schriftsteller auf denselben, diese Bezeichnung wohl gefallen lassen; nur wird jenes „Edlere", nachdem es vielleicht zunächst von Dichtern aufgebracht worden ist, auch von Rednern und überhaupt von Jedem beobachtet, der auf den sprachlichen

Ausdruck zu besondern Zwecken einige Sorgfalt verwendet; es kann daher auch zur Sprache des höhern geselligen Anstandes gehören, der nichts Poetisches an sich hat und hinwieder vom Dichter, sowie auch vom Redner, im Interesse der Naturwahrheit ausnahmsweise kann bei Seite gesetzt werden. Ferner soll die Bezeichnung „edler" nicht den Sinn haben, daß der andere Ausdruck darum etwas „Gemeines" in tadelhaftem Sinne an sich trage; wir wählen eben darum die Form des Comparativs für beide Prädicate, um die Relativität des Werthunterschiedes anzudeuten, und behalten uns eine Erörterung des Positivs beider Begriffe noch vor; der „edlere" Ausdruck unterscheidet sich zunächst nur vom „gewöhnlichen", der ganz unverfänglich und makellos sein kann; also indem er ein positiv neues Element hinzubringt, nicht negativ ein wirklich gemeines ausschließt. Endlich schicken wir den folgenden Beispielen auch noch die Bemerkung voraus, daß wir uns mit denselben ausschließlich auf den Boden der herrschenden Schriftsprache stellen, da in der Volkssprache nach Dialekten und Mundarten zum Theil wieder andere Spezialwerthe gelten, wenn sie überhaupt jenen Unterschied und dieselben Ausdrücke wie die Schriftsprache kennt.

Die Beispiele selbst nun machen natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch und sind nicht aus systematischer Durchforschung des Wortschatzes zusammengebracht; dennoch werden sie so ziemlich die Hauptgebiete vertreten, auf welchen die fragliche Spracherscheinung vorkommen kann.

Wir beginnen mit dem Namen eines Hausthiers, welches von je her als edel und geradezu als das edelste anerkannt wurde und dem als solchem wenigstens die deutsche Sprache auch einen edleren Namen neben dem gewöhnlichen zugeeignet hat, während freilich für die Zufälligkeit sprachlicher Anschauungen das neugriech. ἄλογον als Benennung desselben Thieres (auch in der Poesie) einen Beleg liefert. Unser Wort Pferd, ahd. pferfrit, aus mittellat. paraveredus, bezeichnet etymologisch eine Art von leichten Wagenpferden, also das Thier nicht wie es aus der Hand der Natur hervor, sondern wie es bereits durch die Hände menschlicher Dressur gegangen ist, und konnte

also leicht zur stehenden Bezeichnung des Hausthieres im praktischen Leben und am Ende auch zur naturwissenschaftlichen Benennung der Gattung werden; aber die Poesie versagt es sich, wenigstens wo diese mit dem bloßen Namen ohne ausdrückliche Attribute gerade diejenigen Eigenschaften des Thieres hervorheben will, die es vorzugsweise edel und menschenähnlich seelenhaft erscheinen lassen. Es ist wie wenn der zwitterhafte und darum doppelt fremde Ursprung des Wortes (aus griech. παρά und dem lat. kelt. verēdus) das deutsche Sprachgefühl abgehalten hätte, dasselbe ohne Weiteres im edeln Sinne zu gebrauchen. Auf romanischem Boden, franz. palefroi, ital. palafreno, mochte das Wort immerhin in den Rang eines vornehmen Paradereitpferdes (auch für Damen, gleich unserm ebenfalls fremden Zelter, aus mittellat. tolutarius (von Paßgang) aufsteigen, es haftet ihm immer etwas Unfreies, künstlich Abgerichtetes an; der natürlich edle Stolz, Muth und Schwung des Thieres, wodurch es Göttern heilig und Helden vertraut werden konnte, liegt in dem altdeutschen Worte Roß (hros), welches freilich im Englischen (horse) allgemeinere Bedeutung angenommen hat und im franz. rosse (Schindmähre) vollends degradirt worden ist, wahrscheinlich zur Vergeltung dafür, daß wir dem romanischen Pferd nicht größere Ehre angethan haben, — ein bemerkenswerther, obwohl nicht eben erfreulicher Zug internationaler Sprachbeziehungen! Alles was die epische Dichtung der Völker von unserm Thiere Rühmliches und Rührendes erzählt, kann im Deutschen nur dem Roß zugeschrieben werden, obwohl nicht zu leugnen ist, daß diesem Worte zuweilen auch ein Zug natürlicher Wildheit und Rohheit nachgeht, wodurch es sich von dem zahmeren Pferde weniger günstig unterscheidet; aber in der Poesie nehmen sich ja auf diesem Naturgrunde die daraus hervorbrechenden Züge edleren Wesens nur um so lebhafter aus, z. B. das Weinen der Rosse des Achilles.

Es ließe sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob diesen Rossen Thränen oder Zähren zuzuschreiben seien; doch treten wir mit diesem Beispiel bestimmter auf menschliches Gebiet über. Zähre, eigtl. Plural des althochd. zahir (= δάκρυ,

lacry-ma), wie Thräne von trahen, Tropfen, hat ursprünglich mit diesem auch diese Bedeutung gemein, wie noch Theer (niederd. tär), von tropfendem Harze, und das Compositum Zährtiegel = Schmelztiegel zeigen; auch werden beide landschaftlich von Tropfen edeln Weines gebraucht (vgl. lacrimae Christi, der Wein am Vesuv). In der besondern Anwendung auf das Naß der menschlichen Augen hat aber Thräne, obwohl es den Ausfluß der edelsten Empfindungen bezeichnen kann, eine allgemeinere Bedeutung behalten, da es auch von der Wirkung bloß physischen Reizes (durch Schärfe, Kitzel) gesagt werden kann, was bei Zähre nie der Fall ist. Dieses Wort hat sich im Gebrauch ausschließlich eingeschränkt auf Kundgebung der zartesten Rührungen des Herzens und ist eben dadurch edler geworden.

Aehnlich hat sich die ursprüngliche Identität von Athem und Odem (niederd. Form) gespalten, indem letzteres nicht mehr von Menschen, sondern nur noch vom Wehen göttlichen Geistes in der Natur gebraucht wird, wodurch freilich die Synonymie nahezu aufgehoben ist.

Der edelste Theil des menschlichen Leibes selbst nun heißt als solcher nicht Kopf, sondern Haupt. Kopf kann zwar metonymisch auch als Sitz des Verstandes diesen selbst, besonders als Kraft der Erfindung, bezeichnen, aber die eigentliche Würde des menschlichen Geistes und Gemüthes liegt in Haupt, und nur landschaftlich zählt man Vieh nach Häuptern (engl. cattle, aus capital) wie Menschen nach Köpfen. Haupt ist eben auch das alte und echt deutsche Wort und als solches bevorzugt wie Roß vor Pferd (s. oben) und Leib vor Körper, während Kopf, entlehnt aus dem romanischen coppa, cuppa (vgl. Kuppe von Bergen) ursprünglich nur die gefäßähnliche runde Höhlung der Hirnschaale bezeichnet; daher noch mhd. und landschaftlich Kopf = Becher (nicht von der alten Sitte, aus den Schädeln erlegter Feinde zu trinken) vgl. franz. tête aus testa, Scherbe. Aehnlich wie Haupt zu Kopf verhält sich griech. κάρα, κάρηνον (letzteres auch von edeln Thieren und Bergen) zu κεφαλή; das lat. caput, obwohl mit Haupt ebenso nahe als mit cuppa verwandt, hat, besonders auf ro-

manischem Boden, eine Menge Bedeutungen entwickelt, welche nicht alle so geistig sind wie die bildliche von Haupt (frz. chef).

Zu den „edeln" Theilen des Leibes gehört neben dem Haupte wenigstens noch die Brust mit dem Herzen, als Sitz des tiefsten Lebensgefühls, in welchem Sinne auch der gleich edle Ausdruck Busen gilt. Für die übrigen, niedrigeren Funktionen dienenden, Theile giebt es meist nur Einen Ausdruck, der dann auch ästhetisch indifferent ist, ausgenommen etwa Bauch, wofür die feinere Sprache Leib (im engern Sinne) verlangt, und die Beine, an welche sich, sowie an das betreffende Kleidungsstück, etwas Komisches angehängt hat, so daß im höhern Stil nur die Füße genannt werden dürfen. Für die andern Theile dieser Sphäre besteht der edlere Sprachgebrauch darin, daß sie überhaupt gar nicht genannt werden, ausgenommen wo Rohheit und Gemeinheit absichtlich dargestellt werden soll, obwohl auch dann eine Schranke des Anstandes nicht überschritten werden darf. Nur sollte dieser Anstand nicht so weit gehen, auch ganz unschuldige Wörter verpönen zu wollen, wie etwa Schweiß, dessen bildliche Bedeutung (= Mühe) durch bekannte Stellen der Bibel und unserer Dichter durchaus edel ist. Feinere Unterscheidungen beginnen wieder, wo sich auf der Grundlage des Unterschiedes der Geschlechter die unerschöpflich tiefen und reichen Berührungen derselben zu Liebe und Ehe gestalten. Am besten spiegelt sich die sprachliche Auffassung dieser Verhältnisse in der ästhetisch-ethischen Rangordnung der Namen für weibliche Personen als Gegenstand männlicher Verehrung und Werbung.

Das Wort Jungfrau trägt den reinen edeln Charakter der weiblichen Blüthe, die es bezeichnet, während die verkürzte Form Jungfer entweder dienenden Stand oder nur leibliche Unversehrtheit („Jungfernschaft" verschieden von „Jungfräulichkeit") bedeutet und dadurch vom höhern Stil ausgeschlossen ist. Speciell für das germanische Alterthum und Mittelalter gilt das dichterische Wort Maid (aus maget), während Magd zur Bezeichnung einer Dienerin herabgesunken ist, wenn es nicht durch begleitende Adjectiva wie rein, hold, z. B. in Anwendung auf die h. Jungfrau, seinen ältern Werth bewahrt.

Die diminutive Form desselben Stammes, Mädchen, hat zwar nichts Unedles, aber so allgemeine Bedeutung erlangt, daß sie auch das weibliche Kind, vor der Geschlechtsreife, und andererseits auch wieder den dienenden Stand bezeichnet, und die edlere Bedeutung = Jungfrau durch besondere Attribute hervorgehoben werden muß. Dirne (ahd. diorna, Ableitung von dem einfachen diu, Dienerin) bezeichnete allerdings schon ursprünglich eine dienende Person, aber ohne den übeln Nebenbegriff, den es in neuerer Zeit meist mit sich führt, wenn er nicht durch ausdrückliche Attribute fern gehalten wird; auch dann aber ist es auf Personen niedrigeren Standes eingeschränkt und bezeichnet nicht zarte, sondern derbe, wenn auch gesunde und unverdorbene und insofern nicht unedle Natur.

Ueber den Rang der Benennungen Frau und Weib stritten schon die Minnesänger, und die Etymologie und Geschichte der beiden Namen würde uns zu weit führen. Auch im heutigen Sprachgebrauch halten sie einander noch so ziemlich die Waage; keiner von beiden ist ausschließlich edel, aber beide können es je nach dem Zusammenhang werden. Weib bezeichnet den ausgereiften Geschlechtscharakter als solchen, Frau die erfüllte Bestimmung desselben durch eheliche Verbindung mit dem Manne und häuslichen Beruf. Insofern Weib die natürliche Ausstattung des Geschlechtes bezeichnet, welche in den socialen Verhältnissen leider nicht immer zur Geltung kommt, könnte es edler als Frau scheinen, aber auffallend bleibt das sächliche Geschlecht des Wortes, welches doch vielleicht eine ursprünglich weniger als später hohe Schätzung des weiblichen Geschlechts auch bei den Germanen verräth (es wäre denn, daß Weib, ursprünglich collectiv wie Frauenzimmer, den Inbegriff aller Personen dieses Geschlechtes von jedem Alter bedeutet hätte, und zwar als zu dienenden Functionen bestimmt) durch die sonst auffallende Thatsache des Sprachgebrauchs, daß der Plural Weiber, mit seiner offenbar neutralen und ursprünglich collectiven Bildungssylbe, gemeiner ist als der Singular, und in der edeln Sprache durch Frauen ersetzt werden muß, welches Wort ursprünglich und wesentlich die Herrin (des Hauses) bezeichnet. Da aber im Mittelalter Frauen gerade

der höheren Stände auch Liebesverhältnisse mit andern Männern pflegen durften (wenigstens in der höfischen Poesie), so konnte dieses Wort freilich auch überhaupt weibliche Personen mehr nach der geschlechtlichen Seite bezeichnen. (Im älteren Nhd. bedeutet Frauenhaus sogar Bordell.) So wurden im Mittelhochdeutschen mit vrouwe auch adeliche Jungfrauen angeredet und mit vröuwelîn auch Bauernmädchen, während Fräulein jetzt wieder vornehmer, aber dadurch nicht edler geworden ist, ungefähr wie Dame, dessen fremde Herkunft (zunächst aus dem Französischen, zuletzt aus dem lat. domina, ital., span. donna) eben auch mehr bloße Höflichkeit als wahre Verehrung mit sich führt. So ist ja auch das deutsche Frau in England (wo doch der Frauencultus reiner als bei den Romanen blüht) herabgesunken zu frow, Schlampe, nur weil das Wort in dieser Gestalt eben erst später aus Niederdeutschland eindrang. Daß umgekehrt alt einheimische Wörter solcher Verschlechterung eher widerstehen, sehen wir an Buhle, welches, verschieden von Buhlerin und den übrigen Gliedern derselben Wortfamilie, die alle einen übeln Sinn angenommen haben, wenigstens noch den edleren Zug mit der Leidenschaft verbundener Treue zu bewahren vermocht hat. Unverfänglich sind die Bezeichnungen Lieb, Liebchen, Liebste; Geliebte ist etwas höher, ernster und tiefer; volksthümlich, mit einfach vielsagendem Bild und immer noch edel, ist Schatz, Schätzchen durch die Diminution etwas leichter wiegend. Wo die Neigung tief, aber mehr geistig und nicht gerade auf den Besitz gerichtet ist, kann ihr Gegenstand würdig und schön auch Freundin genannt werden.

Schließen wir aber diese Aufzählung mit dem, was im natürlichen Verlauf Ziel und Krone der Liebe ist. Die Ehe hat freilich auch ihre prosaische, geschäftliche Seite und die Sprache besitzt keinen Ueberfluß an Ausdrücken, welche diese wichtige Handlung bezeichnen, ohne ihr den poetischen Duft der Liebe mehr oder weniger abzustreifen. Heirath, heirathen ist terminus medius, Ehe und besonders ehlichen erinnern schon mehr an rechtliche Bedingungen und Formen; am schönsten ist unstreitig freien, weil es ursprünglich lieben, dann

werben bedeutet, also mehr den innern Grund und den freien Trieb zu der Verbindung als die äußere Gestalt ihrer Verwirklichung. Verlobung ist edler als Versprechen, weil dieses daneben viel allgemeineren Sinn hat; Vermählung bezeichnet zwar ursprünglich eine rechtliche Verhandlung, aber eine feierliche, und ist nicht bloß edel, sondern zugleich vornehm. Hochzeit bedeutet ursprünglich Fest überhaupt. Einfach und bei einiger Derbheit, doch nicht gemein sind die landschaftlichen Ausdrücke (z. B. in der Schweiz) weiben und mannen, ein Weib, einen Mann nehmen. Gatte und Gattin ist freilich edler, weil specieller, als bloß Mann und Frau oder Weib, und sogar die Franzosen (!) haben ja mari und épouse, aber bezeichnend ist für die romanischen Sprachen das Zusammenfallen von Mann und Mensch in homo; es liegt darin offenbar eine Degradation des Weibes, auf welche ja auch die von diesen Nationen ausgegangene Galanterie, trotz allen Scheines des Gegentheils, schließlich immer hinausläuft. Fast das Umgekehrte liegt vor im engl. woman, aus wif-man, weil man ursprünglich Mensch, nicht Mann bedeutete, daher im Angelsächsischen auch mägden man, virgo üblich war.

Aber wir können uns hier nicht auf vergleichende Synonymik dieser Art einlassen, so lehrreich und nothwendig sie sonst wäre, sondern die nächste Aufgabe ist nun, an den Begriffen edel und gemein selbst, welche wir bisher brauchen mußten, ohne sie vorerst genauer definirt zu haben, diese Arbeit vorzunehmen. Dadurch werden wir dann auch von selbst zum zweiten Theil unserer Abhandlung hinübergeführt, indem der Sprachgebrauch von edel und gemein zugleich ein Beispiel einer andern Spracherscheinung ist, welche auch im Bisherigen schon da und dort auftauchte, aber einen viel weiteren Umfang hat.

Die Ausdrücke edel und gemein sind auf die Sprache übertragen aus der ästhetischen und ethischen Sphäre. Fragen wir aber, welchen Begriff sie dort mit sich führen, so suchen wir vergeblich eine feststehende Bestimmung desselben und finden uns hineingezogen in gerade gegenwärtig schwebende Streitfragen betreffend die Grenze zwischen Ethischem und Aesthetischem und

das Verhältniß zwischen Stoff und Form innerhalb des letztern. Der Begriff des Edeln kommt dabei gelegentlich auch vor, aber er wird nicht ausdrücklich in Behandlung gezogen, sondern als bekannt vorausgesetzt, während doch der wirkliche Gebrauch des Wortes Differenzen und Schwankungen genug zeigt. Nur darüber scheint man einverstanden, daß edel in correlatem Gegensatz zu gemein stehe, so daß der eine Begriff wesentlich in Negation des andern seinen Inhalt finde. Es ist aber noch die Frage, ob diese Voraussetzung ganz richtig sei, auch würde sie ja zu keiner positiven Festsetzung führen. Es muß also wenigstens der Versuch gemacht werden, beide Begriffe zunächst unabhängig von einander zu bestimmen, und dies scheint mit dem des Gemeinen fast noch eher möglich, als mit dem des Edeln, weil jenem Wort daneben noch ein allgemeinerer, indifferenter Sinn beiwohnt, aus welchem sich der Gegensatz zu edel erst herausgebildet hat.

Das „Gemeine" ist doch ursprünglich und zunächst noch unverfänglich das Gemeinsame, Allgemeine innerhalb gewisser Gesammtheiten. In diesem Sinne sprechen wir von: gemeiner Schuldigkeit, gemeinem Recht, gemeinem Menschenverstand (common sense), auch von gemeinem Sprachgebrauch. „Gemeines Verbrechen" ist zwar nicht ein allgemein verbreitetes, aber ein häufig in einer gewissen Gestalt, ohne ausnahmsweise Erschwerungen vorkommendes. Das Compositum „Gemeingeist" oder „Gemeinsinn" zeigt eine eben durch die Composition veredelte Bedeutung des ersten Wortes und bezeichnet bereits ein sittliches Gut von unzweifelhaftem Werthe, ein der Gesellschaft und Einzelnen als besonders lebendigen Gliedern derselben inwohnendes Bewußtsein der eigenthümlichen hohen Aufgaben der Gemeinschaft. Für sich allein konnte das „Gemeine" zunächst nur einen mittlern Durchschnitt sittlicher Zustände (Kräfte und Leistungen) bezeichnen, das relativ unter den Menschen am meisten Gemeinsame. Da nun aber der Mensch, trotz seiner Bestimmung zur Geselligkeit, seine höchste Bestimmung nur in individueller Ausbildung findet, für welche die Geselligkeit bloß als Mittel dienen soll, und jene Bestimmung bei Weitem nicht allen Menschen bewußt, leider auch noch lange nicht gleich-

mäßig erreichbar ist, so ist das „relativ Gemeinsamste“ unter den Menschen zugleich gerade das, was sie auch noch mit den Thieren am meisten „gemein“ haben, welche ja ebenfalls manche Anlagen und Anfänge von Geselligkeit besitzen, ohne daß sie in gleichem Maße seelisch oder geistig höher ständen. Es läßt sich nun glücklicher Weise nicht behaupten, daß Alles, was der Mensch noch mit dem Thiere gemein hat, und gerade das „gemein“ im engern und schlimmen Sinne sei (so wie umgekehrt manche menschliche „Gemeinheit“ bei Thieren keine Analogie findet), auch nicht daß „Gemeinheit“ in jenem Sinne verhältnißmäßig das Gemeinsamste unter den Menschen sei; aber daß größere Anlage zu solcher Gemeinheit in jenem Durchschnitt der Menschennatur liege, als zum Edeln, wird sich kaum bestreiten lassen. Das Edle bildet zwar auch Gemeinschaft und beruht, wie wir bald sehen werden, ursprünglich auch auf Naturanlage; aber in dem ethischen Sinne, in welchem wir es heute dem Gemeinen entgegensetzen, ist seine Gemeinschaft weit verbreitet eben nur, indem sie zugleich weit zerstreut ist, und es selbst ist mehr Errungenschaft als Erbschaft; d. h. edel sind Einzelne, Wenige, die durch innere Durchbildung sich selbst zum Dienste des Allgemeinen erhoben haben, und das Gemeine ist im Gegentheil vor Allem der Eigennutz, der die Bedeutung der gemeinsamen Interessen für das wohlverstandene eigene gar nicht kennt oder wissentlich mißachtet.

Wir wollen nun zunächst die Frage erheben, ob der Begriff edel dem ästhetischen und ethischen Gebiete gleichmäßig und gleich ursprünglich angehöre, oder ob er vom einen auf das andere erst übertragen sei.

Auf dem Gebiete der Aesthetik finde ich einzig bei Zeising (Aesthetische Forschungen S. 225—228) eine förmliche Begriffsbestimmung des Edeln ohne ausdrückliche Entlehnung ethischer Merkmale. Das Edle wird dort bestimmt als eine Art des Schönen, welche von der Anmuth das Leichte, Gefällige, von Würde eine immerhin maßvolle Haltung aufgenommen hat. Edle Formen kommen am nächsten den rein schönen, durch Abwesenheit aller Absicht auf besondere Effecte wie Reiz, Bewunderung u. dgl. Das Edle stellt sich ganz dar

und giebt sich hin, ohne doch in Nachlässigkeit oder Leidenschaft sich gehen zu lassen. Ebenmaß und Ungezwungenheit sind seine Hauptfactoren, und wenn es nach ethischer Seite einen unverkennbaren Zug zum Guten zeigt, so grenzt es andrerseits durch seine verhältnißmäßige Einfachheit und Klarheit eben so nahe an das Wahre und erhält dadurch eine centrale Stellung innerhalb der höchsten Geistessphären. — Jenen Zug des Edeln zum Guten hatte schon Kant bemerkt, und obwohl er dasselbe mit ästhetischen Begriffen nahe zusammenstellt, schreibt er ihm wesentlich ethische Natur zu. In seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Sämmtl. Werke, Ausg. v. Hartenstein, Bd. 7, S. 379) stellt er das Edle in eine gewisse Mitte zwischen jene beiden im Titel genannten Begriffe und giebt manche treffliche Bemerkung über einzelne Erscheinungen desselben, ohne jedoch seiner eigenthümlichen Doppelnatur auf den Grund zu gehen. Edel nennt Kant die echte Tugend, welche aus Gesinnung und Grundsätzen, nicht bloß aus einem guten Herzen fließt, und welche durch Beherrschung der schwankenden Triebe auch den edeln Anstand erzeuge, der die Schönheit der Tugend sei. Weiterhin stellt er aber dem weiblichen Geschlecht als dem schönen das männliche als das edle gegenüber, natürlich nur im Sinne relativen Vorwiegens, so, daß die weibliche Tugend vorzugsweise schön, die männliche edel sei, indem jene weniger auf dem strengen Sollen, als auf natürlicher Neigung beruhe, auf Wohlgefallen am Guten als einem Schönen. Doch nennt er auch wieder weibliche Bescheidenheit eine Art edler Einfalt und zugleich edeln Selbstvertrauens.

Diese von dem Vater aller modernen Philosophie, insbesondere auch der Ethik und Aesthetik, gemachten Bemerkungen (welche nachher in eine merkwürdige Charakteristik der europäischen Nationen nach sittlichen Temperamenten auslaufen), zeigen, daß er schon, trotz aller Neigung zu scharfen Begriffsbestimmungen, mit dem Sprachgebrauch von „edel" nicht ganz ins Reine kam; aber sie sind darum nicht ohne Folge geblieben, sondern Nachklänge davon oder Anklänge daran ziehen sich durch die ganze Litteratur der classischen Zeit hindurch. Goethe, ob-

wohl nicht unmittelbar aus Kant schöpfend, schuf sein Bild der „schönen Seele" aus Ingredienzien, welche in jenen Bemerkungen Kant's großentheils enthalten sind. W. v. Humboldt behandelt in seinen Abhandlungen über männliche und weibliche Form und über den Geschlechtsunterschied die von Kant aufgestellte Polarität dieses Gegensatzes zwar nur nach der natürlichen und ästhetischen Seite, und ohne ausdrückliche Hervorhebung des Edeln, aber doch so, daß die Anwendung auf das sittliche Gebiet nahe liegt. Am gründlichsten und offenbarsten hat Schiller die Kant'schen Anregungen verarbeitet und ausdrücklich weiter geführt; die von ihm mit bewundernswürdiger Feinheit und Tiefe aufgefaßten Gegensätze von Anmuth und Würde, Naivetät und Sentimentalität sind Variationen desselben Thema's. Dem Begriff des Edeln, um den es uns doch hier eigentlich allein zu thun ist, hat er in den Briefen über ästhetische Erziehung (Bd. 18, S. 122—125) eine ausführliche Note gewidmet.

Das Edle erscheint dort als eine nothwendige Vorstufe und Vorübung des Guten, eine Vermittlung des letztern mit dem Schönen; es bezeichnet eine Beherrschung der sinnlichen Natur des Menschen auf sittlich noch indifferentem Gebiete; „eine geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloßes Mittel ist, das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu sein; er muß alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung ... Der Mensch muß vor Allem lernen, edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen." In der Abhandlung „über Anmuth und Würde", welche 1793 (zwei Jahre vor den Briefen über ästhet. Erziehung) erschien, bestimmt Schiller (Bd. 17, 235) das Edle als Annäherung

der Würde an Anmuth und Schönheit. Was er aber in dem Distichon (Gedichte 1807, 1, 304):

> Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
> Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

„edle Natur" nennt, wird 17, 222 (vgl. 234) mit wesentlich denselben Prädikaten als „schöne Seele" beschrieben. Dieses letztere Ideal scheint Schiller noch vor Goethe erfaßt zu haben, der das sechste Buch von W. Meisters Lehrjahren, die „Bekenntnisse einer schönen Seele" enthaltend, erst gegen Ende des Jahres 1795 schrieb, nachdem seine persönliche Bekanntschaft mit Schiller in der zweiten Hälfte des Jahres vorher begonnen hatte. Aber Jahrzahlen beweisen in solchen Dingen noch weniger als bei wissenschaftlichen Entdeckungen Priorität, und die Hauptsache bleibt, daß Schiller und Goethe wesentlich übereinstimmend dasselbe Ideal einer zur Natur gewordenen Sittlichkeit „schöne Seele" nannten. Daß Goethe eine solche unter Einfluß herrenhutischer Frömmigkeit entstanden darstellt, ist für den Begriff nicht wesentlich; wichtiger ist, daß auch Schiller (17, 224 ff.) die schöne Seele mehr dem weiblichen Geschlechte zutheilt, obwohl er (18, 255) auch die spottende Satyre aus einem „schönen Herzen" fließen läßt. Was übrigens das Edle anbetrifft, so ist der von Schiller in der zuerst angeführten Stelle aufgestellte Begriff desselben zwar fein ausgedacht und erklärt, aber er deckt offenbar den so gewöhnlichen Sprachgebrauch des Wortes edel nicht und ist auch von dem frühern (17, 253) etwas verschieden. Goethe, der sich persönlich und künstlerisch offenbar mehr dem weiblich Schönen als dem männlich Edeln zuneigte, spricht sich auch über den Begriff des letztern, so viel mir bekannt, nirgends näher aus; in Wilh. Meisters Lehrjahren (5. Buch, Cap. 16) wird nur gegenüber dem vornehmen der edle Mensch dadurch unterschieden, daß er gelegentlich sich vernachlässigen, d. h. wohl seine edeln Affecte aus der sonstigen Haltung hervorbrechen lassen dürfe.

Eine ganz klare und genügende Bestimmung dieses schwie-

rigen Begriffs finden wir also auch bei unsern Classikern nicht, welche doch am ehesten dazu fähig waren und in ihrer schriftstellerischen Praxis allerdings in Sprache und Charakterdarstellung die herrlichsten Beispiele des Edeln geschaffen haben. Wir müssen also, möglichst in ihrem Sinne und an der Hand des durch sie mitbestimmten allgemeinen Sprachgebrauchs, das Fehlende selber aufsuchen. Das Edle nimmt eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen dem Guten und Schönen ein, und wenn irgend ein Begriff zur Vermittlung dieser beiden dienen kann, so wird es der des Edeln sein. Das Edle ist das Gute, soweit dieses in schöne Erscheinung durchdringen und darin aufgehen kann; das Edle ist das Schöne, so weit dieses das Gute durchscheinen läßt. Das Gute und Schöne, im tiefsten Grunde und in letzter Instanz identisch, sind in idealer Auffassung die wahre, zweite Natur des Menschen, d. h. sie sollen in Wirklichkeit dazu werden, und in dieser Entwicklung bezeichnet das Edle eine Stufe, wo auf Grund specifischer Anlage oder gewonnener Ausbildung die Bestimmung zum Guten die Natur des Menschen in Gestalt beharrlicher Neigung ergriffen hat. Das Edle ist eher eine Art des Guten als des Schönen, aber diejenige, welche zugleich besondere Fähigkeit zum Guten aller Art in sich trägt, und eben dieses Streben nach einer Totalität, einem lebendigen Ganzen ist ein Zug zum Schönen. Wenn wir daher Affecten oder Leidenschaften wie Ehrgeiz, Rache, Zorn das Beiwort edel ertheilen, so wird dadurch das Unschöne und Ungute, was denselben sonst anhaftet, oder ihr sonst indifferenter Naturcharakter, aufgehoben; edler Zorn ist ein gerechter, heiliger; edle Rache ist keine mehr. Nicht höhere Pflichten anerkennt und übt der Edle, auch geht er nicht (wie Schiller meint) über das Gebiet der Pflicht überhaupt hinaus, sondern sein persönliches Verhalten zum Umfang und Inhalt der Pflichten ist ein höheres; die Pflicht selber existirt für ihn nicht als eine äußere Forderung, sondern als eingeborene freiwillige Neigung; sie findet ihn wenigstens ihren Anforderungen immer aus eigenem Antriebe entgegenkommend. Daß es ihm darum auch immer gelinge, ihr vollständig nachzukommen, liegt gar nicht im Begriff; der Edle ist als solcher noch

lange nicht der vollkommene Mensch; es können ihm sogar ganz bestimmte und offenbare Schwachheiten anhaften; aber so weit ihm sein Streben gelingt, ist dies nicht Resultat schweren Kampfes, mühsamer Selbstüberwindung, sondern ein freier, leichter Zug und Schwung der Seele. Der Sprachgebrauch kennt allerdings nicht bloß edle Triebe, die vielleicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern auch edle Handlungen und Thaten, und zwar in dem Sinne, daß damit das gewöhnliche Maß des Guten übertroffen, etwas unter Umständen besonders Schweres geleistet worden sei, z. B. Verzeihung und Wohlthun gegenüber einem Feinde. Aber in allen solchen Fällen ist das Prädikat edel auf die Handlung erst übertragen von dem handelnden Subjecte, dem es eigentlich allein zukommt; wir nennen die Handlung so, weil wir finden, sie setze einen Menschen voraus, welcher auch anderer solcher Handlungen fähig sei, und nicht im Gedanken an ihn, sondern an Andere finden wir sie schwer. Wir können uns dabei im einzelnen Falle täuschen, aber wenn wir wüßten oder erführen, daß der Betreffende dabei ausnahmsweise über sein sonstiges Vermögen hinausging, so würden wir nicht bloß ihn selbst, sondern auch seine Handlung nicht mehr edel nennen. Wenn wir endlich sagen, große Aufgaben seien „des Schweißes der Edeln werth", also die Edeln mit Schwierigkeiten kämpfen lassen, so liegen auch in diesem Falle die Schwierigkeiten nicht in den Personen, sondern es handelt sich um Unternehmungen, welche die Kräfte jedes Einzelnen übersteigen, aber dennoch nur solchen können zugetraut werden, welche ihrer Natur nach an manchem Aehnlichen sich schon versucht haben.

Die Anwendung von edel auf seelenlose, also auch keiner sittlichen Werthbestimmung fähige Gegenstände der Natur und Kunst, z. B. Farben, Töne, und auch auf Stilformen der einzelnen Künste ist entweder erst spätere Uebertragung von den ästhetischen Stimmungen, in welche wir durch jene Gegenstände versetzt werden und die wir dann leicht ihnen selbst unterlegen, oder sie fließt unmittelbar aus der sogleich anzugebenden ursprünglichen Bedeutung des Wortes.

Als wesentliches Merkmal des Edeln ergab sich der Charakter

einer angeborenen oder zur Natur gewordenen Art (des Schönen oder Guten), und damit stimmt auch Etymologie und Geschichte des Wortes. Edel ist ursprünglich Adjectiv zu Adel, dieses aber bedeutet zunächst natürliche Abstammung, Geschlecht, Herkunft überhaupt, dann κατ' ἐξοχὴν vornehmes, ausgezeichnetes Geschlecht, und denjenigen socialen Stand, der auf solchem Geschlechtscharakter und dessen Aufrechthaltung wesentlich beruht. Edel ist also urspr. = adellich (nicht adelig), und denselben Grundbegriff haben nobilis, gentilis, generosus (in den rom. Sprachen); εὐγενής, γενναῖος, ἐσθλός, nur daß adellich (vgl. den Titel „wohlgeboren") auf leiblichen Adel beschränkt geblieben ist, edel aber, so wie jene Synonymen aus den verwandten Sprachen, mit dem fortschreitenden Geist der Zeiten zur Bezeichnung innerer Vortrefflichkeit vorgedrungen ist, so daß es dann mit vornehm sogar in schneidenden Gegensatz treten kann. Da der Adel als Stand zunächst an körperlichen Eigenschaften, Schönheit und Stärke, kenntlich war, so konnte edel auch von Thieren, Pflanzen und selbst von Mineralien gebraucht werden; in Edelstein und Edelmann hat das erste Wort ganz dieselbe Bedeutung, soweit sie nicht durch das zweite modificirt wird. Später machte sich, je mehr der Adel seine frühere Bedeutung vergaß und verlor, das Schiller'sche Wort geltend: „Adel ist auch in der sittlichen Welt" (s. o.), vom Edelmann schied sich der edle Mann auch im Bürger- und Bauernstand mit persönlichem Werthe und Bewußtsein: es bildete sich der Seelenadel, der über die Schranken der Stände, Orte und Zeiten hinweg freie Geister unsichtbar verbindet durch Edelsinn, Edelmuth und Edelthaten.

Aber diese Entwicklung des Wortbegriffs schließt sich doch zunächst an die Eigenschaften an, welche der Adel kraft seiner geschichtlichen Stellung besaß oder erwarb, so daß hier ein völkerpsychologisches Interesse mit einem sprachwissenschaftlichen zusammentrifft. Der Adel mußte ein natürliches Interesse und eine Art von Verpflichtung fühlen, jene zunächst mehr leiblichen Vorzüge, durch die er sich von Geburt auszeichnete, auch zu bewahren und seine Ansprüche auf vorzugsweise Geltung im Volke durch entsprechende Leistungen zu bewähren: Schönheit

verlangt zu ihrer Erhaltung Reinheit, Stärke verpflichtet zu Tapferkeit. Neben diesen Fundamentaltugenden des Adels entwickelten sich im Umgang seiner Glieder unter sich und im Gegensatz zum übrigen Volk allmählich in Kleidung, Haltung, Benehmen und Sprache alle jene Formen gemessenen Anstandes und zugleich feiner Gewandtheit, welche noch heute zum Begriff des ästhetisch Edeln gehören. Aber gleichzeitig keimte auch das ethisch Edle in Gestalt von Ehrgefühl, Aufopferung, Freigebigkeit, Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, alles Tugenden, welche dem Adel gewissermaßen zur Pflicht wurden, wenn er seine centrale Stellung im Fortschritt der Zeiten behaupten wollte, und welche abermals noch heute im Begriff des ethisch Edeln enthalten sind. Wie nun diese Lebensverfassung, — wo Sittlichkeit noch nicht viel Anderes bedeuten konnte als Halten der großentheils im Adel (mit Einschluß der Priesterschaft) verkörperten Sitte, — wie diese ganz naive Weltordnung allmählich durchbrochen, Sittlichkeit zu freier Selbstbestimmung jedes Einzelnen aus seinem Innern vertieft und auch die Bildung „Gemeingut" wurde, dies auszuführen gehört nicht hierher, wohl aber einige Bemerkungen darüber, wie im Zusammenhang dieser Bewegung der Begriff des Gemeinen als Gegensatz des Edeln sich entwickeln konnte.

So lange der Adel in unangefochtenem Besitz der politischen Macht stand, konnte zwar eine Bezeichnung des Gegentheils oder Mangels seiner „edeln" Eigenschaften nicht wohl ausbleiben, aber sie konnte nicht von derselben Anschauung ausgehen wie der heutige Begriff des „Gemeinen". So lange es kein „Gemeinwesen" gleichberechtigter freier Bürger gab, in welchem auch der Adel auf- und unterging und aus welchem fortan jeder Einzelne nur durch persönliche Tüchtigkeit sich hervorthun konnte, mochte der Adel für die Eigenschaften der untern Stände irgend welche specielle Bezeichnungen gebrauchen, entweder rein negative wie unedel u. dgl. oder positive wie lat. plebejus, vulgaris, gregarius, griech. ἀγέλαιος, φορτικός, φαῦλος; im Altdeutschen entspricht am ehesten das Wort laz (s. Grimm, Rechtsalterth. 1, 308). Im spätern Griechisch galt allerdings auch schon κοινός im Sinne unseres heutigen

gemein, dagegen hat sich am lat. communis nur der günstigere Begriff von „leutselig" entwickelt, sowie auch „gemein" landschaftlich von einem Höherstehenden gesagt wird, der sich zum „gemeinen Manne" herabläßt, und „niederträchtig" ursprünglich, wie noch mundartlich, eben dieselbe Bedeutung zeigt. Der heutige Begriff von gemein konnte sich also aus dem des Gemeinsamen erst herausbilden, als die socialen und politischen Abstände einer früheren Zeit sich einigermaßen ausgeglichen hatten, so daß an der ziemlich gleichförmigen Masse eben jetzt erst das gemeinsame rein Menschliche, und zwar nach der schwachen Seite, ins Auge fiel. In der That setzt gemein auch vorgerückte Zustände sittlicher Bildung voraus und unterscheidet sich dadurch von roh, sowie denn dieses meistens (was bemerkenswerth ist) von Zuständen der ganzen Gesellschaft gilt, gemein hingegen nur von den Eigenschaften Einzelner. Gemein ist nicht, wer naiv der Masse gleich ist und thut, sondern wer mit Bewußtsein den Maßstab der Masse zum seinigen macht und hinter bereits vorhandenen, auch ihm bekannten, höhern Anforderungen freiwillig und wissentlich zurückbleibt. Wenn endlich schon in rohen Sittenzuständen einzelne Regungen edler Gefühle auftauchen können, weil das Edle wesentlich (reine) menschliche Natur ist, so mögen freilich auch umgekehrt einzelne Menschen aus längst herrschenden Bildungszuständen in partielle Rohheit zurücksinken; dennoch können wir uns eher ein allmählich völliges Verschwinden der Rohheit denken, als der Gemeinheit; denn eine Gleichung zwischen Fortschritten intellectueller und moralischer Cultur ist leider immer noch nicht gefunden. So bleibt denn auch der Nachweis, ob und wie viel Zusammenhang insbesondere zwischen Fortschritten ästhetischer und moralischer Bildung stattfinde (resp. geschichtlich stattgefunden habe), noch eine Aufgabe der Zukunft; so lange sie aber nicht gelöst ist, kann auch der Begriff des Edeln nicht endgültig bestimmt werden. Wir haben gesehen, daß er auf natürlichem Gebiet erwachsen und von da ziemlich gleichzeitig und gleichmäßig auf das ästhetische und ethische übertragen worden, ja vielleicht die Grundlage beider gewesen ist. Auf beiden hat er sich dann gehoben und verfeinert, und zahlreiche

Uebertragungen zwischen beiden sind uns fast so geläufig geworden, wie etwa die metaphorischen Bezeichnungen „Farbentöne" und „Klangfarben", so daß wir uns höhere Unterscheidungen im Ethischen fast nur mit ästhetischen Hülfsvorstellungen klar machen können, und umgekehrt, wie Wahrnehmungen des Gesichts und Gehörs durch einander auf dem niedrigeren Gebiete der Sinne. Immerhin glauben wir, um die lange Untersuchung nicht ganz ohne Ergebniß auslaufen zu lassen, als solches die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß in neuerer Zeit, d. h. im heutigen Sprachgebrauch, von dem wir ja ausgegangen sind und auf den wir hiemit zurücklenken müssen, das Edle mehr ethische als ästhetische Färbung angenommen habe, also auch im ästhetischen Sinne des Wortes ethische Elemente vorwiegen, als deren Analogon oder Symbol wir uns das ästhetisch Edle denken.

Dieses Ergebniß, wenn es eines ist, stimmt mit einem andern, welches weniger zweifelhaft, übrigens wieder rein sprachwissenschaftlicher Art ist und uns jedenfalls einen Schritt weiter, zum dritten und letzten Theil unserer Aufgabe führt. Wenn wir nämlich die geschichtlich entstandene Bedeutung der Wörter edel und gemein selbst, mit welchen wir im ersten Theil ästhetische Unterschiede im Sprachgebrauch bezeichneten, ins Auge fassen, so zeigen sie eine Veränderung ihres Begriffs, welche nicht selbst ästhetischer, sondern ethischer Art zu sein scheint, insofern nämlich „edel" von seiner ursprünglichen Bedeutung aus an ethischem Werth gestiegen, „gemein" gesunken ist. Aehnliche Erscheinungen lassen sich an vielen andern Wörtern beobachten; aber vor allen Versuchen von Erklärungen dieser Thatsache muß die Wirklichkeit derselben etwas genauer festgestellt werden.

Von den im ersten Theil behandelten ästhetischen Erscheinungen im Sprachgebrauch würden sich diese ethischen rein sprachlich dadurch unterscheiden, daß wir dort verschiedene Wörter zu gleicher Zeit für (scheinbar) dasselbe Ding fanden, hier umgekehrt dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes bedeutet haben soll. Dagegen bestände eine Verwandtschaft beider Erscheinungen darin, daß der Gegensatz von

edel und gemein mit dem von gut und schlecht, nach den Erörterungen des zweiten Theils, eine Parallele, wo nicht gar einen innern Causalzusammenhang bildet, also beide Erscheinungen sich an einander spiegeln und erklären könnten. Gemein haben sie ferner das, daß es sich beidemal zunächst um einen logischen Proceß handelt; aber dies gilt hier noch in höherem Maße als dort, da der ästhetische Gehalt, den ein Wort auf den oben angegebenen Wegen gewinnen kann, sich von dem logischen ablösen und als selbständig auffassen läßt, während von ethischem Werth eines Wortes eigentlich nur in dem Sinne die Rede sein kann, daß die ganze Begriffssphäre desselben auf ethischem Gebiet liege, womit seine Bedeutungskraft nicht aufhört eine rein logische zu sein. Stellen wir uns übrigens auf rein ethischen Boden, so muß jede Versetzung eines vorher indifferenten Begriffs in diese Sphäre eo ipso in günstigem Lichte erscheinen, weil dadurch eine Abnahme ethischer Indifferenz, Zunahme ethischen Interesses bezeugt wird, auch wenn der Begriff, einmal auf ethisches Gebiet versetzt, nach der schlimmen Seite ausgeschlagen hat, wie gerade bei gemein der Fall ist. Dies muß um so mehr hervorgehoben werden, da bisher nur „ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen" beobachtet worden ist, zuerst von Reinhold Bechstein in Pfeiffer's „Germania" VIII, 330—354, und unter demselben Titel von Eduard Müller „Zur englischen Etymologie" S. 23—35. Neuestens ist auch in dieser Zeitschr. V, 332—338 ein Blick auf die fragliche Erscheinung gefallen und hat uns in dem Vorsatz bestärkt, eine erledigende Behandlung derselben zu versuchen. Im Folgenden soll aber nicht der ganze Stoff, den die angeführten Behandlungen beigebracht haben, zusammengetragen und noch einmal aufgestapelt werden, sondern wir müssen der Kürze wegen, besonders was die genauen Angaben über die einzelnen Wörter betrifft, auf jene Citate verweisen; für uns handelt es sich um übersichtliche Gruppirung der Erscheinungen mit kurzer Anführung einiger Beispiele; nur wo wir für bereits bekannte Gruppen neue Beispiele, oder wo wir neue Gruppen selber aufzustellen haben, werden auch die Details näher angegeben werden müssen.

Ueberblicken wir unsere Stoffmasse und zwar zunächst in Hinsicht auf die vorliegenden Thatsachen, noch ohne Rücksicht auf Ursachen, so wiegt allerdings das Phänomen eines gewissen „Pessimismus“ in der Entwickelung der Wortbedeutungen vor, aber es gewinnt sogleich einen milderen Anschein, wenn wir gewisse Unterschiede ins Auge fassen, die ebenso klar wie der Gesammteindruck sich geltend machen. Lassen wir uns allgemeine Ausdrücke wie „pessimistischer Zug“, „deterioristische Neigung“ oder ähnliche gefallen, so müssen wir doch sogleich fragen, ob dabei an moralische Verschlechterung des Charakters der Menschen im Einzelnen oder in der Gesellschaft zu denken sei, oder bloß an Zunahme physischen und socialen Uebels in der äußern Welt, wovon die innern Qualitäten nicht nothwendig angesteckt werden und wovon sie auch nicht der Grund sein müssen. Es finden sich nun in der That sprachliche Beispiele von beidem neben einander, aber eben darum muß es auseinander gehalten werden, wenn nicht der Thatbestand von vornherein verfälscht und schlimmer als er wirklich ist, dargestellt werden soll; denn daß physisches und auch sociales Uebel mit moralischer Schuld in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehe, lesen wir schon im Alten Testament und lehrt uns noch jeder Tag, sowie das Umgekehrte, daß große Fortschritte auf physischem und socialem Gebiet als solche nicht auch schon eine Verbesserung der Moralität bedeuten und mit sich führen. Wenn also z. B. das Wort Mähre, welches ursprünglich das weibliche Pferd überhaupt bezeichnet, heutzutage meist nur von abgenutzten Pferden gebraucht wird, und wenn auch daraus (was aber aus andern Gründen gar nicht angeht) auf eine Degeneration der Pferdezucht geschlossen werden dürfte: so wäre eine solche Verschlechterung doch nicht in gleiche Linie zu stellen etwa mit derjenigen, welche das Wort frech zu bezeugen scheint, das im Mittelhochdeutschen nur frischen Muth bedeutete, nun aber diese unschuldige Bedeutung ganz verloren hat. Es ist allerdings bemerkenswerth, daß eine scheinbare Verschlimmerung der Bedeutung auch an Wörtern für Natürliches vorkommt, wie engl. weeds, Unkraut, von agſ. veód, welches herba überhaupt bezeichnete; saufen, welches

z. B. im Angelsächs. auch von Menschen nicht unedel galt (vgl. Suppe, frz. souper); stinken, welches jetzt nur noch übel riechen bedeutet, in der alten Sprache aber ebenso gut oder mehr von Wohlgerüchen gebraucht wurde; Wampe, welches einst den Mutterschooß der Jungfrau Maria bezeichnen durfte, jetzt nur noch Hals und Bauch der Thiere (von Menschen nur Wanst, zunächst aus Wams, wambes, Bekleidung dieses Körpertheils); aber solche Beispiele (von denen übrigens saufen und Wampe mehr ästhetische Unterschiede zwischen Mensch und Thier betreffen) können doch nicht auf eine allgemeine Corruption deuten, deren ja die Natur nie in gleichem Sinne wie der Geist fähig wäre. — Elend bedeutet bekanntlich etymologisch „fremd, heimatlos"; daher dann „arm, jämmerlich" und zuletzt auch „schlecht, nichtswürdig"; aber man muß doch diese moralische Verkommenheit von jener socialen unterscheiden, durch welche sie so oft veranlaßt und einigermaßen entschuldigt wird. Dieser Fall führt uns zu der Bemerkung, daß auch sonst mehrfach die Bedeutung moralischer Schlechtigkeit erst aus derjenigen von schwächlicher Natur oder unglücklichem Schicksal erwachsen ist und dadurch, wenn nicht milder, doch erklärlicher wird. Die älteste Bedeutung von böse ist nicht Verderbtheit des Willens, sondern äußere Mangelhaftigkeit, welche dann so leicht in innere Verbitterung und positive Bosheit ausschlägt. Dem elend am nächsten kommt das engl. wretch, lautlich identisch mit dem altdeutschen recke, welches urspr. einen Verbannten bezeichnet, der sich zu Heldenthum aufraffen, aber auch als Abenteurer verkommen kann. Daran schließt sich engl. caitiff, welches von der milderen Bedeutung des franz. chétif (ärmlich) bis zu der von „Schurke" fortgeschritten ist, aber mit jenem auf lat. captivus zurückgeht; vergl. auch erbärmlich = elend im schlimmern Sinne. Das Fremdwort frivol bedeutete im Lateinischen auch nur „armselig"; eitel geht aus innerer Leerheit (in letzter Quelle vielleicht von bloß äußerem Glanz); auch Sucht ist urspr. leibliche Krankheit (zu siech). Die heute einzige Bedeutung von feig erklärt sich nicht aus der im Mhd. vorherrschenden: dem Tode verfallen, unselig, verwünscht, sondern mit dieser zugleich aus der Grundbedeutung: schwach,

morsch, wonach es auch von Gestein und Holzwerk gebraucht wurde, noch im ältern Nhd., s. Grimm, Wörterb. So läßt sich auch fluchen aus goth. flêkan oder flôkan, lautlich und begrifflich = lat. plangere, griech. πλήσσειν, leicht erklären, da Klage oft in Verwünschung übergeht und im griech. ἀράομαι, lat. precari, hebr. bĕrĕkh durch ursprüngliche Polarität des Begriffs sogar beten und segnen mit fluchen unmittelbar verknüpft sind. Noch begreiflicher ist es, wenn auf Grundlage einer bereits moralisch schlechten Bedeutung sich eine eben solche höheren Grades entwickelt hat. Der Urbegriff von arg war „feig", dann „geizig"; daraus konnte sich die heutige durch Allgemeinheit gesteigerte Bedeutung ergeben. Das engl. wanton ist von der unschuldigeren Bedeutung „lose" zu der von „wollüstig" gestiegen, ebenso die Substantiva harlot und lecher (altfrz. lécheor auch schon von raffinirter Wollust) von „Leckerei" und Schlemmerei ausgegangen; rogue, Schelm (freilich auch in milderem Sinne üblich wie das deutsche Wort) von frz. rogue, übermüthig, altnord. hrôkr, anmaßend. Hieher gehört auch Laster, obwohl dessen ältere Bedeutung „Schmach, Schimpf", noch in lästern fortlebend, durch die objective Fassung des Begriffs (Gegenstand gerechten Vorwurfs) gewissermaßen auch wieder gehoben wurde. Wichtiger ist aber eine andere Einschränkung, die der Pessimismus erleidet und die ihn zugleich auch da, wo er wirklich eingetreten ist, erklären hilft. Er hat nämlich von einer großen Anzahl Wörter gar nicht ausschließlich Besitz genommen, sondern dieselben gleichsam erst zur Hälfte angesteckt, so daß sie neben einem allerdings oft merklich übeln Beigeschmack in andern Fällen noch einen ethisch indifferenten, harmlosen Grundbegriff bewahren und höchstens eine Zweideutigkeit mit sich führen, die durch den Zusammenhang und Ton der Rede oder besondere Attribute nach der einen oder andern Seite entschieden wird. Hierher gehören Wörter wie: Knecht, Jungfer, Magd, die nur insofern gesunken sind, als sie ursprünglich nicht dienenden Stand bezeichneten (engl. knight, buchstäblich = Knecht, konnte daher eben so gut zu „Ritter" emporsteigen), aber gar nichts Unehrenhaftes mit sich führen. Bube neigt sich in der heutigen

Schriftsprache allerdings zu vorherrschend übler Bedeutung, aber Kerl, obwohl es an socialem Rang ebenfalls verloren hat, da es in der alten Sprache zwar den gemeinen Mann, aber immer noch als Herrn seines Hauses und Weibes bedeutete), läßt doch ein Attribut wie brav noch immer zu; nur das engl. churl bezeichnet kaum noch Anderes als den bäurischen Tölpel. Was das Wort Bauer anbetrifft, so sind die Zeiten vorbei, wo es den Begriff der Rohheit mit sich führte; die moderne Cultur und Litteratur (der Dorfgeschichten) hat diesen Stand und Namen vollständig (etwa ausgenommen das in letzter Zeit aufgekommene „verbauern") in seine alten Ehren wieder eingesetzt; in England, wo die Landwirthschaft mit freiem Grundbesitz mehr in den Händen des Adels ruht, haben boor, clown (aus colonus), villain (frz. vilain, aus villanus) ungünstigere Bedeutung angenommen. Was von Bauer, gilt auch von Volk im Sinne von ländlicher Bevölkerung, welcher das früher feststehende und tautologische Attribut gemein kaum mehr zuläßt; nur dem Fremdworte Pöbel (aus dem frz. peuple, lat. populus) bleibt mit dem Sitz in den Hauptstädten seine verdorbene Bedeutung. Die Volksschule hat sich ja bereits so gehoben und verbreitet, daß der an sich sehr ehrende Titel „Schulmeister" dem vornehmeren „Schullehrer" weichen mußte, nur weil er Erinnerungen an gewisse nun abgethane Methoden von Unterricht und Zucht mit sich führte.

Daß ein Wort wie Muthwille, welches in der alten Sprache noch indifferent, rein psychologisch, Regung und Uebung des freien Willens bezeichnet, zu dem zweideutigen Sinne gelangen konnte, wonach es (übrigens schon im Mittelhochdeutschen) eine nicht mehr unschuldige Ueberschreitung der natürlichen Freiheitslust mit bewußter Verletzung ethischer Interessen bedeuten kann, ist nicht zu verwundern, es ist ein Gleiten auf schiefer Ebene; aber von anderer Art und bedeutsamer scheint die Thatsache, daß Wörter, welche moralische Güte oder wenigstens Unschuld bezeichneten, zu Bezeichnungen für Mangel an Intelligenz geworden sind. Bekannt genug ist die abgeschwächte Bedeutung von gut, durch das Medium von „gutmüthig" bis zur Meinung von „einfältig", welches letztere Adjectiv be-

reits fast nur Schwäche des Verstandes besagt, während das Substantiv Einfalt doch auch noch von kindlicher Unschuld des Herzens verstanden werden kann, allerdings mit Beziehung auf die damit verbundene Unerfahrenheit; vgl. frz. niais aus plattlat. nidax, Nestling. Aehnlich hat sich im englischen silly aus dem Begriff von selig durch Vermittelung von harmlos, arglos der von einfältig (übrigens neben dem von einfach, schlicht) entwickelt, und ebenso das deutsche alber(n) aus altem ala-wâri, für welches übrigens wahrscheinlich nicht der Begriff „ganz wahrhaft", sondern „freundlich, wohlwollend, gutmüthig" anzunehmen ist (ahd. mandawâri, mitiwâri, mhd. wære [Walt. v. Vogelw. 76, 22: vil süeze wære minne?], altn. vær). Eine Parallele in umgekehrter Richtung, daher eher ein Beispiel von Milderung des Begriffs, bietet das mhd. tumb (dumm) mit der häufigen Bedeutung „jung".

Eine letzte Gruppe bilden Wörter, die zwar im Vergleich mit ihrer ursprünglichen Bedeutung eine Abschwächung erfahren haben, ohne jedoch etwas Uebles oder Böses zu enthalten. Hieher gehören besonders manche durch Euphemismus und Höflichkeit entstandene Bezeichnungen für bloße äußere Ehrbarkeit, Anstand in Kleidung und Benehmen, während die betreffenden Wörter ursprünglich eine höhere, innerlich sittliche Qualität bedeuteten. Das lateinische honestus war doch mehr als das franz. honnête, welches je nach seiner Stellung vor oder nach dem Substantiv in sehr bedenklicher Weise zwischen „rechtschaffen, anständig, höflich, gefällig" hin und her schwankt; vgl. z. B. une excuse honnête, eine annehmbare, aber doch nur scheinbare Entschuldigung; un honnête débauché, ein Schwelger mit Maß (!). Auch das ital. garbo (aus ahd. garwi, Rüstung, Schmuck) schwebt in einer unsichern Mitte zwischen Rechtschaffenheit und Anstand, nur daß das letztere hier der Grundbegriff ist und insofern eher eine Vertiefung stattgefunden hat, die aber noch wenig zuverlässig ist und sich ebenfalls mit dem bloßen Schein begnügen kann. Das engl. respectable bezog sich ursprünglich auf innern Werth des Charakters, wird aber jetzt Jedem beigelegt, der eine leidliche Existenz und Stellung in der Gesellschaft besitzt. Daß man mit dem Titel gentleman

ebenso freigebig geworden ist, wäre wohl erfreulich, wenn damit eine zunehmende Verbreitung **innern** Adels bezeugt würde. Das Adjectiv demure soll aus der franz. Phrase de mûre conduite entstanden sein; es vereinigt aber mit der Bedeutung „ehrbar" die von „spröde, zimpferlich", worin doch auch eine innere Unwahrheit oder eine Uebertreibung enthalten ist, wie frz. prude aus prudus, providus. So hat sich auch an quaint, welches urspr. „zierlich" in gutem Sinne von „anmuthig" bedeutete (aus altfranz. cointe, lat. cognitus, vielleicht vermengt mit comtus) der Nebenbegriff des Gezierten, Gesuchten und durch Sonderbarkeit eher Abstoßenden als Anziehenden entwickelt.

Man sieht also, daß ungünstige Nebenbegriffe sich nur allzuleicht allenthalben anhängen, aber auch Wörter wie **Gift** und **List** unter diesen Gesichtspunkt zu stellen ist doch nicht nöthig, zumal da in **Mitgift** die unschuldige Bedeutung des alten gift = Gabe (Dosis) noch fortlebt und **List** nicht immer **Mißbrauch** von Kunst und Kenntniß (dies die alte Bedeutung des list, von lesen) zu sein braucht, was auch von den engl. Wörtern craft und cunning gilt. Wenn endlich **Wohlstand** noch im vorigen Jahrhundert dasselbe bedeutete, was heute **Anstand**, so ist es sehr zweifelhaft, ob darin dieselbe Abschwächung des Begriffs vorliege, wie in den kurz vorher angeführten und allerdings sinnverwandten Fällen; denn es können sich an einem Worte im Lauf der Zeit oder sogar gleichzeitig zwei oder noch mehr Bedeutungen entwickeln, ohne daß die eine aus der andern hervorgeht, sondern von einander unabhängig aus einer mehrfachen Grundbedeutung. Dies findet besonders statt bei Zusammensetzungen mit oft vieldeutigen Partikeln. Im Mittelhochd. vereinigt das Verbum versprechen die Bedeutungen: **vertheidigen** und **schelten**; **versprechen** (in dem heute einzig fortlebenden Sinne von „zusagen") und **ablehnen**, und von diesen Bedeutungen ist keine aus einer von den andern, sondern es sind alle vier aus der ursprünglichen Vielseitigkeit der Partikel **ver-** erwachsen. Wenn dergleichen möglich war, so konnte um so leichter im Laufe eines halben Jahrhunderts aus verschiedener Anwendung der Phrase

„wohl stehen" die veränderte Bedeutung von Wohlstand hervorgehen.

Erst nach allen diesen Einschränkungen wären nun die allerdings nicht seltenen Fälle aufzuzählen, wo aus einer unverfänglichen Bedeutung sich eine ausschließlich und wirklich moralisch schlechte entwickelt hat. Aber da eine genügende und wohl ziemlich erschöpfende Anzahl von Beispielen aus dem Deutschen und Englischen in den Anfangs citirten Abhandlungen von Bechstein und Müller zu finden sind, so können wir uns auf wenige Nachträge dazu beschränken.

Karg enthält, von Personen gebraucht, den tadelnden Begriff übertriebener Sparsamkeit, gegen sich selbst und Andere; die ältere Bedeutung war nur „klug, schlau, listig", also noch indifferent; aber aus dem Begriffe „auf seinen Vortheil bedacht sein, ängstlich sorgen" (mitteldeutsch kargen, von ahd. chara, Sorge, Klage, charac, traurig, ags. cearig, ängstlich besorgt und vorsichtig) konnte sich der heutige leicht entwickeln. Geiz (mhd. und noch schweiz. gît) hatte immer die üble Bedeutung des heutigen Gier (welches dagegen in der ältern Sprache auch in edlerem Sinne gebraucht wurde, als etwa heute noch in Neugier); wenn schweiz. gîtig auch „haushälterisch" bezeichnen kann, so ist dies schwerlich ein Rest einer ältern noch unschuldigen Bedeutung, sondern eher eines der jedenfalls seltenen Beispiele, wo sich eine bereits schlecht gewordene Bedeutung wieder milderte und zu ursprünglicher Indifferenz zurückwandte. Da wir mit dieser Bemerkung die sonst innegehaltenen Schranken der Schriftsprache überschritten haben, so wird dies noch eher erlaubt sein bei einem Worte, dessen Gebrauch in der heutigen Schriftsprache sich wirklich nur aus älteren, landschaftlich erhaltenen Bedeutungen erklärt. Das Wort niederträchtig, das wegen seiner Sinnverwandtschaft mit gemein bereits oben einmal angeführt wurde, zeigt in der That merkwürdige Verschiedenheit von Bedeutungen, und es erneuert sich an ihm die vorhin bei Wohlstand erhobene, für unsere ganze Untersuchung wichtige Frage, ob dieselben alle aus einander sich entwickelt haben oder nicht; denn im letztern Fall verliert die Annahme einer Verschlechterung der Bedeutungen noch mehr Gewicht, als

ihr bereits bisher entzogen wurde. Das mhd. nidertrehtic bedeutete: „gering geschätzt, niedergeschlagen, gedrückt im Gemüth", ursprünglich aber wohl in der Haltung vom „nieder Tragen des Hauptes", im Gegensatz zu „hochtragend (ält. nhd. hochträchtig = stolz), -trabend oder -fahrend (hoffährtig)". Gleich alt oder noch älter sein muß die im ältern Neuhochd. und in Mundarten vorkommende Bedeutung „unansehnlich, klein von Gestalt, niedrig", z. B. von Schafen und Stühlen mit kurzen Beinen oder auch von einem nur wenig hervorragenden Fels. Dann folgt die Bedeutung: von gemeiner Herkunft und (darum vielleicht) demüthig; doch unterscheidet Gellert: „Man kann seinen geringen Werth fühlen, weil man zu träg ist, sich Verdienste zu erwerben; dies ist Niederträchtigkeit und nicht „Demuth". Andererseits hieß gerade der Vornehme, wenn er nämlich sich herabließ, „niederträchtig", und so auch ein gemein faßlich (populär) geschriebenes Buch. Aus welcher von diesen Bedeutungen nun die heutige abzuleiten sei, wonach das Wort nicht bloß gemeine Gesinnung, sondern zugleich die Absicht bezeichnet, Andern heimtückisch zu schaden, vermögen wir nicht zu entscheiden; da jene andern Bedeutungen erloschen sind, deuten wir das Wort leicht vom „Trachten" nach Niedrigem, aber es wird doch am ehesten auf die Bedeutung „von gemeiner Herkunft" zurückgehen, indem solche Menschen, in der Gesellschaft mißachtet und zu einer gedrückten Haltung genöthigt, aus Verzweiflung und Ingrimm darüber jenes Verhalten zu ihrer Lebensregel machen.

Bemerkenswerth ist die doppelte Bedeutung des Wortes tiefsinnig, welches auch = schwermüthig gilt, nur daß diese beiden Bedeutungen das moralische Gebiet nicht berühren, so wie auch Wahn, welches früher neben der heutigen Bedeutung auch die günstigere von „Hoffnung, Erwartung, Meinung, Absicht" besaß. Als Beispiel eines Verbums möchten wir zum Schlusse nicht lügen anführen, dessen schon im Althochdeutschen feststehende Bedeutung mentiri natürlich nicht am gothischen liugan, nubere, sondern nur an der auch diesem zu Grunde liegenden Urbedeutung „verhüllen" zu messen ist, wohl aber das sinnverwandte trügen, verglichen mit goth.

driugan, Kriegsdienst thun (drauht, Heer, Volk, Gefolge, ahd. truhtin, Führer, Herr), obwohl auch hier nicht das Gothische die Grundbedeutung zeigt, sondern das Angelsächsische. Hier bedeutet nämlich dreógàn: 1) ertragen, leiden, und auch 2) ausüben, thun. Aus der letztern Bedeutung, besonders aus Verbindungen wie: gevin dreógan, Krieg führen, ellen dreógan, Kraftthaten thun, sîđas dreógan, Wege machen, reisen, erklärt sich zunächst das goth. driugan, durch eine Einschränkung des Begriffs, ähnlich wie in der Schweiz „Dienst" schlechthin für „Kriegsdienst" gesagt wird, oder griech. ἔρδω, ῥέζω, urspr. „thun" überhaupt, speciell für sacra facere, opfern und beten; vgl. auch wirken, von weiblicher Arbeit κατ' ἐξοχὴν, = sticken, u. a. Der Begriff „trügen" aber, der wie „lügen" schon im Ahd. der einzige ist, läßt sich schwerlich aus dreógan 1) welches überdies selbst erst aus 2) abzuleiten ist (Mittelbegriff „durchmachen") etwa wieder durch die Betrachtung erklären, daß das „Leiden" in dienendem Stande oder untergeordneter Stellung leicht jenen Hang zu Verstellung u. s. w. erzeuge, wovon bei niederträchtig die Rede war; sondern da dreógan auch intrans. = thätig, „geschäftig sein" vorkommt, so wird sich wahrscheinlich aus dem Begriff gesteigerter Thätigkeit und Geschäftigkeit, verbunden mit Gewandtheit und Schnelligkeit, wie dgl. gerade bei Absicht auf Täuschung leicht stattfindet, die Bedeutung des „Truges" vorzugsweise entfaltet haben und dann, wie in den vorigen Beispielen und insbesondere wie militari im goth. driugan, allein herrschend geblieben sein. Im altnord. driugr finden wir die Bedeutung „ausdauernd" auch bis zu „trotzig" gesteigert. Das begriffliche Zusammentreffen unsers Wortes Trug mit sanskr. drogha ist auffallend, und die von Kuhn (Zeitschr. I, 179 ff.) angenommene Identität mit demselben ist möglich, dagegen hat die weitergehende mit lügen und mit griech. ἀ-τρεχής, θέλγω, Τελχίν (deren Bedeutung wohl stimmen würde) lautliche Bedenken gegen sich.

Nunmehr kommen wir zum positiven Theil unserer Aufgabe, d. h. zu dem Nachweis, daß Bedeutungen auch nach der guten Seite hin sich geändert, also eine aufsteigende Entwicklung eingeschlagen haben, allerdings nicht von schlimmer,

sondern nur von indifferenter Grundlage aus. Hieher gehören mehrere Adjectiva, welche von Bezeichnung bloßer Brauchbarkeit oder Leistungskraft überhaupt sich zur Bedeutung sittlicher Tugend erhoben oder vertieft haben. Fromm, dessen ältere Bedeutung noch im Verbum frommen = helfen, nützen, und in der Formel „zu Nutz und Frommen" fortlebt, hat seine jetzt vorherrschende Beziehung auf den religiösen Grund sittlicher Tüchtigkeit durch das Moment des Sanften, Willigen angenommen, wonach es auch von zahmen Thieren gebraucht werden kann. Bieder, heute von gradem, ehrlichem Charakter, bezeichnet in seiner älteren Form biderbe (urspr. mit Accent auf der zweiten Silbe, zu darben, verderben) nur „brauchbar", wie χρηστός von χράομαι. Wacker ist urspr. nur: wachsam, aufgeweckt, munter, rührig. Tapfer = slav. dobr bonus, geht aus vom Begriff gravis, auch von Körperschwere, dann „gewichtig, ernst", welcher Begriff sich im altnord. dapr sogar zu „trübe, traurig" verwandelt hat. Weise wurde früher selten absolut gebraucht und bezeichnete auch nicht Kenntniß der höchsten sittlichen Weltordnung, sondern galt überhaupt = kundig irgend welcher Dinge. — Das engl. nice vom altfranz. nisce, lat. nescius, ist von der sogar ungünstigen Bedeutung „unwissend, thöricht, albern" durch den Mittelbegriff „achtsam auf Kleinigkeiten, peinlich genau" zu der günstigen Bedeutung „sorgfältig, zierlich" aufgestiegen. Das adjectivische Particip trunken brauchen wir heute, im Unterschied von betrunken, nur noch von edler Begeisterung. Bescheiden, urspr. ebenfalls Particip, bedeutete im Mhd. nur „verständig", dann wohl auch „billig und mäßig in Anforderungen". Das Substantiv Fleiß hat nur in der Verbindung „mit Fleiß" = mit Absicht, seine frühere indifferente Bedeutung behalten, sonst bezeichnet es absolut und prägnant „Eifer in Gutem, im Beruf." Vergeben hieß früher „schenken" überhaupt, dann auch „vergiften" (wie noch mundartlich), ist nun aber = verzeihen geworden, welches mhd. ebenfalls noch allgemein „entsagen" (auch versagen) bedeutete.

Eine zweite Gruppe dieser Reihe bilden Wörter, welche zwar nicht zu einer wirklich guten Bedeutung gelangt sind, aber

eine ursprünglich ungünstige merklich gemildert haben. Aus dem lat. calumnia entstand altfrz. chalonge, welches nicht mehr „Schmähung, Verleumdung", sondern nur Bestreitung eines gegnerischen Anspruchs bedeutet und im engl. challenge auch positiv „Anspruch, Herausforderung, Wettstreit". Aus lat. vagus entwickelte sich im ital. vago die Bedeutung „reizend" und sogar die substantivische „Liebhaber", wobei freilich nicht Treue das wesentliche Merkmal sein kann. Vitium milderte sich im ital. vezzo successiv zu den Bedeutungen „Unart, Gewohnheit, Lust"; avvezzare heißt „gewöhnen", vezzoso „reizend", wohl mit dem Hintergrund „verführerisch"; im Spanischen bedeutet vicio auch „üppiges Wachsthum der Pflanzen" (sowie umgekehrt üppig, im Deutschen auch von Menschen gebraucht, Neigung zu geschlechtlicher Ausschweifung bezeichnet). Moralisch, nicht logisch betrachtet kann freilich die Milderung des Begriffs „Laster" zu dem von „Gewohnheit" und „Lust" nur als eine Beschönigung und insofern als Verschlimmerung erscheinen und ist bezeichnend für die laxere Auffassung der sittlichen Verhältnisse, besonders der geschlechtlichen, bei den Romanen. Ital. meschino, frz. mesquin haben ihre jetzige Bedeutung aus der des Grundwortes, arab. meskîn, arm, elend, entwickelt; aber im Altfranz. hieß meschin auch „schwach, zart, jung" und wurde als Subst. zur Bezeichnung dienender Knaben und Mädchen gebraucht. — Auf deutschem Boden finden wir die Bedeutung des Wortes Schalk in neuerer Zeit insofern gemildert, als es wie „Schelm" auch bloßen Muthwillen ohne böse Absicht bezeichnen kann, während im Mhd. aus der unverfänglichen Bedeutung „Knecht" sich die eines knechtischen, heimtückisch treulosen Sinnes entwickelt hatte. (In der Schweiz bedeutet Schalk einen übellaunischen, eigensinnigen, im Umgang unartigen Menschen.) Ahd. vreidi bedeutete „abtrünnig (aus ver-eidi, per jurus?) flüchtig". Daraus entwickelten sich im Mhd. vreide, vreidec die Bedeutungen „verwegen, kühn, trotzig, übermüthig, keck, leichtsinnig, wohlgemuth, muthig". Auf romanischem Boden finden wir das Wort in übeln Sinn übergegangen und festgehalten; provenzal. fraiditz, fraidel, afrz. fradous, elend, gottlos, mit derselben Begriffsentwickelung wie

zwischen altdeutsch recke und engl. wretch. Am auffallendsten haben die Bedeutungen auf und ab geschwankt bei dem ebenfalls nur der alten Sprache angehörigen Worte gemeit. Im Goth. bezeichnete gamaids körperliche Gebrechlichkeit; ahd. gameit ist „stumpfsinnig, thöricht, eitel", ebenso agf. gemâd, amens, engl. mad, toll; im Mhd. aber erhebt sich der Begriff zu „fröhlich, stattlich, tüchtig". Goth. dvals ist „thöricht", agf. dval, dvol, dol ziemlich dasselbe, engl. dull etwas milder „träge, stumpf, langweilig", deutsch toll völlig geisteskrank oder wenigstens bis an Wahnsinn streifend; (in der Schweiz freilich ist das Wort durch den Mittelbegriff ausgelassener Lustigkeit zu „lustig, hübsch, üppig gesund" aufgestiegen, so wie steif im Kanton Bern „stattlich, sauber, hübsch" bedeutet). Gemilderte Bedeutung zeigt auch noch verlegen, welches nach heutigem Sprachgebrauch nicht nothwendig irgend eine Verschuldung voraussetzt, während im Mhd. das Moment einer Versäumniß (zu lange liegen geblieben sein und dadurch einen Termin verfehlen) wesentlich ist. Endlich führen wir hier noch an häßlich, welches amhd. subjectiv „voll Haß, feindselig" bedeutet, dann objectiv „hassenswerth, verhaßt", nun aber sich gemildert hat, insofern ästhetische Mängel (an die wir jetzt bei dem Worte denken, auch wenn es zugleich moralisch verstanden wird) einen persönlichen Vorwurf begründen wie ethische.

Bei einer dritten Gruppe besteht die Erhöhung des Begriffs nur darin, daß er überhaupt enger, geistiger, d. h. dann aber oft eben geradezu und ausschließlich sittlich, gefaßt wird. Hieher gehören die zum Theil in der Zeitschr. V, 334—5 angeführten Wörter: Muth, jetzt nur noch in Zusammensetzungen: Demuth, Wehmuth u. s. w. = Sinn, Gemüth überhaupt, sonst = franz. courage; Tugend, früher = Brauchbarkeit, Tüchtigkeit (zu taugen), Kraft, auch von Dingen, von Menschen höchstens = Schicklichkeit, Lebensart; Liebe, früher objectiv = Freude, Lust; Reue = Betrübniß, Trauer überhaupt, ethisch höchstens = Mitleid; Gewissen, früher = Wissen, Bewußtsein überhaupt, ähnlich wie Witz aus der Bedeutung „Verstand" sich verengt hat; Schuld und Buße, beide auch noch von rechtlichen Verhältnissen, daneben aber von rein moralischen.

Pflicht war im Mhd. ein sehr vielseitiges Wort; es konnte bedeuten: Fürsorge, Dienst, Theilnahme für Personen, Verkehr mit ihnen, dann aber auch persönlicher Besitz, Gewohnheit, Lebensweise, alles entsprechend den Bedeutungen des Verbums pflegen, der heutige Begriff von Pflicht war inbegriffen in dem des mhd. reht; Ehe, ahd. êwa, war urspr. Zeit (= lat. aevum), dann: durch die Zeit geheiligtes Gesetz, rechtliches Institut oder Verhältniß (so noch in manchen landschaftlichen Zusammensetzungen, wie: Ehefaden, Ehegraben). Ehrlich, einst = ehrenwerth, ehrenhaft, ehrenvoll, wie etwa noch heute: ehrliches Begräbniß; nun aber hat sich der Begriff ungefähr ebenso viel verinnerlicht wie honestus, in frz. honnête u. s. w. (s. o.) veräußerlicht. Redlich galt in der alten Sprache = verständig, ordentlich, redewerth; aus den auch dort schon vorkommenden Bedeutungen „gebührlich" und „echt" konnte die heutige erwachsen.

Als letzter Theil unserer Aufgabe bleibt nun noch die Erklärung aller dieser Erscheinungen, so weit sie überhaupt noch und in ausdrücklicher Form gegeben zu werden braucht, nachdem sie durch die Anordnung der Thatsachen selbst und manche eingestreute Bemerkung bereits theilweise anticipirt worden ist. Am meisten scheint natürlich der sogen. Pessimismus eine Erklärung zu verlangen, aber er ist ja mehrfach eingeschränkt und zwar nicht aufgehoben, aber aufgewogen worden durch das entgegengesetzte Phänomen, das eine Erklärung, wenn sie überhaupt noch nöthig ist, im Grunde eben so sehr erheischt. Wahrscheinlich werden die Ursachen beider Erscheinungen, welche ja in einzelnen Fällen, je nach dem Standpunkte der Betrachtung, fast in einander zu verfließen schienen, theilweise dieselben sein; da aber immerhin die pessimistischen der Zahl nach überwiegen mögen, so wollen wir zunächst fragen, ob sich irgend welche besondere Gründe für diese Neigung denken und nachweisen lassen. Vorher wollen wir nur noch bemerken, daß das Aufkommen von Benennungen für schlimme Erscheinungen, wenn diese einmal da sind, wenigstens insofern auch ein gutes Zeichen ist, als dadurch ein unerloschenes, vielleicht

sogar geschärftes moralisches Bewußtsein immerhin bezeugt wird.

Die einfachste Erklärung, welche aber kaum diesen Namen verdienen würde, wäre die dem gewöhnlichen Sinne von „Pessimismus" entsprechende Annahme, daß die Zunahme schlimmer Färbung der Wortbedeutungen eine Folge zunehmender Verschlimmerung der wirklichen Zustände in der menschlichen Welt sei, welche in der Sprache einen mehr oder weniger unmittelbaren und unvermeidlichen Abdruck finden. Abgesehen nun davon, daß die fortschreitende Verschlechterung der Welt selber ebenso wenig bewiesen ist wie das Gegentheil, also auch nicht etwas Anderes erklären kann, darf der zum Behuf der Erklärung als selbstverständlich angenommene Einklang und Causalzusammenhang zwischen Welt und Sprache ebensowenig zugegeben werden. Vom Ursprung der Sprache an, durch ihre ganze Geschichte hindurch gilt der schon in Platons Kratylos ausgesprochene Satz, daß die Sprache nicht eine Offenbarung der objectiven Welt sei, sondern als eine eigenen Gesetzen folgende Welt zunächst innerhalb des menschlichen Geistes selbst und dann zwischen ihm und der äußern Welt sich festgesetzt habe. Es ist nun zwar kein Zweifel, daß die in der Sprache selbst geschaffene Objectivität des denkenden Geistes mit der wirklichen, sachlichen in irgend einem gesetzlichen Zusammenhang stehe, ja auch daß sie den Veränderungen der letztern irgendwie nachrücke, aber die Weite des Abstandes und das Tempo der nachrückenden Bewegung hat noch Niemand ermessen. Bevor also dieses Mittelgebiet abgesteckt und eingetheilt ist, müssen Schlüsse von sprachlichen Bedeutungen auf wirkliches Geschehen oder umgekehrt abgewiesen werden. Ausnahmsweise kann es wohl vorkommen, daß einzelne Wörter ziemlich rasch in Folge von Veränderungen, welche mit den betreffenden Dingen durch bestimmte Ereignisse vorgegangen sind, in ihrer Bedeutung steigen oder sinken. Aber solcher Wechsel trifft ja selten die Grundbegriffe der sittlichen Welt, sondern meist nur einzelne Produkte der äußern Cultur. — Auch die subjectivere Erklärung, welche Bechstein (a. a. O. 331) giebt, daß nämlich das Sinken der Bedeutungen eine Folge der Unzufriedenheit und mißtrauischen

Vorsicht sei, womit jede spätere Zeit, wie der einzelne Mensch im reiferen Alter, ihre Weltansicht strenger und kälter als in der Jugend gestalte — auch diese Erklärung ist unhaltbar, schon weil die ganze Parallele zwischen geschichtlichen und individuellen Lebensperioden haltlos ist, indem sie selber schon auf optischer Täuschung und pessimistischer Neigung beruht. Ohne Zweifel hat sich die dem Alter eigenthümliche Bedenklichkeit und Unbehaglichkeit schon bei den Greisen des höchsten Alterthums eingestellt; auch die Sagen vom geschwundenen goldenen Zeitalter sind uralt und so finden sich auch Spuren von gesunkener Wortbedeutung schon in den ältesten Sprachdenkmälern; oder wo in späterer Zeit sollte denn das Altern und die Trübung der Lebensansicht erst begonnen haben? Jedenfalls müßte, bevor von diesem Gesichtspunkte aus ein Zeitalter als schlechter denn das vorherige erklärt werden dürfte, der Wortschatz auch des letztern nach der schlimmen Seite hin möglichst vollständig erwogen werden. Eine fernere Ansicht wäre, durch den bloßen langen und häufigen Gebrauch selbst schleifen sich Wörter wie Münzen ab und es hänge sich an sie aus dem alltäglichen Verkehr allerlei Unreines, sobald ihre Bedeutung auch nur den kleinsten Raum dafür lasse. Aber dazu müssen doch besondere sachliche Gründe hinzukommen. Man kann die tröstliche Ansicht hegen, daß im großen Ganzen der Weltgeschichte das Gute dem Bösen stets die Waage gehalten habe und sogar, daß es bestimmt sei, nach altpersischer und christlicher Ansicht das Böse immer mehr, schließlich vielleicht ganz zu überwiegen, so wird man doch immerhin dem Bösen den Vorzug (wenn es einer ist) vor dem Guten einräumen müssen, daß es in der sichtbaren Welt einen breitern Raum einnehme, eine größere Mannichfaltigkeit von Erscheinungsweisen, gleichsam Spielarten, erzeuge, also wohl auch mehr „von sich reden“ mache und darum einen größern Aufwand von sprachlichen Bezeichnungsweisen erfordere. Das Gute ist im Vergleich mit dem Bösen das Einfachere, das reine ungebrochene Licht; die vielfarbigen Ausstrahlungen, in denen auch es sich darzustellen scheint, rühren eben von Mischung mit Elementen her, die sonst ebenso sehr oder noch mehr dem Bösen dienen,

dessen Gefahr wesentlich in der Vielgestaltigkeit liegt, womit es uns allenthalben umgiebt und anzieht. Das Böse ist ja leider auch immer das Leichtere, also in zweifelhaften Fällen das Wahrscheinlichere; die Uebergänge zu ihm sind ebenso zahlreich wie seine eigenen Nüancen. Diese Auffassung mag mehr oder weniger richtig sein, — sie soll nicht Alles erklären, sondern wir müssen nun das Wesen der Sprache selbst hinzunehmen, in welcher sich ja diese Weltordnung irgendwie reflectiren soll, wenn auch durch mehrfache Medien hindurch. Die Sprache hat von Haus aus den Drang und eigentlichen Beruf, möglichst anschaulich und individuell abzubilden, was in der Vorstellung Physisches und Ethisches lebt. Sie greift also in die Erscheinungswelt frisch hinein, sie nimmt das bunte Leben, wie es sich lebendiger Phantasie darbietet, sie ist nicht ängstlich in der Wahl der Mittel, um die vom Geist an sie gestellten Forderungen von Symbolen oder Stützpunkten seines Denkens zu befriedigen, und sie darf es um so weniger sein, je mehr der Geist, selber fortschreitend, jene Forderungen steigert. So mitten in jenes wirre Treiben der Welt hineingestellt und von diesen Ansprüchen gedrängt — ist es da zu verwundern, wenn sie hie und da vor lauter Dienstwilligkeit fehlgreift, wenn sie, mit fortgerissen von den trügerisch wechselnden Erscheinungen, am Guten einen nachhinkenden oder vorauseilenden Schatten des Schlechten erhascht und schnell verwendet, öfter als umgekehrt, weil das Gute überhaupt weniger Schatten *wirft*? Daß dann das Böse, einmal in die Namengebung eingeschlichen, meistens haften bleibt, fortwirkt, sich selbst vermehrt und nächste Umgebungen ansteckt, auch das begreift sich aus dem Weltlauf. Auf der Sprache nahe liegenden oder wirklich angehörenden Gebieten beobachten wir Aehnliches: Charaktere der deutschen Heldensage, welche von Anfang etwas zweideutig angelegt waren, neigen sich in der dichterischen Behandlung folgender Zeiten immer entschiedener dem Schlechten zu; Citate aus Classikern werden zu „schlechten Witzen" parodirt (s. d. Zeitschr. IV, 491), und *Wackernagel* (*Pfeiffer*, Germania 5, 317—354) hat nachgewiesen, daß sogar Eigennamen von Personen, diese unlebendigsten Bestandtheile des Wortschatzes, nachdem einmal

durch Häufigkeit ihres Gebrauchs innerhalb der untern Stände ein appellativer Sinn (Bezeichnung stehender Charakterzüge aus jener Sphäre) in ihnen wieder auferweckt worden, denselben durchgängig nach der schlimmern oder gemeineren Seite weiter entwickeln (vgl. Groß-Hans, Janhagel, Furcht-Gret, Heinzel, Namen von Thieren und Geräthen, wie engl. Jack, Struwelpeter, Saumichel, Pumpernickel; Metze, Verkürzung von Mechtild, Mathilde).

Als ein besonderes Moment, welches den Ausschlag nach der schlimmern Seite geben kann, führen wir hier noch einmal die fremde Herkunft an, die manchen Wörtern, auch wenn sie oder gerade wenn sie nationalisirt sind, eine besondere Neigung zu ungünstiger Bedeutung aufprägt. Beispiele davon haben wir gelegentlich da und dort bemerkt; es werde hier nur noch nachgetragen: franz. bouquin, Scharteke, zunächst aus dem niederländ. boekin, Diminutiv von Buch; Libell, Schmähschrift, engl. censure, Tadel; franz. hère, Tropf, aus dem Deutschen Herr. Daß aber auch die Romanen gegen einander unartig sein können, zeigt das franz. habler, prahlen; aus span. hablar, sprechen (lat. fabulari), was die Spanier mit parlador, Schwätzer, vergolten haben. — Wenn die Italiener das Vorzügliche leicht pellegrino (peregrinus, fremd) nennen, so ist das Ausfluß eines auch andern Nationen eigenen Hanges zu Ueberschätzung des Fremden und findet überdies in strano (frz. étrange, lat. extraneus) sein Gegengewicht, welches nicht bloß „seltsam, wunderlich", sondern auch „grob, trotzig, zornig" bedeutet. Merkwürdig ist auch noch das Wort brav, welches vielleicht ursprünglich deutsch (ahd. hraw, das heutige roh), aber erst im siebzehnten Jahrhundert aus dem Französischen neu herübergekommen, die Bedeutung ungestümer Tapferkeit (ital. span. bravo, wild, unbändig, auch von Thieren und Pflanzen) bedeutend veredelt und zu der von Rechtschaffenheit erweitert hat, während freilich daneben die von Leistungsfähigkeit überhaupt, z. B. in Künsten (bravo! hat's brav gemacht! als Beifallsruf) und in der Volkssprache (der Schweiz) auch die von rein körperlicher Stärke und Gesundheit fortdauert. — Beispiel eines wirklichen Fremdworts

mit zunehmend verschlechterter Bedeutung ist Idiot, was bei den Griechen doch noch lange keinen Blödsinnigen bezeichnete.

Ein anderes Specialmotiv von nicht ganz nur sprachlich formaler Art, für Verschlechterung der Bedeutung, ist Euphemismus, aus der Scham in natürlichen und geschlechtlichen Dingen, aus Schonung und Vorsicht in Nennung schweren Unglücks, aus Scheu vor Entweihung heiliger Namen in schwurartigen Betheuerungen. Wenn nämlich der Euphemismus nicht einfach bei umgehendem Verschweigen unanständiger („unhöfischer" im Mittelalter, s. Pfeiffer, Freie Forschung S. 354) Wörter stehen bleibt, sondern nothgedrungen irgend einen Ersatz bieten will, so wird er leicht veranlaßt, ein sonst ganz unschuldiges und möglichst allgemeines Wort wie etwa Ding durch solchen stellvertretenden Gebrauch mit einem Anflug der Qualität des Verschwiegenen zu behaften oder geradezu die gegentheilige Benennung anzuwenden, wie z. B. im Mhd. saelec auch = unsaellec im Sinne von „verwünscht" gebraucht wurde. Es kann sich dazu Umdeutung und Umformung gesellen, wie im schweiz. „Gutschlag" (Gehirnlähmung, Apoplexie), wenn es nicht aus frz. goutte, Gicht, sondern aus dem mhd. gotes slac entstanden ist, in der Meinung, daß solche Zufälle unmittelbar von Gott kommen (oft als wirkliche Wohlthaten, z. B. in kränklichem Alter oder bei schwerem Unglück), sowie Wahnsinn und Blödsinn nach der Ansicht des Alterthums und Mittelalters unter besonderer göttlicher Obhut standen.

Doch sind das Alles Nebendinge und Ausnahmen: für den ganzen Rest, d. h. die überwiegende Mehrzahl von Bedeutungsänderungen, welche das ethische Gebiet auf seinen Grenzen oder in seiner Mitte berühren und nicht besondere sachliche oder sprachliche Gründe obiger Art haben, dürfen wir nur dieselben rein sprachlichen, logisch-psychologischen Motive annehmen, welche den Bedeutungswandel überhaupt, auch auf indifferentem Gebiete, zur Folge haben. Das Wunderbare — wenn ein solches hier vorliegt — ist eigentlich gar nicht der Wechsel zwischen höherem und niederem ethischen Werthgehalt mancher Wörter, sondern daß überhaupt

Wörter von ethischem Inhalt vorhanden sind; sind sie einmal da, so verfallen sie, zunächst als rein logische Größen, von selber dem Spiel aller möglichen Associationen, Anziehungen und Abstoßungen, Verdichtungen und Wiederauflösungen, welche den natürlichen Verlauf und Zusammenhang unserer Gedanken ausmachen; nur an gewissen Knotenpunkten des allgemeinen Ideenverbandes findet die freie Bewegung ihre ebenso natürliche Schranke und empfängt bestimmte Richtung durch den Einfluß herrschender Vorstellungsmassen, welche herrschenden Strömungen des wirklichen Lebens entsprechen. Im Uebrigen dürfen wir nie vergessen, daß die Auflösung der Sprache in einzelne Wörter eine künstliche Abstraction ist; die Wörter leben ja mit allen ihren Bedeutungen nicht in den Spalten und Rubriken des Wörterbuches, sondern am Ende doch nur im Zusammenhang der lebendigen Rede, und dieser sorgt jederzeit dafür, daß auch kühne Uebertragungen nicht mißverstanden werden. Dadurch, daß die Formel „schlecht und recht", wo schlecht noch seine alte Bedeutung = schlicht hat, heute noch fortlebt, wird das Bewußtsein über den sonstigen Gegensatz von schlecht und recht nicht verwirrt, weil hundert andere Verbindungen ihm zu Hülfe kommen. Umgekehrt erklärt sich manche auf den ersten Blick seltsame Bedeutungsänderung eben nur daraus, daß das betreffende Wort zu einer Zeit, wo seine Bedeutung noch weniger entschieden ausgeprägt war, häufig mit gewissen andern verbunden vorkam, welche ihm allmählich etwas von ihrem bestimmteren Sinne mittheilten und so seine eigene Bedeutung in engere Kreise bannten. Diese letztere Folge konnte auch eintreten, wenn ironischer Gebrauch gewisser Wörter, im Sinne ihres Gegentheils, irgendwie veranlaßt und üblich geworden war und man sich dann mit Recht scheute, das einmal so anrüchig gewordene Wort auch wieder in seinem früheren, unschuldigen Sinne anzuwenden. Gleichmäßig fortschreitende Verengerung und Erweiterung des Begriffs ist überhaupt der allgemeinste und fruchtbarste Trieb in der Entwicklung der Wortbedeutungen; denn jede Erweiterung wird doch nur mit Verengerung auf einer andern Seite erkauft; neue Verbindungen machen ältere auf die Länge unmöglich. Auf

diesem Wege kann es geschehen, daß Wortbegriffe bloß durch schärfere Fassung aus ursprünglicher Indifferenz heraus in eine neue Sphäre, z. B. die geistige und speciell die ethische, gerückt werden und hier sofort nach der guten oder schlimmen Seite sich entscheiden müssen; quantitative Veränderungen haben also auch hier qualitative zur Folge. Ein Begriff, auf die äußerste Grenze seines Umfangs getrieben, kann in sein Gegentheil umschlagen, wie ja die Extreme auch in der Wirklichkeit sich berühren; er kann aber auch, seine bisherige Sphäre überschreitend, disparat, heterogen werden, indem er in eine niedrigere zurücksinkt oder in eine höhere aufsteigt. Beispiele sind gerade die Centralbegriffe unserer ganzen Untersuchung: gut und schlecht, edel und gemein; andere zu wiederholen und neue anzuhäufen ist hier nicht mehr der Ort.

Dagegen wollen wir zum Schluß zweier Thatsachen gedenken, welche zunächst die Möglichkeit rein sprachlicher Ursachen von Begriffsunterschieden bestätigen, anderseits auch die Parallele zwischen ethischen und ästhetischen Erscheinungen im Sprachgebrauch noch einmal hervortreten lassen.

Bechstein hat richtig bemerkt, daß nicht nur an selbstständigen, ganzen Wörtern, sondern auch an Ableitungssylben eine Neigung zu übler Bedeutung sich kund gebe. Dies gilt vor allem von der Bildungssylbe -isch an Adjectiven welche im Mhd. noch keine specifische Färbung hatte, während im Neuhochdeutschen „kindisch, weibisch, herrisch, höfisch" von den mit -lich aus denselben Substantiven gebildeten Adjectiven fühlbar ungünstig abstehen („heimisch" im Vergleich mit „heimlich" bildet dazu keinen Gegensatz). Zufällige Analogie mag hier mitgewirkt haben; doch könnte ein tieferer Grund darin gelegen sein, daß schon in der alten Sprache mit -isk Adjectiva von Völkernamen gebildet wurden, also der Begriff von etwas Ausländischem, Fremdem sich daran hängte, was dann mit der übeln Bedeutung von Fremdwörtern stimmen würde. Aehnliches gilt von der Sylbe -ei, mit welcher weibliche Substantiva gebildet werden und welche selber romanischen Ursprungs ist (franz. -ie, ital. lat. griech. -ia, mhd. -îe). Auch -ling hat an Benennungen von Personen etwas Zweideutiges, zum Theil

vielleicht noch herrührend von der ursprünglichen Bedeutung der Elemente -l- (Verkleinerung) und -ing (Abkunft), so daß in einzelnen Fällen der Begriff von Verkümmerung und Zwitterhaftigkeit dadurch angedeutet werden konnte.

Nun giebt es aber, ganz ohne materiellen Bedeutungsunterschied, auch Formen der Flexion, welche, rein ästhetisch, mehr oder weniger edel im Gebrauche sind. Manche Verkürzung von Endungen durch Ausstoßung oder Abstreifung des tonlosen -e- sind nur in der gemeineren Sprache erlaubt und gangbar, sie stehen ihr auch recht gut, während die edlere die vollen Formen verlangt, vollends kein 's für es, 'nen für einen u. dgl. zuläßt. Besonders gehören hieher einzelne Präterita der starken Conjugation, welche etwas veraltet und in der gewöhnlichen Sprache meistens durch schwache Formen verdrängt, im edlern Stil aber, der überall das alte begünstigt, noch immer wohl angesehen sind. Z. B. roch, gerochen für rächte, gerächt (letzteres einigermaßen gerechtfertigt durch das Zusammentreffen mit riechen); erscholl, -en, neben erschallt, -e; gemolken und molk; schnob — geschnoben, von schnauben; geheischen; auch ward ist edler (überdies richtiger) als wurde (urspr. Conjunctiv). In der Declination verhalten sich ähnlich einzelne Formen wie: Thale, Lande zu den umlautenden Formen mit -er, nur daß hier die Spaltung der Formen auch feine Modificationen der Bedeutung mit sich führt. —

L. Tobler.

G. B. Vico. Studii critici e comparativi di Carlo Cantoni. (Torino, Civelli 1867.)

1. Göthe und Gans über Vico.

Göthe erzählt in seiner „Italiänischen Reise“ in einem Briefe vom 5. März 1787:

Filangieri, der berühmte Rechtsgelehrte, habe ihn mit einem alten Schriftsteller bekannt gemacht,

„an dessen unergründlicher Tiefe sich diese neueren Italiänischen Gesetzfreunde höchlich erquicken und erbauen, er heißt Johann Baptista Vico; sie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buchs, das sie mir wie ein Heiligthum mittheilten, wollte mir scheinen, hier seien Sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt.“

Der flüchtige Blick hatte Göthe nicht irre geleitet.

Gans stimmt mit ihm überein. In seiner Vorrede zu Hegel's Philosophie der Geschichte sagt er: Die Philosophie der Geschichte ist der am spätesten angefangene und zugleich am dürftigsten bekannte Theil der sogenannten praktischen Philosophie.

„Erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beginnt in Vico das Bestreben, der bis dahin theils als eine Aufeinanderfolge zufälliger Begebenheiten, theils als ein geglaubtes, aber unerkanntes Werk Gottes betrachteten Geschichte, den Gedanken ursprünglicher Gesetze und einer Vernunft unterzulegen, der die Freiheit des Menschengeschlechts so

weit entfernt ist zu widersprechen, daß sie vielmehr den Boden ausmacht, auf dem jene sich erst hervorthun kann."

Er sagt dann weiter:

„Vico's Leben und schriftstellerische Arbeiten fallen in eine Zeit, wo die alten Philosophieen von der cartesianischen verdrängt wurden." „Wenn er in der Scienza nuova die Principien der Geschichte aufweisen möchte, kann (er) dieß nur an der Hand des Alterthums, nur durch die klassischen Philosopheme der Vorzeit, er wird daher in seinen Untersuchungen mehr an die alten Vorgänge als an die neuen gewiesen sein; die Feudalität und ihre Geschichte ist mehr eine Beilage zu der Entwickelung Griechenlands und Roms."

„Dann aber hat er sich noch mit den Grundlagen des menschlichen Geistes, mit der Sprache, mit der Dichtkunst, mit Homer zu beschäftigen, er hat als Jurist in die Tiefen des Römischen Rechts zu steigen und diese zu betrachten, und alles dieses, Urgedanke, Episode, Ausführung und Zurückkommen auf das Princip, ist mit einer Lust zu Etymologieen und zu Worterklärungen verbrämt, die sich oft mehr hemmend als störend den schwierigsten Entwickelungen entgegensetzen. Die Meisten werden so durch Aeußerlichkeiten vor Tiefen abgehalten, weil sie nicht reinlich genug auf der Oberfläche ausgelegt sind, und die Golderze werden mit den Schlacken weggeworfen, die sie umhüllen."

2. Cantoni.

Dies zu verhüten ist Cantoni's Werk wohl geeignet. Der Verfasser, jetzt Professor am Liceo Parini und an der Academia Scientifica letteraria in Mailand, giebt nach einer geharnischten Vorrede, in welcher er seinen Standpunkt dem an der Turiner Universität vorwiegenden theologischen und philosophischen Dogmatismus gegenüber rechtfertigt, eine Lebens-Skizze Vico's.

3. Vico's Leben (im Anschluß an seine Autobiographie).

Am 23. Januar 1668 ist Vico von armen Eltern zu Neapel geboren.

Sein Vater, ein geringer Buchhändler, hinterließ ihm nichts als einen guten Namen. In seinem zehnten Jahre begann er das Studium der Logik, dann das der Metaphysik, dann begeisterte er sich für die abstracten und allgemeinen Grundsätze der Billigkeit in der Jurisprudenz und für die Macht der Worte und Formeln des Römischen Rechts.

Dies war die Art, in der er es unternahm, theoretische und praktische Vernunft zu studiren. Schon in seinem 16. Jahre trat er öffentlich als Jurist auf, und gewann einen Prozeß für seinen Vater. Neun Jahre verlebte er dann auf Ischia, auf dem Schlosse des Bischofs, dessen Neffen er in der Jurisprudenz unterrichtete.

Dies war die fruchtbringende Zeit seines Lebens. In der herrlichen Luft der Insel konnte er in ungestörter Einsamkeit, sorgenfrei, die reichhaltige Bibliothek des Bischofs zu seinen Studien benutzen; Augustinus, Plato, Aristoteles las er wohl drei Mal durch. Er dankt jenen Wäldern, in denen lustwandelnd er sich erholte, die Befestigung in seinen Principien der antiken Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz, mit denen er später den Vorurtheilen der wissenschaftlichen Welt entgegentrat. Zurückgekehrt nach seiner Vaterstadt Neapel, fühlte er sich da fremd, und blieb es auch sein ganzes Leben hindurch.

Der Zustand der Literatur und Wissenschaft war tief gesunken. Nachdem er sich vergeblich um eine seinen Lebensunterhalt sichernde Stellung längere Zeit bemüht, wurde er dort in seinem 29. Jahre Professor der Rhetorik mit einem Gehalt von jährlich 100 Scudi. Nach zwei Jahren heirathete er die Tochter eines Schreibers, welche aber selbst ihren Heirathscontract nur unterkreuzen konnte.

Sie war von reinen und edlen Sitten, aber sonst sogar derjenigen Fähigkeiten entbehrend, welche man von einer mittelmäßigen Hausfrau erwartet. Seine Söhne schlugen aus

der Art; der Eine wurde liederlich, und kam in das Gefängniß; der Andere folgte ihm zwar später auf das Katheder der Beredsamkeit, aber ohne Auszeichnung. Aber seine Töchter waren sein Trost. In ihrer Gesellschaft erholte er sich von seinen schweren, anstrengenden Arbeiten. Müssen doch große Männer einige Stunden ihres Lebens wiederum ein Kind werden. Eine dieser Töchter unterrichtete er in der Dichtkunst; ihre Gedichte wurden gedruckt.

Als Lehrer der Universität der Einsamkeit entrückt, war Vico gezwungen, sich Anderen mitzutheilen; seine Ideen stießen auf entgegengesetzte; sie mußten sich klären und befestigen. Glücklicher Weise war er keiner der trägen Geister, welche sich in irgend eine Nische der Wissenschaft zurückziehen, und dort sich bis zu ihrem Tode behaglich fühlen. Vielmehr war sein Geist in beständiger Bewegung und immerwährender Umbildung. Bei jeder Lektüre, bei jeder Unterhaltung, erweiterten sich seine Ansichten; so wurde ihm Baco von Verulam's Werk de augmentis scientiarum zu einer neuen Quelle der Philosophie, aber regte zugleich ihn an, sich zu einem höheren, alle Zeiten und alle Nationen umfassenden, Standpunkt zu erheben. In Hugo Grotius bewunderte er einen Anlauf hierzu. Sein eigenes Ziel war fortan eine Versöhnung der platonischen (nach ihm, der christlichen Religion untergeordneten) mit einer wahrhaft wissenschaftlichen, die Geschichte der Sprache und der Dinge umfassenden Philosophie. Im Jahre 1708 schrieb er die Werke de ratione studiorum, 1710 de antiquissima Italorum sapientia, 1720 de universi iuris uno principio et fine uno, 1721 folgte darauf sein Werk de constantia iuris prudentis, welches wiederum in die zwei Theile: über die Beständigkeit der Philosophie und die der Philologie, zerfällt, und mit dem 1720 erschienenen, de universi iuris principio, die beiden Bücher „del diritto universale“ bildete.

Nach dem Erscheinen dieses Werks bewarb er sich vergeblich um den Lehrstuhl der Jurisprudenz mit 600 Ducaten Gehalt; ein unbedeutender Mann, den die Geschichte nicht mehr kennt, wurde ihm vorgezogen. Man verzieh es ihm nicht, daß er als ein zu kühner Neuerer aufgetreten war.

Wenige Jahre zuvor scheiterte Leibnitz an einer Deutschen Universität, aber er erhielt reichlichen Ersatz durch andere Erfolge; nicht so Vico, dem das Geschick nie wieder lächelte, der der Mittel zur Erhaltung seiner Familie und zu erfolgreicher Mittheilung stets entbehrte. Doch grollte er deswegen seinem Vaterlande nicht, sondern freute sich, daß er selbst wenigstens Anderen habe helfen können.

Nun ließ er von Bewerbungen um eine Professur ab, schrieb aber 1725 seine scienza nuova, voll Dank für die Universität, die ihn auf die eigenen schriftstellerischen Kräfte zurückgewiesen. Als er 1730 in erster Ausgabe auch die anderen Theile der scienza nuova veröffentlichte, mußte er einen Ring verkaufen, um die Druckkosten bestreiten zu können, indem der Cardinal Corsini, später Papst Clemens XI., der sie zu übernehmen versprochen hatte, sein Wort brach.

Nach fünf Jahren publicirte Vico seine neue Ausgabe der scienza nuova, eine gänzliche Umarbeitung der ersten. Bis an das Ende seines Lebens, in welchem die letzte Ausgabe dieses seines Lieblingswerkes erschien, lieferte er lehrreiche Verbesserungen und Zusätze hierzu.

Kurz vor seinem Tode hatte ihn der Bourbon Carl III. zum Historiographen des Königreichs Neapel mit 100 Dukaten Gehalt ernannt, eine Wohlthat, die er nicht lange genoß. Zuletzt verließ ihn das Gedächtniß, kaum konnte er seine Kinder wieder erkennen. Er starb krank und schwach am 20. Januar 1744.

Dies das einförmige Leben eines Mannes, den Göthe zuerst in Deutschland verkündigt, um dessen Besitz er Italien glücklich preist, den Gans als den Begründer der Philosophie der Geschichte bezeichnet.

Doch wurde er selbst in Italien vorzüglich erst seit Anfang dieses Jahrhunderts studirt; mit den neu erwachenden socialen und politischen Reformbestrebungen stieg und verbreitete sich seine Bedeutung; seitdem giebt es wohl keinen Gelehrten, keinen Dichter Italiens, der nicht Vico bewundert. Giuseppe Giusti, der noch zu wenig gekannte Béranger der Italiäner, preist ihn 1836 in einem schönen Sonett.

4. Vico's Bedeutung, als des Begründers der Geschichtsphilosophie.

Woher stammt, so fragen wir mit Cantoni, die hohe Bedeutung dieses Mannes? Cantoni sagt mit Recht: Die abstracte Philosophie war nicht der Boden, aus dem Vico seine Kräfte sog, sondern die gelehrte und tiefsinnige Begründung der Geschichte und Philosophie. An diese unbefangen heranzutreten, aus ihrem Zusammenhange den Geist zu erkennen und seine Bahnen vorauszuschauen, das war seine Aufgabe.

Dahingegen war, wie Cantoni überzeugend ausführt, die speculative Philosophie keineswegs Vico's Stärke.

Er zog 1709 in seiner Schrift de ratione studiorum und in seinem Briefe al Solla gegen die damals an der neapolitanischen Universität herrschende cartesianische Philosophie gegen das „cogito ergo sum“ zu Felde.

5. Seine Methode und Maximen im Allgemeinen.

Seine Methode, im Gegensatze hierzu, nennt Vico die topische: die Kunst, in jedem Dinge das zu finden, was darin ist. Doch verfällt er in seinem libro metafisico de antiquissima sapientia in Abstractionen, denen ähnlich, welche er Cartesius gegenüber bekämpft. Aus den sprachlichen und architektonischen Monumenten der Urbewohner Italiens, der Ionier und Etrusker, glaubte er eine Urphilosophie herstellen zu können, welche er auf die Idee des Wahren, der Thatsache, gründet. Der Mensch sei keines Dinges Ursache, ihm erübrige allein die Abstraction.

Die Cartesianer hätten das cogito ergo sum aufgestellt, weil man von dem Denken und daher von dem Sein ein unbestreitbares Bewußtsein habe. Aber wäre der Gedanke die Ursache des Seins, so müßte er nicht blos die Ursache des Geistes, sondern auch des Körpers sein. Doch die Körper dächten nicht, auch nicht die reinen Geister.

„Ich denke daher, weil ich aus Körper und Geist zusammengesetzt bin, nicht weil der Gedanke die Ursache des Einen oder des Andern ist.“

Cantoni bemerkt hiergegen wohl mit Recht, daß es sich in jenem cartesianischen Satze nicht um das Wissen als Ursache des Seins, sondern um das Princip des Wissens, um die Gewißheit der Wahrheit handle.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Vico, als er jenes Werk verfaßte, von der Monadologie Leibnitz'ens Kunde erhalten hatte.

Er stimmt mit Leibnitz darin überein, daß das Wesen und die Substanz der Dinge nicht in der Ausdehnung bestehen, sondern in metaphysischen Punkten, Monaden, welche, ohne ausgedehnt zu sein, die Eigenschaft der Ausdehnung (virtú d'estensione) haben.

Diese Punkte sind die wirkenden Ursachen (efficacia), durch welche die Dinge sind; die Substanz, welche ihre Grundlage bildet und sie erhält, untheilbar in sich, gesondert von den Dingen, die sie ausmachen (divisa dalle cose, che sostiene di esse), ist eigentlich der Conat (natura conando coepit incipere).

Dieser Conat, das Unternehmen, steht zwischen der Bewegung und den Körpern mitten inne.

Er nennt diese eminente Kraft zugleich die That Gottes (la qual virtú eminente é atto di Dio).

Zuletzt lehnte er die aus diesen Sätzen gegen ihn gezogene Folgerung des Pantheismus in einer feierlichen Erklärung ab, in welcher er sich zur Schöpfungstheorie, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei, bekennt.

Nachdem Cantoni so die Consequenzen und Inconsequenzen Vico's übersichtlich geschildert, fährt er fort:

Das Gesagte reicht hin, um zu sehen, welches der metaphysische Werth des Vico sei.

Was er von dem Wahren und der Thatsache sagt und von seinen Punkten, wird von Vielen für eine Geheimlehre ausgegeben, in der man eine Fundgrube der Philosophie entdeckt. Ein neapolitanischer Professor kam zu dem Ausspruch: die ganze wunderbare Entwickelung der deutschen Philosophie sei aus mißverstandenen Ideen Vico's entstanden. Unseres Italianissimo ungeachtet muß man solcher Ungereimtheiten sich

schämen. Die Deutschen könnten statt dessen mit mehr Grund sich rühmen, daß Vico die allermeisten seiner kosmologischen Ideen dem Leibnitz entlehnt, wenn Vico's kosmologisches System überhaupt ein solches wäre, dessen irgend eine Nation sich rühmen könnte. Es ist schon zu viel, es ein System zu nennen, so groß sind die Mißverständnisse, die Widersprüche, das Zusammenhangslose, denen man bei jedem Schritt begegnet.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß, was die metaphysischen Dinge anbetrifft, Vico selbst wenig von dem verstand, was er schrieb.

Erst zehn Jahre später kehrte Vico von philosophischen Abwegen zu seiner eigentlichen Bahn, der philosophischen Geschichtsforschung, in seinem Buche

de uno universi iuris principio

zurück; er sucht das Problem des Verhältnisses des Wahren zu der Thatsache, der Vernunft zu der Autorität, der Philosophie zur Philologie hier praktisch zu lösen.

Alle die Gedanken über die Wichtigkeit der historischen Studien, welche jetzt ein Gemeingut geworden, in Beziehung auf die Art und den Sinn, in welchen man den Lauf der menschlichen Ereignisse prüfen muß, über das Band, welches alle diese Dinge miteinander verknüpft [Cantoni S. 61], über die neue Auslegung, welche man für alle menschlichen Gedanken und Thaten daher ableitet, — alle diese Ideen waren vor Vico gänzlich unbekannt, und blieben es auch noch viele Jahre nach seinem Tode, vorzüglich bei den Italiänern.

Mit diesen einleitenden Worten [Cantoni S. 62] geht Cantoni im 4. Capitel zu Vico's Rechtsphilosophie über, und entwickelt dessen Standpunkt.

6. Vico's Rechtsphilosophie in ihrem Zusammenhange mit der Entwickelung des Naturrechts.

Im 17. Jahrhundert nahm die juristische Bewegung der philosophischen gegenüber anfangs eine Sonderstellung ein.

Dem Hugo Grotius standen Selden, Hobbes, Milton, Puffendorf gegenüber.

Bald aber reihten die Philosophen Spinoza, Leibnitz, Locke die Rechtsidee in ihre Systeme ein, während man in Italien die Jurisprudenz in organische Verbindung mit der Philologie zu bringen trachtete. Vico kannte Grotius und Puffendorf, aber wohl nur die allgemeinen Principien von Selden und Hobbes.

Grotius war es, der der Philosophie des Rechts und der Moral eine von der des Alterthums und Mittelalters verschiedene Richtung gab [Cantoni S. 63]. Den Griechen fehlten die Fundamentalbegriffe des Naturrechts. Kamen doch Plato und Aristoteles darin überein, daß das Individuum im Staate sein größtes Glück finden müsse, indem es nur für den Staat lebe und ihm diene. Der Schutz der schon vor dem Staat existirenden, der Menschen-Rechte, war ihnen nicht Zweck des Staats. Sie verkannten die allgemeine, natürliche Gleichheit der Menschen. Bei den Römern war das Gefühl der Gerechtigkeit, die man jedem Bürger schuldet, schon viel stärker als bei den Griechen. Aber es fehlte ihnen der speculative, verallgemeinernde Sinn [Cantoni S. 64]. Ihre juristischen Aphorismen waren nicht das Product wissenschaftlicher Werkthätigkeit (lavorio), sondern ihres Verstandes (senno), ihres tiefen Sinnes für das juristische Recht und der eigenthümlichen Fähigkeit praktischer Geister: Gegenstände in alle ihre kleinlichen Windungen (minutezze) und Unterschiede zu verfolgen, und darüber, nicht nach allgemeinen Principien, sondern vermöge der Idee, welche aus solcher Analyse sich ergiebt, zu urtheilen.

So entwickelte sich das Römische Recht in einem dem wissenschaftlichen entgegengesetzten Proceß. Schon deshalb war es diesem Volke sehr schwer, sich zum Naturrecht zu erheben.

Es fehlte ihm der Sinn für die wesentlich gleichartige Natur und Rechtsgleichheit der Menschen.

Nur Sklaven, wie Terentius, hatten das homo sum, nihil humani a me alienum puto gelernt, aber auch bitter empfunden.

Auch die Römer faßten das Recht nur als eine Schöpfung des Staates auf.

Als das Christenthum sich bei den Völkern der Erde befestigt hatte, mußten natürlich Moral und Recht sich tief umwandeln. Wie es ein neues göttliches Reich den Menschen verkündete, dessen Bild auf Erden die Kirche war, und das Ziel des Menschen nicht hienieden, sondern in dem anderen Leben suchte, so wandte es sich natürlich auch auf das Individuum und zerstörte den Begriff der Unterordnung desselben unter den Staat, unterwarf Politik und Moral der Religion [Cantoni S. 65], in welcher sich die wahre Politik und die wahre Moral finden sollten.

Man unterschied nicht die Moral von der geoffenbarten Religion, wenngleich man zugab, daß es in uns ein natürliches Gesetz gebe, welches Antheil an dem ewigen Gesetz Gottes habe, doch durch die Erbsünde verdunkelt sei.

[66] Uebrigens hielten die Juristen während der Herrschaft der Scholastik an dem untrügbaren corpus iuris, wie die Gläubigen am Evangelium, die Philosophen an Aristoteles fest.

In Grotius sieht man die menschliche Natur zuerst als Quelle des Rechts anerkannt und aus der gesellschaftlichen Natur des Menschen das Recht weiter abgeleitet. Gründen sich aber Moral und Recht auf Gesellschaftlichkeit, so sind sie von dem Dogma des Daseins Gottes unabhängig, und dies wagt Grotius schon in seinen Prolegomenis auszusprechen, die hier zur Unterstützung der Cantoni'schen Behauptung ihre Stelle finden mögen:

> Inter haec autem quae hominis sunt propria est appetitus societatis, id est communitatis, non qualiscunque, sed tranquillae et pro sui intellectus modo ordinatae, cum his, qui sui sunt generis.

und weiter:

> Haec vero, quam rudi modo iam expressimus societatis custodia humano intellectui conveniens, fons est eius iuris, quod proprie tali nomine appellatur.

und ferner:

> Et haec quidem, quae iam diximus, locum aliquem haberent, etiam si diceremus, quod sine summo scelere dari nequit,

non esse deum aut non curari ab eo negotia humana.

[Cantoni 68.] In jenen Zeiten, als nach dem dreißigjährigen Kriege Alles der Allgewalt des Papstes oder des Kaisers unterworfen war und die Religion Alles entscheiden sollte, rief H. Grotius, wie Cantoni geistreich ausführt, den Völkern oder vielmehr den Königen Europa's zu: Halt, wenn ihr auch jeder Pflicht und wechselseitiger Rechte los wäret, wenn ihr Gott so oder so anbetet, so würdet ihr deswegen doch noch nicht solcher Pflichten los sein. Wenn ihr auch gar keinen Gott anbetetet, ihr würdet immer Rechte und Pflichten haben; denn diese gründen sich auf unsere intelligente Natur, welche fest und gleichförmig ist in allen Menschen, insofern sie sich in der gemeinschaftlichen Tendenz zur Gesellschaft manifestirt.

[68] Aber nach Grotius giebt es nicht blos unter den Individuen, sondern auch unter den Völkern, unter welchen nicht der Zustand des Krieges, sondern des Friedens der natürliche ist, Naturrechte.

Außerdem läßt Grotius als natürliches Recht im weiteren Sinn die Moral gelten, welche das strenge und positive Naturrecht begrenzt und mildert.

Cantoni schildert dann, wie wenig philosophisch und wie geschmacklos Grotius seine Theorieen durchgeführt, und stellt damit die Theorie Selden's zusammen, nach dem das Naturrecht [74] sich auf den Willen Gottes, der ihm geoffenbart ist, nicht auf die menschliche Natur gründet.

Hobbes hingegen (1647. 1670.) giebt auch zu, daß das Naturrecht sich auf die menschliche Natur gründe, aber diese sei nicht die Gesellschaftlichkeit, sondern das eigene, particulare Wohlbefinden, die ursprüngliche wesentliche Tendenz des Menschen [75] sei deswegen der Egoismus. Daraus entspringt der Krieg Aller gegen Alle, weil Jeder gleiches Recht auf alle Dinge hat.

Aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus hätten die Menschen Staaten und die menschliche Gesellschaft gegründet; so haben Recht, Politik und Tugend zu ihrem letzten Grunde nur das eigene Interesse.

Der Staat setzt zweierlei Vereinigungen voraus: die eine eines Jeden mit einem Jeden [76], die andere eines Jeden mit dem Herrscher; in Kraft der letzteren muß man voraussetzen, daß Jeder auf alle seine Rechte zu Gunsten des Souveräns verzichtet hat, mit Aufgebung jedes Rechts des Widerstandes.

Der Souverän ist absoluter Herr seiner Unterthanen, verfügt frei über sie und ihre Güter, ist einzige Quelle der Moral wie der Gesetze, die er giebt, und hat die Macht, den Cultus und die christlichen Glaubensbekenntnisse zu reguliren, wie es ihm gefällt.

Die vorzüglichsten Gegner des Hobbes waren, im Anschluß an Grotius, — Cumberland, Puffendorf und Locke.

Cantoni beschäftigt sich nur mit Puffendorf, als nothwendig zu einer gerechten Würdigung Vico's. Puffendorf unterscheidet drei Quellen des Rechts:

das Naturrecht, gegründet auf die menschliche Vernunft,
das Civilrecht, gegründet auf die Civilgesetze,
und
die moralische Theologie, gegründet auf göttliche Offenbarung,

und spricht nicht
von der Moralphilosophie, welche er,
verschieden von Grotius,
mit dem Naturrecht zusammenwirft.

Er beginnt auch, wie Hobbes, mit dem Naturzustande, hält aber einen solchen, in welchem Jeder nur isolirt lebt oder nur in zufälliger Verbindung mit Anderen, für eine reine Hypothese.

Er versteht darunter nur den Zustand der Menschheit vor der Gründung der Staaten und der Festsetzung der Civilgesetze.

Da sind aber die Menschen nicht in ewigem Kriegszustande mit einander, sondern es gilt unter ihnen das Naturrecht, und die Triebe des Wohlwollens und der Menschenliebe machen sich weniger geltend, als die des Uebelwollens [77] und der Mißgunst (avversione).

Der Mensch liebt sich selbst in der That mehr als alle

Anderen, aber er thut dies in vernünftiger Weise, d. h. er **liebt sich mit Seinesgleichen; die Eigenliebe und die der Anderen müssen sich in solcher Weise mäßigen, daß daraus die Liebe zum Gemeinwohl (l'amore commune) entspringt, worauf das Naturrecht sich gründet.**

[77] Nach Puffendorf ist es das Princip der eigenen Erhaltung, was uns zur Gesellschaft treibt.

Er beschreibt, was der Mensch wäre, wenn er vereinsamt in die Welt geworfen würde, und zeigt, wie er hülfsbedürftig geboren wird, wie es nichts Unglücklicheres gebe, als einen sich selbst überlassenen Menschen, und wie alles Gemach und alle Güter des Lebens von der Gesellschaft kommen; sie sind um so größer, je mehr die Gesellschaft geordnet ist. Die Staaten gründen sich also gewissermaßen in freier Uebereinkunft.

Der Staat ist die höchste Macht, die den allgemeinen Willen repräsentirt und sich der Güter und der Kraft eines Jeden zur Sicherheit und zum socialen Frieden bedienen darf. Die Souveränetät ist absolut, aber sie ist begrenzt durch den gemeinschaftlichen Zweck und das Nationalrecht: sie muß in ihren Anordnungen auf das Wohl Aller abzielen [78]; aber es hat dies nur theoretische Bedeutung, denn Puffendorf nimmt den Untergebenen das Recht des Widerstandes. Er nimmt auch an, daß der Souverän, weil selbst das Gesetz, von den Gesetzen gelöst ist.

Während Puffendorf einerseits das Recht auf die menschliche Natur gründet, giebt er ihm andererseits [79] Gott zum Fundamente. Gott ist, nach Puffendorf, der Urheber des Naturrechts, aus dem die Souveränetät der den einzelnen Staaten Vorgesetzten abgeleitet wird.

Doch ist der Gedanke Gottes, kein übernatürlicher Glaube, ihm die Quelle des Rechts; er macht die Anerkennung des Rechts unabhängig von der Offenbarung, es hört bei ihm jedes Verhältniß des Rechts zum Glauben auf.

Puffendorf hatte keinen geringen Einfluß auf Vico.

Bis auf ihn, den Vico, blieb die ganze juristisch-philo-

sophische Bewegung Italien fremd; es war ganz unter der Herrschaft ultramontaner Theorieen.

Die politische Sklaverei hatte alle Quellen der Moralwissenschaft ausgetrocknet. Die letzten Repräsentanten der großen philosophischen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts, Vanini und Campanella, starben der Eine auf dem Scheiterhaufen, der Andere in Verbannung.

Italien schien sich wegen seines politischen und philosophischen Verfalls durch die mathematischen, physikalischen und medicinischen Studien zu entschädigen, in welchen es den Vorrang bewahrte, wie in den schönen Künsten, in welchen eine neue, eine große Entwickelung in dieser Zeit begann, nämlich die der Musik.

7. Die historisch-philologischen Untersuchungen Vico's.

Aber Vico knüpft nicht bloß an die philosophisch-juristische Bewegung seiner Zeit an, sondern auch an historisch-philologische Untersuchungen über das Alterthum. Im Zusammenhange mit diesen sollen seine Systeme und seine Forschungen nach Cantoni hier geschildert werden.

Ueber die philologischen ist viel weniger zu sagen als über die juristischen. Die Philologie hatte noch nicht ihren wahren Weg gefunden; sie konnte sich noch nicht eine wahre Wissenschaft nennen.

Die Geschichte des Alterthums sammelte nur die Thatsachen, wie sie überliefert waren.

Die Kritik und Auslegung der Quellen, jede abgesondert, ohne vergleichendes Studium, war das einzige Tagewerk, welches sich damals die Philologie vornahm, und statt daß sie der Gelehrsamkeit und der Geschichtskunde hätte dienen sollen, dienten Gelehrsamkeit und Geschichte vielmehr jener aller wahren Principien entbehrenden Kritik.

Auch in diesen Studien blieb Italien, einst Lehrmeisterin der anderen Nationen, zurück. Sie gingen nach Frankreich hinüber, dann nach Holland und England, dann nach Deutsch-

land [81], wo sie ihren Sitz aufschlugen und noch das Feld behaupten, eine Schule für ganz Europa.

Fruchtbarer waren die Studien aber der römischen Jurisprudenz. Darin gab Italien, die Mutter dieser Studien, auch schon in damaliger Zeit keiner anderen Nation nach. Neapel war das Centrum derselben und lieferte eine sehr große Zahl Bebauer des römischen Rechts, deren große Fruchtbarkeit in den gleichzeitigen Revüen erwähnt ward, in der Leipziger von 1732 mit dem Beisatze:

> sie seien mehr dazu geeignet, die Ideen zu verwirren, als aufzuklären,

so die von Gravina und Vico.

Ein sehr ungerechtes Urtheil!

[82] Der Mittelstand in Neapel bestand damals bloß aus Advocaten. Sie waren stolz, habgierig, geschwätzig und streitsüchtig; aber doch erwarben sie sich eine merkwürdige Schärfe und Fertigkeit in der Auslegung und Kenntniß der unzähligen Gesetzgebungen, welche damals im Königreiche galten.

Anfangs war es ein einfacher Empirismus von Menschen, welche in Prozessen geboren waren und darin aufgingen; aber dann erhoben Einzelne auserwählten Geistes diesen Empirismus zu Wissenschaftlichkeit, und es entstand eine Schule tüchtiger Juristen in Neapel, die man zu den wenigen Ueberbleibseln des Ruhms rechnen muß, welcher das Land unter der viceköniglichen Herrschaft erleuchtete. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts traten in der That in Neapel ungeheuere Rechtscompilationen an das Licht, große Abhandlungen, in welchen schon die historische Auslegung zu blühen begann; aber es waren mehr Beweise der Geduld und Ausdauer als des Geistes; sie sammelten kostbare Materialien für die Wissenschaft.

Es entstand indeß, angeregt durch einen charaktervollen Mann, Francesco d'Andrea, ein Wetteifer der Studien und des wissenschaftlichen Lebens.

Bei seinem Tode verließ die Wissenschaft das Forum und bestieg das Katheder; es bildete sich von da an eine edle Schule wahrer Wissenschaft.

[83] Gleichzeitig gingen aus dieser Schule

Mariano, Aulisio, Cupasso, Gravina und Vico

hervor.

Gravina (1664—1718), später Professor in Rom, schrieb ein berühmtes Werk:

de origine iuris.

[84] Er ging von der Forschung nach dem höchsten Gute aus, und fand es in der Tugend, verbunden mit dem Glück, und erworben durch die Wissenschaft, darin den eklektischen Epikuräern folgend. Die Vernunft, wie sie uns, unserer wahren Natur nach, handeln läßt, führt uns auch zur Verbindung unter den Menschen, und wie sie im Individuum herrscht, so [85] muß sie es auch in der Familie, im Staate, in der Menschheit; darauf gründet sich die Gerechtigkeit.

Diese verschafft den Menschen in der Gesellschaft Nutzen und Vortheil, und um sie zu sichern, bedarf es einer höchsten Autorität, welche ihren Grund in dem Volkswillen hat.

Er war ein erbitterter Gegner der Jesuiten und der Kasuistik.

[86] „Das Volk hat das Recht, sich gegen den zu erheben, der die Freiheit unterdrückt, welche ein göttlich Ding ist."

Aber das vorzügliche Verdienst Gravina's ist seine historische und doctrinelle Auslegung des Römischen Rechts. Hierin war er der Vorläufer Vico's, [87] der seinen Spuren folgte. Vorzüglich beseelt schon Jenen das Princip, daß das Römische Recht unabhängig [88] vom Griechischen und eine Entwickelung der natürlichen Vernunft sei. Die Römer seien das gerechteste Volk der Welt gewesen, und hätten deswegen den anderen Völkern ihr Recht, ihre Sprache, ihre Civilisation gegeben.

[89] Vico's, seines Nachfolgers, moralische und juristische Philosophie ist in dem Buche

del diritto universale

enthalten.

Es beginnt mit Hülfssätzen:

es giebt zwei Arten des Seins, Geist und Materie, der Mensch ist aus beiden zusammengesetzt, von dem einen entlehnt er die Vernunft, von der anderen die Sinnlichkeit.

[90] Jede klare Idee eines Gegenstandes muß sich in ihm finden.

Hierin acceptirt der Gegner des Cartesius offenbar seine Principien.

Die höchsten, ewigen, absoluten Ideen der Vernunft sind es, welche die Menschen vereinigen, welche alle ihre Grundlage in der Idee

der Ordnung

haben; es muß dies die Idee einer ewigen Ordnung sein, wie die Principien es sind, [91] welche sich darauf gründen.

Diese kommt von Gott, dem Urheber der ewigen Wahrheit.

Alles dieses ist offenbar cartesianisch.

Gott ist:

Posse, Nosse et Velle Infinitum;

der Mensch:

nosse, velle, posse Finitum, quod tendit ad infinitum.

[92] Cantoni nennt dies Phrasen, womit man

Mythen und Zweideutigkeiten

in den philosophischen Wissenschaften aufrecht erhält. Denn es kommt darauf an, festzustellen, welches die Kriterien des Wahren, des Gerechten seien.

Vico definirt zwar das Wahre, als mentis cum rerum ordine confirmatio,

aber die Ordnung der Dinge ist von Gott festgesetzt, und Alles läuft also darauf hinaus, sich diesem göttlichen Willen zu conformiren.

[93] Ein großer Fehler der Vico'schen Doctrin ist, daß er das Recht von der Moral nicht zu trennen weiß. Aber er hat ein folgenreiches Princip der menschlichen Gesellschaft [94] aufgestellt, indem er davon ausgeht, daß die Grundlage der Einigung unter den Menschen das Wahre und die Vernunft seien, welchen die Verbindung um des Nutzens willen untergeordnet ist.

[95] Durch diese Unterordnung der Nützlichkeit unterscheidet er sich von Grotius.

[95] Aus den Principien des Wahren und des Nutzens

entstehen ihm alle die Gesellschaft regelnden Vorschriften. Aber er vermischt hierbei auch das Recht mit der Moral, deren Sanction er allein in der Scham (pudore) findet.

Der zweite Theil des Cantoni'schen Werks behandelt Vico's Geschichtsphilosophie, wie sie sich aus jenen abstracten Principien entwickelt hat.

[104] Die Philosophie und die Philologie umfassen, nach Vico, alles menschliche Wissen unter zwei verschiedenen Formen, die eine ist die Wissenschaft des Absoluten, Unveränderlichen, die Wissenschaft des Wahren; die andere die des Veränderlichen, Relativen, des menschlich Gewissen.

Die erste betrachtet die Ideen, welche der Gegenstand der Vernunft sind, die andere die Thatsachen, [104] welche das Product menschlicher Willkür sind.

Die Thatsachen, fährt Vico dann fort, d. h. die Gesetze und die civilen und moralischen Gewohnheiten des Menschen, können nicht eine Anwendung der philosophischen Idee sein, [105] da sie nicht von den Menschen erfunden sind.

Denn nach dem Sündenfall verwilderte der Mensch, und es blieb ihm nur eine eingeborne Fähigkeit, auf natürlichem Wege von Neuem zur Humanität zu gelangen.

Diese ist für ihn der Ausgangspunkt für die historische und allmähliche Entwickelung der Civilisation, in welcher sich die Menschen immer mehr [106] in ihren Thaten den absoluten Ideen, ihren eigenen Naturgesetzen, nähern. Sie kommen so dazu, ihre sociale Natur zu verherrlichen (celebrare la loro natura sociale). Hierin findet sich ein Gegensatz zu den Systemen seiner Zeit und den späteren Rousseau's; für Vico ist gerade der Zustand unnatürlich, den sie den Naturzustand nennen, und gerade die Civilisation natürlich.

Die Menschen, sagt Vico, sind natürlich von dem, was sie sind, zu dem geführt, was sie leiten soll. [108] Cantoni vergleicht hier diese Theorie mit der Bossuets, nach der, wie nach der absoluten Vernunft Hegels, die großen Eroberer nur bloße Werkzeuge in Gottes Hand sind, und diese seine Vorherbestimmung muß der eifersüchtige Gott Bossuets auch noch durch Wunder der [109] Menschheit vorherverkündigen.

Die Laster der Heiden seien eine nothwendige Durchgangsstufe, damit die Menschen das Bedürfniß der Erlösung erkännten.

[110] Bei Vico hingegen sind wir vom Mysterium zu der Wissenschaft gelangt, von einem Gott, der despotisch die Menschen beherrscht, zu einem, der sie auf natürlichen Wegen zum Guten zieht.

Vico sagt:

er wolle die Vorsehung in der Welt der Nationen betrachten, wie seine Vorgänger
in der Welt der Natur.

Die Vorsehung wirkt deswegen, nach Vico, nur durch secundäre Ursachen ein, und diese hat Gott selbst nach ihrer eigenen Natur und nach ihren eigenen Gesetzen erschaffen, läßt sie folgerecht nach diesen wirken und sich entwickeln, seine Providenz besteht gerade darin, sie fortwährend in ihrem eigenen Wesen zu erhalten.

[111] Die Metaphysik und das natürliche Gefühl müssen uns nicht weiter gehen heißen, sie müssen in diesem, in allgemeinen Grenzen sich bewegenden Dogma die Befriedigung ihrer Bedürfnisse finden.

[111] Die Vorsehung steht nicht am Anfang, sondern am Ende der Natur und der Geschichte; sollen wir mit jener die einzelnen Thatsachen erklären, so zerstören wir sie; nur in den Thatsachen, wie sie sich natürlich entwickeln, können wir sie wieder erkennen.

Vico sagt: Gott regiert die Welt in der einfachsten Weise, weil er ihr nur eine Richtung giebt, in der leichtesten, weil er jedes Ding über sich nach eigenem Impulse verfügen läßt, in der besten, weil er in jedes Ding die Fähigkeit legt, sich vor der Zerstörung zu behüten, woraus natürlich die Erhaltung entspringt.

Er hat so verfügt und so die Dinge geordnet, daß die Menschen um ihres eigenen Nutzens, um ihrer natürlichen Bedürfnisse und Triebe willen, ohne daß sie es wollten, sich den bürgerlichen Anordnungen wie Anordnungen der Gerechtigkeit fügen.

[112] Gott ist niemals unmittelbar die Ursache der mensch-

lichen Handlungen; wir sind es, als secundäre Ursachen; das andere Princip Vico's ist nämlich die menschliche Willensthätigkeit.

Ist die Vorsehung die Baumeisterin der Nationen, so ist das freie Ermessen ihr Werkführer (fabbro).

[113] Aber Vico's Vorsehung, sagt Cantoni mit Recht, läßt sich mit dem freien Willen (arbitrio) vereinigen; man muß jedoch, nach Cantoni's eigener Ansicht, sich damit begnügen, den Zufall, das Verhängniß als in den natürlichen Zusammenhang [113] der Dinge eingreifend zu erkennen, während Vico und die religiösen Gemüther darin einen höheren Willen finden, der präventiv das Ganze regelt.

[114] 8. Die Methode und der psychologische Kanon der Geschichtsphilosophie Vico's (Cap. VII.)

geht, dem Princip desselben entsprechend, daß es darauf ankommt, die Willensthätigkeit mit den Principien der Vorsehung zu versöhnen, davon aus, daß die bürgerliche Welt von den Menschen gemacht ist, woraus folgt, daß ihre Principien sich in der menschlichen Vernunft finden müssen, und dies muß man um so mehr auf die älteste Geschichte anwenden, da sie, bei dem Mangel durch die Philologie beigebrachter bestimmter Nachrichten, gewissermaßen res nullius ist, in Beziehung auf welche die Vernunftregel gilt, daß sie

occupanti conceduntur.

[115] Man könnte hieraus schließen, daß er einer Geschichtsphilosophie a priori huldige. [119] Seine Methode ist aber vielmehr wesentlich der Erfahrung Rechnung tragend (esperimentale).

Seine psychologisch-socialen Principien sind theils wohl die Frucht seiner freien psychologischen Beobachtung, theils aber auch seiner tiefen Studien über das Alterthum und seines großen Sinnes für historische Realität.

Weber, der 1822 die Scienza nuova übersetzte, hat sich die wahrhaft deutsche Mühe gegeben, alle Belagstellen Vico's

nachzuschlagen und hat sie größtentheils genau und richtig gefunden.

[121] Vico kam zu einer Völkerpsychologie. Seine scienza nuova sollte sich aber mit den Thatsachen beschäftigen und diese sollten ihm sagen, welches die Meinungen der verschiedenen Völker seien, um aufzusteigen zu dem, was sie Gemeinsames hätten.

Aber er wollte auch sehen, wie diese verschiedenen Meinungen, aus denen das Gemeinbewußtsein sich componirt, die Empfindungen, Gesetze, Einrichtungen und Sitten, welche davon abhängen, entstanden seien, wie sie sich entwickelt, welche Grundlage, welche Ursache sie hätten, welche Winke und Normen man befolgen müsse, um die Wahrheit zu erkennen, und dieses mußte ihm von den Thatsachen gegeben sein. Daher entnahm er die Elemente seiner scienza nuova.

[123] Als der fruchtbarste dieser Elementarsätze erscheint der: daß die gewöhnlichen Ueberlieferungen im öffentlichen Leben gegebene (pubblici) Motive des Wahren gehabt haben müssen, woher sie entstanden und bei ganzen Völkern durch lange Zeiträume sich erhielten.

(Cap. VII.)

[126] 9. Vico's Principien der Civilisation und der politisch-juristischen Entwickelung der Menschheit

[127] schließen sich in der Auffassung des Naturzustandes an Hobbes an; die Menschen wälzen sich in moralischem und äußerlichem Schmutz.

[128] Erschreckt durch den Blitz kommen sie zur Monogamie, zum Begraben ihrer Todten, humare, und so zur Humanität.

Die Scham wird ihnen zur Quelle der Religion, der Ehrlichkeit.

[130] Familie, Religion, Tugend sollen sich zuletzt, nach Vico, auf den Glauben an Gott stützen, als auf die ewige und unendliche Vernunft, welche alle Geister der Menschen durchdringt, allwissend und allmächtig ist.

[131] Die Winke dieser Gottheit zu erkennen dient die Wahrsagung, die Prophezeiung, divinazione, welche eine große Rolle in der Geschichtsphilosophie Vico's spielt.

Sehr verschieden, und zu ihrem Nachtheile verschieden, sind diese Principien von den bei Beurtheilung der Zustände der ältesten Zeiten von Vico angewandten.

Er vermischt jetzt die Principien allgemeiner geschichtlicher Betrachtung mit denen der Erforschung der primitiven Zustände der Römer, zum großen Nachtheile beider.

Einer der Gegenstände, denen er hier vorzüglich seine Aufmerksamkeit zuwendete, war das Verhältniß der Patricier zu den Plebejern und den Clientelen.

Er fand, daß alle Nationen Patricier und Plebs, Patrone und Clienten hatten, [134] und suchte das Problem im menschlichen Sinne zu lösen.

Die aus dem Subjectionsverhältniß der Schwachen unter die Starken entstandenen Staaten sind nicht Monarchieen, sondern Aristokratieen, und König ist nur primus inter pares; die höchste Macht bleibt den verbundenen Vätern, welche, ihre Familiengewalt zusammenfügend, der bürgerlichen Macht den Ursprung geben, indem sie der Privatgewalt entsagen, die höchste Herrschaft begründen, indem sie ihre Güter und ihr Vermögen dem Staatsbedürfniß unterwerfen, das eminente Recht erschaffen und das öffentliche Vermögen begründen.

Diesen Complex öffentlicher Angelegenheiten nennen sie Vaterland, res patrum.

Jetzt kommt es darauf an: die Ordnungen der Religion, die Familie und das Recht aufrecht zu erhalten. In Beziehung auf die Ordnungen haben die Patricier allein die Regierung, sie haben die Auspicien, die Gerichte, die feierlichen Heirathen. In Beziehung auf die Familie sollte die Gewalt des Hausvaters mit derselben Strenge erhalten werden, und in der Religion nichts ohne Befragung der Götter geschehen.

Da nach dem Wahren die Menschen sich noch nicht regieren konnten, [136] wurden sie durch strenge Formeln gebunden, welche den Willen Gottes ausdrücken sollten, und die

Strafen sollten die härtesten sein, um ein Exempel zu geben und Schrecken einzuflößen.

[137] Aber die Edlen konnten nicht für immer der immer wachsenden Macht der Clienten, Famuli oder Socii, widerstehen, die angewiesen waren, die Ländereien der Edlen zu bebauen; diese verlangten den Besitz der Ländereien, der ihnen gegen einen Tribut gewährt wurde; so entstand das erste agrarische Gesetz des Servius Tullius.

Dieser Besitz war jedoch anfangs nur precär, die Plebejer beruhigten sich dabei nicht, sie verlangten das Eigenthum; doch konnten sie dies nicht auf ihre Erben übertragen, dazu fehlte ihnen:

die Mittheilung der Auspicien,
das Connubium,
die politischen Rechte.

Als sie dies erlangt hatten, endete das heroische Zeitalter, es fing das der Menschen an, die populäre und bürgerlich-monarchische (Bürger-König!) Regierung; die Aufrechthaltung der Standesunterschiede, die Formular-Jurisprudenz hörte auf; es begann die Geltung der natürlichen Billigkeit, das gemeine Recht der als gleich anerkannten Menschen, [138] das Reich der Gesetze und der den verschiedenen Zufälligkeiten des Lebens angepaßten und diesen gemäß von der Gerechtigkeit, welche sich auf die Natur und Vernunft der Menschen gründet, abgeänderten Gewohnheiten.

So entwickelt Vico im Gegensatz zu Machiavelli und Montesquieu die Regierungsformen nicht nach einem gewissen Typus, den die Vernunft ersonnen, und der willkürlich bei den Menschen sich realisirt, sondern er sucht den Charakter, die Natur und die Phänomene auf, welche uns unter denselben Umständen, unter welchen bestimmte Regierungsformen hervortreten, erscheinen.

Er entwickelt in seinem principio unico del diritto einen Vorläufer der scienza nuova, wie die Staatsformen sich dem Charakter der Nationen anschmiegen, [139] wie die weichlichen Asiaten dem Despotismus verfallen, wie die Staatsformen bei den starken und scharfsinnigen Griechen sich auf Gesetze und

Demokratie gründen, wie die starken, aber nicht so feinen Römer länger unter der ursprünglichen Aristokratie bleiben.

Jede Form der Regierung könnte nach Vico das Wohlbefinden und Glück einer Nation befördern, wenn die Sittenverderbniß (corruzione) sich nicht einstellte.

Die Aristokratie könnte sich lange erhalten, weil in ihr sich eine große Vaterlandsliebe entwickelt, indem das Interesse am Staate den Wenigen näher liegt. Die Aristokraten versäumen es aber, die socialen Interessen der unteren Klassen genugsam zu berücksichtigen. Gelangen diese in der Volksherrschaft zu Macht, so verliert sich das Interesse am Staate, weil so Viele daran Theil nehmen; eben deswegen machen sich aber Alle zu Beförderern des Rechts, der Gleichheit und des Gemeinwohls, man will, daß der Nutzen gleich vertheilt sei.

Aber sich den Privatinteressen ergebend, [140] lassen sie Ehrgeizige emporsteigen, welche, indem sie ihrer Macht die Volksfreiheit unterwerfen, Zwietracht, Factionen, Bürgerkrieg erregen, Alles dem Untergange zuführen.

Ermüdet flüchtet sich das Volk unter die Herrschaft eines Einzigen, [140] der, über Allen stehend und nichts mehr zu wünschen habend an Herrschaft und Reichthümern, natürlich mit Gerechtigkeit und volksthümlich zu regieren sucht, zuerst mit den Gesetzen, durch welche die Monarchen alle Unterthanen gleich stellen wollen, dann durch Erniedrigung der Mächtigen, um die Menge von der Unterdrückung zu befreien, dann durch Befriedigung der Mittel des Unterhalts und der natürlichen Freiheit; dann durch Privilegien, die sie Freiheiten nennen, welche sie ganzen Ordnungen, Klassen (ordini), ertheilen, und dann, indem sie einzelne Personen von außerordentlichem Verdienst zu bürgerlichen Ehren erheben.

Vico schließt hieraus, daß die Monarchie die angemessenste Regierungsform für die Menschheit bei entwickelter Vernunft sei.

[141] Er nennt dies civile Monarchie, womit er meint, daß sie zum Nutzen der Mehrzahl (dei più) die Regierung führen müsse.

Es ist nicht zu verkennen, sagt Cantoni, daß Vico hierbei in historischen Dogmatismus verfällt, indem er, was

sich in der Wirklichkeit herausgestellt, als das wahre Wesen für alle Ewigkeit betrachtet. Auch hatte er nur die Rechtsgeschichte vor Augen.

Recht und Politik sind aber nicht die einzigen Elemente der Civilisation, so fährt Cantoni fort, sie sind eng verknüpft mit der Sprache, mit den religiösen Begriffen und Vorstellungen, der Literatur, den Künsten.

10. Vico's Principien der Sprachwissenschaft.

Vico faßt dies zusammen unter den Begriff der Principien der Wissenschaft rücksichtlich der Sprache.

Er nimmt an, daß Recht, Sprache, Religion, Kunst innere Beziehungen zu einander haben.

[143] Die Sprachen sind nach ihm kein künstliches oder conventionelles Product eines Volkes, sondern sie entwickeln sich natürlich nach den Eindrücken des Volksgeistes.

Er glaubte, man könnte ein Universal-Etymologikon machen, welches nach der Wortbezeichnung darstellte, wie dieselbe Sache von den verschiedenen Völkern verschieden angeschaut ward. Der Aufstellung seiner drei Zeitalter gemäß nimmt er an, daß es eine göttliche, heroische und menschliche Sprache gebe.

[144] Doch bestehen sie gleichzeitig neben einander fort, Eine mehr articulirt als die andere.

Er nimmt an, alle Wurzeln seien einsilbig und construirt danach eine [145] Weltgrammatik.

[147] Die linguistischen Probleme selbst, sagt Cantoni, waren ihm völlig unbekannt.

Eigenthümlich ist ihm die Vorstellung, daß jedes Volk sich abgesondert entwickelt habe, und daß die Uebereinstimmung nur aus der Gleichheit der menschlichen Natur zu erklären sei.

11. Vico's Ursprung der Poesie und Mythologie, insbesondere auch in Beziehung auf die Urgeschichte Roms.

[149] Glücklicher ist Vico in der Darstellung des Ursprungs der Poesie und Mythologie.

Er entwickelt diese in seinem Werke de constantia philologiae.

Die Poesie ist ihm die primitive Sprache der Menschheit. Man muß [150] darunter nicht sowohl die Form, als die Natur und den Charakter ihrer Sprache verstehen.

Vico stellt uns diese Menschen wie geniale Kinder vor, mit wenig entwickelter Vernunft und Reflexion, ganz den sinnlichen Dingen, nach der Eigenthümlichkeit der menschlichen Gesellschaft, in der sie sich bewegten, zugekehrt, auf ihre Vertheidigung und auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht, wodurch sie scharfe Sinne erlangten, Beobachtungsgabe, eine kühne Phantasie, welche Alles in ihren Augen vergrößerte, eine natürliche Tendenz den unbelebten und thierischen Dingen Bewegung und Vernunft, überhaupt allen Wesen — unsere eigene Natur beizumessen.

Dies, sagt Vico, ist das größte und eigenthümlichste Werk der Poesie.

Daher die Metapher, die Comparation, die Metonymie, die Synekdoche und die poetischen Metamorphosen.

[153] Den Mythus bezeichnete er als den natürlichen Ausdruck der ursprünglichen Begriffe der Menschen, vorzüglich seiner religiösen Begriffe, [154] welche zuerst und am meisten spontan in der Menschheit entstehen.

Dann ist ihm der Mythus nur der Effect der Armuth der Sprache, des Mangels an Reflexion und Abstraction, aber auch der poetischen Fähigkeit, mit der die ersten Menschen Leben, Sinn und Verstand allen Dingen verleihen.

Er versteht darunter den poetischen Charakter, der sich unter dem Impulse der religiösen Empfindung bildet.

[150] Zuerst waren nach Vico die mythologischen Begriffe naturalistisch:

Jupiter, der Himmel,

Diana, das perennirende Wasser,

Neptun, das Meer;

in der zweiten Periode symbolisiren die Götter die menschlichen Dinge:

Vulcan, das Feuer im Gebrauch der Menschen,
Ceres, das Getreide;
in der dritten drücken sie die bürgerlichen Verhältnisse aus:
Jupiter, der König der Götter und Menschen,
Minerva, der Rath der bewaffneten Helden,
Mercur, der erste Agrargesetzgeber;
in der vierten fangen die Menschen an, ihre Dinge gewissermaßen unabhängig von den Göttern herzustellen, machen aus den Göttern Menschen, lassen sie auf die Erde niedersteigen, mit ihnen sich unterhalten: das sind die Homerischen Götter.

Vico that, wie Cantoni ausführt, wohl daran, diese Entwickelungsstufen [157] als sich eine aus der anderen entwickelnd, nicht als bloße Corruption der früheren, hinzustellen.

[159] Er zieht die Folgerung, daß die Mythologie die älteste Geschichte der Völker enthält.

[160] Es fehlte ihm die vergleichende Sprachforschung, um sein Werk zu vollenden.

[163] Er versetzt zu Unrecht viele historische Charaktere in die Mythologie, so den Solon, doch diesen nicht unbedingt. Er erklärt ihn nur für einen Derjenigen, welche die Plebs aufstachelten, sich von der Unterdrückung des Adels zu befreien. [163] Er sei wegen des Nosce te ipsum als Begründer der demokratischen Republik angesehen worden.

So bezweifelt er auch nicht schlechthin die Existenz der Römischen Könige.

Er erachtet nur den Charakter und den Lebenslauf, den ihnen die Tradition giebt, für mythenhaft.

So werden dem Romulus alle Gesetze über die Standesunterschiede, Numa über die Religion, Tullus Hostilius die Militaireinrichtungen, Servius der Census und alle Gesetze über die bürgerliche Freiheit, Tarquinius Priscus die Fahnen und Feldzeichen zugeschrieben.

Die Existenz des Draco und Aesop leugnet er schlechthin, der Eine ist ihm die Charaktermaske für die Optimaten, der Andere für die Clienten.

Mythisch ist ihm die Pontusfahrt um des goldenen Vließes willen, der Trojanerkrieg, [164] dem entspricht der Albanische

Krieg und die Belagerung von Veji, ebenso die Irrfahrten der Heroen, [165] welche nach ihm nur unterdrückte Erhebungen der Plebs und ihrer Führer bedeuten.

Er nimmt an, daß die Thaten Vieler häufig einem mythologischen Heros zugeschrieben würden, so die Thaten des Horatius Cocles, der Fabier.

Zum Theil ließ er sich hierbei Uebertreibungen zu Schulden kommen, aber ihm gebührt das Verdienst, zuerst den thatsächlichen Kern von dem mythologischen Nebel zu sondern versucht, [166] insbesondere aber zuerst über die Entstehung der Homerischen Dichtungen Licht verbreitet zu haben.

Die leitenden Begriffe sind ihm bei dieser Untersuchung die

sapienza volgare o poetica

und

sapienza riposta o filosofica.

Die erste entsteht von selbst und unbewußt in dem Menschen und in den Völkern, ist phantastisch und imaginair; die andere ist das Werk der Reflexion und des Raisonnements, daher nennt Vico die Dichter den Sinn, die Philosophen den Geist (l'intelletto) der Menschheit.

Die sapienza volgare herrscht in den beiden ersten Zeitaltern (dem der Götter und Heroen), die Philosophie im letzten (dem der Menschen).

Die sapienza poetica hat ihre vollständige Mythologie so gut wie die sapienza riposta.

Alles menschliche Wissen empfing von jener die Veranlassung, die Anregung und die nothwendigen Principien.

[174] Die antike römische Geschichte ist ihm nur eine historische Mythologie von eben so vielen griechischen Fabeln.

12. Die Entstehung der Homerischen Rhapsodieen nach Vico.

Die römische und griechische Geschichte vereint sind ihm die Geschichte der ganzen Menschheit. Die Gedichte Homers sind ihm das wichtigste Document der griechischen, wie die 12 Tafeln der römischen Geschichte. Beide werden die beiden größten Schätze des Naturrechts der Völker.

[179] Er findet, daß die Odyssee dem occidentalischen, die Ilias dem orientalischen Griechenland angehört, und die erste viel später als die zweite, etwa 460 Jahre nach der Zerstörung Troja's [179], im Zeitalter des Numa, geschrieben sei. Er fand dann aber auch weiter, daß die verschiedenen Gesänge in verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Händen ausgearbeitet und zu Ende geführt seien. Die Homerischen Charaktere sind nicht die Schöpfungen eines Individuums, sondern des Gemeinsinns (senso commune) eines ganzen Volkes.

[181] Die Tradition selbst berichtet von Rhapsoden, der Eine den einen, der Andere den andern der Homerischen Gesänge singend; aber sie erhielten als cyklische Poeten in ihren Gesängen die ganze fabelhafte Geschichte Griechenlands nach dem allgemeinen Gebrauch primitiver Völker. Homer selbst wird uns als ein solcher Rhapsode geschildert.

[181] Er ist blind, wie alle Sänger bei den Gastmälern der Großen, indem es die Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur ist, daß die Blinden viel durch ihr Gedächtniß vermögen. Er hinterließ seine Gedichte nicht schriftlich, welche daher auch nicht von den Pisistratiden eingetheilt werden konnten, weil damals die Kunde der Schrift noch nicht allgemein verbreitet war.

So haben wir denn Vico als den wahren Schöpfer der Homerischen Frage zu verehren, wie sie jetzt studirt wird, und die Wolf unsterblichen Ruhm verlieh.

13. Kritik der inneren römischen Geschichte.

Gleicher Ruhm gebührt Vico in Beziehung auf die Kritik der römischen Geschichte.

Als die wichtigste Thatsache der römischen Geschichte erkannte er, wie schon angedeutet, das Verhältniß der Patricier zu den Plebejern.

Hat man den Ursprung und das Verhältniß dieser beiden Volksklassen erklärt, so hat man den Schlüssel zu der inneren und äußeren Geschichte Roms.

[188] Vico tritt hier in Uebereinstimmung mit den späteren deutschen Forschungen der Begründung Roms von Griechenland entgegen.

Der Ursprung Roms muß in Italien gesucht werden.

Die Ramnes, Tities (Sabiner) und Luceres (Lateiner) bildeten Anfangs drei gesonderte Gemeinschaften, welche später in eine Gesammtgemeinde zusammenflossen, in der das lateinische Element überwog.

Cantoni liefert hier eine vortreffliche Vergleichung der Forschungen Vico's mit denen Niebuhrs, Schlegels, Schweglers und Mommsens und vindicirt mit Vico Rom und den Italiänern, den deutschen Forschungen gegenüber, die Unabhängigkeit von Griechenland.

Aber die naturwüchsige Bedeutung der Geschlechter für die Ausbildung des aristokratischen Elements in Rom [194] hat vor Mommsen zuerst Vico an das Licht gestellt; sie bildeten gleichsam einen Staat im Staate. [195] Die Identität der Plebs mit den Clienten ist eine der anderen Ideen, denen Vico schon vor Mommsen Ausdruck verliehen. Ebenso war es Vico's geniale Intuition, [196] daß die Plebs vorzugsweise der ackerbauende Stand, worin er mit Mommsen übereinstimmt. Hieran knüpft Vico die ganze Entwickelung des Kampfs mit den Patriciern an. [197] Doch verhehlt Cantoni nicht die Bedenklichkeit dieser Auffassung. Die Plebejer erhielten Eigenthum gegen Zins an die Patricier; daher die große Schuldenlast der Plebejer. Statt des Precarium erhielten die Plebejer durch die 12 Tafeln quiritarisches Eigenthum. Um dies auf die Erben zu transmittiren, bedurften sie des connubii patrum. Diese erlangten sie durch die lex canuleja.

Durch die publilischen Gesetze erlangten sie dann die Gleichheit, mit dem Vordringen der tribunicischen Gewalt: das Uebergewicht. Dies ist Vico's Darstellung des Entwicklungsganges des Parteikampfes in Rom.

Mommsen, dem Cantoni beipflichtet, nimmt an, daß den ursprünglich armen Elementen der Plebs sich reiche Kaufleute beimischten, die sich unter das Patrocinium der Patricier stellten, daß aber auch die Plebejer zum Theil in Armuth versanken und Proletarier wurden.

Dies ist eine Verbesserung des Vico'schen Standpunktes.

[200] In Beziehung auf die militairische Bedeutung der

Servianischen Constitution, wonach dieselbe eine vorzugsweise militairische und eine die Pflichten, aber nicht die Rechte der Plebs erhöhende war, findet wiederum eine merkwürdige Uebereinstimmung der Vico'schen mit den Mommsen'schen Ansichten Statt; durch die Centurien wurden die Plebejer, welche Anfangs militairfrei waren, zum Dienste und zur Entrichtung des Census herangezogen; nur mittelbar gelangten die Plebejer dadurch zu einem Uebergewicht an Macht, [201] nach Vico sowohl wie nach Mommsen.

Beide stimmen darin wiederum überein, daß die Vertreibung der Könige nur im Adelsinteresse erfolgte.

In Beziehung auf die Agrargesetzgebung hat Vico übersehen, daß sich dieselbe vorzugsweise auf den ager publicus, [208] das eroberte Land, die Staatsdomainen bezog, was die deutsche Schule hervorgehoben hat; die Culturländereien wurden zum Besten des Aerars verkauft, [209] die unbebauten den Patriciern gegen Zins verliehen.

Vico hingegen knüpft die ganze Entwickelung der Parteikämpfe an das Bestreben der Plebs, den Patriciern die diesen gehörigen Ländereien abzunehmen.

Als der Kriegsdienst der Plebejer mit der Centurialverfassung des Servius eingeführt wurde, verlangten die Plebejer Antheil an den eroberten Ländern, dem sich die Patricier widersetzten.

Dieser Streit wurde keineswegs, wie Vico annimmt, durch die 12 Tafeln gelöst.

[209] Wäre dies der Fall, so hätte es nicht noch der lex Poetelia (428—444) bedurft, durch welche die Schuldhaft aufgehoben ward.

Nach der Vertreibung der Könige wollten die dadurch mächtiger gewordenen Patricier nicht bloß den Plebejern Antheil an der Ackervertheilung versagen, sondern selbst keinen Zins von den ihnen zugetheilten Aeckern nachzahlen.

Vico erkennt dann mit der deutschen Schule die Versuche der Patricier Spurius Cassius, Manlius und Maelius [210] zur Herstellung des Rechts der Plebs an Ackervertheilung und Erleichterung seiner Lasten an. Aber er dringt nicht so in die

Verschiedenheit der Elemente, aus denen die Plebs zusammengesetzt war, ein.

Sehr übersichtlich entwickelt Cantoni an der Hand deutscher Forschung die rasch auf einander folgende Machtentfaltung der Plebejer, namentlich auch [211] in Bezug auf die Plebiscite und die politischen Vereine.

Es ist ein Triumph für die deutsche Wissenschaft, daß ihre Errungenschaften so in Italien sich verbreiten.

[214] Die erste kritische Behandlung der römischen Staatseinrichtungen ist aber von Vico ausgegangen.

[210] Gegen Savigny hat Niebuhr des Vico erwähnt. 1822 war er schon übersetzt. Doch ignorirt ihn Niebuhr vollständig, Mommsen nimmt wenig Rücksicht auf ihn, [220] Schwegler nur in sehr unvollkommener Weise.

Das ist das Loos des unglücklichen Italiens; es wird ausgebeutet von Anderen, und seine Schönheit und Originalität in den Hintergrund gedrängt.

14. Die rückläufige und die fortschreitende Bewegung in der Geschichte.

Die fortschreitenden und die rückläufigen Bewegungen in der Geschichte der Völker hervorzuheben, gehört zu den originairen Ideen der Vico'schen Philosophie und Geschichte. Cantoni bezeichnet sie aber mit Recht als einen Irrthum, [232] als einen Haufen von Phantasieen und Sophismen.

Aber Cantoni bezeichnet auch das Gesetz des ewigen Fortschritts [235] mit Recht als ein noch zu erweisendes.

Er glaubt vielmehr an die Fortdauer des Kampfes des Guten mit dem Bösen.

Pflicht des Menschen und jeder Nation ist es, gegen das Uebel und das Böse anzukämpfen.

Daß beide jemals gänzlich verschwinden werden, hält er für einen Traum.

15. Cantoni's Schlußkritik Vico's.

Im 13. Capitel faßt Cantoni seine Kritik dahin zusammen,

daß Vico der Schöpfer der Philosophie der Geschichte war, indem er sie auf die richtige Grundlage,

die menschliche Natur,

stellte, und auf das Studium derselben das unerläßliche Werkzeug,

die Kritik,

anwendete.

Er lieferte eine psychologische Geschichte des menschlichen Geschlechts, kritisch geordnet und mit den positiven Thatsachen ausgeglichen.

Vico, seit einem Jahrhundert todt, nimmt keinen Rang mehr in den modernen Studien ein.

Italien versteht Vico durch die Deutschen, die ihn überflügelt haben.

Der italiänischen Bildung selbst ist er noch voraus. In die Schulen, auf die Straßen sind seine großen Ideen in Italien leider noch nicht gedrungen.

Es fehlte aber dem Vico die Kenntniß der orientalischen Welt, er hatte deswegen nicht den Schlüssel zu vielen großen griechischen und römischen Dingen, da ihm die vergleichende Forschung nicht zur Seite stand. [242] Daher kannte er nicht den Einfluß einer Nation auf die andere. Es fehlte ihm eben deswegen auch die Kritik der Quellen. Ihm fehlte außerdem die Selbstkritik.

[245] Die Italiäner haben in ihm den Enthusiasmus der Freude an neuen Gedanken zu suchen.

[245] Diese Poesie der großen Denker erweckt die Gemüther und kräftigt die Geister.

[248] Er hat zuerst die freie Willensthätigkeit der Menschen in der Geschichte in Einklang mit den Gesetzen der Natur zu bringen gewußt; deswegen ist er einer der ersten Meister in der Wissenschaft.

Er tritt der Confusion Derjenigen entgegen, welche mit dem Alterthum vom Zufall und vom Schicksal (destino) sprechen, so wie denen, welche eine mysteriöse Vernunft als unmittelbare Werkmeisterin der menschlichen Handlungen, die nach Belieben die Gesetze der Natur bricht, hinstellen, sowie den Systemen einer Nothwendigkeit der Dinge, einer absoluten Vernunft,

welche sich verhängnißvoll in jeder menschlichen Handlung manifestirt, sowie den Ideen, welche wie ein logisches Fatum das Gemüth, die Handlung und Einrichtungen der Menschen beherrschen.

Während in den beiden ersten Theilen seines Werkes Cantoni die Methode und das geschichtsphilosophische System Vico's behandelt, wendet er sich in dem dritten seinem Verhalten zu seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zu.

Dieser Theil des Cantoni'schen Werks hat vorzüglich eine literarhistorische, aber nicht minder große Bedeutung als die beiden ersten.

Doch wird hier nur Einzelnes, aus Mangel an Zeit, Raum und Kräften, hervorgehoben werden können.

16. Kritik des Cantoni'schen Werks.

Bewunderung erregt die Gelehrsamkeit, mit der Cantoni Alles, was über die Entstehung der Staaten in neuerer Zeit erdacht worden ist, mit Vico's Ideen vergleicht. Es entgeht ihm hier nichts aus der deutschen, französischen und italiänischen Literatur.

Das Buch Cantoni's ist eine merkwürdige Erscheinung. Wie es das größte Verdienst Felix Mendelssohns war, die großen Werke Bachs wieder in das Bewußtsein der Gegenwart zurückgerufen, zum Gemeingut gemacht zu haben, wie dadurch ein neues musikalisches Leben in Deutschland entstand, wie aber der Geist Mendelssohns sich darüber entzündete, und sich zu Schöpfungen, würdig des Meisters, den er wach gerufen, erhob, wie Mendelssohn gerade auf diesem Wege die musikalische Verbindung unter den verschiedenen Ständen, ja unter den verschiedenen Nationen herstellte, so hat Cantoni durch seine Wiederbelebung Vico's sich selbst zu einem philosophischen Geiste herangebildet, und eine Brücke zur Verbindung italiänischer und deutscher Cultur geschlagen, welcher wir zur Stärkung unseres wissenschaftlichen Geistes nicht minder bedürfen, als zur Verinnerlichung des Völkerbundes, der von jetzt ab, soll die Menschheit nicht in Kriegswirren untergehen, Italien und Deutschland mit England verbinden muß. Vorzüglich ver-

dient aus dieser Literaturgeschichte hervorgehoben zu werden, daß Vico beinahe ein Zeitgenosse Montesquieu's war.

Er lebte von 1668—1744, Montesquieu von 1689 bis 1755.

Doch hatten sie keinen Einfluß auf einander. Italien war durch seine üble Regierung damals zu sehr von der Gelehrtenrepublik ausgeschlossen.

[273] Die Juristen aber hielten Vico hoch, so Filangieri, der seiner gegen Göthe erwähnte.

[285] Das System Vico's, im Gegensatz zu dem seiner Zeitgenossen und denen der Gegenwart, auch zu dem antiken Staatsbegriff, ist das des Individualismus.

Der Staat ist ihm nur ein Mittel für das Individuum; [285] das Ziel ist die Einwirkung des Individuums an die Stelle der des Staats selbst zu setzen; er sucht nach einer moralischen und wirthschaftlichen Harmonie der Menschheit im Gegensatz zum Staatsmechanismus, gegründet auf freie Vereinigung, auf inniges und gegenseitiges Wohlwollen [286] der Mehrzahl.

Das Individuum ist nicht mehr bloß das Ziel der bürgerlichen Gesellschaft, es wird der Hauptwerkmeister der Civilisation. Man betrachtet nicht mehr die tiefen und edlen Geistesregungen der Menschen als Mittel, die Zwecke des Staats zu fördern; — die Entwickelung dieser Tendenzen, die Erziehung dieser [286] Geistesregungen ist vielmehr das wesentliche Ziel des Lebens der Menschen geworden.

[288] Dies ist auch das Ziel Vico's, der tiefe und wahre Sinn seiner Lehre.

[412] Lerminier nennt Vico den Vorläufer von Wolf, Niebuhr und Hegel.

Nachschrift. In einem Artikel der „Perseveranza" vom 28. August v. J. wird Cantoni's Werk das beste, das bis jetzt über Vico geschrieben worden, genannt; gewiß, so sagt der Recensent, kein kleines Lob, aber kein übertriebenes, wenn man erwägt, daß die früheren über Vico erschienenen Werke sehr unvollständig und phantastisch waren, wovon auch die berühm-

30*

testen, von Ferrari und Tommaseo, nicht freizusprechen; beide gänzlich ungeeignet zu einem vollständigen, natürlichen und umfassenden Verständniß des Gegenstandes, den sie behandeln, so wie zu einer wahren und ruhigen Auseinandersetzung desselben, ohne ihn in die Farben ihres eigenen Geistes zu tauchen. Cantoni hingegen stellt uns einen wahren Vico dar und reproducirt ihn, so wie er war (aus dem Studium seiner Werke).

Cantoni hat auch in dieses Studium und in die Kriterien des Vico etwas ihm Eigenes, zugleich Gutes und Neues, dadurch hineingetragen, daß er den Culminationspunkt des Vico-schen Geistes nicht in der angeblichen (presunta) Entdeckung des nothwendigen Verlaufs der menschlichen Dinge, sondern in der neuen Methode selbst, welche Vico auf die Geschichtswissenschaft anwandte, indem er sie aus einer Erzählung von Begebenheiten in die Wissenschaft von der Entwickelung des Menschen umwandelte, — und in den scharfsinnigen und genialen Gesichtspunkten (intentioni) fand, durch welche Vico so viel und so neues Licht über alle Theile dieses großen Feldes des Wissens verbreitete, in dessen Bereich er zuerst den bis dahin so bescheidenen (umile) (dann aber darin verbleibenden) Namen der Philologie hineinschrieb.

Der Rec. rühmt sodann die umfassende Kunde und das gewiegte Urtheil Cantoni's über die verwandten Studien der Deutschen. Nur eine einzige Lücke entdeckt der Rec. in der Literaturgeschichte Cantoni's über Vico, nämlich, daß er die Uebersetzung der scienza nuova (erudizione) von der Prinzeß von Belgiojoso, welche 1844 in Paris erschien, nicht angeführt.

Doch tadelt der Rec. Cantoni's Stil und wirft ihm grammatische Schnitzer vor; darüber erlauben wir uns kein Urtheil. Der Rec. schließt mit der Betrachtung, daß Vico näher dem Anfange als dem Ende seines Ruhmes sei, und daß das Bewußtsein seiner zukünftigen Größe den unglücklichen Dulder getröstet.

Dr. Gustav Eberty.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart, Cotta 1868. 486 u. XXVIII S. 8vo.

Es scheint Pflicht der Kritik, sowohl dem Vrf. als den Lesern gegenüber, über einen so stattlichen Band, wie der vorliegende, Bericht zu erstatten, obwohl mit demselben das Werk noch unvollendet ist. Indessen dürfen wir doch in diesem Falle unsere Ansicht über Ziel und Leistung nur unter dem entschiedenen Vorbehalt äußern, nach Erscheinen der folgenden Theile vielleicht alles oder einen Theil dessen, was wir gesagt haben, zurückzunehmen, wenigstens zu modificiren. Denn so stattlich der Band ist, den wir jetzt schon haben, so enthält er doch vom Ganzen noch so wenig, daß man sich vom Gang und Charakter des Werkes durchaus noch keine Vorstellung machen kann; er ist wesentlich Einleitung, und zwar in anderem Sinne, als uns der Vrf. in der Vorrede zu glauben veranlassen will. Der Band giebt nämlich eine Einleitung (S. 3—90) und dann das erste Buch in neun Abschnitten nebst vielen excursartigen Anmerkungen. Wie viel Bücher folgen sollen, wird kaum angedeutet (S. IX); es müssen aber mindestens noch drei sein, vermuthlich werden es mehr. Die Einleitung nun sollte (S. VIII) „einen Ueberblick über die Resultate im Allgemeinen" vor der Einzeldarstellung bieten. Ich sehe aber kaum, wie sie das hätte leisten können, noch auch, daß sie das geleistet hat. Vielmehr hat der Vrf. selbst (S. 82) ausgedrückt, daß er von diesem Abschnitte eine andere Ansicht hatte; derselbe sollte nämlich die Entwickelungsgeschichte der Form der Vernunft enthalten, im Gegensatze zu Buch II u. ff., welche den geschichtlichen Ursprung und Fortgang des Inhalts der Vernunft zum Gegenstande haben sollen. Ich kann aber auch dieses Verhältniß nicht her-

ausfinden; mir scheint vielmehr, daß des Vrf.s Einleitung und erstes Buch die principiellen Voraussetzungen zu den folgenden historischen Untersuchungen darstellen, insofern jene das Verhältniß der Sprache zur Vernunft im Ganzen oder das Wesen der Sprache überhaupt, dieses specieller das Verhältniß zwischen Laut und Bedeutung bespricht. Mit der Feststellung dieser Punkte aber, wie sie hier vorgenommen ist, wird noch nicht einmal eine wirkliche Grundlage, eine positive Vorbereitung, eine Ausrüstung für die in Angriff zu nehmende Arbeit gewonnen, sondern bloß die Einsicht in die Natur dieser Aufgabe eröffnet. Prüfen wir nun, so gut es sich wird thun lassen, was uns für jetzt dargeboten ist.

Der Vrf. tritt zum ersten Male als Schriftsteller auf, aber nicht mit einer Jugend-Arbeit, sondern eher mit einem Lebens-Werk. Er besitzt eine so umfassende und dabei gründliche Sprachkenntniß wie nur wenige Sprachforscher; übertreffen wird ihn in dieser Beziehung wohl Niemand. Ja, ich bin geneigt, ihn den gelehrtesten Sprachforscher unserer Zeit zu nennen. Und eine Dialektik begegnet uns in ihm von einer Gewalt und Selbständigkeit, wie wir sie seit Wilhelm von Humboldt nirgends angetroffen haben.*) Von der Naturwissenschaft zeigt er so viel Kenntniß, wie vielleicht der Hochgebildete haben muß, wie aber thatsächlich nur Wenige, die nicht Naturforscher sind, sich erworben haben; vielleicht, ich kann es nicht bestimmt sagen, reicht sein Wissen auch hier sogar noch weiter an das des Fachmannes heran.

Und so muß ich erklären, daß ich nicht den geringsten Zweifel daran hegen kann, der Vrf. werde in den folgenden Büchern seines Werkes eine Leistung zu Stande bringen, welche den vielversprechenden Titel „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“ vollständig rechtfertigen und wohl verdienen wird. Dagegen kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, die principielle Grundlage, welche der Vrf. seiner Darlegung in dem vorliegenden Bande theils unterbreitet,

*) Zu seiner Dialektik steht der bauschige Styl des Vrf.s in Mißverhältniß.

theils stillschweigend voraussetzt, werde sich als viel zu schmal und zu schwach erweisen.

Man darf mit Niemand darüber rechten, daß von ihm diese und jene litterarische Erscheinung, welche ihn wohl angegangen hätte, unbeachtet geblieben ist; mit Manchem aber soll man selbst darüber nicht rechten, daß er eine Erscheinung unberücksichtigt gelassen, die für epochemachend gilt. So will ich nun dem Vrf. keinen Vorwurf daraus machen, daß für ihn alles das, was von Lazarus und mir geleistet ist, nicht vorhanden ist; aber mir muß aus diesem Grunde seine Grundlage ungenügend erscheinen. Ich würde aus bloß innern Gründen behaupten, der Band sei vor dem Jahre 1855 geschrieben; der Vrf. berichtet (S. IX), daß die Einleitung „im Entwurf 1852 beendet war" und daß „Theile des ersten und zweiten Bandes sich Anfangs 1859 in den Händen der Verlagshandlung befanden". Der Vrf. äußert bei derselben Gelegenheit in einer für mich ganz mysteriösen Weise: „Mich beruhigt einigermaßen der Gedanke, daß die hier ausgesprochenen Anschauungen während der langen Reihe von Jahren (ich darf fast sagen: Jahrzehnten), in denen ihre Ausbildung und Durchführung mich beschäftigt hat, zum Theil von einer ganz andern Seite ihre unabhängige Bestätigung gefunden und in den Ueberzeugungen der Gegenwart Wurzel zu schlagen angefangen haben" — von welcher Seite? das wüßte ich im mindesten nicht zu sagen. Wenn aber solch ein Wink seitens des Schriftstellers, wie hier gegeben ist, von einem Leser nicht verstanden wird, so beweist dies, daß zwischen beiden eine Kluft besteht und zwar eine verdeckt gebliebene.

Sehen wir zunächst, wie der Vrf. ganz im Allgemeinen seine Aufgabe bestimmt. Er sagt (S. V.): „Ueberall auf Erden, wo der Mensch erscheint, ist die Vernunft seine unterscheidende und gemeinsame Eigenthümlichkeit ... Die Menschen sind nirgends ohne Anfänge der Cultur, der Staatenbildung und Sitte, und ohne eine gewisse Kunst und Industrie gefunden worden." Dies bestätigen auch die unterirdischen Funde von Geräthen und Werkzeugen einer uralten Menschheit. „Es steht also fest: so weit unsre Beobachtung reicht, ist der Mensch ver-

nünftig. — Und dennoch ist es nicht immer so gewesen. Die Vernunft ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattungen des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Art von Katastrophe entstanden, sondern sie hat eine Entwicklung. Dies einzusehen haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel." Denn wie sehr uns auch das Denken aus der unendlich wunderbaren Erscheinung lebendiger Mechanismen als das Wunderbarste und Vollkommenste entgegentritt und unbegreiflich erscheint (S. 1—6), so hat doch „die Gedankenthätigkeit von einem gewissen Punkte an eine nachweisbare Geschichte, mit welcher ihre Entstehung selbst der Empirie verfällt und aufhört, etwas zu sein, worauf die Wissenschaft als auf etwas Jenseitiges und Versagtes, Metaphysisches und für die Einzelerscheinung Gleichgültiges verzichten müßte oder dürfte" (S. 7.). Sonderbar! Alles was nicht der Empirie verfällt, ist der Wissenschaft versagt! Und dabei fällt zugleich eine Definition des Metaphysischen ab, dahin gehend, metaphysisch sei das eingebildete Wissen von dem, was der Wissenschaft, weil es nicht der Empirie verfällt, versagt ist.

Und wo liegt jener Punkt, von dem an die Gedankenthätigkeit der Empirie verfällt? „Es ist dies der Punkt, wo das Denken mit der Sprache zuerst eine Beziehung eingeht: eine Thatsache, die eben so gewiß geschichtlich ist, wie das erste Auftreten des Menschengeschlechts auf der Erde" (das.). Dies ist ungenau ausgedrückt. Denn wenn es hiernach scheint, als nähme der Vrf. an, das Denken habe zunächst für sich bestanden, einige Entwickelungsstufen ohne Sprache durchlaufen und sei dann erst in eine Beziehung zu derselben getreten: so ist vielmehr die Ansicht des Vrf.s die, „daß der Sprachlaut, gemäß seinen aus der Sprachgeschichte empirisch für ihn nachweisbaren Eigenschaften, vollkommen befähigt ist, Begriffsbildung, Denkthätigkeit und Selbstbewußtsein zu erzeugen" (S. 29). Also der Sprachlaut gilt dem Vrf. in causaler Betrachtung als

das Prius gegen Vernunft und Denken, und hierunter sind nicht nur die höhern Formen der Geistesthätigkeit zu verstehen, wie die eben citirte Stelle zu besagen scheint; sondern sogar das „einfachste Urelement des Geistigen", d. h. „die Vorstellung, das ist die Erinnerung der Empfindung" (S. 30. Denn die Empfindung ist, als bewußtlos, von der Grenze des eigentlich Geistigen noch ausgeschlossen; das.) „tritt erst durch die Sprache vollständig und regelmäßig ein; denn durch sie erst wird, worin ihm kein Thier gleicht, der Mensch in ausgedehnterem Maße auch zu Gesichtsvorstellungen fähig" (S. 37.). Genauer wird wohl des Vrf.s Ansicht so ausgedrückt werden müssen, daß der Laut zuerst die Empfindung vergeistigt, vermenschlicht; er entwickelt sich dann, „erleidet aber inmitten dieses Fortschrittes eine noch bedeutsamere Umbildung seiner Natur dadurch, daß er, anstatt aus Eindrücken der Sinne zu entspringen und an Wahrnehmung zu erinnern, nun fähig wird, Begriffe auszudrücken und Dinge zu bezeichnen, oder was das Nämliche ist: er selbst wird Sprache, sein Inhalt Vernunft" (S. 29.).

Die Sprache ihrerseits erscheint nicht minder wunderbar als die Vernunft (S. 7—9.). Obwohl höchst zweckmäßig und kunstvoll, kann doch in ihrer Anwendung wie in ihrer Schöpfung nur eine instinctive Thätigkeit gesehen werden, die sich mit einer organischen vergleichen läßt, wie die Sprache selbst einigermaßen mit einem Organe oder Organismus. Wenn hier der Vrf. der bekannten Becker'schen Ansicht nur „einigermaßen" beipflichtet, so kommt doch auch er, wie schon aus dem bisher Angeführten hervorgeht, nicht über den Fehler hinaus, den ich vor zwei Jahrzehnten zu bekämpfen begonnen habe und dem ich heute nicht mehr begegnen zu können meinte, nämlich: „unser heutiges Denken sei nichts als leises Sprechen"; die Sprache habe das Denken durchdrungen und sei eine innige Verbindung aller ihrer Theile mit ihm eingegangen (S. 12.). Kurz, beim Vrf. zeigt sich die falsche Identität von Denken und Sprechen, wobei die Sprache an sich zum gedankenlosen Laute werden muß. Wie sich der Vrf. etwa dagegen wehrt, wehren kann, zeigt folgender Satz (S. 13): „Fassen wir die Sprache in Be-

treff dieser ihrer Beziehung zur Vernunft ins Auge, so **finden wir**, daß von ihren Theilen, den Worten, jeder schon **zugleich** als Laut einen Sprachtheil und als Begriff einen Theil der Vernunft enthält" (S. 13.). So finden wir! So meine ich, man sollte vielmehr von Sprache **und** Vernunft gar nicht reden. Sprechen ist ja Denken, soll es nach dieser Ansicht sein; wie kann also von Sprechen noch außerhalb des Denkens die Rede sein? ebensowenig wie von Denken außerhalb der Sprache. Der Vrf. ist in der Dialektik stecken geblieben.

Die Frage vom Verhältniß zwischen Laut und Begriff, wie kann sie erledigt werden ohne Beachtung der innern Sprachform? So erscheint denn der Vrf. im ersten Buche, wo diese Frage behandelt wird, wie ein Heros, der mit Proteus ringt, aber von der Eidothea unbelehrt.

Die Begriffe, meint der Vrf., wie sie sich in den Sprachen aller Völker und Zeiten finden und in denen die Dinge nach Aehnlichkeiten und Gattungen geordnet sind, haben, wie zweckmäßig sie auch in Wahrheit sind, ganz irrthümlich die Bewunderung der Philosophen und Sprachforscher erregt; sie stammen nämlich nicht aus der menschlichen Weisheit, sondern aus der Unfähigkeit der Unterscheidung in den Urgeschlechtern der Menschheit, wie „in der Geschichte aller Erkenntniß stets die Wahrheit aus dem Irrthum entspringt, und Unterscheidung aus Verwechslung" (S. 91—94.). — So lautet, möchte man sagen, die neue Auflage von **Tiedemann** (vergl. meine Schrift: der Ursprung der Sprache, 2. Ausgabe, S. 10). Solche Sätze, wie der, daß die Wahrheit stets aus dem Irrthum entspringe, können freilich nicht an jeder Stelle, wo man sich auf sie bezieht, bewiesen werden; sie können aber auch nicht überall, wo sie, wie hier von mir, zurückgewiesen werden, widerlegt zu werden beanspruchen. Ich bemerke darum nur wieder: wo sich der Schriftsteller auf einen Satz als allgemein anerkannte, des Beweises überhaupt nicht oder nicht mehr bedürftige Wahrheit beruft, in welchem dagegen der Leser seinerseits vielmehr Unwahrheit sieht, da muß eine Kluft zwischen beiden vorhanden sein. — Hören wir den Vrf. vollständiger.

Er sagt (S. 93 f.): „Das Zweckmäßigste, was ein leben=

diges Wesen überhaupt zu thun vermag, ist stets nur Verwendung der ihm von Natur verliehenen Organe, mit welcher die Anwendung der Sprache selbst auf gleicher Höhe steht, indeß ihre Erschaffung (als ob ein Thier sich selber Hände schaffen sollte!) auch unter Voraussetzung der höchsten menschlichen Naturbegabung ganz unglaublich wäre ... Keinem Geschöpf kann ein Bedürfniß nach dem ihm völlig Ungekannten, über seinen Zustand hinausliegenden zugeschrieben werden. Das Thier fühlt kein Bedürfniß nach Kleidung; der sprachlose Mensch würde eines Bedürfnisses nach sprachlicher Mittheilung nicht fähig gewesen sein. Schon dies, sowie die Undenkbarkeit, die darin liegt, daß die Sprache, dieses Mittel der Mittheilung, selbst mitgetheilt worden sei, ferner ihr ganzer Inhalt und ihre ganze Natur machen es unmöglich, sie als Erfindung zu betrachten und das Zweckmäßigste in ihr auf weise Berechnung zurückzuführen. Wir müssen daher von dem entgegengesetzten Wege ausgehn und auch" die Begriffsbildung der Sprache, „die Beschränkung der Benennung auf Arten und Gattungen nicht als Fähigkeit der Vergleichung, sondern als Unfähigkeit der Unterscheidung in den Urgeschlechtern der Menschheit auffassen". Ist das eine richtige Folgerung? Also, da das Thier z. B. sich sein Auge nicht schaffen konnte, so muß dieses aus der Blindheit und dem Nichtsehen entspringen? Und warum nicht lieber so: da das sprachlose Geschöpf nicht einmal ein Bedürfniß nach Sprache haben kann, so muß die Sprache ein dem Menschen von Natur verliehenes Organ sein, welches er bloß anwendet. Ferner: wenn irgend eine Erkenntniß, die noch nicht gebildet war, jetzt entstanden ist, ist sie durch Mangel an Erkenntniß geschaffen? Wird etwas aus nichts? Der Vrf. aber wiederholt (S. 250), Vernunft und Sprache seien aus Unvernunft und Sprachlosem hervorgegangen. Er scheint unbeachtet gelassen zu haben, daß ein Thier nicht bloß kein Bedürfniß nach Kleidung und Sprache hat, sondern daß es darum auch völlig außer Stande ist, sich Kleidung und Sprache, wenn man sie ihm darbietet, sich anzueignen, weil sie nämlich völlig „über seinen Zustand hinausliegen". Wenn also nur der Mensch zu Vernunft und Sprache gelangt, so müssen diese nur innerhalb

seines Zustandes liegen; und kann man nun diesen Zustand kurzweg, eben so wie man den thierischen mit vollem Rechte bezeichnet, Unvernunft und Sprachlosigkeit nennen? Wer spricht, macht Anwendung von der Sprachfähigkeit; also muß die Sprachfähigkeit vor der Wirklichkeit des Sprechens da sein: dies gilt vom heutigen Menschen wie von dem Urgeschlecht. Dieses kann nicht in dem Sinne stumm und unvernünftig gewesen sein, wie das Thier bis heute es zu allen Zeiten war.

Daß die sprachlichen Begriffe, wie sie in den Wörtern liegen, unserer heutigen Wissenschaft völlig ungenügend erscheinen (S. 99), ist richtig. Aber unterscheidet die Wissenschaft nicht mehr zwischen Pferd und Esel, Hund und Katze, Rose und Lilie? Und wenn die Spaltungen, welche die Sprache vollzieht, unter unsern Händen zerrinnen (das.), wieso sind denn diese Unterscheidungen, welche sie gemacht hat, aus Verwechslungen hervorgegangen? Bekunden die Begriffe Groß und Klein, Viel und Wenig, Laut und Leise, Berg und Thal (das.), wie relativ sie sein mögen, nicht eine Fähigkeit der Vergleichung?

So habe ich durchweg den Eindruck, als sei der Vrf. noch so sehr in der Dialektik stecken geblieben, daß er einer genetischen Erkenntniß sich kaum annähert, wenigstens nicht das entschieden ausgesprochene Bedürfniß nach ihr hat. Seine Weise, mit den Kategorieen Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff umzugehen muß dem Psychologen ganz laienhaft erscheinen. So hätte der Vrf. in seiner „Einleitung" die Entwicklung der Denkfähigkeit zu zeigen gehabt. Es sollte dort gezeigt werden, wie zu den mannichfachen Zielen, welche der Vernunft gesteckt sind, überall in der Sprache ein unentbehrliches Erforderniß, ja die eigentlich treibende Ursache vorliege. Man könnte dem Vrf. unbedingt alles was er bemerkt zugestehn; nur von einer Entwicklungsgeschichte ist weiter nichts gegeben als der Umriß, der aber ganz unausgeführt bleibt. Wie etwas, irgend eine Form der Vernunft und der Sprache wird, davon ist nicht die Rede. Der Unterschied zwischen den menschlichen und den thierischen Seelen-Aeußerungen wird ausführlich, fein und treffend bezeichnet; aber eben nur bezeichnet, und darauf wird hinzugefügt, die Sprache habe ihn bewirkt. Wie die Sprache dies

gemacht habe, davon kein Wort. Und warum hat das Thier keine Sprache? Das ist nicht mit Stillschweigen übergangen (S. 37—39), aber keineswegs wirklich erörtert. Nur dies muß ich hier noch hervorheben, daß der Vrf. so sehr den Unterschied zwischen Menschen und Thier bloß aus der Sprache ableitet, daß er z. B. von der Hand gar nicht redet. Auch gilt ihm der Tastsinn als völlig untergeordnet.

Wie die Sprache ihre große Aufgabe, Vernunft, Bewußtsein zu erzeugen, solle lösen können, wird um so weniger begreiflich, als nach des Vrf.s Ansicht Laut und Begriff nur zufällig zusammengerathen, ein nothwendiger Zusammenhang aber zwischen beiden gar nicht stattfindet. Der Laut entwickelt sich für sich, der Begriff entwickelt sich abermals für sich an der Seite der Laute, jeder unberührt vom andern. Wie sich der Vrf. dies denkt, ist mir völlig unklar, und ich kann darum nur die betreffenden Stellen citiren, welche zugleich die Ansicht des Vrf.s vom Ursprunge der Sprache enthalten.

Die Sprache, sagt der Vrf. (S. 13), stellt nicht „die sinnlichen Gegenstände dar, sondern Gedankendinge, Bestandtheile einer schon durch das Denken hindurchgegangenen und in Gedankenstoff verwandelten Welt." Dagegen „kommt das einzige eigentlich und ausschließlich sinnliche Element der Außenwelt, nämlich die Empfindung in der Sprache nicht zum Vorschein" (S. 15). Da nun das Wort nicht aus denkender Berechnung und willkürlicher Wahl hervorgegangen sein kann, so muß es einem außerhalb des Bewußtseins liegenden Naturdrange, einer in dem Begriffe selbst liegenden Nothwendigkeit, laut zu werden, entsprungen sein; „und die Sprache würde demnach, gleichsam als ein Organ der Vernunft, zwar in ihr noch ihre Ursache haben, aber doch so, daß sie dabei nicht als vernünftige, sondern als blinde Ursache, nicht als denkendes Motiv, sondern als physiologischer Reiz wirksam wäre: es würde die Vernunft die Sprache nicht erschaffen, sondern diese nur aus ihr durch Nöthigung des Organismus bewirkt und hervorgerufen werden, und das Wort sich zu dem Begriffe gewissermaßen so verhalten, wie der Schrei- sich zur Empfindung verhält. Die Begriffe bestimmter Zahlen z. B., oder

der Verneinung und des Ich, sowie das Verhältniß der Hinweisung und Rückbezüglichkeit, der Zeiten und sonstigen Beziehungen des Zeitwortes, müßten einer solchen Auffassung zu Folge nur stark genug zum Bewußtsein kommen, um sofort die entsprechenden Laute und Formen aus sich zu erzeugen und sich gegenüber zu stellen, etwa vermöge eines dichterischen Triebes, wie derjenige, welcher die erregten Gefühle sich auszusprechen drängt" (S. 16.).

Wer meine Ansicht vom Ursprunge der Sprache kennt, kann sich selbst sagen, wie ich die soeben angeführte Stelle beurtheilen muß. Der Vrf. stand am Anfange derselben der richtigen Erkenntniß ganz nahe; weil er aber von dem Wesen der Vorstellung, wie sie sich in der innern Sprachform entwickelt, gar nichts weiß, so hat er sich augenblicklich vom richtigen Wege völlig abgewandt. Er meint, es sei nicht zu begreifen, wie „etwas an sich vielfach Freies, wie der Begriff, einen organisch nothwendigen Ausdruck zur Seite haben sollte", (das wäre ja wirklich unbegreiflich; aber handelt es sich denn um den Begriff?) „vollends da dieser Ausdruck tausendfältig verschieden gefunden wird, nämlich als verschiedene Sprache. Sollte z. B. dem Begriffe gehen oder brüllen ein Ausdruck naturnothwendig entsprechen und dennoch einem Deutschen auf diese, einem Franzosen auf eine andere Weise naturnothwendig sein?" Solchen Einwand erhebt ein Mann, dem nicht nur die neue Sprachwissenschaft vertraut ist, sondern der ein Werk unternimmt, welches voraussetzt und nachweisen soll, daß unser heutiger geistiger Besitz nicht in sich selbst, sondern in der Vergangenheit, in der er geworden ist, seine Nothwendigkeit hat!

Also, meint der Vrf. (S. 19), nicht die Vernunft in ihren begrifflichen Elementen hat die Worte hervorgebracht. Und nun folgt eine Stelle (S. 19—21), welche die Vermuthung erregt, der Vrf. wolle wieder auf den rechten Weg einlenken. Aber unglücklicherweise geräth er auf Schallnachahmung, und diese verwirft er mit Recht. Aber wie? „Der Begriff geht stets aus einem andern Begriffe, der Laut aus einem andern Laute hervor" (welch ein logischer und grammatischer Formalismus ist das!) „und beide, Begriff und Laut, verbleiben dabei immer

und überall innerhalb der Sprache und der ihr eigenthümlichen Gesetze ... Der Begriff entspringt erfahrungsgemäß niemals aus einem Object" (das wäre ja auch wunderbar!), sondern immer aus einem andern Begriffe. „So scheint freilich nothwendig zuletzt eine Anzahl von Urbegriffen oder ein einziger übrig bleiben zu müssen. Allein es ist nicht so; denn während dieser Entwicklung, welche die jüngern Begriffe aus den ältern entstehen läßt, verändert und gestaltet sich das eigentliche Wesen des Begriffes selbst zugleich so sehr, daß wenn wir diesen ganzen Proceß rückwärts verfolgen, wir an dessen Anfang nach einer beständigen Abnahme zuletzt etwas der begrifflichen Natur vollkommen Entkleidetes gewahren" (S. 21.). Hieran kann nichts weiter überraschen als die Emphase, mit welcher der Vrf. es ausspricht. Ihm zu allermeist muß es ja auf der Hand zu liegen scheinen, daß der Begriff aus etwas, was nicht Begriff ist, entsprungen sein muß. Und nun stehn wir wirklich vor dem Ursprunge der Sprache nach des Vrf.s Ansicht.

Er fährt nämlich fort (S. 22): „Die Sprache ist in diesem ihrem Anfange ein thierischer Schrei, jedoch ein solcher, der auf einen Eindruck des Gesichtssinns erfolgt"; aber nicht auf jede Gesichtswahrnehmung, „sondern eine einzige bestimmte". Also hört! hört! Es giebt im ganzen Kreise menschlicher Gesichtseindrücke einen einzigen, der den Anfang zum Ausdruck überhaupt bot. Der Vrf. meint, bloße Speculation wäre wohl schwerlich geneigt gewesen, gerade diesen aus der Gesammtmasse alles Ausdrückbaren als Quell der Sprache auszusondern. Ich weiß nicht, ob der Leser begierig ist, diese merkwürdige Gesichtswahrnehmung zu kennen. Nicht ohne Schmerz habe ich hier zu bemerken, wie ein Mann von dem Geiste des Vrf.s, von solcher Kenntniß, solcher Energie und Schärfe des Geistes, aus der Dialektik in die Schrulle versinkt. Wie das möglich ist? Dazu wirkt gewiß vieles; die Hauptsache aber ist: es fehlt dem Vrf. die Psychologie. Ich citire (S. 24): „Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines mensch-

lichen oder thierischen Gesichts, insbesondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht" .... (S. 24): „Das Ergebniß, welches das Object des ersten Sprachlautes betrifft, ist übrigens ganz unabhängig von der Vorstellung, die man sich von der Art machen mag, wie dieses Object den Sprachlaut bewirkt; es selbst, und besonders seine vorwiegende Sichtbarkeit, ist nicht im Mindesten hypothetisch, sondern vielmehr völlig durch die thatsächliche Erfahrung festzustellen" (S. 26).

Uebrigens erfordert nicht nur die Gerechtigkeit gegen den Vrf., sondern auch die Sache selbst, daß ich erwähne, wie gerade bei dieser Gelegenheit der Vrf. über den Sprachlaut, die Bedeutsamkeit und das Verständniß desselben treffende Bemerkungen macht, die sich meiner Ansicht ganz anschließen. Unmittelbar daran knüpft aber der Vrf. Folgendes (S. 27): „Auf diese Weise wird der Sprachlaut nicht nur wie der Schrei sympathetisch, sondern auch erinnernd wirken; und daß dies in der That seine eigentliche Wirkungsart ist, zeigt seine Veränderlichkeit oder Entwicklungsfähigkeit und sein ganzes Verhalten während seiner derartigen Veränderung. Denn wenn er in seinem Ursprung noch einigermaßen für naturnothwendig und mit seinem Objecte in irgend einem, dem menschlichen Organismus entspringenden, Zusammenhange befindlich gelten könnte, so machen nunmehr beide, der Sprachlaut und sein Object, für sich gesondert einen eigenen Entwicklungsgang durch, und die zwischen beiden herrschende Verbindung bleibt in ihrer Besonderheit für jeden einzelnen Fall nur ein Werk der Gesetze des Zufalls. Der Laut vervielfältigt und verwandelt sich; sein Inhalt vermehrt sich und spaltet sich zugleich in Gruppen, die sich auf die vervielfältigten Laute vertheilen... Er schreitet über die wälzende und tummelnde Bewegung des Thieres zur sichtbaren heftigen Bewegung auch anderer Dinge vor, sofern diese von der thierischen nicht unterschieden und ein rollender Steinblock keineswegs sofort als unbelebt erkannt, sondern vielmehr ganz mit denselben Augen wie ein laufendes oder sich wälzendes Thier betrachtet wird; er geht von den mächtigeren Eindrücken zu den schwächeren, von dem Sichtbaren zu Gegen-

ständen der andern Sinne über, zunächst diese mit dem Sichtbaren, das mit ihnen verbunden ist, zusammenbezeichnend, dann aber dasselbe verlassend; er verbreitet sich auf gleiche Weise von der die Empfindung bergenden und verrathenden Bewegung aus auf die Empfindung selbst und die gesammte unsinnliche Welt des Geistes, erleidet aber inmitten dieses Fortschrittes eine noch bedeutsamere Umbildung seiner Natur dadurch, daß er anstatt aus Eindrücken der Sinne zu entspringen*) und an Wahrnehmungen zu erinnern, nun fähig wird, Begriffe auszudrücken und Dinge zu bezeichnen, oder was das Nämliche ist: er selbst wird Sprache, sein Inhalt Vernunft."

Wie das aber geschehen soll, woher sich der Laut vermehren, wie der Inhalt fortschreiten und sich umbilden soll, das bleibt unerörtert. Ausdrücklich lehnt (S. 182) es der Vrf. ab, wenigstens in dem vorliegenden Bande — oder bloß in diesem Abschnitte? — den Ursprung des Sprachlautes aufzusuchen und stellt nur die Behauptung hin, „daß Entstehung des Lautes, soweit sie sich beobachten oder wahrscheinlich machen läßt, niemals wirkliche Neubildung, sondern stets Umbildung vorhandener Laute ist; daß diese stets durch lautliche Nothwendigkeit und gewissermaßen mechanisch, niemals frei und aus Absicht oder Trieb der Bezeichnung erfolgt; daß die letzte Ursache seiner Nothwendigkeit ... Zusammensetzung ist". Damit aber Zusammensetzung stattfinden könne, muß es doch mindestens zwei Urlaute gegeben haben; nach dem Vrf. könnte aber doch immer nur von einem einzigen die Rede sein. Er nimmt aber (mit welchem Rechte?) eine beschränkte Zahl von einfachen Urlauten an (S. 183), denen er aber eine große Vieldeutigkeit zuschreibt, so daß der Kreis der Begriffe ursprünglich viel

*) „Aus Eindrücken der Sinne entspringen"! Das kann der Vrf. doch nur mit völligem Vergessen des eben Behaupteten sagen. Nach ihm entspringt ja nur ein einziger Laut aus einem einzigen Gesichtseindrucke, der sich dann lediglich aus sich vervielfältigt, und dessen neue Gestalten sich dann zufällig mit irgend etwas von dem gleichfalls vermehrten Inhalt verbindet. Aber auch schon vorher ist von einer „Vermehrung der Ursachen des Sprachlautes" die Rede und auch S. 52 wird der Sprachlaut eine „Wirkung der Empfindung" genannt, als könnte jede Empfindung einen Laut bewirken.

größer war als der der Laute. Von diesen sind die Wurzeln noch verschieden. Die Wurzeln entstehen zwar durch Verbindung von Lauten; aber diese Verbindung ist nicht Zusammensetzung, d. h. nicht sinnvolle Verbindung dereinst selbständiger Begriffsbestandtheile (S. 185), sondern erfolgt ganz unabhängig von der Begriffsentwicklung (S. 188). Also waren die Wurzeln im Anfange nur verschiedene lautlich bereicherte Ausdrücke eben desselben Begriffsinhaltes wie die Urlaute, aus denen sie gebildet wurden (das.). Der Vrf. behauptet (S. 189), „daß die Sprache niemals eine bestimmte Begriffssphäre an einen bestimmten Laut gebunden, sondern, dem Principe nach, Alldeutigkeit zu ihrem Grundgesetze erkoren habe." Also jeder der Urlaute, wie der Urwurzeln bedeutete Alles. Hier nun (S. 191) „treten uns die gewichtigen, das größte aller Räthsel des Geistes betreffenden Fragen entgegen: wie ward der Laut erzeugt? wie wirkte er? wie drang Begriff in etwas an sich dem Geiste nicht Entsprechendes? und vor Allem, welche Auskunft erklärt uns die Möglichkeit des Verständnisses bei so großer Vieldeutigkeit?" Und endlich müssen wir uns fragen (S. 192), „wie und auf welchem Wege es gekommen sei, daß Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Lautes in der Folge in bestimmte, dem Zwecke des Verständnisses entsprechende Bedeutung überging?" Für jetzt aber sagt uns der Vrf. von all dem nichts.

Nun die Kehrseite, die Begriffswandlung. Sie geschah ganz ohne Rücksicht auf den Laut; und also ist es ganz angemessen, daß sie sich an einem einzigen Laute vollzieht (S. 219). Die Entfaltung des Begriffs geschieht nach eigenen unveränderlichen Gesetzen „in den Lauten und dennoch von den Lauten unabhängig" (das.). „Dem Sprachlaute ist eine zufällige und unentwickelte Wirkung eigen, vermöge deren er nicht sowohl naturgemäß ergreift, als gleichsam durch künstliche Verbindung an seinen Gegenstand erinnert" (S. 229). Erinnerung ist das Band zwischen Laut und Begriff, und zwar eine Erinnerung, welche „in einem zufälligen Zusammenauftreten dessen, was erinnert, mit ihrem Gegenstande ihren Grund hat".

Diese Ansicht von der zufälligen Entwicklung der Sprache wird verdeutlicht durch Hinweis auf unsere Synonyme Magd

und Maid, Roß und Pferd und Mähre, Odem und Athem, Haut, Fell und Balg (S. 231 f.), und erhält dann ihre tiefste Begründung durch eine metaphysische Betrachtung des Zufalls (S. 232—250). Jener Hinweis enthält viel Richtiges und Schönes, und dieser metaphysische Abschnitt ist ausgezeichnet; aber ich sehe nicht, daß sie leisten, was der Vrf. beabsichtigt. Daß für die Sprachgestaltung der Zufall nicht auszuschließen ist, wird Niemand leugnen; jeder nach seiner Ansicht von demselben wird ihm einen Raum anweisen. Nur die Anwendung, welche der Vrf. von seiner Theorie vom Zufall für die Sprache macht, kann ich nicht begreifen. Daß sich gerade hier und jetzt Sauerstoff und Wasserstoff begegnen, mag Zufall heißen; aber daß, da sie sich nun einmal begegnet sind, sie sich zu Wasser verbinden, während Sauerstoff und Stickstoff immerhin zusammen sein können, ohne daß daraus eine chemische Verbindung entstände: das ist doch causal nothwendig. Wie vieles begegnet sich im Bewußtsein, ohne sich zu verbinden! wie vieles, was hier verbunden war, wird von einander wieder gelöst. Wie kommt es nun, daß sich eine gewisse Laut- und Gedanken-Entwicklung so innig vereinen, daß sie untrennbar werden? Und wenn es geschehen kann, daß sich zwei Elemente des Bewußtseins verbinden, ohne daß es zu ihrem Wesen gehörte, solche Verbindung einzugehen, so ist doch damit nicht bewiesen, daß es im Laute und im Begriffe nicht ihrer eigensten Natur nach gegeben sei, sich zu vereinen. Der Vrf. hat nur diese Natur, so fürchtet man, nicht begriffen, hat den Mechanismus, den die Sprache schafft, weder „erklärt" noch „eingesehen" (S. 246). Er hat nirgends gesagt, was Sprache ist, noch auch was Begriff ist. Nur gelegentliche Aeußerungen lassen wohl eine Definition entnehmen. So wäre etwa S. 49. 268 zu ersehen, was nach dem Vrf. der Begriff ist. Solche nur zufällige Erklärungen aber werden kaum völlig und sicher verstanden oder erregen bloß Verwunderung.

Es ist Zufall, daß ein Mensch gerade in dem Augenblicke an der Stelle sich befindet, wo ein Stein vom Dache fallend ihn treffen muß und tödtet: das Zusammentreffen dieses Falles mit der Stellung des Mannes ist Zufall; aber nicht nur ist der

Fall an sich, wie die Stellung an sich von einer causalen Reihe bedingt, sondern auch die durch das Zusammentreffen beider Reihen bedingte Tödtung des Menschen ist ebenfalls bedingt von seiner und des Steines Natur. Wäre der herabfallende Ziegelstein auf einen Granitblock gefallen, so wäre das gerade eben so sehr Zufall, aber jener wäre zersplittert, ohne diesen in der Cohäsion seiner Theile zu verändern; und wenn andrerseits nicht ein Stein, sondern eine Schneeflocke gegen unser Auge getrieben wird, so schadet uns das nicht. So zufällig der Zusammenstoß sein mag, der Erfolg ist es insofern nicht, als er von der Natur der zusammenstoßenden Dinge abhängt. Was durch das Zusammentreten von Laut und Begriff werden kann, wie zufällig auch der Zusammentritt selbst sein mag, hängt von der Natur seiner Factoren ab.

Erinnerung, und bloß diese, meint der Vrf., bindet Laut und Begriff zusammen. Hat sich der Vrf. klar gemacht, was Erinnerung heißt? Es will mir nicht so scheinen. Ist Erinnerung bloßes Zusammensein zweier Elemente des Bewußtseins ohne innere Beziehung des Inhalts derselben? Von dieser Beziehung finde ich beim Vrf. nichts.

Alle Mängel aber, die ich hervorgehoben habe, zusammengenommen erklären mir doch folgende Aeußerung des Vrf.s nicht (S. 269): „Die Sprachen treffen in vier Punkten alle nahezu überein und verdanken ihre Abweichung von einander nur einem einzigen fünften. Sie gleichen sich mit geringen Schwankungen: im Umfange der Lautmittel; in den Begriffen; in den Gesetzen der Lautentwicklung; und endlich in der Verwandtschaft der Begriffe, welche einem jeden derselben einen bestimmten andern zum Ursprunge anweist: und sie weichen bedeutend nur in dem Punkte von einander ab, in welchem dem Zufall Spielraum verstattet ist, in dem Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriffe". Als ich meine „Typen des Sprachbaues" ausarbeitete, hätte ich nicht geglaubt, daß ich noch neun Jahre später einen Satz wie den vorstehenden zu lesen bekommen würde. Nun finde ich ihn bei einem Schriftsteller, der selbst daran erinnert (ich weiß die Stelle nicht wiederzufinden), daß die homerische Sprache kein Wort für Thier hat, das spätere

ζῶον aber insofern unsern Begriff Thier überschreitet, als es den Menschen mit einschließt (weswegen sich das berühmte Lied „Mensch und Thiere schliefen feste“ nicht in das Griechische übersetzen ließe: während der Vrf. behauptet, es lasse sich alles aus jeder Sprache in jede übertragen), daß das Hebräische dagegen neben dem allgemeinen und den Art-Begriffen den mittlern Begriff sōn für Schafe und Ziegen zusammengefaßt besitzt.

Nach all dem aber muß ich schließlich bemerken, daß der Vrf. nicht nur fast durchweg anregend und vielfach belehrend ist, sondern daß er auch die Aufgabe seines Werkes tief erfaßt und klar ausgesprochen hat, und zwar ganz in Uebereinstimmung mit der Weise, wie unser Mitarbeiter dieselbe bezeichnet hat in dieser Zeitschr. V., S. 398. Freilich bin ich nach Vorstehendem nicht sicher, inwieweit das, was der Vrf. „empirische Kritik der menschlichen Vernunft“ (S. 101) nennt, dasselbe sein mag, was dort „historisch-psychologische Analyse als nothwendige Ergänzung der deductiven Kritik der Begriffe“ genannt wird. Was mich zweifeln macht, ist gerade der Umstand, den ich noch zum Ruhme des Vrf.s erwähnen muß, daß sein Begriff einer Entwicklungsgeschichte der Vernunft in großartigem Zusammenhange mit seiner Theorie vom Zufall überhaupt steht.

Von dem Reichthum und der Gediegenheit der historischen Einzelbemerkungen in dem vorliegenden Bande ist es nicht möglich, an diesem Orte eine volle Vorstellung zu geben. So nehmen wir für diesmal Abschied vom Vrf. in der Hoffnung, ihm bald wieder zu begegnen, und dann mit nicht geringerer Freundlichkeit als Hochachtung.

Steinthal.

R. Westphal. Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache. Jena 1869.

Im Vorwort erklärt der Verfasser, in seiner Schrift sei das eigentlich Grammatische mit dem Sprachphilosophischen zu einem einheitlichen Ganzen verwebt; das Sprachphilosophische sollte nicht bloß als Einleitung zu den einzelnen Abschnitten der Grammatik dienen, sondern beide Bestandtheile eine gleichberechtigte Stellung einnehmen, sowie überhaupt die Lehre von der Genesis der grammatischen Formen mit der systematischen Verzeichnung und Vergleichung derselben zusammengefaßt erst den Begriff der Grammatik erfülle. Es ist nun klar, daß eine Schrift, die solche Forderungen stellt, auch wenn sie ihnen nicht ganz genügt, von hohem Interesse für diejenige Richtung der Sprachwissenschaft sein muß, welche in unserer Zeitschrift vertreten ist; und wenn wir das, was in diesem Buche für die germanische Grammatik im Einzelnen geleistet ist, den Specialzeitschriften dieses Faches zur Beurtheilung überlassen müssen, so werden wir um so mehr auf das allgemein Sprachwissenschaftliche und Methodische einzugehen haben. Glück wünschen darf sich jedenfalls die germanische Philologie, in kurzer Zeit nach einander zwei so bedeutende Werke empfangen zu haben, wie das von Scherer „Zur Geschichte der deutschen Sprache" und nun diese Grammatik von Westphal; und da auch das erstere in dieser Zeitschrift besprochen worden ist, so dürfen wir wohl einige vergleichende Bemerkungen vorausschicken. Gemeinsam ist beiden Werken, neben der historisch-vergleichenden Methode, die Zuthat von Philosophie; doch erscheint diese bei Scherer nur stellenweise, gelegentlich, während sie bei Westphal ausdrücklich in die Anlage des Ganzen aufgenommen ist. Auch ist dieses letztere Buch, trotz geringerem Umfang und obwol es nur ein erster Theil sein will, vollständiger, zusammenhängender und mehr in sich geschlossen als die Untersuchungen von Scherer, welche zwar im Einzelnen viel weiter in das

historische Material eindringen, aber als Ganzes nur äußerlich an Einem Faden aufgereiht sind. Einstimmig sind beide wieder in der Hervorhebung des eigenthümlich nationalen, den ganzen Sprachbau durchdringenden Princips der Betonung, welches nach W. den germanischen Wurzeln eine durchsichtige Treue, Festigkeit und Lebensfrische bewahrte, durch welche auch unsere Reimpoesie im Vergleich mit der romanischen vertieft wurde (S. VI.--VIII.). Eigenthümlich charakteristisch findet Hr. W. ferner (S. IX. X.) den auch von Sch. vielfach bemerkten Subjectivismus der altdeutschen Schriftsprache, d. h. die freie Verwendung aller lebendigen Dialekte zu litterarischem Gebrauch, gegenüber der größeren Stetigkeit der antiken Schriftsprachen.

Hr. W. findet aber auch in den germanischen Flexionsformen, obwol diese im Ganzen eben zum Vortheil der Wurzeln stark abgeschliffen wurden, einzelne Reste von hoher Alterthümlichkeit, welche jedoch nur durch eine von der herrschenden Methode abweichende Grundansicht von Sprachbildung können bloß gelegt werden, und in diesen Nachweis scheint der Vrf. selbst das hauptsächliche Verdienst seiner Arbeit zu setzen, für welche ihm übrigens die Vorlesungen von Gildemeister über vergleichende Grammatik wesentlich maßgebend gewesen seien (S. XIII.). In der That handelt es sich hier um eine principielle Verschiedenheit der Ansichten über Entstehung der Sprachformen, und es ist sehr zeitgemäß, daß diese Streitfrage neu erhoben wird, auch wenn das Germanische zur Entscheidung derselben weniger beitragen kann, als Hr. W. anzunehmen geneigt scheint. Er formulirt schon S. XI ff. einen Gegensatz zwischen der von Bopp aufgebrachten Agglutinationstheorie, wonach die Flexionen entstanden durch Verbindung der Wurzel mit einem vorher selbständig gewesenen pronominalen Element, und der durch Becker und Gildemeister vertretenen Ansicht, daß die Pronomina erst aus Bestandtheilen der Flexion sich zu nachherigem selbständigen Dasein abgelöst haben. Agglutination kommt nach W. in den indogermanischen Sprachen erst später vor, und auch in den semitischen läßt sich der ältere Bestand der Flexionen nicht auf Pronominalwurzeln zurückführen; sondern zu Grunde liegen

ihnen an sich bedeutungslose Laute, welche eine bestimmtere Bedeutung erst mittelbar in ihrer successiven Anwendung erlangen.

Diese Grundansicht wird nun im Verlauf des Buches an verschiedenen Stellen ausführlicher und nicht ohne polemische Lebhaftigkeit vorgetragen (vgl. besonders S. 92 ff., 114, 126 ff., 160 ff., 178 ff., 192 ff.) und macht, wie uns dünkt, so ziemlich den philosophischen Gehalt aus, der dem Werke beigemischt ist; denn was sonst noch einigermaßen Philosophisches vorkommt, als Einleitung zu den einzelnen Kapiteln der Formenlehre, scheint uns mehr nur eine logische Zurechtlegung der in der Sprache vorgefundenen Kategorien als eine psychologische Erklärung derselben, obwol die historisch-genetische Grundansicht nirgends zu verkennen ist und zerstreut manche einzelne Ansicht philosophischen Blick verräth. Jene Hauptansicht aber ist in der That bedeutsam, daß wir noch etwas näher auf sie eingehen müssen. Sie tritt zwar nur als Hypothese auf, aber mehr ist auch die entgegenstehende nicht, wie ja die höchsten Probleme überhaupt, auch in der Naturwissenschaft, nur auf diesem Wege zugänglich gemacht werden können. Als Hypothese aber scheint uns die Westphal'sche Theorie wenigstens ebenso annehmbar wie die Bopp'sche, welche allerdings bisher praktisch zur Analyse der Sprachformen treffliche Dienste geleistet, aber die Grundfrage nach dem eigentlichen Hergang der Agglutination und nach der ursprünglichen Bedeutung der Suffixe nicht beantwortet hat, woraus denn auch die Schwierigkeiten und theilweisen Widersprüche sich erklären, in welche z. B. Scherer in den betreffenden Partieen seines Werkes sich verwickelt hat. Wenn verhältnißmäßige Einfachheit ein untrügliches Merkmal der Wahrheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit wäre, so hätte die Westphal'sche Theorie von dieser Seite ein günstiges Vorurtheil für sich, obwol auch sie uns schwerlich alle Räthsel lösen wird. Der Vrf. selbst nennt seine Ansicht idealistisch oder sogar supranaturalistisch gegenüber einer mechanisch-materialistischen, und schildert die Sprachschöpfung stellenweise in platonischem Stil; aber wenn er sie mehrfach mit den Processen der Krystallisation oder mit den instinctiven Trieben der Ernährung und Zeugung vergleicht, so daß der menschliche Geist allerdings nur unbewußt

dabei thätig ist, weil eben die Alles durchdringende göttliche Lebenskraft in ihm wirkt, so werden ihm die meisten heutigen Sprachforscher beistimmen. Nicht hier also liegt der Differenzpunkt, sondern in der Ansicht von den bestimmten, constitutiven Elementen der vorliegenden oder vorauszusetzenden ältesten Flexionsformen, zunächst des Verbums. Westphal denkt sich (S. 96—97) ein bewegliches System von verhältnißmäßig wenigen Urlauten (die Vokale a, i, u, die Nasale m und n, die Dentale t, welche leicht in th und s übergeht), die physiologisch ihre bestimmte Stelle im gesammten Sprachorgan und gegen einander einnehmen und demgemäß nun auch berufen sind, entsprechende psychologische Funktionen zur Andeutung der elementarsten Kategorieen des Sprachdenkens zu übernehmen. Die jedesmalige Auswahl eines jener Laute für einen bestimmten Zweck richtet sich danach, ob derselbe einerseits physiologisch dem Sprachorgan näher oder ferner liegt (zur Hervorbringung leichter oder schwerer fällt), andrerseits ob die betreffende Kategorie psychologisch näher oder ferner liegt (ein mehr oder weniger dringendes Bedürfniß des sich an der Sprache entwickelnden Denkens ausmacht). Von der letztern, der psychologischen Seite geht natürlich der Anstoß aus; dem psychologisch nächst liegenden Bedürfniß entspricht der physiologisch ebenso nahe liegende Laut, und diese Correspondenz erleidet eine ausnahmsweise Verschiebung nur dadurch, daß im Verlauf der Sprachforschung die bereits zu irgend einem Zweck verbrauchten Laute nicht sogleich wieder einem andern dienen können, sondern dann der Reihe nach durch die in zweiter Linie u. s. f. nächst liegenden ersetzt werden. So wird z. B. S. 102—103 angenommen, die Vokale a, i, u seien darum nicht als Personalsuffixe verwendbar gewesen, weil sie bereits zur Bildung vokalisch auslautender Wurzeln oder Nominalstämme gedient hatten.

Diese Ansicht ist im Ganzen gewiß plausibel und gelegentlich auch schon von Andern benutzt worden; sie ist auch ohne Zweifel die einzige, welche eine rationelle Erklärung der in der Wurzelbildung selbst waltenden Lautsymbolik möglich macht; das Eigenthümliche besteht also nur darin, daß W. dieselbe principiell und ausdrücklich auch für die Suffixe aufstellt.

Auch hiefür mag er übrigens noch Beistimmung der Meisten finden; der Widerstand wird aber beginnen, wo er (S. 126) es undenkbar findet, daß selbständige Pronominalstämme ma, tu, ta die Personalendungen des Verbums ergeben haben, vielmehr umgekehrt behauptet, die erstern haben sich erst aus den letztern verselbständigt. Hier können auch wir ihm nicht ganz beistimmen (zumal da er von S. 115 an eine ganze Reihe von „Pronominalstämmen" aufzählt, welche er nirgends alle als erst aus Flexionen abgelöst bezeichnet); aber die Controverse gewinnt hier ein specifisch psychologisches Interesse und schon darum müssen wir sie noch einen Schritt weit verfolgen. Es handelt sich nämlich besonders um das Pronomen der ersten Person, dessen Bedeutsamkeit für die Entwicklung des Selbstbewußtseins bekannt ist. Mit Recht behauptet Hr. W., die ältesten Menschen seien mit dem „Ich" ebenso wenig wie unsere Kinder gleich bei der Hand gewesen, und dem Ich als Subjectscasus seien die Casus obliqui vorausgegangen. Aber auch für diese gab es ursprünglich keine selbständigen Formen, sondern das mir und mich wurden (S. 127) abstrahirt aus dem Suffix des Mediums (m-a), wie auch die Stämme der beiden andern Personen (was doch schon für die zweite Person ziemlich unwahrscheinlich ist, und noch mehr für die dritte, auch wenn man ihn für sich gelten läßt). Hr. W. findet aber ein besonderes Zeugniß für seine Auffassung in dem Umstande, daß auch wirklich nur die Casus obliqui der drei persönlichen Pronomina mit den entsprechenden Verbalendungen identisch seien. Wie er dies für die zweite und dritte Person beweisen will, ist mir nicht klar; für die erste ist allerdings der Abstand der mit m anlautenden Formen von den guttural inlautenden aham, ἐγών u. s. w. auffallend und bemerkenswerth, obwol auch der nasale Auslaut jener Formen nicht zu übersehen ist. Immerhin wird es seine Richtigkeit haben, daß das Ich eine spätere, ja die späteste Pronominalform war, aber die von W. (S. 129) versuchte Erklärung derselben aus einem ganzen parenthetischen Satz von der Bedeutung „sag-ich" ist schwerlich richtig (es wäre etwa an die Wurzel von lat. ajo, agio zu denken), und im Uebrigen ist es doch psychologisch noch die Frage, allerdings

eine interessante, ob die Casus obliqui von Ich, also auch das entsprechende Pronomen possessivum, dem Subjectscasus lange vorausgegangen sein oder überhaupt ohne denselben (wenigstens ohne daß er bereits im Hintergrund vorhanden war) haben gedacht werden können. Interessant wäre auch die Frage, ob das Wir als wirklicher Plural von Ich gedacht worden sei, also dieses voraussetze, was gar nicht selbstverständlich, aber hier nicht weiter zu erörtern ist.

Am meisten direct und ausdrücklich gegen Bopp wendet sich W. (S. 177 ff.) mit seiner Grundansicht einer Triplicität der ursprünglichen Verbalendungen (auf a, i, u) gegenüber der herrschenden Annahme eines Dualismus von primären und secundären Endungen, welche letztern aus den erstern sollen abgestumpft sein. W. findet solche Abstumpfung, insbesondere eines ursprünglich auslautenden a sämmtlicher Verbalformen in i, den Lautgesetzen durchaus widersprechend, und die Endungen auf u, welche sich gerade im Germanischen am deutlichsten erhalten haben, von Bopp nicht gewürdigt. Er selbst thut nun sein Möglichstes, um diese letztern in ihren wahren Werth einzusetzen, indem er die Annahme, daß das -au der ersten Person Sing. des gothischen Conjunctiv (einen solchen findet der Vrf. wirklich neben dem Optativ des Präteritums auf -j-au, S. 188. 228) aus -amu entstanden sei mit Ausfall des m, durch eine ähnliche Erscheinung im Medium des Sanskrit zu rechtfertigen sucht, was zwar etwas gewagt, aber immerhin nicht unerlaubter scheint, als die gewöhnliche Erklärung des -au aus -am und -aim.

Doch wir können dem Vrf. in das Einzelne der germanischen Formen und auch mancher entsprechender des Lateinischen und Griechischen hier nicht mehr folgen und begnügen uns, nur in Kürze noch einige bemerkenswerthe Auslassungen über verschiedene Punkte zu notiren.

In der Note zu S. 28 verwirft Hr. W. die herkömmliche Theorie von doppelter Steigerung des Wurzelvokals und nimmt einfacher nur doppelte Gestalt (lang vokalische und diphthongische) des gesteigerten Lautes an (vgl. übrigens auch Scherer S. 19). — S. 37 ff. giebt er eine sorgfältige Ver-

gleichung der Vokalschwächung (auf die er den Namen „Ablaut" beschränkt) im Germanischen und Griechischen, wobei er findet, daß ε und ο zum Theil schwerer als α gelten. — In der Anmerkung zu S. 242 weist er nach, daß von den beiden Formen der 3. P. Pl. des lateinischen Perfectums die auf -ēre die ältere sei (tutudere = skr. tutudus(i), -er-unt eine paragogische Erweiterung. — Im lateinischen Impf. Ind. nimmt er (S. 108) den ersten Theil nicht als bloßen Verbalstamm, in der dritten Conjugation mit Bindevokal nach falscher Analogie der schwachen Verba, sondern als alten Infinitiv auf -ē = griech. (σ)-αι im I Aorist; das -rem des Impf. Conj. = griech. -σαιμ(ι) des Optativs (S. 113). Schwerlich richtig ist die Meinung (S. 112), die Formen legēris, legētur, legēntur haben pleonastisch noch das Medialsuffix r (s) angenommen, da sie aus legēro, legēto, legēnto = λεγοι(σ)ο, λέγοιτο, λέγοιντο entsprungen bereits das o (α) als Zeichen des Mediums hatten (S. 164). Hier muß man doch die Analogie der Medialbildung im Ganzen gelten lassen und das passive Futurum auch in den ältesten Verben schon direct aus dem activen durch Reflexbildung entstehen lassen. Hr. W. ist freilich dem Princip der Analogie überhaupt weniger günstig als Hr. Scherer. (Vgl. S. 109.)

Doch solche Erörterungen gehören mehr in die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, und wir schließen hier mit dem Wunsche, daß der Vrf. bald seinen zweiten Theil folgen lasse, der seine Principien auch in der Nominalflexion durchführen und uns in Stand setzen wird, die Tragweite derselben noch vollständiger zu schätzen.

Bern, März 1869.

Ludwig Tobler.

Dr. Georgius Autenrieth. Terminus in quem syntaxis comparativae particula. Erlangae 1868. Sumptibus Deichertianis. 54 p.

Der Vrf. schlägt auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax einen andern Weg ein als seine wenigen Vorgänger. Sind

diese von der grammatischen Form der einzelnen Casus ausgegangen, deren Gebrauch in den indogermanischen Sprachen sie verfolgten, so geht er von dem Begriffe aus und fragt, welche Casus zum Ausdruck einer bestimmten Begriffssphäre, nämlich des terminus in quem gedient haben. Wir würden wol nicht irren, wenn wir hierauf im Allgemeinen erwiderten, was zu wiederholten Malen Steinthal besonders in dieser Zeitschrift über eine solche Untersuchungsweise erörtert hat, die den Ausdruck von Vorstellungen und Vorstellungsformen sucht, deren Existenz selber noch nicht erwiesen ist. Denn die Vorstellungsform des terminus in quem mag lateinisch, mag griechisch, mag germanisch sein, ist damit bewiesen, daß sie indogermanisch ist? Doch hiervon abgesehen, scheint uns jene Weise der Behandlung noch nicht an der Zeit zu sein. Denn sie hat die Erkenntniß der Gründe und mancher anderen Bedeutung der Casus, die aus jener sich entwickelt hat, zu ihrer Voraussetzung. Sind jene erkannt, dann und nur dann läßt sich zwischen der einen und der anderen eine Grenze ziehen, die eine dieser, die andere jener allgemeineren Vorstellungsform zuweisen; bis dahin aber muß man wissenschaftlich wenigstens mit der Erforschung und Kenntniß der einzelnen Bedeutungen sich begnügen. Nun steht aber über der Grundbedeutung der Casus im Indogermanischen durchaus nichts fest. Der heftige Kampf zwischen den Localisten und ihren Gegnern hat zwar, wie der Vrf. (S. 6) bemerkt, aufgehört, aber ein rechter Friede unter festen Bedingungen ist nicht geschlossen; hat er bestanden, so bestand er nur vor der Verbreitung der vergleichenden und historischen Erforschung der Sprache. Ihre Resultate haben ihn wider gestört und an seine Stelle und an Stelle der mit ihm verbundenen Behaglichkeit des Wissens zwar nicht den Kampf, aber Ungewißheit und Unsicherheit gesetzt. Das lehren am besten die Debatten, die Curtius, Lange und Steinthal in der Philologenversammlung zu Meißen 1863 über die ursprüngliche Bedeutung der Casus geführt haben. Seitdem aber sind wir, wenn man von der Anregung absieht, die jene Verhandlungen durch die Klarstellung dessen, was wir nicht wissen, geboten haben, nicht weiter gekommen. Der Vrf. freilich scheint über

die Grundbedeutung der Casus im Klaren und zwar scheint ihm dieselbe localer Art zu sein. Scheint, denn entschieden spricht er sich hierüber nur beim Locativ aus cuius primariam significationem fuisse eam, ut locum universe describeret sive quo quid fieret sive qui peteretur (!) iam paene affirmat (S. 23 u. 24). Vom Accusativ sagt er (S. 11): qui ut actionis ipsum obiectum ita motionis quasi propositum et petitum finem significat; über die ursprüngliche Bedeutung des Genetiv, Ablativ und Dativ findet sich keine bestimmte Bemerkung. Denn was (S. 20 u. 30) über den Ablativ und Genetiv gesagt wird, läßt zwar über des Verf.s Ansicht nicht im Unklaren, ist aber doch keine entschiedene Aeußerung derselben. Oder benimmt der in der Einleitung (S. 6) hingestellte Satz: at ne quis opinetur me id agere, ut e locali usu casuum ceteros omnes fluxisse evincam: procul absum a ratione Hartungi etc. jeden Zweifel daran, daß dem Vrf. der localis usus wenn auch nicht der Ursprung aller anderen Bedeutungen, so doch der älteste gewesen ist?

Gehen wir nun zu einer kurzen Darlegung des Inhalts der Abhandlung über, so zerfällt dieselbe in zwei Theile, deren erster den Casus, die zur Bezeichnung des terminus in quem — dieser sei räumlicher oder zeitlicher Art — dienen, deren zweiter den Präpositionen von gleicher Bedeutung gewidmet ist. In dem ersten Theil lehrt der Vrf. und belegt mit einer mehr oder minder reichen Zahl von Beispielen zumeist aus den Veden, dem Baktrischen, Griechischen und Lateinischen, daß außer dem Accusativ auch der Dativ und Locativ, der Instrumentalis, endlich der Genetiv und Ablativ zur Bezeichnung jenes terminus verwendet worden sind. Er beschränkt sich hierbei nicht auf die mit Verba verbundenen Casus, sondern geht auch ausführlich auf die den einzelnen Casus angehörigen Adverbia ein, von denen er einige etymologisch zu erklären sucht.

Daß er beim Accusativ die Grenzen des terminus in quem nicht streng innehält, daß er nicht blos die auf die Fragen quo? quorsum? quoad? sondern auch auf in quantum spatium? quam altus? quam longus? u. s. w. (denn von solchen Fragen, als auf die der Accusativ antwortet, geht der Verf. bei diesem

Casus aus) antwortenden Adverbia und mit Verba verbundenen Accusative anführt, gereicht — auch vom allgemeinen Standpunkt des Verf.s aus beurtheilt — der Untersuchung nicht zum Vortheil. Denn wir stimmen dem Vrf. nicht bei, wenn er in Betreff jener zwei Arten von Fragen (S. 11) bemerkt: quae quamquam diversae videntur, tamen ratione magis quam rerum veritate sunt disiunctae. Auch wenn wir nicht, was er mit Recht vermieden wissen will, aus der Reihe der Beispiele eins herausnehmen, sondern mehrere nebeneinander betrachten, dürfte sich das Falsche jener Bemerkung erweisen. Oder lassen sich — wenn man von des Vrf.s oben erwähnter Erklärung des Accusativ: ut actionis ipsum obiectum ita motionis quasi propositum et petitum finem significat ausgeht — die (S. 16) von ihm neben einander gestellten Sätze rtam yatî Saramâ gâ avindat: rectâ incedens (viâ) S. invenit boves und madhupeyam yâtam: ad dulcem potum venite beide der zweiten, muß man nicht vielmehr jenen der ersten, diese der letzteren Bedeutung zuweisen? und verhalten sich nicht τὴν ταχίστην, μακράν, τὴν ὀρθήν, χρόνον, ἦμαρ δήν, primum, iterum (vielleicht auch protinam) in gleicher Weise zu ἀκμήν, ἄντην, rus, foras (vgl. S. 12 u. 13)?

Thut hier die Vermischung von nicht Zusammengehörendem Eintrag, so ist andrerseits die Weise der Sonderung der einzelnen Casus in Betreff des terminus in quem über's Ziel hinausgehend: So soll der Acc. locum qui peteretur, der Locat. eum ad quem perveniretur (weiter unten (S. 24) gilt, wie schon erwähnt, auch vom Locat. ut locum universe describeret, sive quo quid fieret sive qui peteretur), der Ablativ directionis finem, unde penderet ipsa directio (S. 20) bezeichnen. Das letztere scheint der Vrf. selbst einer gesunden Anschauung zuwider gefunden zu haben, denn als wollte er Seltsames mit Seltsamerem erklären, fährt er fort: quid quod vel genetivus idoneus visus est, qui iungeretur cum iis verbis, quae eminus vel animo magis aliquid appeti significant (ebend.).

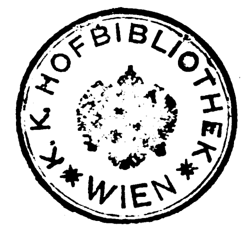
Die besondere Aufmerksamkeit, die der Vrf. den (S. 8 u. 9) Adverbien zuwendet, begründet er damit, daß sie die ursprüngliche Bedeutung der Casus am besten kennen lehren; sie als

Reste einer Verbindung können auf eine ältere Zeit zurückweisen als die in lebendiger Verbindung gebrauchten Nomina. Ist hingegen nicht zu bedenken, daß grade weil sie Reste sind, ihre eigene urspr. Bedeutung nicht so leicht zu finden und bei deren Ergründung der Willkür Thür und Thor geöffnet ist? Vielleicht meint dies der Vrf., wenn er von einem error spricht, dem er durch Zusammentragen vieler gleichartiger Beispiele vorzubeugen empfiehlt. Uns freilich scheint dies Mittel nicht ausreichend, so lange nicht die Grundbedeutung der Casus auf andere Weise ermittelt ist.

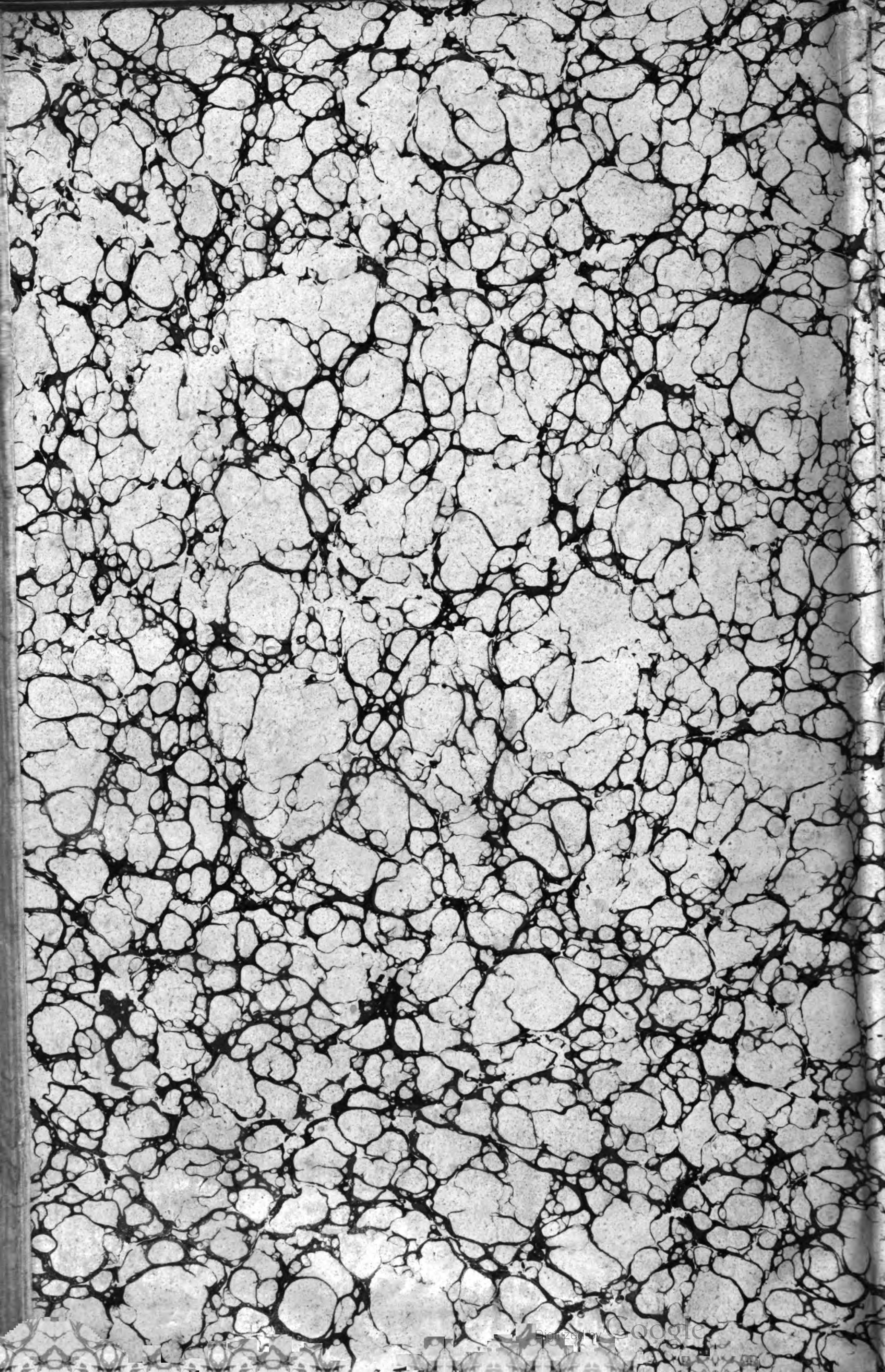
Im zweiten Theile seiner Abhandlung bespricht der Vrf., wie schon bemerkt, die zu Präpositionen gewordenen Adverbia, welche den terminus in quem bezeichnen, sie mögen noch als solche eine selbständige Stellung im Satze einnehmen oder mit Verba verbunden sein oder als Präpositionen vor bestimmten Casus stehen. Die (hier auch aus dem Gothischen) reichlich beigebrachten Beispiele ergeben, daß der Accusativ mit unverhältnißmäßig mehr Präpositionen dieser Art verbunden sein wird als die übrigen Casus. Dies erklärt der Vrf. (S. 54) so: antiquissimo quidem tempore singuli casus quos in priore capite enumeravit auctor paullatim adhibiti sunt ad terminales locutiones; postquam autem adverbiorum illa oppositio inventa est, iam multo minus egebant ceteris casibus itaque accusativus novis viribus sumptis ceteros casus paene oppressit, qui non modo ipsi sed multo magis iuncti praepositionibus inde ex illo tempore exolescebant. Dies stimmt jedoch nicht völlig zu dem S. 21 erörterten, wonach die Adverbia den einzelnen Casus, also dem Locativ und Genitiv nicht minder denn dem Accusativ, als Stützen beigegeben wurden, um mit ihnen die Casusfunktionen zu verrichten. Denn danach hätten auch die anderen Casus frische Kraft erlangen müssen, um ihre specielle von der Bedeutung des Accusativ doch verschiedene Nüance des terminus in quem zu bezeichnen.

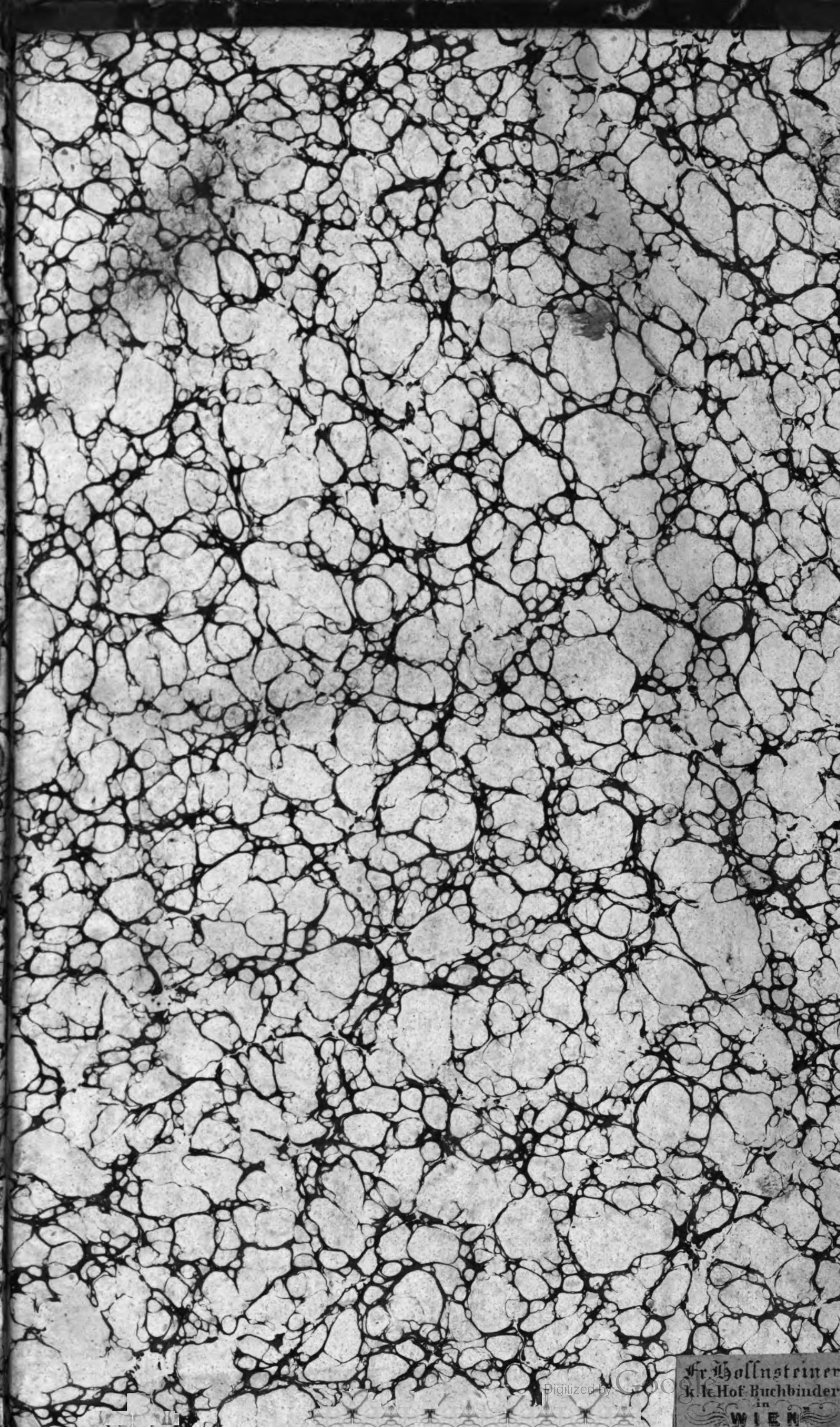
Dr. Holzman.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.








Fr. Hollnsteiner
k. k. Hof-Buchbinder
in
WIEN
Digitized by Google

